Oecon.
779-1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

105-106.
Hievon fehlen p. 113, 114, 175-187, 258-263, 266-
271, 422-427.

m: 15/8 1828. Kraemer.

<36608305190015

<36608305190015

Bayer. Staatsbibliothek

R

Handbuch
für
praktiſche
Forſt- und Jagdkunde.

Erſter Theil, A bis F.

325

Handbuch
für
praktiſche
Forſt- und Jagdkunde,
in alphabetiſcher Ordnung
ausgearbeitet

von einer
Geſellſchaft Forſtmänner und Jäger.

Erſter Theil, A bis F.

Leipzig, im Schwickertſchen Verlage. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Allgemein iſt man wohl darüber einverſtanden, daß Forſt- und Jagdkenntniſſe zu den wirklichen Wiſſenſchaften mit gehören; nur ſeichte Köpfe möchten dieſe Wahrheit beſtreiten, und Forſtmänner und Jäger noch wie vormals unter die mechaniſchen Arbeiter reihen. Schon längſt iſt es ausgemachte Sache, daß der Forſtmann zu ſeinen eigentlichen Brodwiſſenſchaften eine Menge Nebenkenntniſſe beſitzen, mithin ein wiſſenſchaftlicher Mann ſeyn muß, wenn er im Stande ſeyn will, nach richtigen Grundſätzen zu handeln, wovon ſich der Leſer unter dem Artikel **Forſtwiſſenſchaft**, mit mehrerem überzeugen kann.

Wollte man beim Jäger das bloße Schießen für Hauptwerk halten, ſo wäre es freilich unnöthig, wiſſenſchaftliche Kenntniſſe von ihm zu fordern, weil ein gutes Geſicht und Uebung den Meiſter hierin machen: aber welch eine Menge von Kenntniſſen aus der Naturkunde bedarf er, um mit ſolcher Ordnung zu erlegen und zu fangen, die mit der Natur der Thiere völlig übereinſtimmt, und wobei zugleich der ökonomiſche Nutzen beabſichtiget wird? Muß nicht der Jäger ſeine Jagden ſo einzurichten verſtehen, daß ſie den Holzungen unſchädlich ſind — und in wie vielen Fällen ſind mathematiſche Kenntniſſe dem Jäger nicht eben ſo nothwendig als dem Forſtmann?

Vormals war es freilich hinlänglich, wenn der bloß mechaniſch erzogene Jäger, der ſeine Jagdmethoden auf eine höchſt elende Empyrie und den dümmſten Aberglauben gründete, wodurch in den damaligen finſtern Zeiten ſeine Geſchäfte bei vielen wohl noch obendrein einen gewiſſen Schein von Wichtigkeit erhielten — ſich zur Verwaltung eines Revieres für tüchtig anmeldete. Hatte der Mann eine gute Bildung, einen robuſten und ſtarken Körperbau, konnte er derb fluchen, die Unterthanen unbarmherzig behandeln — ſo beſaß er nach damaliger Sitte und Gewohnheit alle Qualitäten, um durch Hülfe guter Gönner ein Revier, und mit dieſem die Aufſicht und Verwaltung der Holzungen anvertrauet zu bekommen.

Allein die Zeiten haben ſich außerordentlich geändert; denn Unwiſſenheit iſt nicht mehr das Loſungswort der Jäger, ſeitdem man ſich bemühet hat, diejenigen Kenntniſſe zu beſtimmen, die nicht nur dem Mann als Jäger ſondern auch, und zwar vorzüglich, als Forſtmann zu wiſſen unentbehrlich ſind. Daß dieſes aber viel Widerſpruch gefunden hat, und mithin ſehr langſam damit hergegangen iſt, ſoll hier nicht weiter erörtert werden, indem der Leſer die genaueren Umſtände unter den Artikeln **Forſterziehungsanſtalt** und **Forſtgeſchichte**, finden kann.

Den großen Fortſchritten in der Naturkunde hat man unſtreitig die wichtigſten Verbeſſerungen ſowohl im Forſt- als Jagdweſen zu verdanken, ja dieſen Fortſchritten mehr, als dem eingetretenen Holzmangel. Letzterer gab zwar die Veranlaſſung, daß die gleichſam träumenden Finanziers aus ihrem Schlafe erwecket wurden; in der Naturkunde ſuchte man aber die vorzüglichſten Hülfsmittel, um reelle Verbeſſerungen machen zu können.

Daß indeſſen die Jäger auch ihrer Seits etwas zur Erweiterung der Naturkenntniſſe beigetragen haben, iſt nicht in Abrede zu ſtellen. Denn mit unter gab es immer Jäger, die ihr Metier nicht ganz handwerksmäßig trieben, und daher die Naturkenntniſſe als unzertrennlich von ihrem Metier anſahen, und ſich ſolche durch fleißige Nachforſchungen zu erwerben beſtrebten. Dieſe waren es auch, welche den Naturforſchern vorarbeiteten, ihnen die erſten Materialien zu ihren nachherigen Syſtemen lieferten, und ſie zuerſt über den Wohnort, Aufenthalt, Nahrung, Fortpflanzung und Nutzen oder Schaden der Thiere belehrten. Die Naturforſcher haben auch die von den Jägern angeſtellten Nachforſchungen und Erfahrungen zum Theil benutzet, und das, was dieſe entdeckten, wiſſenſchaftlich geordnet und in Syſteme gebracht.

So viel das Thierreich den Naturforſcher nur immer beſchäftiget hat, beſonders in Rückſicht der Mühe, die höchſt falſchen Begriffe der Jäger zu unterſuchen und zu berichtigen, vorzüglich aber ihre aberglaubiſchen Meinungen zu zernichten; ſo hätte die Naturkunde in Rückſicht der Holzungen, wobei die Nachrichten der Jäger ſo nöthig eben nicht waren, weit eher Nutzen ſchaffen können — hätte nicht Unwiſſenheit und hartnäckiger Eigenſinn der meiſten Jäger ſo viele Hinderniſſe der guten Sache entgegen geſtellt. Sie waren einmal wegen der Jagd zu große Lieblinge der Fürſten, und wenn ja mit unter ein vernünftiger Vorſchlag gethan wurde, ſo wußten ſie ihren Einfluß dennoch ſo zu benutzen, daß man ihnen in allem, was nur Jagd, Wald und Holz hieß, nach eigenem Gutdünken und Belieben ſchalten und walten zu können, freie Hand ließ.

Die Deſpotie der vormaligen Jäger erſtreckte ſich auch faſt über alles, was nur zu Gottes Erdboden gehörte. Ohne ihre Erlaubniß durfte ſich ehehin niemand unterſtehen, nur irgend etwas nützliches im Walde aufzuſuchen, noch weniger als Nutzen bringend anzurühmen; ja man hat Beiſpiele, wo ſie die Betreibung nicht unwichtiger Bergwerke hinderten, unter dem elenden Vorgeben, daß das Wild dadurch geſtört werde. Dieſes kann man faſt dem Anſehen zuſchreiben, in welchem in ältern Zeiten die Jäger ſtanden und von Rechts wegen ſtehen mußten. Denn ſie waren es, welche die wilden Thiere, die vormals in Deutſchlands Wäldern ſo häufig wohnten, oft mit eigener großer Lebensgefahr verfolgten, und nach und nach ausrotteten, und dadurch ihre gleichzeitigen Bewohner ſowohl als die Nachkommen vor ſolchen ſicherten. Ferner waren ſie auch Gebieter und Aufſeher über Teiche, Bäche und Flüſſe, und neben den vermeintlichen Forſtkenntniſſen, war es ein weſentliches Erforderniß eines Jägers, daß er in allem, was zur Fiſcherei gehörte, erfahren ſeyn mußte. Daher findet man auch in den ältern Forſt- und Jagdſchriften das Fiſchereiweſen gewöhnlich mit abgehandelt. In neuern Zeiten iſt jedoch in den meiſten Ländern das Fiſchweſen vom Jäger gänzlich getrennet worden, und dieſe Trennung veranlaßte in der Folge den Vorſchlag, daß auch die Jagd vom Forſtweſen getrennet werden müßte, ſollten anders in letzterem beſſere Fortſchritte gemacht werden.

Obſchon man dieſen Vorſchlag in einigen Ländern wirklich zu realiſiren ſucht, ſo dürfte aber dieſe Trennung von geringem Nutzen, ja der Forſtkultur noch eher ſchädlich ſeyn. Zwei Männer, die einen und denſelben Forſt, zweier in vielen Fällen einander ganz

entgegengeſetzter Abſichten halber, begehen, zumal wenn Leidenſchaft mit im Spiel, noch mehr wenn die Jagd Lieblingsſache des Fürſten iſt — werden gewiß auch immer einander entgegen arbeiten. Der Forſtmann wird ſäen und pflanzen, und der Jäger wird durch das Wildpret alles wieder verderben laſſen. Das abſtändige Holz abzuſchlagen, wird der Jäger oft verhindern, damit der Wildſtand nicht geſtöret werde, und ſo möchten ſich tauſenderlei Widerſprüche zeigen, vor deren Unterſuchung und endlichen Abſtellung der Forſt vielleicht ſchon längſt bis zum höchſten Verfall gekommen ſeyn würde.

Mehrere, ſelbſt leidenſchaftliche Forſtmänner, ſtimmen daher mit Recht auf die beizubehaltende Vereinigung des Jägers mit dem Forſtmann, weil bei dieſer, auch bei nur mittelmäßigen Kenntniſſen eines Förſters, ſich allerdings mehr Nutzen, als bei einer Trennung, erwarten läßt. Denn alles kömmt doch darauf an, daß der Forſtbediente beſſere Bildung erhält, und hat er dieſe, ſo wird er auf die Erhaltung und den Flor ſeiner Holzungen gewiß mehr, als auf eine dieſelben zerſtörende Wildbahn, bedacht ſeyn, zumal wenn im Lande eine gute Forſteinrichtung überhaupt zur Richtſchnur dient.

Ueberdieß nehmen die Anordnungen in Forſtſachen, auch bei dem größten Revier, nicht alle Zeit hinweg, daß nicht noch einige zur Jagd übrig bleiben ſollte, zumal der größte Theil Forſtbedienten ohnehin Burſche zu ihrer Beihülfe halten, und nach der Einrichtung zu halten genöthiget ſind. Während der Forſtbediente mit ſeiner Büchſe oder Flinte das Revier durchwandert, hat er zugleich Gelegenheit, ſich von der Beſchaffenheit ſeiner Waldungen überhaupt, als

insbeſondere ſeiner Anſaaten und Anpflanzungen zu unterrichten, und oft wird er der Jagd halber auf Plätze ſtoßen, wo er vielleicht außerdem noch in langer Zeit nicht hingekommen wäre, und wo er gleichwohl etwas entdeckt, das eine nicht aufzuſchiebende Abänderung erfordert. Viele Forſtfrevel dürften außer dieſer Verbindung nicht zur rechten Zeit, und die meiſten gar nicht entdeckt werden. Unter allen dieſen Umſtänden, und mit gänzlicher Entſagung der Jagd, die zu manchen Zeiten gleichſam zu einer vergnügenden Erholung dient, möchte ſelbſt der eifrige Forſtmann endlich ſeinen Fleiß einſtellen.

In dieſer Rückſicht — zumal auch in den meiſten Ländern eine Trennung nach der einmal eingeführten Verfaſſung nicht leicht vorzunehmen, und wegen des Koſtſpieligen nicht wohl ausführbar iſt — hat man daher in gegenwärtigem Handbuche auch alles, was zur Jagd gehört, ſo vollſtändig als es dem Plane nach nur möglich war, mit abgehandelt, damit der junge Forſtmann, neben den Forſtſachen, auch über die nöthigſten Jagdſachen ſich Unterricht verſchaffen könnte. Sachen zur Fiſcherei gehörig hingegen, ſind aus obigen Gründen ganz übergangen worden. Zwar iſt es nicht das erſte Werk in ſeiner Art: denn ſchon mehrere ſind von Zeit zu Zeit erſchienen; aber noch keins iſt da, worin der junge Forſtmann und Jäger das, was neue geläuterte Grundſätze und bewährte Erfahrungen im Forſt- und Jagdweſen lehren, in der Geſchwindigkeit finden kann. Eine jede andere Wiſſenſchaft kann neuere Encyklopädien, Wörterbücher, Onomatologien, und wie ſie ſonſt Namen haben mögen, aufweiſen; nur in der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft fehlte ein dergleichen Handbuch, worin nämlich nicht blos eine trockne Erklärung der Terminolo-

gien, ſondern wo auch zugleich das, was dem Anfänger zu wiſſen nöthig iſt, ſo ausführlich, als es für ihn hinlänglich, abgehandelt wird.

Freilich wohl hat man über jeden Gegenſtand des Forſt- und Jagdweſens ausführlichere Abhandlungen, und faſt über die meiſten eigene Schriften, ſogar ſtehet dem Wißbegierigen frei, oft unter vielen zu wählen; allein vieles Leſen iſt weder eines jeden Sache, noch hat ein thätiger Forſtmann dazu Zeit genug übrig, und viele wiſſen unter der Menge die für ſie nöthigſten und brauchbarſten Schriften nicht zu wählen. Geſetzt aber, ſie könnten es, oder würden in der Wahl geleitet; ſo werden es doch eines jeden Vermögensumſtände nicht erlauben, ſich eine Menge von Büchern anzuſchaffen, und wie viele giebt es nicht, die die Schriften gar nicht kennen, welche die Materien bearbeitet haben. Um daher den Mehrbegüterten in Erweiterung ſeiner Kenntniſſe nicht zu beſchränken, im Gegentheil ihm Gelegenheit zu Befriedigung ſeiner Lernbegierde zu verſchaffen, ſind die eigentlichen Forſt- und Jagd- inngleichen andere dahin einſchlagende Schriften, unter **Forſtlitteratur**, ſo vollſtändig als möglich aufgeführet worden, damit ſich der junge Forſtmann nicht nur die Litteraturkenntniſſe in ſeinem Fache überhaupt verſchaffen, ſondern auch darunter ſich auswählen kann.

Um alſo jungen Forſtmännern und Jägern ein Buch in die Hand zu geben, worin ſie über jeden Gegenſtand ihrer Beſtimmung und ihrer Geſchäfte ſich Raths erholen könnten, haben ſich mehrere Forſtmänner vereiniget, in der Abſicht, die verſchiedenen Theile ihrer Wiſſenſchaft praktiſch zu bearbeiten, zu ſammeln und dann zu ordnen, und durch dieſe gemeinſchaftliche

Arbeit iſt gegenwärtiges Werk entſtanden, wobei folgende Umſtände vorzüglich beabſichtiget wurden.

Alle und jede Verrichtungen eines Forſtmannes ſind praktiſch und ſo deutlich als möglich abgehandelt, beſonders iſt in Anſehuug der Holzkultur auf die Verſchiedenheit der Lage, des Bodens. des Klima ꝛc. Rückſicht genommen worden, um dem jungen Forſtmann den ſo nöthigen Wink zu geben, daß nicht jede Holzart auf jedem Boden und in jeder Gegend angebauet werden kann. Alle deutſche Holzarten, und außer dieſen auch diejenigen ausländiſchen, die nach gemachten Verſuchen als nationaliſirte zu betrachten, und mit Vortheil in deutſchen Wäldern anzubauen ſind, findet man genau beſchrieben, und bei jeder iſt die Art und Weiſe ihrer Kultur hinlänglich angezeigt worden. Zugleich iſt mit berührt worden, zu welchem verſchiedenem Gebrauch eine jede Holzart und derſelben einzelne Theile dienen. Deshalb mußte auch aller Forſtnutzungen, als des Harzſcharrens, Pechſiedens, Aſchebrennens, Pottaſchenſiedens ꝛc. beſonders aber der wichtigeren Forſtgegenſtände, z. B. der Köhlerei und des Floßweſens, gedacht werden.

Für vorzüglich nöthig fand man auch, eine Anleitung zur Ausmeſſung, Taxation, Cubikrechnung ꝛc. zu geben, und nebſt der Anweiſung zum Anſäen, Anpflanzen, auch der Anlegung und Führung der Holzſchläge zu gedenken, ingleichen wie eine jede techniſche Arbeit im Holze überhaupt verrichtet werden muß. Von verſchiedenen anderen, aber immer zu wiſſen nöthigen Nebendingen, die hier zu wiederholen zu weitläuftig ſeyn würde, kann ſich ein jeder beim Gebrauch des Buches, durch die jedesmalige Hinweiſung auf die Nebenartikel, auf eine bequeme

Art Unterricht verſchaffen. Jedoch um den Leſern die Mühe nicht zu verdoppeln, hat man die Trennung der Abhandlungen, ſo viel es nach der Einrichtung des Werkes ſchicklich war, möglichſt zu vermeiden geſucht.

In Anſehung des Jagdweſens ſind nicht nur alle Arten der Jagd, ſelbſt diejenigen, die jetzt zum Glück nur noch äußerſt ſelten angeſtellt werden, angezeigt und beſchrieben, ſondern es iſt auch bei jedem Thier der ihm eigenen ſchicklichen Art, daſſelbe zu jagen oder zu fangen, noch beſonders gedacht worden. Vorzüglich hat man darauf Bedacht genommen, den bei vielen Jägern ſich noch immer fortpflanzenden Aberglauben augenſcheinlich lächerlich oder auch vergeſſen zu machen. In der Beſchreibung der Thiere, welche eigentliche Gegenſtände des Jägers ſind — denn die Haus- oder überhaupt zum ökonomiſchen Gebrauch dienenden Thiere, ſo wie auch die weder in Deutſchland wohnenden, noch auf ihren Zügen dahin kommenden ausländiſchen Thiere und Vögel ſind ganz übergangen worden — iſt man faſt wörtlich dem Herrn **Bechſtein** gefolgt, wenigſtens findet man in keiner Naturgeſchichte ſo vieles mühſam zuſammengetragen, und mit eigenen Beobachtungen beſtätiget oder verworfen, als Herr **Bechſtein** mit eiſernem Fleiß in der ſeinigen geliefert, und auf den Forſtmann und Jäger beſonders anwendbar gemacht hat. Mancher alter Jäger wird in dieſen Beſchreibungen tauſenderlei Dinge finden, die ihm entweder bisher noch völlig unbekannt waren, oder die er ſich doch nicht ſo, wie ſie in der Natur wirklich gegründet ſind, erklären konnte. Und darin liegt gerade der hauptſächlichſte Grund von dem Schwall abergläubiſcher Dinge, welche ſich vormalige Jäger als Wahrheiten vorſtellten, und die ſo tief Wurzel faßten, daß bis auf den heutigen Tag bei den Jägern viele noch nicht aus-

auszurotten waren. Hierdurch iſt aber das Bechſteiniſche Werk keinesweges unnöthig gemacht worden, weil manches abgekürzt werden mußte, um den Raum zu ſparen. Bemittelte werden daher wohl thun, in dem genannten Werke ſelbſt nachzuleſen, um ſich von den Beſchreibungen den genaueſten Unterricht zu verſchaffen. Noch iſt auch hiebei anzuführen nöthig, daß die angegebenen Maße bei Thieren und Vögeln, nach Leipziger oder gemeinem Werkfuß angenommen ſind.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß der Forſtmann und Jäger auch richtige Begriffe vom Forſt- und Jagd-Regal, desgleichen vom Forſt- und Jagdrecht haben muß, und deshalb ſind auch die dahin einſchlagenden Artikel mitgenommen worden.

Damit der Forſtmann und Jäger ihre Beſchäftigungen in jedem Monate mit einem Blick überſehen können; ſo hat man ſie unter den Namen der Monate ſo ausführlich als möglich angezeigt.

Um Verwirrung unter der Menge deutſcher Nomenclaturen zu vermeiden, bemühete ſich Herr von **Burgsdorf** zuerſt, jeder Holzgattung einen ihrer Art und übrigen Eigenſchaften angemeſſenen Namen zu geben, und es wäre nützlich und nöthig, daß alle Forſtmänner, ſo wie es bereits viele thun, dieſe Namen beibehielten, damit einmal durch ganz Deutſchland einerlei Benennung eingeführt würde. Denn faſt in jedem Kreiſe, ja faſt in jedem einzelnen Lande derſelben führt jede Holzart einen beſondern Namen, daher es auch einem Forſtmann oft ſehr ſchwer wird, ſich allgemein verſtändlich zu machen, zumal wenn er die Benennungen der Naturforſcher, als des **Linne'**, **Büffon**, **Latham**, **Pennant** ꝛc. nicht genau weiß, oder ſie doch der andere nicht kennt.

Eben ſo verhält ſichs auch mit den Namen der Thiere und Vögel, die faſt noch häufiger und wegen des unangemeſſenen, auch unverſtändlicher ſind, wodurch auch ſehr oft eine Verwirrung unter Geſchlechtern, Gattungen und Arten entſtanden iſt. Daher hat ſich Herr **Bechſtein** auch dadurch ein nicht geringes Verdienſt erworben, daß er paſſende Trivialnamen für die Arten gewählt hat, um im Stande zu ſeyn, ſich in der deutſchen Sprache jedem, gelehrten und ungelehrten, Naturkenner verſtändlich zu machen.

Zu der ſo nöthigen allgemeinen Nachahmung hat man deshalb auch in gegenwärtigem Werke beitragen wollen, indem dieſe Namen als Hauptbenennungen durchgängig beibehalten worden ſind; da jedoch noch Viele dieſer Benennungen unkundig ſind, und daher manche Holzart, Thiere und Gevögel, beim Aufſuchen gar nicht würden finden können, ſo ſind die übrigen Provinzialnamen mit eingerückt worden. Um ſie aber einzeln zu finden, und überhaupt das Buch zum Nachſchlagen, wozu es doch hauptſächlich mit beſtimmt iſt, brauchen zu können; ſo ſollen zu Ende die ſämtlichen Namen und Kunſtwörter, welche nämlich nicht als Hauptbenennungen aufgeführt ſind, ſowohl in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache, als beſonders die häufigen deutſchen in Regiſtern aufgezeichnet werden.

Bekanntlich haben auch viele Verrichtungen des Forſtmannns ſowohl als Jägers, Nutzhölzer, Floßſachen u. dergl. mehr, in verſchiedenen Ländern verſchiedene Benennungen; dieſe hat man ſorgfältig geſammelt und mitgenommen, damit ein jeder beim Leſen oder Hören eines ſolchen Provinzial-Worts oder Ausdrucks, ſich ſogleich davon, was darunter verſtanden wird, unterrichten kann.

Ueber den Werth der Abhandlungen hat das ſachkundige Publikum zu entſcheiden, und werden ſie deſſen Beifall erhalten, ſo wäre es eigentlich unnöthig zu wiſſen, wer die Verfaſſer ſind; denn es kommt doch immer lediglich darauf an, ob die Arbeit das, was das Publikum zu fordern berechtiget iſt, nämlich Belehrung durch gründliche Wahrheit, enthält. Da jedoch in vielen Fällen das Geſagte ungleich mehr Eindruck macht, wenn die Verfaſſer ſich an die Spitze ihrer Arbeit ſtellen, und als Gewährsmänner derſelben auftreten; ſo werden ſie ſich zu Ende des Werks namhaft machen. Einige kennt das litterariſche Forſtpublikum ſchon als bewährte Schriftſteller, und die übrigen werden vielleicht auch vielen als gute praktiſche Forſtmänner von der rühmlichſten Seite bekannt ſeyn. Daß aber einige anonymiſch bleiben möchten, läßt ſich um deßwillen vermuthen, da unter manchen Artikeln Wahrheiten geſagt werden mußten, welche der Verhältniſſe der Verfaſſer halber, die Publicität ihrer Namen widerrathen. Sollte ſie ihnen auch nicht ſchädlich werden, ſo ſucht ſich doch gern ein jeder unruhige Stunden und unnöthige Beſorgniſſe zu erſparen, zumal auch aus Erfahrung bekannt iſt, daß Wahrheit, ſey ſie auch noch ſo gegründet, und noch ſo ſehr in Marzipan gehüllt, doch immer demjenigen, welchen ſie zunächſt angeht, wie Aloe ſchmeckt, ſo daß der ſonſt gerade und offene einſichtsvolle Mann gleichwohl oft auf Rache denkt.

Blumichten Stil wird man von einem Buche dieſer Art wohl nicht verlangen; denn praktiſche Wahrheiten vertragen kein dergleichen Gewand; eben ſo wenig kann man eine durchaus gleichmäßige Schreibart erwarten, weil viele Artikel, ſo wie ſie eingeſchickt wurden, wörtlich abgedruckt worden ſind. Einige Mit-

arbeiter werden zwar ihre Abhandlungen in abgeänderter Form leſen, jedoch nicht in Abſicht des Weſentlichen, ſondern nur hie und da fand man den Stil, der nicht eines jeden praktiſchen Mannes Sache iſt, zu ändern, und etwas zu derbe Ausdrücke mit gemäßigteren zu vertauſchen für nöthig. Dieſe getroffene Veranſtaltung wird man ſo wenig mißbilligen, als dieſes, daß manche Abhandlungen mit den bewährteſten neueren Schriften verglichen, und weſentliche Umſtände, die übergangen waren, ſchicklichſtermaßen eingeſchaltet worden ſind. Die Namen der würdigen Männer, deren Schriften vorzüglich benutzt worden ſind, brauchen hier nicht wiederholt zu werden, da man ſie unter **Forſtgeſchichte** finden kann; gegenwärtig aber ſey ihnen der gebührende Dank dafür geſagt!

Daß manche Meinungen und Grundſätze, ſelbſt neuerer Schiftſteller, hie und da widerlegt worden ſind, hofft man nicht, daß es für Vielwiſſerei erklärt werden möchte; denn nicht in der Abſicht geſchah es, um zu tadeln, ſondern zu berichtigen, nämlich das, was mehrere durch vieljährige praktiſche Erfahrungen beſtätiget geſehen hatten, mit Ernſt anzuempfehlen. Schließlich empfehlen ſich ſämmtliche Mitarbeiter dem Wohlwollen ihres leſenden Publikums, mit dem aufrichtigſten Wunſch, daß ihre Bemühungen unter jungen Forſtmännern und Jägern vielen Nutzen ſtiften mögen.

Zur Nachricht für Anfänger dient folgende Erklärung der abgekürzten Wörter.

Lat.	bedeutet:	Lateiniſch.
Fr.	— —	Franzöſiſch.
Engl.	— —	Engliſch.
Linn.	— —	Linnée.
Lath.	— —	Latham.
Penn.	— —	Pennant.
Buff.	— —	Buffon.
Erxl.	— —	Erxleben.
Schr.	— —	Schreber.
Gmel.	— —	Gmelin.

Aus Verſehen iſt der Artikel: Ballhetzen, beim Abdruck weggelaſſen, zu Ende dieſes Erſten Theils aber nachgeholet worden, wo man ihn daher zu ſuchen hat.

Bayerische Staatsbibliothek München

A

Aasgeyer, ſiehe Haſengeyer.

Aasjäger, Fr. le Boucanier; wird von ächten Jägern ein ſolcher Afterzunftgenoſſe genannt, welcher ohne Schweißhund zu Holze ſchießet, und dadurch dem Fuchſe und andern Raubthieren manche willkommene Beute zuliefert, oder ſonſt dem edlen Weidwerk auf eine unweidmänniſche Art oblieget.

Abäſen, Abraſen, Fr. viander; abäſen thut der Hirſch und das Wildpret, wenn es auf jungen Schlägen die Sommerlatten und das junge Holz, auf den Feldern die Aehren von dem Getraide abbeiſſet, oder auch im Winter die Rinde von ſaftigen Bäumen abſchabet. Abraſen hingegen ſagen einige Jäger, wenn ſich das Wildpret auf einer Wieſe äſet.

Abbiß, Fr. le Coup de dent; geſchieht in Wäldern von Hirſchen, Rehen, unter den zahmen Thieren von Hornvieh, Schaafen und Ziegen, wenn ſie auf den jungen Laubholz-Schlägen die Sommerlatten, und in Nadelhölzern die friſchen Jahrestriebe ſo abbeiſſen, als wenn ſie mit einem ſcharfen Meſſer wären abgeſchnitten worden. Der Abbiß geſchieht auch von den Auerhähnen an den zwey-bis dreyjährigen Kiefern- Fichten- und Tannenpflanzen; von Haſen zur Winterszeit an den jungen Buchen. Wenn der Forſtmann dieſes bemerkt, ſo erfordert es ſeine Schuldigkeit, im erſten Falle mehr auf einen guten Waldbeſtand, als auf die Menge des Wildes zu achten, und daher alles Wild auf den jungen Schlägen und Anſaaten wegzubirſchen, und dadurch dem weitern Ruin der Forſte vorzubeugen, weil der Schade, welchen das Wild an den jungen Holzungen verurſacht, außerordentlich beträchtlich iſt. Wäre ihm dieſes nicht verſtattet, wenn nämlich der Herr mehr auf die Wildbahn als auf die Forſte ſieht, oder wenn ein anderer das Jagdrecht im Walde hat, ſo bleibt dem Förſter freylich wei-

ter nichts übrig, als ſeine Zuflucht zu Verzäunungen zu nehmen.

Im zweyten Falle, wenn der Abbiß durch zahmes Vieh geſchieht, muß er dergleichen junge Schläge von der Huthung, wenn ſie nicht ganz abzuſtellen iſt, ſo lange ausſchlieſſen, bis dem Viehe der Anflug aus dem Maule gewachſen iſt.

Ganz anderer Meinung war freylich noch vor Kurzem ein gewiſſer Forſtmann, welchem in manchen andern Stükken gute Kenntniſſe nicht abzuſprechen ſind. Dieſem, da er die Aufſicht über einige nahliegende Reviere hat, wurde von dem Forſtbedienten des einen angezeigt, daß das Wildpret ſeine ganze vortreffliche Pflanzung durch den Abbiß verdorben habe. Ei! erwiderte der die Aufſicht habende Forſtmann, laſſen Sie ſich dieſes lieb ſeyn; dieſe Pflanzen erhalten nun einen deſto beſſern Wuchs, und ſchieben deſto mehr in die Höhe! Dieſes unverzeihlichen Irrthums mußte man wohl hier gedenken, weil vielleicht mehrere ſich klug dünkende Forſtverſtändige gleicher Meinung ſeyn möchten.

Abblaſen, Fr. ſonner à la retraite; geſchieht bey allen Hauptjagen von der Jägerey, wenn ſie, nachdem das vorgejagte Wildpret von der Herrſchaft erlegt worden, in gleicher Ordnung, wie ſie zu Holze gezogen, mit dem gewöhnlichen Waldgeſchrey wieder nach dem Schirm zieht, und alsdenn mit Flügel- und Hüfthörnern das Jagen abbläſet. S. unter Hauptjagen.

Abblatten, Fr. ôter les feuilles; iſt, wenn einem Baume die Blätter genommen werden, welches die Eſche und der weiße Maulbeerbaum am beſten vertragen können. Denn wenn man der Eſche mitten im Sommer alle ihre Aeſte mit dem Laube nimmt, ſo ſchadet es ihr nichts, und ſie treibet friſche Zweige, Reiſer, Aeſte und Blätter; und der weiße Maulbeerbaum treibet, wenn man ſeine Blätter nimmt, friſche Blätter.

Da aber die Blätter eigentlich die Lungen der Bäume ſind, indem ſie vermöge ihrer Sauggefäſſe an der Oberfläche eine anziehende Kraft, und am untern Theile eine ausdünſtende Kraft haben; mithin, wenn ein Baum die Blätter verliert, ſelbiger dadurch außer Stand geſetzt wird, die Feuchtigkeiten aus der Luft zu empfangen: ſo muß ein Forſt-

mann das Abblatten auf alle Weiſe zu verhindern ſuchen; ſ. auch unter Laubſtreifeln.

Abblühen, Verblühen, Fr. ceſſer d'être en fleur; heißt, wenn nach geſchehener Befruchtung die Blumen ihre Blätter fallen laſſen. Abblühen, défleurir, ſagt man auch, wenn die Blumenblätter nach vorhergegangener Befruchtung verwelken, und die Blüthe verdirbt.

Abbrechen, Fr. détacher; thut der Jäger die Hunde, wenn ſie ſich an einer Sau oder ſonſtigem Wilde verfangen oder verbiſſen haben. Hierzu iſt nöthig ein hölzerner Knebel, welcher 16 Zoll lang, und etwas ſtärker als ein Daumen, auch an einem Ende etwas ſtumpfſpitzig iſt, womit das Maul aufgebrochen, und ſo der Hund von dem Wildpret abgebrochen wird. Damit aber der Jäger nicht ſelbſt von der Sau beſchädigt werde, muß er ſelbige vorher abfangen.

Abbrechen, Fr. retrancher; wird geſagt, wenn, nachdem etwas mit dem Leithunde beſtätiget, oder auf dem Schnee eingekreiſet worden, ſolches mit dem Zeuge umſtellet werden ſoll, ſo ſuchet man gern die Ecken und lichten Oerter durch einen alten Weg oder Durchhieb abzuſchneiden, und das Jagen oder die Stellung enger und kleiner zu machen, und dadurch alſo Zeug, Zeit und Leute, mithin auch Koſten zu erſparen.

Abbrechen, Fr. caſſer, couper; geſchieht von armen Leuten, wenn ſie zu ihrem Leſeholze abgeſtorbene, dürre Aeſte abbrechen. Auch braucht man es bey krumm gewachſenem Holze, welches man zur Zierde und Erhaltung der Bäume abnehmen muß.

Abbrennen, Fr. brûler, être conſumé par le feu; wird von einem durch Gewitterſchlag oder Verwahrloſung entſtandenes Feuer ganz oder zum Theil niedergebrannten Wald geſagt. Die häufigſten Beiſpiele hat man von Nadelwaldungen, daher in ſelbigen die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit erforderlich iſt, damit kein Unglück durch Feuer entſtehen kann; ſ. unter Feuer.

Abbruch thun, Fr. faire perte; heißt es beym Birſchgang, wenn der Jäger dem Wildpret durch Schleichen und Vorbiegen außer dem Winde immer näher und ſchußmäßig anzukommen ſucht, um ſolches zu fällen.

Abbruch thun, Fr. apporter du dommage à la

chaſſe; heißt es von den Grenz-Nachbarn, wenn ſie nichts vom Wildprete ſchonen, ſondern alles, was ſie erwiſchen können, ohne Unterſchied todt ſchießen.

Abdrücken, Losdrücken, Fr. décharger; iſt, wenn der Jäger, indem er ſein Gewehr abſchieſſen will, den Finger an den Abzug ſetzt.

Aberglaube, Fr. la ſuperſtition; iſt, im theologiſchen Verſtande, ein ungegründeter Glaube, den man von einer Sache hat, und bedeutet den Irrthum, durch welchen man ſich von göttlichen Dingen falſche Vorſtellungen macht, und daraus Beweggründe ſeiner Handlungen hernimmt. In ehemaligen dunklen Zeiten war der Aberglaube größtentheils ein Werk der Prieſter, wodurch ſie das Volk theils zu Befriedigung ihrer Herrſchſucht, theils ihrer Gewinnſucht, irre führten, und daher kein Wunder, daß der Aberglaube bey allen menſchlichen Handlungen mit eingemiſcht wurde. Hievon kann man keine einzige Klaſſe Menſchen frey ſprechen, mithin auch nicht Forſtmänner und Jäger; ja von letztern beſonders könnte man ein langes Verzeichniß aufſtellen, wenn man alle abergläubiſche Dinge anführen wollte, welche ehemalige Jäger zur Richtſchnur ihrer Verrichtungen gemacht haben. Leider, ſo lächerlich auch manche ſind, finden ſie noch in unſern Zeiten, wo nicht bey vielen, doch gewiß bey manchen Eingang; und was das Schlimmſte iſt, ſo ſchaden viele der guten Sache. Unter der Menge ſollen hier nur einige angeführt werden; mehrere kommen hie und da unter den einzelnen Artikeln vor.

Es dürfe, ſagt man, kein Holz im zunehmenden, ſondern müſſe im abnehmenden Mond geſchlagen werden; denn im erſten Falle ſey es nicht gut. Ein vernünftiger Forſtmann richtet ſich nach der Jahres- nämlich der Saftzeit, ohne auf den Mond zu ſehen. — Es liege in der Natur, daß die Waldungen ſich in andere Holzarten verwandeln, daß z. B. auf einen Buchwald einer von Birken, und umgekehrt, folge, und zwar ohne Zuthun und Mitwirkung des Saamens. So wenig ein Aepfelbaum an die Stelle eines ausgerotteten Birnbaums wächſt, ſo wenig verwandeln ſich auch die Wälder ohne Saamen. — Alle künſtliche Anſaaten ſeyen unnütz; denn die Natur laſſe ſich nicht meiſtern. Die Erfahrung widerlegt zum Glück dergleichen Abge-

ſchmacktheiten von ſelbſt — Der Boden eines jeden abgetriebenen Holzſchlages erfordere Ruhe, und die Natur befördere ſeinen Anflug von ſelbſt, ſo bald er zum Wachsthum des Holzes wieder tauglich ſey. Der Anflug kann nicht eher erfolgen, als bis ein Saamenjahr kommt, und der wüſte Schlag mit Saamen überzogen wird, wenn nämlich der Strich des Winds eben dazu günſtig iſt. Wenn aber die günſtigen Umſtände nicht zuſammentreten, ſo wird aus dem Holzſchlag eine Lehde, ſtatt, wenn ſie wäre künſtlich beſäet worden, ein Stück Wald. — Das Anpflanzen wilder Holzſtämme tauge gar nichts, und ſey in keinem Falle mit dem Verpflanzen der Obſtſtämme in Vergleich zu bringen. Allerdings, und der Gegenbeweiſe liegen Tauſende zu Tage. — Bey der Holzſaat müſſe man auf gute Kalenderzeichen ſehen. Als wenn der Saame, der am Baume hängt, und den natürlichen Anflug bewirken ſoll, ſich auch nach den Zeichen im Kalender richte, da doch dieſer dann ausfällt, wenn die Zapſen oder Kapſeln ſich öffnen. — Nicht alle, ſagen einige, haben eine glückliche Hand zur Holzſaat oder Holzpflanzung. Aber an der Hand liegt es nicht, ſondern Unwiſſenheit und Nachläßigkeit ſind die Urſachen, warum es dem einen nicht gelingt, dahingegen durch Kenntniß und Fleiß des andern jedes Unternehmen mit glücklichem Erfolge belohnet wird.

In Anſehung der Jagd. Ein Birſchrohr müſſe recht gut ſeyn, das im November im Zeichen des Schützen geſchmiedet worden. Güte des Eiſens und Geſchicklichkeit des Künſtlers tragen zur Güte des Rohrs bey, aber gewiß nicht der unſchuldige November-Monat, und der noch unſchuldigere Planete. Eben ſo lächerlich iſt die Behauptung, daß der Schaft von einem Nußbaume, in welchen das Gewitter geſchlagen, müſſe verfertigt worden ſeyn. — Dem Wildpret und Jäger könne man einen Weidmann ſetzen. — Einer behauptet eine magiſche Weisheit bey dem Schwarzſpecht, wenn ihm ſein Neſt verſtopft wird. — Ein anderer ſpricht von dem nicht auszufindenden Zeiſigneſt, und ſeiner unſichtbar machenden Kraft. — Der Gukguk verwandele ſich nach Johannis in einen Sperber und Raubvogel. — Die Auerhenne werde fruchtbar durch den aufgefreſſenen Samen, den der Hahn fallen laſſe. — Un-

ter den Haſen gäbe es die meiſten Zwitter; ein Rammler verwandle ſich ein Jahr um das andere in eine Häſin. — Ob ein Thier einen Hirſch oder Thier trage, könne man daran bemerken, daß, wenn das Thier tiefer mit den Füſſen der rechten Seite eintrete, es einen Hirſch, ein Thier hingegen trage, wenn es tiefer mit den linken Füſſen eintrete. — Wenn eine Hündin läufig ſey, müſſe man auf den Lauf und Zeichen des Mondes Acht geben, und beſonders unter den Zeichen des Zwillings und Waſſermanns belegen laſſen, weil die Hunde, ſo in dieſen Zeichen geworfen, nicht wüthend, auch mehr Hunde als Hündinnen geworfen würden. — Wenn der Jäger zu Holze ziehe, um einen Hirſch zu beſtätigen, und ihm ein Haſe, Rebhuhn oder anderes Gevögel, oder zaghaftes Thier aufſtoße, ſey es eine ſchlimme Vorbedeutung; begegne ihm aber ein anderes Thier, ein Wolf oder Fuchs, oder ſonſt ein Vogel, z. B. ein Rabe u. dgl. mehr, auf deren Flug, Geſang und Geſchrey man viel zu halten pflege, ſo ſey es ein Zeichen von guter Bedeutung. — Wenn einem Jäger beym Ausgehen ein altes Weib mit einem leeren Waſſergefäß zuerſt begegne, müſſe man eben ſo großes Unglück fürchten, als von einem dreyläufigen Haſen, und von den ungeheuer beſchriebenen Währwölfen. — Die ſogenannten Währwölfe ſeyen Menſchen, die in den berüchtigten 12 Nächten ſich in Wölfe verwandeln könnten.

Vieler anderer thörigter Meinungen, z. B. vom wilden Jäger; von der Kunſt, ſich feſte zu machen; vom Gewehr verſprechen, und ein ſogenanntes Jägerſtückchen thun; das Wildbannen, oder vielmehr an ſich locken; die Kugeln taufen, damit ſie deſto beſſer treffen mögen, u. ſ. w. nicht zu gedenken; denn ſchon aus dieſen angeführten erhellt zur Genüge, daß der Grund auf grober Unwiſſenheit in der Naturkunde, und überhaupt auf roher Erziehung beruhet.

Abfahren, Fr. voiturer. Das Abfahren des gefällten Holzes muß, wenn eine gute Forſteinrichtung beabſichtiget werden will, unter Beobachtung gewiſſer Regeln und Vorſchriften geſchehen. 1) Darf kein Holz, es ſey Bau- Nutz- oder Brennholz, abgefahren werden, der Forſtbediente habe es denn vorher angewieſen. 2) Den Weg zum Abfahren muß der Forſtbediente, ſo viel möglich, ſo angeben,

daß das Holz außerhalb des Waldes abgefahren wird, damit an dem ſtehenden Holze kein Schaden verurſacht werden kann; und eben deswegen darf er 3) den Fuhrleuten nicht geſtatten, nach eigenem Gefallen neue Wege, am wenigſten durch junge Hölzer, zu machen, weshalb er die Wege abſtecken, und wenn die Abfuhre vorbey, wieder vergraben laſſen muß. 4) Muß er darauf ſehen, daß die Fuhrleute keine zur Fuhre nöthige Hebebäume, Bindeknittel u. dergl. abhauen, ſondern ſie müſſen ſolche mit von Hauſe bringen; im Fall jedoch, nach Beſchaffenheit des Lokale und der Umſtände, dergleichen Abgabe ſich nöthig macht, ſo muß ſie der Forſtbediente ſelbſt anweiſen, und keinesweges den Fuhrleuten die eigene Wahl überlaſſen. Auch muß er 5) vorzüglich darauf ſehen, daß die Fuhrleute dieſe Gelegenheit nicht etwa benutzen, und allerhand zu ihrem Fuhrwerke ſchickliches Geſchirrholz ſich anmaßen und entwenden. 6) Genaue Aufſicht halten, daß der Fuhrmann das ihm angewieſene Holz, und nicht das, was einem andern gehört, abfahre. 7) Muß ſogleich bey der Abpoſtung oder Anweiſung die Zeit, binnen welcher das Holz abzufahren iſt, genau beſtimmt werden, damit der Schlag zu gehöriger Zeit leer iſt, und in Heegung, entweder zum Anfluge oder zur Anſaat, gebracht werden kann. Vorzüglich nöthig macht ſich dieſes in Laubhölzern, um den jungen Stockausſchlag nicht zu verderben; aber auch in Nadelhölzern, in welchen die Zeit nicht verabſäumet werden darf, den Schlag wund und eben zu machen, und wieder anzuſäen. Wer daher ſein Holz über die beſtimmte Zeit liegen läßt, muß deſſelben verluſtig erklärt werden.

Abfallen, Fr. les fruits avortent ſagt man von der Blüthe und Frucht eines Baumes, wenn erſtere früher abfällt, als daß ſich die Frucht aus ihr bilden kann, und die Frucht eher, als ſie zeitig iſt. Dieſes wird veranlaßt durch heftige Stürme, große Kälte, Trockniß, Hitze, Gelbſucht und andere Baumkrankheiten. Die Krankheiten muß man zu heben ſuchen, das Uebrige aber der Witterung überlaſſen; nur muß man vorher die ſchwachen Bäume mit ſtarken Stickeln verſehen, und die jungen Bäume vorſichtig an ſolche befeſtigen und anbinden, um dem Winde widerſtehen zu können. Ob nun zwar dieſes mehr ein Rath für den

Landwirth in ſeinen Gärten iſt, ſo kann doch aber der Forſtmann manche gute Vorſicht im Walde dagegen anwenden, worunter vorzüglich gehört, daß er bey Anlegung ſeiner Schläge den Sturmwinden nicht Thor und Thüre öffnet.

Abfangen, Fr. donner un coup de couteau au défaut de l'épaule; heißt ſo viel, als vollends todt machen, wenn nämlich, da bey einem Jagen ein Hirſch ſo angeſchoſſen wird, daß er zwar ſtürzt, aber doch nicht verendet, die guten und jagbaren Hirſche mit dem Hirſchfänger auf der Bruſt hinein, nach der Herzkammer zu, die geringen aber mit dem Meſſer oder Genickfänger, hinter dem Gehörne, wo Kopf und Hals zuſammengewachſen, von oben hinein in den Kopf geſtochen werden, und dadurch verenden.

Abfliegen, Fr. s'envoler; ſagt man von Vögeln, beſonders denen, die nicht unter die hohe Jagd gehören, wenn ſie auf Bäumen ſtehen, und daſelbſt verjagt werden, oder auch von ſelbſt fortgehen. S. unter Abſteigen.

Abgabe, Fr. la Contribution; verſteht ſich zum allgemeinen Beſten des Landes, ſollte von Wäldern eben ſo gut als von andern Grundſtücken entrichtet werden. Denn ob zwar in manchen Ländern die Waldungen mit keinen Abgaben beſchwert ſind, ſo wäre es dennoch billig und recht, ſie mit etwas zu belegen, weil der Staat durch ſeine Diener über ſie ebenfalls Aufſicht halten läßt, und für ihre Sicherheit wacht.

Abgang, Fr. la Rognure; entſteht bey Holzſchlägen dann, wenn die Holzmacher die Stämme nicht abſchneiden, ſondern abſchroten, und dadurch die Klafterzahl verringern.

Abgebrunft, Fr. n'être plus en rut, en chaleur; heißt es bey einem Stücke Wild, oder einer Bache, wenn der Begattungstrieb in der Brunftzeit hinlänglich geſättiget worden, ſo daß es nicht mehr ſtehen und halten will.

Abgeſtrickt, Fr. conſumer le fil, défaire l'aiguille; nämlich die Nadel, wenn an dem kleinen Zeuge, den Hühnergarnen, Vogelwänden u. d. gl. geſtrickt, und das in der Nadel geweſene alle geworden iſt.

Abhauen, F. abattre; geſchiehet mit der Axt, und iſt eine Art des Holzfällens, welcher man die Vortheile beylegt, daß man einem Baume, er mag an einem ſehr ſteilen Abhange oder zwiſchen andern unſchlagbaren Bäumen und

Sträuchern ſtehen, von jeder Seite mit der Axt beykommen könne, daß man ſich an jeden Baum von drey und mehr Fuß im Durchmeſſer wagen dürfe, und daß man die Axt zu führen nur einen Mann brauche. Allein durch das Abhauen geht viel Holz verloren, das in Späne gehauen wird, die, aufgeleſen, von keinem Werthe, und wenn ſie liegen bleiben, dem jungen Anfluge hinderlich ſind. Nicht allein aber die Späne ſind verloren, ſondern bey dem Bau- Bloch- und Werkholze auch das unterſte Ende, das nachher mit der Säge erſt gerade geſchnitten werden muß. Aus dieſen Urſachen iſt daher auch an den meiſten Orten das Abhauen der Bäume unterſagt, das Abſägen hingegen verordnet.

Abholzen, Abtreiben, Fr. exploiter des bois; iſt, wenn das auf einem im Walde dazu beſtimmten Orte befindliche Holz abgehauen und abgetrieben wird. Die Zeit des Abholzens iſt, nach Beſchaffenheit des Bodens und der Lage deſſelben, ob auf Ebenen oder hohen Gebürgen, auch nach der Verſchiedenheit der Holzgattungen, verſchieden. Als allgemeine Regel hat der Forſtmann zu beobachten, daß man junges Holz nicht zu früh, und anderes nicht zu ſpät angreift; denn um erſteres wäre es Schade, da, wenn es länger ſtehen blieb, der Nutzen weit größer erwachſen würde; und läßt man das Holz zu lange ſtehen, ſo verliert es, beſonders das Nadelholz, je länger, je mehr an Güte. Von der Zeit des Abholzens wird bey jeder Holzgattung gedacht werden.

Was die Holzſchläge der Laubhölzer betrifft, ſo dürfen dieſe nicht rein abgeholzet werden, ſondern man muß hin und wieder Laßreiſſer, Saamenbäume, auch Grenzbäume ſtehen laſſen, um nicht nur außer dem Stockausſchlag den Wiederanflug durch den Saamen zu befördern, ſondern auch zu den künftigen Abtrieben gute Bauſtämme zu erziehen, indem die Laubhölzer nicht ſo leicht von den Winden umgeriſſen werden. In den Nadelwaldungen muß alles, bis auf einige Grenzbäume, rein abgeholzet, die Stöcke ausgegraben, und der Platz bald gereiniget werden, damit der Wiederanflug, durch die künſtliche oder natürliche Beſaamung, ungehindert erfolgen kann. Wollte man im letzteren Bäume ſtehen laſſen, ſo würden ſie von den Winden leicht umge-

worfen werden, und dem jungen Anfluge den größten Schaden zufügen.

Wer abholzen will, muß Eigenthümer des Waldes ſeyn, nämlich das Abholzungsrecht beſitzen, vermöge deſſen er ſeine Waldungen und Gehölz überhaupt nach eigenem Belieben zu fällen, ab- und umhauen zu laſſen, und das gefällte Holz in ſeinen Nutzen zu verwenden befugt iſt. In der Regel, oder nach den gemeinen Rechten, kann der Eigenthümer ſeine Hölzer und Waldungen fällen, wenn und zu welcher Zeit er will, und ſo viel davon umhauen, wie er zu ſeinem Vortheile nöthig findet. Ja er kann ſeine Holzungen ausroden, und ſeinen Grund und Boden in Aecker, Gärten, Wieſen, Teiche u. dergl. verwandeln, ohne daß er jemanden davon Anzeige zu thun, nöthig habe. Allein verſchiedene Umſtände, Mißbräuche ꝛc. haben es nöthig gemacht, daß die höchſte Landesobrigkeit mancherley hierin hat abändern und beſtimmen müſſen. Denn ſo iſt nicht überall der Preis des Holzes der Willkühr des Eigenthümers überlaſſen; auch iſt der Verkauf deſſelben außer Landes zuweilen unterſagt. Das Abholzen darf der Eigenthümer nicht ſo oft, als er will, unternehmen, und beſondere Landesgeſetze pflegen nicht ſelten, der Huth- und Trift- auch Maſtungs- und Jagdrechte, als überhaupt der gemeinen Landeswohlfahrt halber, 8, 9, bis 12 und mehrere Jahre zu beſtimmen, ehe die Waldungen gehauen werden dürfen. Eben ſo erfordern die Landesgeſetze oft ausdrücklich, daß der Eigenthümer vor dem Abholzen Anzeige, beſonders alsdann thun muß, wenn er den Wald ausroden und zu einem andern Gebrauche benutzen will.

Nach der Meinung verſchiedener Rechtslehrer kann die Form und Geſtalt eines Waldes, wegen der einem Dritten darinnen zuſtehenden Jagdgerechtigkeit nicht verändert und eben ſo wenig derſelbe ganz ausgehauen, ausgeſtockt oder ausgerodet werden. Allein weil dadurch die Befugniſſe des Eigenthümers, den aus dem Eigenthum entſpringenden Rechten zuwider, ſehr geſchmälert werden würden, ſo iſt auch wegen des Jagdrechts demſelben die Gewalt, mit dem Seinigen dergleichen Veränderungen zu unternehmen, nicht abzuſprechen, und nur die Einſchließung des Waldes, z. B. mit einer Wand, Zaun ꝛc. würde dem Eigenthümer um der

Jagdgerechtigkeit eines andern willen, falls ſolche dadurch gänzlich vernichtet werden würde, unterſagt werden können.

Da die Befugniß, den Wald nach Gefallen auf alle mögliche Art zu benutzen, dem Eigenthümer zuſteht, ſo darf derjenige, welchem nur der Nießbrauch (Uſusfructus) oder das Recht, den Wald nach Nothdurft zu nutzen, zuſtehet, weil dieſer bloß ein Recht giebt, denſelben ſeiner Subſtanz unbeſchadet zu nutzen, ſolchen weder ausrotten, noch auf einige andere Art etwas zum Untergange und Verderben deſſelben unternehmen. Predigern z. B. ſtehet der Nutzen der Hölzer zu; jedoch gehöret theils zur Politik, theils zur Forſtökonomie, auf die Pfarrhölzer eine genaue Aufſicht halten zu laſſen, damit ſie das ihnen zuſtehende Recht zum Schaden ihrer Nachfolger nicht überſchreiten mögen. Weit beſſer aber wäre es, wenn zu Abſtellung der ewigen Zänkereyen und Unordnungen, die dabey vorkommen, der forſtmäßige Ertrag dergleichen Pfarrhölzer berechnet, und von der Landesherrſchaft abgereicht, die Hölzer aber dagegen zu herrſchaftlichen Waldungen geſchlagen würden.

Wenn Waldungen eine Dienſtbarkeit auf ſich haben, vermöge deren ein Fremder (ein jeder anderer außer dem Eigenthümer) berechtiget iſt, ſich daraus mit Brenn- und Bauholz zu verſehen, und ſolches ſelbſt fällen zu laſſen: ſo iſt beydes bloß vom nothdürftigen Gebrauch zu verſtehen, und darf alſo der mit der Dienſtbarkeit Berechtigte, wenn er niedrigen Standes, weder große Schlöſſer noch andere Gebäude, die ſeine Nothdurft nicht erfordert, aufbauen, wenn er das Holz dazu aus dem dienſtbaren Walde fordert; auch muß das Brennholz weder unnöthiger Weiſe verbrannt noch auf andere Weiſe zum Schaden des Waldeigenthümers davon Gebrauch gemacht werden. Die Entſcheidung iſt aber überhaupt nach dem Herkommen einzurichten. Zum Brennholz dürfen auch keine Nutzſtämme und gut wachſende oder gar tragbare Bäume gefällt werden, weil zuvörderſt Windbrüche, alte Stämme und andere dürre oder krumme und ſonſt nicht mehr wachſende Bäume dazu genommen werden müſſen, welche ſowohl wie das Bau- oder Nutzholz von dem Eigenthümer oder Forſtbedienten anzuweiſen ſind. Im Fall aber bey dergleichen Dienſtbarkeit die Anzahl der

Klaftern oder Malter und Schocke beſtimmt iſt, ſo muß zwar derjenige, welcher die Servitut hergebracht, mit dem Feſtgeſetzten zufrieden ſeyn; er iſt aber auch nicht ſchuldig, lauter faules, verſtocktes oder anderes ſchlechtes nichts taugendes Holz anzunehmen, ſondern der Eigenthümer iſt verbunden, ihm brauchbares, wenn ſolches vorhanden, zu reichen.

Endlich, wenn haubare Wälder, Buſch- oder Unterholz, oder das geſammte Gehölze eines Holzſchlages auf dem Stamme (noch ſtehend) verkauft wird; ſo iſt der Käufer dadurch nicht berechtiget, alles mit einander wegzuhauen, ſondern die gehörigen Laßreißer ſtehen zu laſſen verbunden. Dahingegen kann der Käufer, inſofern nicht darüber etwas Beſtimmtes feſtgeſetzt worden, nicht gezwungen werden, das erhandelte Holz, nachdem die Holzhauer mit ihrer Arbeit fertig, ſämmtlich auf einmal aus dem Walde zu ſchaffen, ſondern es muß ihm ein gehöriger Zeitraum verſtattet werden, um binnen demſelben das Holz durch Verkauf oder auf andere gute Art wieder anzubringen. Auch würde ihm das Verkohlen des Holzes nicht zu unterſagen ſeyn, außer wenn dadurch an dem Wiederaufwuchs des abgetriebenen Schlages ein wirklicher Schaden verurſacht werden könnte.

Abholzig, ſ. Abſchüſſig.

Abhüten, Fr. faire brouter; wird im Forſtweſen genannt, wenn einer in der Waldung in einen jungen Anflug oder jungen Schlag mit dem Vieh, es ſey von welcher Art es wolle, eintreibet und dort weidet. Nach allen guten Forſtordnungen iſt dergleichen Eintreiben bey großer Strafe, und zwar von Rechtswegen verboten, weil in einer Stunde ein nicht zu verbeſſernder Schade dem Walde zugefügt werden kann. Bey der Beſtrafung kann daher nicht der Werth des verdorbenen jungen Holzes angeſchlagen werden, ſondern es wird 1) die Zeit berechnet, wie lange der Schlag gebraucht hat, bis er zum gegenwärtigen Stand gekommen iſt. 2) Wie lange Zeit er braucht, bis er wieder zu dieſem Stand kommt, und dann erſt 3) der entſtehende Schaden (damnum emergens) und der ermangelnde Nutzen (lucrum ceſſans). — Ein anderes iſt Ueberhüten, welches in verſchiedenen Fällen ſowohl erlaubt als angeordnet wird.

Abjagen, Abſchießen, Fr. parchaſſer, finir la chaſſe; heißt bey einer hohen Jagd, wenn die durch die Treiben zuſammengebrachten, oder beſtätigten und eingeſtellten Hirſche oder Sauen, auf dem gemachten Lauft, an den Leibſchirm vorgejaget, und von den Herrſchaften aus ſelbigem heraus auf ſie geſchoſſen wird. Hiebey wird folgendes Ceremoniel beobachtet:

Wenn die Herrſchaften ſich in den Schirm verfüget haben, und die Büchſen und Flinten zurechte gemacht worden, ſo hat ſich währender Zeit die ganze Jägerey in Glieder auf den rechten Flügel, dem Schirm gegenüber, in ihrer Staats-Uniform mit an ſich habenden Hirſchfängern und Hornfeſſel, in Ordnung geſtellet, und erwartet von dem Chef der Jägerey Befehl, zu Holze zu ziehen. Alsdann ziehen ſie ihre Hüte ab, und fangen an mit dem gewöhnlichen Waldgeſchrey: Jo ho! hoch do, ho! und ziehen in ihrem Range auf dem rechten Flügel nach dem Jagen und zu Holze.

Während der Zeit iſt das Lauftuch oder Rolltuch aufgezogen, und ſo bleiben ſie im Zuge hinten bis an die Jagens-Rundung. Hinter ihnen her ziehen die Hunde bis ans Lauftuch, da denn die Jagdhunde vollends ins Jagen ziehen, die Hetzhunde aber ziehen auf der andern Seite des Schirms vorbey, und in ihre Hatzſchirme. Die Treibeleute werden neben an dem Zeuge angelegt, und die Jagdhunde im Jagen gelöſet. Am Laufte iſt für den Chef eine Loge gemacht, worauf er ſtehet und befiehlet, das Lauftuch auf- und zuzumachen. Ingleichen iſt in der Mitte vor dem Lauft oder Jagen am Rolltuch ein Schirm für die Trompeter und Pauker, und auf beiden Flügeln ſind zwey Jäger oder Waldhorniſten mit Waldhörnern angeſtellt.

Wenn nun ein jagdbarer Hirſch aus dem Jagen auf den Lauft kommt, ſo wird er ſo lange angeblaſen bis er zum Schirm kommt, allwo er von den Herrſchaften gefället und gebirſchet wird. Wenn ein Hirſch nach erhaltenem Schuß nicht gleich ſtürzen und enden will, ſo werden ein Paar Hatzhunde aus dem Leibſchirme genommen, und derſelbe damit gehezet. Die jagdbaren Hirſche werden mit dem Hirſchfänger, die ſchlechten aber mit dem Genickfänger abgefangen.

Alles gefällte Wildpret wird auf der rechten Seite des

Schirms mit dem Gehörn und Köpfen gegen den Schirm geſtrecket, mit dem Weidloch gegen die Jagensrundung. Die beſten Hirſche, welche die meiſten Enden haben, kommen vorne und oben an, dieſen folgen die rothen Thiere, ferner die Damhirſche. Iſt auch Schwarzwildpret mit darinne vorhanden, ſo kommen die Hauptſchweine, ſodann die Keuler und Bachen, wie ſie auf einander folgen, ferner die Rehböcke und Rehe, und zuletzt die Raubthiere. Sämmtliches Wildpret wird mit grünen Brüchen bedeckt. Alsdann wird mit den ſämmtlichen Treibeleuten das Jagen durchgetrieben, um zu ſehen, ob etwa ein angeſchoſſenes Stück im Jagen geſtürzt und zu finden iſt.

Nun ſtellet ſich die Jägerey nach dem linken Flügel mit aufgeſteckten Brüchen auf den Hüthen in ihre Ordnung, und ziehet wieder nach dem Schirme mit ihrem Waldgeſchrey: Jo, ho, hoch, do, ho! Alsdann nehmen ſie Flügel- und Hüfthörner, und blaſen das Jagen ab. Wenn ſie einen Satz geblaſen haben, ſo machen ſie wieder das Waldgeſchrey, und ſo werden drey Sätze geblaſen.

Sofort geht der Oberjägermeiſter mit Brüchen in der Hand zu dem Fürſten und Herrn, überreicht dieſem einen Bruch, und ſteckt ihm ſolchen auf den Huth. Desgleichen müſſen alle Cavaliers und Damen Brüche aufſtecken, und dieſes iſt eigentlich das Ehrenzeichen von den gefällten Hirſchen; denn für unjagdbare Hirſche darf nie ein Bruch aufgeſteckt werden.

Sind etwa von einigen Perſonen beym Jagen Fehler begangen worden, ſo werden ſelbige beym Chef der Jägerey angeklagt, worauf ihnen das Weidemeſſer gegeben wird; ſ. unter Blattſchlagen.

Wenn auch dieſe Ceremonie beendiget iſt, werden die jagdbaren Hirſche und Hauptſchweine gewogen, von dem Wildmeiſter und Jagdſekretair oder ſonſt einem Rechnungsbeamten aufgezeichnet, und darauf von den Jägerburſchen aufgebrochen, und zur Hofſtatt in die Wildpretsniederlage, oder ſonſt an einen Ort, wohin befohlen wird, geliefert. Die Herrſchaften ſpeiſen in dem Schirme oder in den bey dem Lauft gemachten grünen Logen oder aufgeſchlagenen Zelten, dabey natürlich auch die Jägerey nicht vergeſſen wird.

Endlich werden die Zeuge abgeworfen, gehoben, und auf dem Zeugwagen in die Zeughäuſer zurück gebracht.

Das Abjagen bey einem Haupt-Saujagen wird alſo gehalten: Wenn die Herrſchaft ſich auf den Lauft verfüget, und die Damen in ihren Schirm geſtiegen ſind, ſo ſtellet ſich die ganze Jägerey auf den rechten Flügel zu Pferde, die Hatzhunde, die zuweilen Jacken haben, Saurüden und Finder neben ihnen her. Leibjäger, Leibſchützen oder Büchſenſpanner und Jagdlaquais ziehen die Fangeiſen aus ihren Scheiden, und ſetzen ſelbige vor dem Leibſchirme an einer daſelbſt angebrachten Querſtange, von beiden Seiten daran. Auf erhaltenen Befehl wird alsdenn in folgender Ordnung zu Holze gezogen:

Voran reitet der Befehlshaber, hinter dieſem die ſämmtliche Jägerey in Glieder oder Paarweiſe nach ihrem Range. Dieſe fängt auch das bey Saujagen gebräuchliche Waldgeſchrey: Ho! Ri do! Riddere do! Ho! Ha! Ho! an, und ſetzt es anhaltend fort zum Jagen hinein bis an die Rundung; hinter der Jägerey kommt der Birſchmeiſter oder Rüdenknecht, ebenfalls zu Pferde, führt ein Fangeiſen in der rechten Hand, ſelbiges auf den rechten Fuß ſtützend, und hinter dieſem folgt ein Jägerpurſche, welcher ein Fangeiſen auf der Schulter in der Höhe führt.

Sodann folgen die Hatzhunde, nämlich ſo viel in einen Schirm kommen ſollen, alsdann wieder ein Jägerpurſche mit dem Fangeiſen und einem Hatzhunde, und ſofort die andern Hatzen mit Jägerpurſchen und Hunden, nachhero die Saurüden und Finder. Wenn die Hatzhunde bey dem Schirme vorbey ſind, ziehen ſelbige in ihre beſtimmte Hatzſchirme; die Saurüden und Finder aber ziehen mit in das Jagen. Der Herr und die Cavaliers ergreifen bey dem Schirme jeder ſein Fangeiſen, da denn der Herr ſich zur Rechten des Leibſchirms, die Cavaliers aber Paar und Paar, oder auch wohl drey bey einander, rund herum im Laufte etliche Schritte von den Tüchern hinſtellen.

Die Jägerey, ſo nun zu Holze gezogen, läßt die Finder ſtreichen, und treibet mit den Treibeleuten die Sauen nach dem Laufte. Wenn denn ein Rudel hinaus iſt, wird ſogleich das Rolltuch zugezogen. Auf dem Laufte ſind die

Jagdpagen oder dazu beorderte Jäger, welche die Sauen, indem ſie mit Schwärmern darunter ſchießen, anregen und erhitzen, daß ſie theils aus einander müſſen, theils auch, daß ſie anlaufen, wenn ihnen zugerufen wird: Huy Sau! oder Hu Su! und indem ſie ihnen das Fangeiſen vorhalten, ſo laufen ſie in Meinung auf den Ruf und Menſchen zu, fangen ſich aber ſelbſt in dem Fangeiſen.

Hiezu gehört ſowohl Dreuſtigkeit als auch Geſchicklichkeit und Stärke, daß man nicht auf die Seite trete, wenn das Schwein aulaufen will, ſondern man muß ſich recht feſt mit einem Fuße vorſtellen, und das Eiſen vor ſich fällen; jedoch darf man es nicht zu weit hinten am Schafte faſſen. In wählendem Anlaufen muß man auch ſehr geſchwind ſeyn, indem es in Geſchwindigkeit aufgelaufen iſt, daß man nämlich ſein Augenmerk ſo nimmt, damit es neben dem Kopfe im Blatte hinein lauft; denn auf den Kopf mit dem Eiſen zu zielen, iſt gefährlich. Auf den Kopf hinauf fährt es leicht weg, und oft ſchlagen ſie auch im währenden Anlaufen das Eiſen weg.

Es iſt aber ſehr nöthig, und erfordert auch die Billigkeit, daß die ſich zuſammengeſellten Perſonen einander treulich beyſtehen, indem es gar leicht geſchieht, daß, wenn einer das Schwein auch noch ſo gut hat anlaufen laſſen, ſelbiges ihm dennoch den Schaft am Fangeiſen entzwey ſchlägt, da denn das Schwein dieſen überläuft, ſchläget und verwundet. Daher auch um deswillen zwey oder drey zuſammen treten, um einander beyzuſtehen, ſo daß, wenn auch nur einer das Schwein mit ſeinem Fangeiſen trifft, der andere nicht bey Seite ſpringt, ſondern geſchwind beherzt das Schwein auch mit ſeinem Eiſen fängt und erlegen hilft. Wenn ein Paar Vergeſellſchaftete geſchickt ſind, und es recht ernſtlich und aufrichtig meinen, ſo können ſie auch das ſtärkſte Schwein anlaufen laſſen und erlegen.

Wenn denn nun die hauende angehende Schweine und meiſten Keuler erlegt ſind, ſo ſetzen ſich die Herren auch wohl ſelbſt zu Pferde, und laſſen die ſchlechten Keuler und Bachen auf Lanzen anlaufen, haben auch wohl Chevelins, und werfen ihnen ſolche im vollen Jagen in den Leib. Wenn oben unter der Schärfe der Lanze (oder auch an die Chevelins) kleine Fähnlein angemacht ſind, und wenn eins

Sau anläuft, ſo bricht die Lanze, und es ſieht artig aus, wenn ſie alsdann mit dem Fähnlein noch auf dem Laufte herum läuft, und manchmal zwey bis drey Fahnen auf ſich ſtecken hat.

Die Friſchlinge, weil ſie nicht auf den Anruf gehen, auch geringe oder 2 jährige Bachen, werden meiſtentheils mit Hunden gefangen. Sonſt aber werden auch wohl zum Vergnügen einige Haupt- und angehende Schweine und Keuler gehetzt, und der Herr fängt ſelbige ſelbſt bey den Hunden.

Da nun alſo die erſten Rudel Sauen abgefangen und erlegt ſind, werden ſie auch ſofort zum Schirme getragen, das Rolltuch wird wieder geöffnet, und ſodann ferner die übrigen Sauen nach und nach herausgetrieben und gejagt. Die Rüden, welche mit im Jagen ſind, werden meiſt dazu gebraucht, daß ſtarke Schweine, wenn ſie ſich mit den Leuten nicht aus dem Jagen treiben laſſen wollen, mit ihnen behetzt werden, um die Treibeleute vor Schaden zu hüten.

In der Kammer iſt noch ein ſchmaler Stellweg durchzuhauen, auf daß daſelbſt, wenn die Sauen nicht mehr heraus zu bringen wären, nochmals ein Tuch darauf durchgeſtellt und enger gemacht werden kann.

Wenn nun die Sauen alle heraus und gefangen ſind, ſo ziehet die Jägerey wieder aus dem Jagen in ihrer Ordnung, wie ſie zu Holze gezogen, vor den Schirm mit gleichmäßigem Waldgeſchrey: Ho! Ri do! Riddere do! Ho! Ha! Ho! und bläſet mit ihren Flügel- und Hüfthörnern das Jagen ab.

Iſt kein Haupt- oder angehendes Schwein im Jagen, ſo darf die Jägerey weder das Waldgeſchrey anſtimmen, noch vor dem Schirme das Jagen abblaſen, indem es wieder Weidwerks-Gebrauch, eben ſo, als wenn in einem Hirſchjagen kein jagdbarer Hirſch iſt.

Endlich iſt zu gedenken, daß die Sauen vor dem Schirme nach ihrer Ordnung rangiret werden müſſen, nämlich die Hauptſchweine zunächſt am Schirme, ſodann folgen die angehenden Schweine, die 3 und alsdann die 2jährigen Keuler, ferner die Bachen, nächſt dieſen die Friſchlinge, endlich die Rehe, und darauf die Raubthiere.

Hiebey verdient noch angeführt zu werden, daß in einem ſtarken oder Haupt-Saujagen ſich auch Rothwildpret,

wie leicht zu ſchließen, mit befindet, und zu der Zeit der Saujagen, nämlich im Herbſt und in den Wintermonaten (welches die Sauhatzzeit genannt wird) nichts an dem Rothwildpret iſt, demſelben gleichwohl ſchädlich wäre, wenn man es in dem Saujagen behalten und bis zu deſſen Endigung in der Kammer und Laufte ängſtigen wollte; ſo muß man es deßhalb aus einander ſcheiden, welches auf folgende Weiſe geſchieht.

Man nimmt die Quertücher an den Beitreiben oder am Hinterjagen, nnd ſtellet die Tücher mit den Unterleinen auf Gabeln etwas in die Höhe, jedoch nur ſo hoch, daß die Sauen, nicht aber das Rothwildpret, darunter wegkommen kann. Alsdann treibet man mit den Treibeleuten die Beitreiben oder das Hinterjagen nach dem Zwangtreiben und der Kammer, auf die unten auf Gabeln geſtellte Tücher zu, und nur Fuß vor Fuß, damit die Sauen unter den Tüchern weg ſchleichen, und das Rothwildpret zurück bleibt. Kommt auch allenfalls Rothwildpret an die Treibeleute zurück, ſo eilen ſie etwas auf die Seite, und laſſen es zurücke durch. Iſt man nun mit dem Treiben bald hin an das Quertuch, und hat dennoch viel Rothwildpret vor ſich, ſo läſſet man die Leute anhalten, und unterſucht, ob die Saiken alle unter den Tüchern durch ſind, ziehet die Treibeleute heraus, nachdem vorher die Tücher wieder herunter gelaſſen und befeſtigt worden, wirft ſodann hinten die Zeuge ab, und treibt von dieſer Seite wieder rückwärts, und alſo das Wildpret über die Tücher hinaus in ſeine Freiheit.

Das Abjagen bey einem Beſtätigungsjagen wird faſt auf gleiche Weiſe gehalten. Wenn nämlich, während dem Einfahren der Herrſchaft in den Lauft, die Jägerey ſich auf dem rechten Flügel gegen den Schirm zu nach ihrem Range, in Bereitſchaft geſtellt hat, zu Holze zu ziehen, und hinter ihr die Hatz- und Jagdhunde, ſo ziehen ſie, ſogleich nach erhaltener Ordre ihre Hüthe ab, und ſchwenken ſich rechts um nach dem Jagen. Nach Verhältniß der Stärke der Jägerey ziehen ſie in Gliedern oder Paarweiſe mit dem gewöhnlichen Waldgeſchrey: Jo ho! hoch do! hoch do! am rechten Flügel hinauf zu Holze, und hinter ihnen her die Hatz- und Jagdhunde, welche von Bauern geführet werden, nebſt den dazu gehörigen Jägern.

Wenn denn während der Zeit das Rolltuch weggeſchaft iſt, geht der Zug mit den Jägern und anhaltendem Waldgeſchrey zur Abjagungs-Kammer am Flügel hinauf bis an die Rundung; die Jagdhunde folgen ihnen, die Hatzhunde aber, wenn ſie bis ans Quertuch kommen, ziehen auf der andern Seite des Schirms herum, und hinter dieſen in ihren Hatzſchirm. Sofort wird ein Theil der Jagdhunde gelöſet, die Treibeleute bleiben am Zuge ſtehen, und einige von den Jägern zwiſchen ihnen. Der Jäger aber, welcher die Jagdhunde hat, reitet oder gehet mit denſelben und bey ſich habendem Horne, nebſt noch einigen Jägern, in das Jagen.

Wenn nun die Hunde finden, ermuntert er ſie noch mehr mit Zuſchreien, und wenn er einen jagdbaren Hirſch erblickt, bläſet er ſein Horn, desgleichen geben die andern Jäger durch ein Juch Hirſch! Schreien und mit drey langen Hüften zu blaſen das Signal, daß ſie jagdbare Hirſche geſehen. Wenn auch Trompeter und Pauker vorhanden, ſo ſind dieſe mitten, wo das Quertuch vorher geſtanden, hingeſtellet, und dieſe laſſen ſich gleichfalls hören, wenn ein jagdbarer Hirſch auf den Lauft kommt.

Die Jagdhunde forciren die Hirſche bey dem Schirm und auf dem Lauft herum, bis ſie geſchoſſen und gefällt worden. Die angeſchoſſenen Hirſche werden mit den Hatzhunden gehetzt, unb was jagdbar, mit dem Hirſchfänger, die andern aber mit dem Genickfänger, abgefangen, wie oben angeführt worden iſt. Wenn die Jagdhunde ſich bey den angeſchoſſenen oder gefällten Hirſchen auf dem Laufte aufhalten wollen, rufet der Jäger dieſelben mit ſeinem Jagdhorne wieder zu ſich. Sollten die erſten Jagdhunde etwas müde werden, ſo löſet der Jäger wieder friſche Hunde, und die Jagdhunde müſſen alles, was im Jagen iſt, auf den Lauft hinaus jagen.

Auf ſolche Art, da bey dieſem Jagen kein Quer- oder Rolltuch iſt, werden die Hirſche und das Wildpret, ſo lange noch etwas davon da iſt, vom Jagen heraus und wieder hinein gejaget. Wenn die Hunde nun nichts mehr finden, und alles heraus gejaget haben, ſo ziehen ſich die Jäger hinauf an der Jagens-Rundung, nehmen die angelegten Treibeleute, und gehen in Ordnung mitten durch das Jagen, um zu ſehen, ob etwa ein angeſchoſſenes Stück im Jagen nie-

dergeſtürzt und zu finden iſt. Die Hirſche und das Wildpret, ſo gefället worden, ſind bey dem Schirm zur rechten Seite, nach obiger beim Hauptjagen angeführten Ordnung, hingeſtreckt.

Wenn die Jäger mit den Treibeleuten durch bis an den Lauft kommen, müſſen die Treibeleute ſtehen bleiben, die Jägerey aber ziehet ſich auf dem linken Flügel zuſammen, und unter Anſtimmung ihres Waldgeſchreies wieder nach dem Schirme, bläſet mit Jagd-Flügel-und Hüfthörnern drey Sätze, die allemal wieder mit einem Waldgeſchrey abgewechſelt werden, das Jagen ab. Die Jäger haben ihre Brüche ſchon auf den Hüthen, und ſteckt der Chef dem Herrn auch einen Bruch auf. Weidmänniſche Vergehungen werden ſodann mit dem Weidemeſſer beſtraft. Endlich wird mit einem Traktament alles beſchloſſen.

Bey allen Jagen, ſo wohl Haupt-als Beſtätigungs-Jagen, iſt überhaupt zu bemerken, daß, wenn kein jagdbarer Hirſch im Jagen iſt, wären auch noch ſo viel geringe Hirſche, Thiere und Kälber darinnen, die Jägerey durchaus, nach ordentlichem Gebrauche, mit dem Waldgeſchrey weder zu Holze, noch vor den Schirm ziehen, am wenigſten aber ſich mit einem Horne hören laſſen darf, weil es dem Weidwerks-Gebrauch zuwider iſt.

Abjagungs-Flügel, Fr. Voie, Route de chaſſe dans un bois, beſſer ſagt man der rechte und linke Flügel; werden eigentlich die gehauene Stellwege, zunächſt an dem Lauft, welche das Jagen nebſt der Rundung umſchließen, die übrigen Stellwege hingegen Stellflügel genannt.

Abkämpfen, Fr. il eſt vainqueur; geſchieht, wenn in der Brunftzeit zu einem Rudel Wildpret mehr als ein Hirſch kommt, daß der größere den kleinern abzutreiben und zu verjagen ſucht, desgleichen auch die Auerhähne in der Balze thun, wobey ſie denn oft übereinander gerathen, und mit einander ſo lange kämpfen, bis einer weichen muß, nämlich abgekämpfet iſt.

Abkappen, Fr. chaperonner; iſt ein Ausdruck der Jäger oder Falkonier, wenn ſie die lederne Kappe, welche ſie dem wilden Falken beim Abrichten zur Baitze über den Kopf ziehen, und damit verblenden, daß er ſtille ſitzen lernt, nun wenn er etwas zahm, wieder herunter neh-

men. Auch ſo oft ihm die Kappe herunter gethan wird, heiſſen ſie es abgekappet.

Abkappen, beſſer Abköpfen, Fr. ehouper; geſchieht, wenn die Weidenſtangen von den Stämmen abgehauen werden. Man ſagt es auch von Buchen und Eichen, wenn ſie 7 Fuß hoch abgenommen, und die darauf gewachſenen Stangen und Aeſte, nach ihrem verſchiedenen Alter zu Wellholz, Pflanzenreiſer, Bohnenſtecken, Hopfenſtangen, Zaunpfählen, Faßreifen ꝛc. verwendet werden.

Abköpfen, Abkolben, couper la tête, étêter; heißt einem Baume ſeine Krone abnehmen, welches beim Verſetzen der jungen Eichen, die Maſtholz geben ſollen, ingleichen bey den Hecken geſchieht, damit ſie deſto dicker werden. Alles, was von Geſträuch bis zu den höchſten Bäumen verſetzt wird, muß nach der Regel abgeköpfet werden, der Nußbaum und die jungen Nadelhölzer ausgenommen, welche beide Arten das Köpfen nicht vertragen können. Denn beide Bäume ſollen hoch werden, welches ſie nicht können, wenn ſie geköpfet werden, und dann haben beide Hölzer ein ſehr poröſes Holz, ſo daß, wenn Regen auf ſie fällt, dieſer leicht eindringt, und die Stämme zur Fäulniß bringt.

Abkränzen, die Rinde, heißt bey dem Borkenreiſſen, die Borke rund um den Stamm einſchneiden.

Ablaktiren, Abſaugen, Abſäugeln, Fr. enter en approche; heißt das Vermehrungsmittel bey den Bäumen durch die Annäherung, welches ſehr leicht und bey allen Holzarten möglich, auch faſt zu jeder Jahreszeit vorgenommen werden kann. Da zu dieſer Operation ein Stamm einer ähnlichen Holzart in der Nähe des zu vermehrenden Baums nothwendig iſt, ſo muß man ein Jahr vor derſelben verſchiedene junge wilde Stämme neben dem zu vermehrenden Baum dergeſtalt pflanzen, daß die Zweige von dieſem an jene reichen. Wenn nun die jungen Stämme gehörig angewachſen ſind, wird an jeden ein Zweig des zu vermehrenden Baums gebracht; beide Theile nämlich werden etwas angeſchnitten, und man verbindet Safthaut an Safthaut ſo genau, daß das angebrachte, an der Mutter noch befeſtigte Reis, zugleich von dem wilden Stamme Nahrung ziehen könne. Sobald beide mit einander feſt verwachſen ſind, kann das Reis von dem alten Mutterſtamme, indem

man es unter dem Ort der Vereinigung abſchneidet, getrennet, und dem jungen Baume völlig überlaſſen werden. Die Wunde wird mit Baumwachs bedeckt, und verheilet im Sommer ſehr bald, und ſo iſt der Zweig eines Baums, auf dem Wurzelſtocke eines andern, zum Baum eben derſelben Art gebildet, von welcher das Reis genommen worden iſt. Dem untern Stamme werden nach und nach alle wilden Triebe genommen, um das Wachsthum in das angebrachte Stück zu leiten.

Ablauben, Fr. effeuiller; ſ. Abblättern und Laubſtreifeln.

Ablaufen, Fr. faire toiles prêtes à la chaſſe; wird genannt, wenn die zum Jagen herbeigeſchaften Jagdzeuge, von welcher Art ſie ſeien, von dem Wagen herunter genommen, zum Stellen fertig gemacht und angezogen werden. Eigentlich ſagt man Ablaufen bei Stellung der Tuch- und Federlappen.

Ablegen, Abſenken, Fr. marcotter; geſchieht zur Vermehrung der Bäume mit Zweigen oder Wurzelausſchlägen, die, ohne ſogleich von dem Mutterſtamme getrennt zu werden, entweder zur Bewurzelung in die Erde gelegt, oder an den Stamm eines ähnlichen Baums, um mit dieſem zu verwachſen, gebracht, auf beide Weiſe aber zu neuen Bäumen derſelben Art gebildet werden. Erſteres wird eigentlich Ablegen genannt; von letzterem iſt bereits unter Ablaktiren geſagt worden.

Das Ablegen, welches überhaupt weniger gewaltſam als das Stecken plötzlich abgeſonderter Stücke iſt, geſchieht im Frühjahr, indem man junge Reiſer und Schößlinge einſchneidet, damit ſie Wurzeln treiben, und welches bey Bäumen, die Stockausſchlag machen, angehet. Man wählt hiezu die unterſten geſundeſten und jüngſten Aeſte, giebt ihnen etwas abwärts vom Stamme einen Querſchnitt, der bis an den Kern hineingehet, ſchlitzt auch, etwa eines Gliedes lang, von da heraufwärts den Zweig, und befeſtiget ihn alsdann mit Haken in die Erde, ſo daß er mit der Spitze gerade, wie ein junger Baum in die Höhe ſtehet. Sobald die Ableger hinreichend bewurzelt, und ſonach geſchickt ſind, ihr Wachsthum, von der Mutter getrennt, auf einem andern

Orte für ſich fortzuſetzen, ſo werden ſie mit ihren Wurzeln abgelöſet, und außer der Saftzeit verpflanzet. Ob die Bewurzelung gehörig geſchehen ſey, erfährt man, wenn man die Erde von dem Ableger behutſam hinwegnimmt. Das Jahr drauf kann man dieſe Schößlinge von ihrem Aſt abſchneiden, und an den Ort, an welchem man ſie haben will, verpflanzen, wenigſtens kann man es bey den meiſten dergleichen Holzarten im zweiten Jahr unternehmen, als binnen welcher Zeit ſie hinreichend mit Wurzlen verſehen ſind.

Ablegen, Fr. congédier les bucherons; ſagt man von den Holzhauern, wenn, nachdem ſie die ihnen angewieſene Arbeit gefertiget, wieder dimittirt werden; abgelegt werden auch vor beendigter Arbeit, die untreuen, ungeſchickten, faulen und widerſpenſtigen.

Ableiten, Fr. détourner; gehört mit unter die Hauptſorgen eines guten Forſtmanns, wenn er das Waſſer, welches in den Forſten vom Schnee, oder allzu häufigen Regen zum Nachtheil des Holzes ſtehen bleibt, in Zeiten durch Abzugsgräben wegſchaft.

Ableiter des Gewitters, Fr. le Conducteur; macht ſich beim Forſtmann und Jäger nöthig, weil er oft in Wäldern von Gewittern überraſcht wird, ſo daß er nicht allemal dem Regen entgehen, und doch nicht ohne Gefahr unter einen Baum treten kann. Am beſten führt er hiezu ein Meſſer und ein Metallband bey ſich, und im Fall er untertreten muß, ſo ſteckt er das Meſſer, ſo hoch er reichen kann, in den Baum, hängt daran ſein Metallband, welches aber bis an den Boden reichen muß, und tritt ſodann auf die entgegengeſetzte Seite des Baums, jedoch dem Baume nicht zu nahe, auf welche Art er ſtets vor dem Bliz ſicher ſeyn kann; ſ. auch unter Bliz.

Ablieben, Abtragen, Fr. rapeller en careſſant; heißt bey der Arbeit des Leithundes, wenn derſelbe die Fährte des Wildes mit der Naſe etlichemal richtig gezeichnet, und ſie hinlänglich erkannt hat, ſo faſſet ihn der Jäger kurz vor die Füße, oder wohl gar zwiſchen die Beine, giebt ihm recht, liebet ihn, ſtreicht ihn mit einem Bruche fein über den Kopf nach dem Rücken zu, faſſet ihn auf, oder auch wohl nur unter den Arm, nimmt ihn von der Fährte ab,

trägt ihn etliche Schritte hinaus, und ſetzt ihn mit einem freundlichen Zuſpruch nieder.

Ablöſen, abſchärfen, Fr. decharner; wird geſagt, wenn man beim Zerwirken oder Zerlegen eines Stückes Wild, etwas von dem Wildpret abſchneidet.

Abmeſſen, Fr. meſurer; heißt eine Größe, vermittelſt einer andern, die man zum Maaß erwählt, überſchlagen, und mit derſelben in Vergleichung ſtellen.

Abpflitſchen, Anlaſchen, Anſchalmen, Fr. entamer un arbre, layer, marquer les arbres pour le coup; heißt mit dem Beil ein Stück Rinde vom Baum abhauen, um ein weißes Fleck zu erhalten, damit er theils den Holzhauern kenntlich gemacht werde, daß er abgeſchlagen werden, oder als Lasreiß ſtehen bleiben ſoll, theils das Zeichen mit dem Waldhammer darauf ſchlagen zu können. S. Anplätzen.

Abplätzen, iſt ſo viel als Anplätzen.

Abpoſten, Abzählen, Fr. dénombrer. Nach einer jeden guten Forſteinrichtung iſt erforderlich, daß das auf einem oder mehreren Holzſchlägen eines Revieres geſchlagene Bloch-Werk-Floß- oder Kohlholz, nachdem es nach der Gewohnheit des Landes in Klaftern, Schragen oder Malter geſetzet, die Stöße dieſer Hölzer numerirt und nach ihren Nummern in ein Buch eingetragen worden, an einem vom Chef zu beſtimmenden Tage nach den Nummern wieder revidiret und abgezählet wird. An vielen Orten wird das Holz zugleich dem Käufer zugezählet und zugepoſtet. Bey dieſem Abpoſten iſt gewöhnlich der Chef, der Forſtbediente, unter deſſen Aufſicht der Holzſchlag geführet worden, und ein Forſtſchreiber oder anderer Rechnungsführer, welchem die Einnahme der Forſtrevenüen übertragen iſt, wenn nämlich nicht der Forſtbediente, wie es noch in einigen Ländern eingeführt iſt, aber nicht ſeyn ſollte, die Einnahme ſelbſt beſorgen muß. Jedem der genannten Perſonen muß der Forſtbediente ein genau übereinſtimmendes Verzeichniß der Hölzer übergeben, und wenn alles richtig befunden wird, ſo bringt es die Ordnung mit ſich, daß der Chef ſämmtliche Verzeichniſſe, mit Anmerkung des Tages und Jahres, wenn die Abpoſtung geſchehen, auch nach welcher Taxe die Hölzer in Anſatz gebracht worden, mit ſei-

nes Namens Unterſchrift atteſtiret, da denn das für den Forſtſchreiber zugleich als Beleg zur Einnahme dient. Nöthig iſt es auch, daß die Holzmacher mit gegenwärtig ſind, damit, wenn der Chef Unrichtigkeiten bemerkt, z. B. in Auſſetzung der Klaſtern, falſcher Sortirung der Hölzer u. ſ. w. ſelbige nicht nur auf der Stelle zur Verantwortung gezogen werden können, ſondern auch den Unrichtigkeiten ſelbſt ſogleich wieder abgeholfen werden kann. Uebrigens verſteht ſichs, daß vor dem Abpoſten kein Holz, unter welchem Vorwand es auch ſeyn mag, an die Käufer abgegeben werden darf, wenigſtens nicht ohne Vorwiſſen des Chefs, welcher in beſondern und außerordentlichen Fällen allein eine Abweichung von der Regel vornehmen kann.

Abraſen, ſ. Abäſen.

Abraum, Fr. la rognure, les retailles; hierunter werden theils die Aeſte und Zweige der gefällten Bäume, und eines Brennholzſchlages, die nicht in die Klaftern kommen, ſondern zu Reiſſig aufgebunden werden; theils auch das Gehölz ſelbſt verſtanden, wenn ſolches abgetrieben und ausgeſtocket iſt, und der Forſtgrund zu Arthland gemacht werden ſoll. An einigen Orten wird auch unter Abraum der Afterſchlag, Schnittholz angezeigt.

Abräumen, Fr. ôter les bois pour faire place; muß man jeden Holzſchlag, ſelbigen nämlich von allem darauf gefällten und aufgemachten Holz reinigen, damit der neue Anflug nicht gehindert, oder die künſtliche Anſaat nicht verſpätet werde. So auch Abfahren.

Abrichten, Fr. dreſſer; heißt es von einem Hund, wenn ihn der Jäger dazu anführet, wozu er ihn bey der Jagd gebrauchen will. Abrichten heißt es eigentlich nur von den Hühnerhunden; von Leithunden, Schweiß- und Birſchhunden ſagt man Arbeiten.

Abſägen, Fr. couper avec la ſcie; hat vor dem Abhauen der Holzſtämme weſentliche Vorzüge, indem die Arbeit geſchwinder von Statten geht, weniger Holz am Stock zurück bleibt, der Stock ſelbſt nicht ſo ſehr geſplittert wird, und darum mehrere und ſtärkere Lohden treibt. Aus dieſer Urſach ſollte ſelbſt das ſchwächere Schlagholz, ob dieſes ſchon leichter abgehauen wird, mit der Säge gefällt werden.

Wenn der Baum abgeſäget werden ſoll, welches am gewöhnlichſten mit der bekannten Schrotſäge geſchiehet, wird er auf der Seite, wohin er fallen ſoll, mit der Axt eingekerbet, und auf der entgegengeſetzten angeſchnitten; oder er wird auch an der Fallſeite, ſtatt des Einkerbens, bis in die Mitte, und gegenüber 2 Zoll höher eingeſchnitten. Bey dem Schlagholze werden die Einſchnitte etwas ſchief gemacht, das Ablaufen des Waſſers zu befördern, damit die Stöcke nicht faulen. Sobald ſich die Säge ganz in den Baum eingeſchnitten hat, werden hinter derſelben kleine Keile eingeſchlagen, den Lauf der Säge, und den Fall des Baums nach der beſtimmten Seite hin zu befördern. Sollte der Baum gegen eine Seite ſehr ſtark hängen, ſo unterſtützt man ihn auf der Seite, wohin er ſeinen Hang hat, oder ſucht durch ein am Gipfel des Baums befeſtigtes Seil die Richtung des Falls zu beſtimmen.

Abſchärfen, ſ. Ablöſen.

Abſchieben, Fr. ſéparer; geſchieht an Fichten und andern Nadelhölzern, daß ſie im Januar, Februar und März anfangen, einige kleine Aeſte abzuſchieben. Beſſer aber wird geſagt: es reiniget ſich.

Abſchieſſen, Losſchieſſen, Fr. décharger un fuſil; muß man eine Büchſe oder Flinte, wenn ſie ſchon lange Zeit geladen iſt, indem man ſich nicht mehr auf den Schuß verlaſſen kann, das Gewehr auch wohl inwendig anfängt zu roſten, und daher reine gemacht werden muß.

Abſchlagen, Fr. ſe ſéparer; heißt nach der Jägerſprache ſo viel als abſondern. Wenn nämlich unter ein Rudel Wildpret oder Sauen geſchoſſen oder gehetzet wird, ſo ſondert ſich ein angeſchoſſenes oder verwundetes Thier von den andern ab, indem es die Geſellſchaft nicht für rathſam hält; ingleichen wenn die Hunde eine Sau alleine verfolgen, ſo wird ſie genöthiget, ſich von den andern abzuſondern.

Abſchlagen, oder Ausſchlagen, Fr. couper; wird von den Jägern geſagt, wenn ſie dem edlen Hirſch ſein Gehörn vom Kopfe hauen. — Abſchlagen thut der Hirſch ſein altes Gehörn im Frühjahr, — Abſchlagen ſagt man auch, wenn der Hirſch das neue Gehörn vom Baſte reiniget; ſ. Schlagen.

Abſchmaͤtzen, Fr. fendre; heißt, wenn die Stoͤcke der gefällten Staͤmme mit Keilen abgeſpaltet werden. Da hiebey der groͤßte Theil Wurzeln zuruͤckbleibt, und mithin dem Gebrauch entzogen wird, ſo wie beſonders der Boden der kuͤnftigen Anſaat hinderlich iſt; ſo darf dieſes den Holzmachern durchaus nicht verſtattet werden.

Abſchneiden, ſ. Abſaͤgen.

Abſchrecken, Fr. rebuter; heißt, wenn das Wildpret entweder durch Tuch- oder Federlappen von ſeinem Wechſel ab- und wieder zuruͤck geſchrecket, oder auch wenn es von den Feldwaͤchtern des Nachts wieder zu Holze gejaget wird.

Abſchreiten, Fr. meſurer une place avec des pas; geſchiehet, um die Laͤnge oder den Umfang eines Waldes mit Schritten auszumitteln, ſtatt ihn abzumeſſen. Gewoͤhnlich thut man dieſes beim Jagen, damit man uͤberſchlagen kann, wie viel Tuche oder Lappen zu deſſen Umſtellung noͤthig ſind. Man berechnet naͤmlich die Laͤnge der Tuͤcher nach der Zahl der Waldſchritte, jeden Schritt zu $1\frac{1}{2}$ Ellen oder 3 Fuß gerechnet.

Abſchroten, ſchroten, Fr. ôter en ſciant; heißt, ein Stuͤck von einem gefaͤllten Stamme mit der Saͤge abſchneiden, daher das abgeſchnittene Stuͤck ein Schrot, und die Saͤge eine Schrotſaͤge genannt wird; ſ. auch Abſaͤgen.

Abſchuͤſſig, Abholzig, Fr. penchant, en pente; wird ein Baum genannt, der keine gleichfoͤrmige Dicke hat, ſondern gleich vom Stamm aus ſpitzig zugeht. In Sachſen und Thuͤringen ſagt man von einem ſolchen Baum: er faͤllt ſehr ab, und hat keine Laͤnge. Da ſich ein ſolcher Baum nicht mit Nutzen ſchnuͤren und beſchlagen laͤßt, ſo iſt er mehrentheils zu Bauholz unnuͤtz. Kann man jedoch kurze Stuͤcke zum Bauen brauchen, ſo theilt man einen ſolchen Baum in zwey Theile, und laͤßt das eine Theil duͤnner als das andere beſchlagen, und auf dieſe Art kann man ihn benutzen. Dergleichen abſchuͤſſige Baͤume findet man am haͤufigſten unter dem Nadelholz, wenn ſolches frei und einzeln ſteht, und folglich Platz und Raum hat, mehr in die Aeſte, als in den Stamm zu treiben und Holz anzulegen.

Abſenken; Fr. affier; heißt Bäume durch Nebenſproſſen, Schößlinge oder Ableger zeugen. Die Augen der Zweige haben nämlich eine Wurzel im Kleinen in ſich, die, wenn ſie in die Erde kommen, nicht allein herauswachſen, ausſchlagen, dem bloßen Auge Nahrung zuführen, ſondern auch dasjenige, was im Kleinen in einem ſolchen Keime oder Auge enthalten iſt, heraustreiben, und in das Große wachſend machen. Alte verhärtete Zweige ſind hiezu untauglich, und ſie müſſen daher mit den Augen noch jung, weich, grün und geſund ſeyn, damit ſich die in den Augen und Knoſpen verborgene Wurzel entwickeln, auswachſen, etwas Fuß faſſen, und ihre beſondere Nahrung aus der Wurzel ziehen könne.

Abſprung, Fr. Eloignement du chemin; macht der Haſe, indem, ehe er ſich in das Lager ſetzt, wohl 2 bis 3 mal umwendet, auf ſeiner Fährte allemal 20 bis 30 Schritte zurück läuft, und von der Fährte einige weite Sprünge thut, da er denn gemeiniglich nicht weit von dem letzten Abſprunge ſitzt.

Abſprünge; ſind die kleinen Aeſte, welche im Januar, Februar und März von den Fichten abgeworfen, auch ſchon im ſpäten Herbſt gefunden werden, und beſtehen aus dem vorjährigen äußern Trieb, welcher durch die Natur um deßwillen abgeſchoben wird, damit die männliche Blüthe zu ihrer Ausbildung mehreren Zufluß erhalte, und das Entſtehen des neuen Triebes verhindert werde, der der Blume etwas entziehe.

Viele Forſtmänner, aber noch mehrere Jäger halten zwar mit Recht dieſe Abſprünge für Anzeigen eines erfolgenden Saamenjahres; nur hegen ſie dabey die irrige Meinung, als ob ſie von den Eichhörnern, Kreuzvögeln gemacht würden. Genaue Beobachtungen haben gelehret, daß kleine im Winter in unſern Wäldern bleibende Vögel, ſich der Augen oder Knoſpen ſolcher unter den Bäumen auf dem Schnee gelegenen Aeſtchen erſt zu ihrer Nahrung bedienet, wenn ſolche ſchon abgeſprungen waren. Iſt dieß nun eine Nahrung mit für die Vögel, ſo brauchen ſie ja nicht die ganzen Aeſtchen erſt ab, und alsdenn die Knoſpen auszubeiſſen, indem ſie ſolche an den Bäumen mit weit weniger Mühe erlangen können, und ſo müßte es denn auch alle Winter, welches der Fall doch nicht iſt, häufige Abſprünge geben, da in jedem Winter die kleinen Vögel da

ſind. Eben ſo müßte das Abſchieben alle Winter geſchehen, wenn man es, nach einiger Meinung, für ein Reinigungsmittel, um den Fichten das unreife Holz zu benehmen, halten wollte. Den Eichhörnern kann man auch das Abbeiſſen nicht Schuld geben, weil die feinen Aeſte viel zu ſchwankend ſind, als daß ſie an dieſelben kommen können.

Sichere Bemerkungen haben gelehret, daß dieſen Abſchub die männliche Blume erfordert. Die Fichte liefert eine ungeheure Menge männlichen Blüthenſtaubs, und mithin iſt eine Menge Kräfte erforderlich, dieſen zur Vollkommenheit zu bringen. Um dieſe Säfte nun dem Baume zu verſchaffen, wirft die Natur die vorjährigen Triebe ab, damit der Baum ſeine noch übrigen Säfte ſparen, und ſie deſto reichlicher der männlichen Blüthe zuſtrömen kann. Dieſes erhellet auch mit daraus, daß die jungen im beſten Wachsthum ſtehenden Fichten es nur ſelten thun, häufiger die vom mittleren Alter und die weniger Zufluß haben, ältere, und ſolche, denen es ganz an hinlänglichem Safte fehlt, werfen unendlich viele ihrer kleinen Aeſtchen ab.

Da bekanntlich die Fichte nicht alle Jahre blühet, ſondern kaum um das vierte oder fünfte Saamen liefert, ſo wird man auch allemal in den genannten 3 Monaten die Anzeige von der Fruchtbarkeit in den Abſprüngen gewahr werden. Dieſes Kennzeichen verliert auch keinesweges an ſeiner Unfehlbarkeit; denn erfolgt kein Saamen, ſo werden ſpätere Fröſte ohnſtreitig die Blüthe vernichtet haben.

Abſtammen, iſt ſo viel, als umhauen; ſ. Holzfällen.

Abſtändig, Abſtehen, Fr. bois mort; ſagt man von einem Baum, der durch Krankheit oder Alter verdorret. Ein Baum oder Stock wird abſtändig, wenn die älteſten Theile mitten in ihrem Holze den Grad der Härte bekommen, daß keine Nahrung mehr in ſie einzudringen vermag. Wenn die Feuchtigkeit weder einen ordentlichen Umlauf hat, noch durch einen andern friſchen Saft erſetzt werden kann, ſo entſteht eine nachtheilige Gährung, wodurch endlich die Säfte verderben, und mit ihnen die Faſern des Holzes, die anfänglich roth werden, hernach ihren organiſchen Bau verlieren, und endlich in Staub zerfallen.

Da man nun in den Geſetzen der Natur keine Abänderung machen, und mithin den Zeitpunkt der Annäherung des Todes

nicht verlängern kann, ſo erhellet hieraus die Urſache, warum das Laubholz nicht mehr am Stamme ausſchlägt, wenn es zu alt geworden iſt, indem durch die verhärteten Faſern der freye Umlauf des Saftes unterbrochen wird, und darauf nothwendig Vertrockniß erfolgt. Eine wichtige Regel daher für den Forſtmann, daß er in Anſehung des Abſchlagens der Laubhölzer auf ihre Lage, Alter und Natur ſehe, damit die Hölzer auf dem Stamme nicht zu alt werden, ſondern nach dem Abtriebe aus dem Stamme und aus den Wurzeln wieder ausſchlagen können.

Abſtecken, Abzeichnen, Fr. marquer en fichant des perces, des bâtons; iſt beym Forſtweſen und bey der Jagd gebräuchlich. Man ſteckt nämlich mit einem ſpitzigen mit Eiſen beſchlagenen Stabe von 4, 5 oder 6 Fuß Länge, die Linien eines Schlags, einer Beſaamung oder einer Anpflanzung ab. Bey einem Hauptjagen wird der Auslauft vorher mit einem Inſtrument abviſiret, die Linien abgeſchnitten oder abgemeſſen, und wo die Krummruthen und die Rundung hinkommen ſoll, mit Stäben gezeichnet oder abgeſtecket.

Man ſteckt von einer Weite zur andern Stäbe ein, und richtet ſie gerade zu; man legt nämlich ein Auge, indem man das andere verſchließt, auf das oberſte Ende des erſten Stabes, und richtet alle die andern nach dieſem. Man thut wohl, wenn man ſich von dem erſten Stabe ein wenig zurückzieht.

Abſteigen, ſ. Abfliegen.

Abſterben, Fr. mourir; iſt, wenn die Säfte und Lebensgeiſter eines Theils des Baums, entweder wegen Verſtopfung, Zuſammendrückung oder Zerreiſſung der Gefäße des leidenden Theils, nicht mehr in denſelben ein- und ausfließen können, und daher ſolchen auſſer aller Verbindung mit den übrigen geſunden Theilen ſetzen. Von einem ſolchen angegriffenen Theile, in welchem dieſe Erforderniſſe zum Leben aufhören, ſo wie auch, wenn dieſe Zerſtörung den ganzen Baum betrifft, ſagt man: ſie ſind abgeſtorben. Letzteres trift man am häufigſten in Schwarzwäldern; ſ. Wurmtrockniß und Borkenkäfer. Oft aber iſt der Fall, daß an Bäumen in Laubwaldungen, beſonders an Eichen, einer oder einige Aeſte abſterben, ohne daß deswegen der ganze Stamm

krank iſt, ſondern blos die Theile, und nicht der ganze Baum in Verweſung übergeht. Da er nun, ſo lange noch geſunde Theile an ihm ſind, auch ſo lange leben und wachſen kann, ſo handelt man unrecht, wenn man ſogleich dem ganzen Baum das weitere Wachsthum abſagt, und ihn fällen läßt.

Abſtoßen, Fr. commander aux batteurs d' aller en avant; heißt: bey einem Jagen, beſonders bey Haſen- und andern kleinen Jagden, wo verlorne Treiben zu thun ſind, und die Jagd- und Treibeleute oft, entweder im Bogen oder wohl gar im Winkel zu ſtehen kommen, dennoch aber zugleich durchgehen, und auf einmal auf den Stellweg heraus kommen ſollen, die Anordnung der Jäger, daß ſie die Treibeleute an dem äußerſten Bogen oder Winkel, auf beiden Flügeln zugleich fortgehenlaſſen, bis ſie den andern nach und nach gleich kommen, und eine Linie formiren.

Abſtreichen, Fr. quitter l'aire pour voler le gibier; heißt, wenn die jungen Raubvögel flicke ſind, und von ihrem Horſt oder Neſte abfliegen.

Abſtreiffen, Fr. dépouiller; wird geſagt, wenn einem Thiere der Balg auf dem Bauche nicht aufgeſchärft, ſondern ganz übern Kopf gezogen wird, wie dieſes bey dem Wolfe, Luchs, Fuchs, Biber, Otter, Katze, Marder, Haſen u. d. gl. üblich iſt.

Abſtricken, ſ. Abgeſtrickt.

Abtragen, ſ. Ablieben.

Abtreiben, ſ. Abholzen.

Abtrieb, Fr. Abattis du bois; heißt entweder diejenige in den Forſten belegene und abgetheilte Strecke Waldes ſelbſt, von welcher das darauf ſtehende Holz zu gewiſſer Jahrszeit auf einmal abgetrieben oder abgeſchlagen wird: oder auch eine ſolche Strecke Holzgrund, die durch den Hieb ſchon ſeit einiger Zeit vom Holz entblößt worden, und zur Unterhaltung einer ununterbrochen fortdauernden Holznutzung ſowohl durch den Wiederwuchs, als durch den Anflug oder künſtliche Anſaat mit Holz wieder von neuem in Beſtand geſetzt werden ſoll.

Ehe aber der Abtrieb in einem Walde angefangen wird, muß man zuvor den Wald ausmeſſen, und nach dem Inhalte ſowohl als nach dem Beſtande in ordentliche Schläge

eintheilen, ſo daß die Hauungen nach der Reihe der Jahre auf einander folgen, und wo möglich damit ſo lange fortgefahren werden kann, bis die zuerſt abgetriebene Strecke wieder ſchlagbar geworden iſt.

Abviſiren, Fr. jauger; iſt, wenn man einen Baum mit einem Inſtrument, oder auch wohl nur mit einem Stabe, wenn er auf dem Stamme ſtehet, nach ſeiner Länge ausmiſſet.

Abwarten, Fr. attendre; heißt, da, wo man ſich nach etwas angeſtellet hat, ſo lange verharren, bis es einem zu Schuſſe kommt.

Abwerfen, Fr. jetter, mettre bas; geſchieht von den Hirſchen und Rehböcken, welche alle Jahre ein neues Gehörn bekommen, und das alte verlieren.

Abwerfen, Fr. ébrancher un arbre; ſagt man von einem Baum, wenn ihm die Krone, oder dem Aſt ſeine Aeſte am Rumpf abgehauen werden. Von ſich ſelbſt aber wirft die Tanne im December ihre jüngſte nicht zur Reiſe gekommene junge Triebe ab.

Abwerfen, Fr. rapporter, valoir; gebraucht man vom Ertrag eines Waldes. Im Allgemeinen iſt der Ertrag der Wälder, im Vergleich mit Feldgütern, nach dem Flächen-Inhalt allerdings wenig bedeutend, worauf aber nicht geſehen werden darf, ſondern auf den Nutzen, welchen das Holz als ein ſo nöthiges und unentbehrliches Produkt leiſtet. Außerdem hängt der Ertrag auch von manchen Nebenumſtänden, von der Lage des Waldes, von den Holzſorten u.ſ.w. ab.

Abwerfen, Fr. démonter; heißt es, wenn man das hohe Jagdzeug von den Stellſtangen herunter nimmt, und nachher aufhebt. — Abwerfen, ſagt man noch von den aufgeſtrickten Maſchen, wenn man ſie von dem Strickholze herunter ſtreifet.

Abzählen, ſ. Abpoſten.

Abzug, Fr. la Détente; heißt der kleine eiſerne Griff an einer Büchſe oder Flinte, welcher unter dem Schloſſe in dem Bügel befeſtiget iſt, und womit das aufgezogene Gewehr losgeſchoſſen wird.

Abzug, Fr. Canal, Rigole; macht ſich in Forſten nöthig, um das in ſelbigen angeſammelte und ſte-

hende Waſſer durch Gräben, Röhren, Rinnen ꝛc. abzuleiten.

Acacien-Baum, Fr. Robinia Pſeudo-Acacia Linn. Fr. le faux Acacia, Engl. The Locuſt-tree, the white flowering Robinia; virginiſcher Schotendorn; wilde Acacia; Afteracacia; Heuſchreckenbaum. Dieſer Baum wächſt in Nordamerika vom 39ſten bis 43ſten Grad nördlicher Breite, und auch ſchon in Deutſchland wild. Seines mannichfaltigen Nutzens halber verdient er allgemeine Aufmerkſamkeit, zumal da er unſer Klima ſo gut, als unſere härteſten einheimiſchen Bäume, verträgt, einem hohen Grad von Kälte widerſteht, und dann nur Spuren von erfrornen Theilen zeigt, wenn auch unſere härtern Arten angegriffen ſind. Da er bey uns reife Saamen hervorbringt, kann man ihn als ſchon naturaliſirt anſehen.

Er nimmt mit jedem Boden vorlieb, ob er gleich in einem fetten Grunde beſſer gedeihet, als in einem magern, ſandigen; ſein vorzüglicher Standort ſcheint ein lockerer, guter, aber etwas feuchter Boden zu ſeyn. Jedoch muß man ihn auf einen ſchlechten, trockenen, ſandigen Boden pflanzen, ſo wird ihm auch dieſer ſeine ſpärlichen Säfte hergeben, und auch in dieſem Erdreich iſt er ergiebiger als jede andere Holzart. Sein Wuchs iſt außerordentlich ſchnell, er wächſt ſehr lang und gerade, und erhält auch eine anſehnliche Dicke. Die jüngern Pflanzen und Aeſte, deren Stärke nicht über 2 Zoll im Durchmeſſer beträgt, ſind mit Stacheln beſetzt, die Paarweiſe zuſammen ſtehen. Sie ſind oben ſehr ſpitz, an der Grundfläche aber ſehr breit, und einen halben Zoll ohngefähr lang. Sobald die Stämme und Aeſte dicker erwachſen, ſo fallen die Stacheln von ihnen ab. Der Baum blüht zu Anfange des Junius. Die Blüthen hängen Traubenweiſe, gleichen in der Größe und Geſtalt der Erbſenblüthe, ſind weiß und von einem vorzüglich angenehmen pomeranzenartigen Geruch. Der Saame iſt Ende Novembers reif, er iſt nierenförmig, von der Größe einer Linſe. Zwey auch drey Saamenkörner ſitzen in einem Saamenbehältniß. Dieſes beſtehet aus einer 2, auch 3 Zoll langen, und ½ breiten, trockenen Schote. Sie iſt flach, bis auf die Oerter, wo die Saamenkörner ſitzen, daſelbſt ſtehen kleine Buckeln hervor. Das Blatt iſt aus 11, 13 auch mehreren 3 Zoll

langen und 1½ Zoll breiten, ovalrunden, an der Spitze gekerbten, auf der obern Fläche hellgrünen, auf der untern weißlichen und glatten Blättern, wovon eins in der Spitze, die andern aber paarweiſe ſtehen, zuſammengeſetzt. Die Wurzel iſt flach auslaufend, die Rinde iſt dunkelgrau, breit und tief geriſſen, ſehr feſt und zähe; das Holz iſt hellgelb, mit blaſſen purpurfarbenen Adern geſtreift, ſchwer und ſo dauerhaft, daß es weder dem nußbaumenen noch dem eichenen Holz etwas nachgiebt. Iſt es recht trocken, ſo haftet ein eiſerner Hobel mit Mühe darauf, läßt ſich aber vortreflich poliren. Wenn das Holz von der Rinde und dem Splinte befreiet wird, iſt es ſo feſt als Eiſen, und keiner Fäulniß noch Wurmfraß unterworfen. Der Baum iſt zu Bau- Nutz- und Werkholz geſchickt. Sein feines Korn und ſeine Härte machen es den Künſtlern zur Verfertigung mancherlei Kunſtwerke und zu ſchönem Hausgeräthe, als Tiſchen, Stühlen, Commoden, Schränken, ſehr ſchätzbar. Mit den Jahren wird die Farbe immer ſchöner. Die großen Stücke geben ſo dauerhafte Schwellen als unſere Eichen; nicht minder iſt dieſes Holz zum Grund- und Waſſerbau vortreflich, zu Bauholz iſt es übrigens zu ſchwer, und kann nur zu den untern Stockwerken und zum Täfeln der Fußböden und Wände verbraucht werden. Schwächere Stämme liefern Säulen zu Wänden, Brunnenröhren und die Abfälle ein gutes Feuerholz. Als ein ſolches übertrift es unſre Holzarten ſämtlich und zwar um vieles, ſelbſt das rothbuchene Holz nicht ausgenommen. So wie ſein ganzer Bau, ſein ſchönes Laub, ſeine herrlichen Blumentrauben das Auge ergötzen; ſo entzücken ſeine, mehrere Wochen hindurch prangenden Blüthen durch den lieblichen Duft, den ſie weit umher verbreiten. Wo Holzmangel, wo Brennholz freſſende Fabriken ſind, wo viele Kohlen abgeliefert werden müſſen, kommt keiner unſrer Bäume in ſchneller und ergiebiger Benutzung dieſem gleich; denn die daraus gebrannten Kohlen übertreffen alle andere aus unſern einheimiſchen gebrannte Kohlen.

Die Anpflanzung dieſes Baums geſchieht am beſten durch den Saamen. Die Einſammlung deſſelben geſchieht Ende des Novembers, und um guten Saamen zu erhalten, ſoll man ihn nicht von einzeln ſtehenden, ſondern von ſolchen

ſolchen Bäumen ſammeln, die von mehreren andern umgeben ſind. Daß er ſorgfältig, nämlich an einem trockenen Orte aufbewahret werden muß, verſteht ſich von ſelbſt. So ſehr ſich aber der Baum durch ſeine Wurzeln vermehren kann; und ſo außerordentlich heftig der ganze abgekürzte oder auch auf eine ſichere Länge geköpfte Baum eine neue kronenartige Verlängerung hervortreibt, ſo iſt doch dies alles bey jungen aus Saamen erſt erkeimten Pflanzen ganz anders. Jn Wald zu ſäen iſt ſchlechterdings nicht rathſam, weil der geringſte Theil des Saamens aufgeht, und die aufgegangenen Pflanzen ſich meiſt wieder verlieren. Dieſes kommt aber davon her, daß die aus dem Saamen aufgegangene Acacienpflanze in ihrer erſten Jugend Verpflegung und Vorſorge erfordert.

Bey der Ausſaat iſt dahin zu ſehen, daß ſie Schutz vor den kalten Winden, eine ſonnenreiche Lage, und fleißige Kultur erhalten; denn eine offene Lage, wo die Frühjahrswinde frei über ſie hinſtreichen können, iſt den jungen Pflanzen gefährlich, ja meiſt tödtlich, ſelbſt wenn ſie die Sonnenſtralen reichlich zu genießen haben. Hat man zuvörderſt den Ort, wo man den Saamen hinſäen will, wohl ausgeſucht und beſtimmt, ſo iſt es auch gut, wenn man das Beet auch mit gutem und wohl durchgefaultem Gartengrunde anlegen kann; indeſſen iſt dies nicht ſo weſentlich nöthig, und ein wohl und tief gearbeiteter Boden iſt den ganz jungen Pflanzen ſchon angemeſſen. Kann man aber eine gute Gartenerde mit Sand durchmiſcht leicht haben, ſo iſt dies um deſto beſſer.

Die beſte Zeit den Saamen zu ſäen, iſt zu Ende des Aprils: früheres Säen iſt in jedem Betracht ſchädlich. Der Saame wird am beſten breit (nicht aber, wie einige wollen, reihenweis) ausgeſäet, und mit 1 Zoll hoch Erdreich gedeckt (höher iſt ſchädlich, wenigſtens verhindert es das baldige Hervorkommen der Pflänzchen); hat man die Lage der Saamenbeete und die Zeit des Ausſäens wohl beſorgt, ſo iſt nun das Begießen eine wichtige Angelegenheit. Sind noch kalte Nächte zu erwarten, ſo begießet man des Morgens; in jedem andern Falle Abends, wenn die Sonne ſich davon entfernt hat. Nächſtdem iſt es nöthig, ſie von Unkraut zu reinigen, und durch Jäten und Auflockern den Boden rein

und zart zu erhalten. Letzteres verbietet ſich aber bald, da der Boden ſich ſo ſchnell mit Wurzeln anfüllt, daß man, ohne die Wurzeln zu beſchädigen, nicht mehr in denſelben und zwiſchen die Pflanzen hinein kann.

Gegen den Herbſt rathet Herr Medicus das Begießen zu vermindern, und Ende Novembers ganz damit aufzuhören. Zu Anfang des Novembers ließ er zwiſchen die jungen Bäume Laub ſtreuen, ſo daß der Boden wohl damit bedeckt war, welches er auch das folgende Jahr ruhig liegen, und den Bäumen keine weitere Kultur angedeihen ließ. So ließ er ſie ſtehen, bis ſie 2 Jahr alt waren, dann ausheben, und auf ihren künftigen Standort verſetzen. Mehrere wollen zwar, daß man die Pflanzen zuvor in Baumſchulen verſetzen ſolle; allein dies iſt nicht nur unnöthig, ſondern auch ſchädlich, wovon ein mehreres unter Anpflanzen geſagt werden ſoll.

Am beſten geſchieht das Verſetzen im März; im Herbſt darf es nie geſchehen, weil der Saft bey dieſen Bäumen ſehr ſpät zurücktritt. Man läßt hiezu in einer Entfernung von 4 Schuhen, die Erde 4 Schuh tief, und im Zirkel von 1 ½ Schuh Länge ausheben, in den Mittelpunkt der ausgegrabenen Löcher die bis an das äußerſte Ende der Pfahlwurzel ſorgfältig ausgehobene junge Bäume halten, durch einen andern Gehülfen aber den Grund ordentlich beilegen, und die Grube wieder ausfüllen, auch die Erde auf der Oberfläche wieder antreten. Rathſam iſt es, den geöffneten Boden wenigſtens mit Laub zu decken, damit ein nachkommender Froſt nicht zu leicht durch den lockern Boden zu den Wurzeln dringen kann. Sind ſie nun ſo vorſichtig verſetzt worden, ſo überläßt man den Wald, ohne weitere Kultur, der Natur. Hat man die Anpflanzung zu Hochwald beſtimmt, ſo darf man auch den Boden nicht auflockern, weil ſonſt die Wurzeln verwundet werden, und dadurch Wurzelausſchlag entſteht.

Will man die Bäume anpflanzen, um Hochwald daraus zu erziehen, ſo müſſen ſie ſehr dicht gepflanzt werden, und wohl am beſten in der angegebenen Entfernung von 4 Schuhen. Auf gleiche Art geſchieht es auch, wenn man Kopfwaldungen daraus erziehen will. In beiden Fällen

muß man zum Verſetzen auf alle mögliche Art die Pfahlwurzeln zu ſchonen ſuchen.

Ein anders iſt es, wenn man den Baum zu Schlagwaldungen benutzen will, und in welchem Fall er auch am meiſten einträglich iſt. Man kann hiezu ſowohl Saamenbäume, die keine mächtige Pfahlwurzeln haben, und daher zu Hochwald oder Kopfwald weniger tauglich ſind, als auch die Wurzelausſchüſſe wählen, und mit dieſen kann man am ſchnellſten die größten Pflanzungen anlegen. In dieſen Fällen müſſen auch die Pflanzen weiter von einander verſetzt werden, und zwar am beſten Reihenweis, jede 10 Schuh von einander, und jeden Baum in einer Entfernung von 10 Schuhen. Da es hier darauf ankommt, den Boden bald mit Wurzeln anzufüllen, ſo kann man, wenn die Pflanzung im erſten Sommer wohl angeſchlagen hat, gleich im folgenden Frühjahre die Bäumchen ſämtlich auf 3 Zoll abkürzen, damit gleich im Anfange des zweyten Jahres die Wurzeln ſich zu verlängern genöthiget werden. Eben ſo wichtig iſt das Durchſchneiden der horizontalen Wurzeln, um ſolche dadurch zu beſtimmen, dort, wo ſie verwundet oder durchſchnitten worden ſind, neue Lohden zu treiben. Dieſes geſchieht, daß man mit dem Pfluge 3 Schuh von dem Stamme hinweg den Boden wund machen läßt.

Man kann die Pflanzung alle 9 Jahre abtreiben oder die Stämme nach 3 Jahren köpfen. Nach 2 Monaten ſieht man ſchon nicht mehr, daß er geköpft worden iſt, er hat jetzt mehr und ſtärkere Aeſte getrieben, und eine dichtere Krone gebildet. Dabey nimmt ſein Stamm nicht ab ſondern zu, und da, wo man ihn zu Weinpfählen benutzen will, muß man ihn köpfen. Keine Holzart iſt beſſer zu Pfählen, als dieſe; denn je öfter man ſie köpft, deſto mehr treibt ſie nach. Die Pfähle ſind die härteſten, beugen ſich nicht und zerbrechen nicht. Sie ſind gerade, ſehr leicht, wenn ſie dürre ſind, und dauern viele Jahre, man braucht ſie nicht zu ſpitzen, welches viele Zeit und Koſten erfordert, ſie ſind ſo feſt wie Eiſen, und faſt unvergänglich. Thut man dieſes alle 3 Jahre, ſo erhält man allezeit 3 Gattungen Pfähle, ſtarke, mittlere und geringe. In der Folge kann man die Stämme zu Bretholz fällen. Noch beſſer iſt es, wenn man die Pflanzung alle 3 Jahre an der Wurzel abhauet, weil

man durch den häufigen und ſtarken Wurzelausſchlag weit mehr und beſſere Pfähle erhält, als von den Aeſten, und um die Stämmchen zu vermehren, muß obiges Auflockern fleißig geſchehen, wodurch ſich die Wurzeln unendlich weit ausbreiten, und nach Abhauung des Stammes wieder neue Bäume treiben. Stirbt der Baum durch Zufälle ab, ſo verjüngt er ſich aus ſeinen Wurzeln, die einen kleinen Wald von lauter jungen Bäumen liefern; denn jeder Knoten der Wurzel treibt einen neuen Schößling.

Endlich verdient er auch eine Stelle unter den nützlichen Farbegewächſen. Unvorbereitetes Tuch erhielt in dem Abſud von 4 Loth friſchen belaubten Zweigen, eine blaſſe braungrünliche Farbe, in Pottaſche eingeweichtes eine artige kirſchbraune Farbe, alaunites Tuch eine ſchöne geſättigte fleiſchrothe und mit Eiſenvitriol vorbereitetes eine ſchwarzbraune Farbe.

Alſo Umſtände in Ueberfluß, um zu dem Anbau dieſes nützlichen Baums in vielen Gegenden Deutſchlands zu ſchreiten. Vorzüglich iſt darüber folgende gründliche Schrift zu empfehlen.

F. C. Medicus unächter Acacienbaum. Zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieſer in ihrer Art einzigen Holzart. 1 u. 2tes Stück, Leipzig, 1794. 3tes Stück, 1795. 8.

Accidens, Fr. le Caſuel, émolumens extraordinaires; war ehedem, wo nicht die einzige, doch gewiß die vorzüglichſte Quelle des Unterhalts der Förſter und Jäger. Die meiſten Forſtbedienten hatten entweder gar keinen beſtimmten Gehalt, oder er war doch ſehr geringe, und ihre Einkünfte beſtanden größtentheils in gewiſſen Antheilen an Holz, ſogenannten Stamm- und Anweiſegeldern, Triftgeldern, Grasſicheln, der Hälfte von den ausgerodeten Stöcken u. ſ. w. Wegen des Ueberfluſſes an Holz in älteren Zeiten, und wegen ſeines geringen Preiſes, wurde freilich von Seiten der Waldeigenthümer wenig Aufmerkſamkeit auf die Waldungen gerichtet, und wegen des geringen Ertrags derſelben gab man den Jägern wenig oder gar keinen baaren Gehalt, indem man ſie durch den Antheil, welchen man ihnen beſtimmte, anzufeuern ſuchte, den Abſatz der Hölzer auf alle mögliche Art zu befördern und zu vermehren, unbekümmert über den Nachtheil, welcher daraus für die

Zukunft erwachſen möchte. Daß Eigennutz der Förſter mit ins Spiel kam, und mancher unerlaubter Vortheil von ſelbigen geſucht wurde, auch öfters die Unterthanen große Bedrückung dabei erleiden mußten, war um ſo weniger Wunder, weil ihre Bildung damals äußerſt roh war, und man keine weitere Kenntniſſe von ihnen verlangte, wenn ſie nur noch gut ſchießen konnten.

In Staaten, wo man die Nothwendigkeit der Holzkultur einſah, mußte man freilich zuerſt darauf Bedacht nehmen, die mancherlei Forſtgebrechen abzuſtellen, und in vielen Gegenden war es offenbar, daß, da die Accidenzien zur Richtſchnur der Forſtverwaltung gedient hatten, ſelbige die einzige Urſache vom Ruin ganzer Reviere geweſen waren. Um alſo dieſem, als einem der ſchädlichſten Forſtgebrechen für die Zukunft vorzubeugen, verwandelte man die Accidenzien größtentheils in fixen Gehalt, und ſetzte dadurch manchem Waldverderb ſowohl, als auch vielen an den Unterthanen verübten Plackereien, allerdings eine der ſicherſten Gränzen. Man kann auch mit Grund behaupten, daß eine jede Forſteinrichtung immer noch fehlerhaft genannt werden kann, wenn der Forſtbediente noch größtentheils ſeinen Unterhalt durch Accidenzien ſich zu verſchaffen ſuchen muß, und man ſollte doch vorzüglich dieſes erwägen, daß, auch bey der beſten Einrichtung, die Forſtbedienten nie genau überſehen werden können, am wenigſten dann, wenn die Accidenzien zum Deckmantel mancher Bevortheilungen des Landesherrn, und Geldſchneidereien von den Unterthanen, dienen können; denn dadurch läßt ſich manches vortreflich entſchuldigen. Nur aber muß man auch dem Forſtbedienten einen ſolchen Gehalt ausſetzen, von welchem er, von Nahrungsſorgen entfernt, leben kann, damit nicht die Noth zum Betrug verleitet. Eine andere Beſchaffenheit hat es mit den Jagd-Accidenzien, denn dieſe abzuſchaffen möchte nicht rathſam, ſondern ſogar ſehr ſchädlich ſeyn; ſ. unter Fanggeld und Schußgeld.

Achſenholz, Fr. Bois pour l'eſſieu. Sind Stücken Werkholz, ſo meiſtentheils von Buchen, Eſchen, Ulmen, und andern harten Laubhölzern genommen werden, und die Stärke von 8 bis 12 Zoll halten. Dergleichen Holz muß der Forſtmann vor der Abgabe taxiren, und zwar ſeine Taxe

auf die richtige Berechnung des Cubicinhalts, und auf den im Lande feſtgeſetzten Preis des Cubicſchuhes gründen.

Wenn z. B. ein Stück Achſenholz 8 bis 9 Zoll lang und im Durchſchnitt 8 bis 10 Zoll ſtark iſt, ſo wird ſelbiges folgendermaßen berechnet:

```
7 — 22 — 10'' 0''' 0'''
        22
————————————————      2
      22000         22000 | 5500
                     4444 |

5500             64513 (2 |
  1 000          550000 0 | 785714
——————————       777777 7 | mit   9 der Länge
5500000                   ——————————————
                     7 | 071 | 426
```

Sonach hat ein dergleichen Stück Achſenholz 7 Cubicſchuh und 71 Cubiczoll, folglich muß es, wenn der Cubicſchuh 8 Pfennige gilt, auf 4 Gr. 8 Pf. taxiret werden. Auf dieſe Weiſe können alle Stücke, nach Verhältniß ihrer Stärke, nach dem körperlichen Inhalt geſchätzt werden.

Achtziger; wird beim Floßhandel, auf der Künzig im Würtenbergiſchen, ein Stamm Tannenholz genannt, der völlig 68 Schuh in der Länge und am kleinen Ende 9 bis 10 Zoll hat; ein Holländer Achtziger aber hat auf eben dieſem Fluß 80 Schuh in der Länge und 16½ Zoll in der Breite am kleinen Ende.

Acker, Morgen Landes oder Waldung, ein Joch Acker, Fr. un Acre, Arpent, Joug de terre; iſt ein Stück Land nach einem gewiſſen Maaß, welches aber an den mehreſten Orten verſchieden iſt. So werden in einigen Ländern 300 Quadratruthen, in andern 180 — 160 — 140, ja oft nur 120 □ Ruthen auf einen Acker gerechnet. Nächſtdem kommt es darauf an, ob die Ruthe in 16 oder nur in 14 Schuhe abgetheilt iſt. Mit dieſer Verſchiedenheit iſt noch eine andere verbunden, in ſo fern man wiſſen muß, welche Länge der Fuß oder Schuh hat, der zur Ausmeſſung angenommen wird. Um daher ein wichtiges Urtheil über einen Wald fällen zu können, muß der Geometer auf dem Riſſe ſeinen Maaßſtab genau angeben.

Ackerbrombeere, ſ. Brombeerſtrauch.

Ackermänngen, ſ. Bachſtelze.

Adern, Fr. Madrure; werden die buntſcheckigten Streifen im Holze genannt, welche im Querdurchſchnitt ringförmig, im Spalten der Länge nach aber aderförmig ſind. Beim harten Holz, wenn es zu fournirten Arbeiten genommen wird, machen die Adern die Schönheit deſſelben aus; ſind ſie hingegen beim weichen Holz ſichtbar, ſo wird das Holz nicht gern zu Schreiner-Arbeit gebraucht.

Adler, Steinadler, Stockadler, gemeiner Adler, lat. Falco aquila, Falco fulvus et melanaetos Linn. Fr. l'Aigle commune, Engl. the black Eagle; auch Haſenadler; ſchwarzbrauner Adler; gemeiner brauner Adler; kurzſchwänziger Steinadler; Kurzſchwanz mit weißem Ringe; weißgeſchwänzter Adler. Man hat dieſe Art zertheilt, und einen eigenen Vogel aus dem ſchwarzen Adler (F. Melanaëtos) und einen eigenen aus dem braunen Adler (F fulvus) gemacht; beide ſind aber nur nach dem Geſchlecht verſchieden, ſo daß der ſchwarze Adler das Männchen und der braune das Weibchen von dem gemeinen Adler iſt. Er wird in allen gebirgigen, waldigen Gegenden von Deutſchland faſt alle Jahre angetroffen.

Er iſt merklich kleiner als der Goldadler. Die Größe des Männchens iſt 2 $\frac{3}{4}$ Fuß, und die des Weibchens 3$\frac{1}{4}$ Fuß, und die Höhe des letztern hat 2$\frac{1}{2}$ Fuß, und die Länge des Schwanzes 1$\frac{1}{4}$ Fuß. Die Flügel beim Weibchen meſſen 7$\frac{1}{2}$ Fuß, und reichen bis zur Schwanzſpitze, und das Gewicht iſt 18 bis 20 Pfund.

Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, an der Wurzel gerade, an der Spitze ſehr gekrümmt, und mit einem Haken verſehen, hornfarbig blau, an der Spitze ſchwarz, die Wachshaut dick und gelb; die Naſenlöcher ſchief und eirund; der Stern im Auge hellgelb; die Beine 5$\frac{1}{2}$ Zoll hoch, ſtark, bis an die Zehen wollig befiedert; die Zehen gelb und die Klauen ſchwarz, ſtark, ſehr gekrümmt und ſpitzig, die Mittelzehe mit dem Nagel 3 Zoll 10 Linien, und der hintere 3 Zoll 4 Linien lang, und die äußere mit der innern bis zum erſten Gelenke mit einer kleinen Haut verbunden.

Das Gefieder iſt im Ganzen dunkelbraun, am Männchen mehr dunkel als am Weibchen; der Kopf und Unter-

hals am Männchen roſtfarben weiß, beim Weibchen dunkelbraun ins rothbraune ſpielend; die mittlern Deckfedern der Flügel und die Seiten des Rückens röthlich und aſchgrau braun; der ganze obere Flügelrand röthlich weiß und dunkelbraun gefleckt; die Bruſt vom Weibchen mit dreieckigen weißen Flecken; der After dunkelbraun und weiß gefleckt; die inwendigen Schenkel und wolligen Beinfedern ſo wie der After, ſind am Weibchen hellroſtfarbig, am Männchen ſchmutzig weißgelb, auswendig ſtehen an den Schenkeln lange dunkelbraune, ein wenig weiß gemiſchte Federn (Hoſen); die größten Schwungfedern ſchwarz, und an der Wurzel weiß, die hintern von der Wurzel bis über die Mitte weiß, das übrige ſchwärzlich; die Unterflügel dunkelbraun, der Schwanz weiß, am Ende ſchwarz oder dunkelbraun.

Er iſt ſehr ſtark, edel, klug, gelehrig, und kann zur Jagd abgerichtet werden. Seine gewöhnliche Stimme iſt ein tiefes grobes Kra, Kra! den Raben ähnlich, doch läßt er auch bey Hunger und Furcht höhere Töne hören. Er bewohnt zwar die gebirgigen Waldungen, liebt aber die Einſamkeit, ſo daß man in einem weiten Diſtrikte nicht mehr als ein Paar ſieht. Sie ſchweifen ihres Raubes halber, beſonders des Winters, weit herum, und werden dann auch in den Ebenen zuweilen geſehen. Vorzüglich wollen ſie gern Flüſſe und Seen in ihrer Nähe haben.

Ihre gewöhnlichſte und liebſte Speiſe ſind Haſen; ſonſt fangen ſie auch andere vierfüßige Thiere, Vögel und Amphibien, und fallen daher auf kleine Pferde, auf Schafe, Kälber, Gänſe, Enten, Trappen, Feld- und Waldhühner, und auf Schlangen. Sie gehen auch mehr aufs Aas als die Goldadler. Bisweilen ſaufen ſie auch. Sie niſten auf Felſen und Bäumen. Das Weibchen legt nur zwey Eier. Die Jungen ſind im Neſte wollig und weißgrau, werden alsdenn braun, und am Unterleibe weiß und braunbunt. Wenn man ſie zur Jagd abrichten will, wozu die männlichen Adler gewählt werden, ſo muß man ſie jung aus dem Neſte nehmen, haben aber übrigens mit den jungen Goldadlern gleiche Behandlungsart; ſie müſſen lauter Wildpret von der Art zu freſſen bekommen, auf welches ſie künftig ſtoßen ſollen, und zu ihrer Abrichtung wird mehr Sorgfalt erfordert, als zur Gewöhnung anderer Raubvö-

gel. — Der Adler wird ſehr von kriechenden und fliegenden Läuſen und von Zangenläuſen (Holzböcken) geplagt. Sogar in den Wärzchen der Fußſohlen findet man kleine gelbe Würmer, und in den Eingeweiden Spul- oder Rundwürmer (Aſcariden).

Sie werden mehrentheils, wenn ſie ihren Raub verzehren, geſchoſſen, und fangen ſich auch im Winter in Fuchseiſen, die mit friſchem Aas belegt ſind. Der Billigkeit gemäß gehört dem Jäger ein vorzüglich gutes Schußgeld, weil der Adler großen Schaden anrichtet. Beſonders müſſen, wenn ſie in Wälder ebener Gegenden ihren Horſt bauen, die Jungen ausgenommen, und die Alten auf dem Neſte gefangen oder mit Gewehr erlegt werden, weil ſie in ſolchen Gegenden ungemein ſchädlich werden.

Aeckern; nennt man die Frucht der Eichen und Buchen, und man ſagt dieſes, wenn man beide Früchte zuſammen nennen will.

Aederlinge, ſ. Engerlinge.

Aelſter, ſ. Elſter.

Aemmerling, ſ. Ammerling.

Aeſcherer, Fr. un Cendrier; heißt ein Mann, der im Walde Aſche brennt und verkauft.

Aeſen, Fr. viander; ſagt man vom Wildpret, wenn es ſeine Nahrung zu ſich nimmt.

Aetzen, manger; iſt ſo viel als Freſſen, und wird geſagt von Raubthieren, wenn ſie etwas fangen und ſolches verzehren.

After, Afterklaue, Geäſter, Oberrücken, Fr. Jambe, Eperon; Garde; heißen beim Roth- ſowohl als Schwarzwildpret die zwo gleichfarbigen hornigen Spitzen, welche ſich unten an den Läuften ohngefähr 3 Querfinger über den Ballen oder Ferſen befinden. Wenn der edle Hirſch mit dieſen Spitzen das Erdreich berührt, ſo iſt es, als wenn zwei Daumen eingedrückt wären, und iſt eins der vornehmſten Zeichen, den Hirſch an der Fährte zu erkennen; denn vom Thiere ſind die Eindrücke ſpitzig und ſchmal. Das Geäſter ſetzt auch der edle Hirſch, ſowohl im Gehen als Fliehen aus einander, wie eine Sau, und je weiter ſelbige aus einander ſtehen, deſto beſſer iſt der Hirſch. So ſetzt er auch das Geäſter nicht ſo nahe an die Ballen, ſondern ſie

bleiben wohl drei Querfinger davon; beim Thiere hingegen kommen ſie nahe an die Ballen zu ſtehen. Der Hirſch ſetzt auch das Geäfter mehr in die Quere, das Thier aber gerader nach dem Ballen zu.

Afterblüthe, Fr. fauſſe fleur; iſt die männliche Blüthe der Hölzer. S. unter Baum.

Afterbürde, Fr. Arriere-faix; heißt nach der Jägerſprache das junge Kalb, nebſt dem Tragſack, worin es liegt, welches in einem hochbeſchlagenen Thiere gefunden wird.

Afterholz, ſ. Afterſchlag.

Afterklaue, ſ. After.

Afterkriecher, Lat. Oeſtrus haemorrhoidalis. Iſt eine etwas kleinere Bremſe, als die Viehbremſe, hat ungefleckte Flügel, das Bruſtſtück, der Kopf und der Hinterleib ſind mit gelblichrothen Haaren bedeckt, nur der erſte Ring hat weiße Haare. Dieſes Inſect kriecht durch die Naſe des Hirſches, in die unten neben der Wurzel der Zunge befindlichen zween kleinen Beutel, und legt hier einige hundert Eier, woraus Engerlinge werden, die ihre Nahrung in dem zähen Schleim, der in den genannten Beuteln beſtändig abgeſondert wird, finden, und darin bis zu Erreichung ihrer Vollkommenheit fortwachſen. Alsdann kriechen ſie dem Hirſch aus der Naſe, und fallen auf die Erde, wo ſie ſich verbergen, verwandeln, und endlich in Geſtalt einer Bremſe wieder zum Vorſchein kommen. Dieſes geſchieht im Junius, und man hört zu dieſer Zeit das Roth- und Tannwildpret oft huſten, und mehr als gewöhnlich brauſen oder nieſen, wodurch das Ausfallen dieſer Würmer befördert wird.

Afterſchlag, Afterholz, Fr. Abattis, Chablis; wird theils gebraucht von Abraum, theils von Schierholz, und darunter überhaupt alles Holz, was von gutem abgeht, namentlich was von Blöchbäumen übrig bleibt, oder auch das äſtige, was vom Flöß- oder Werkholz ausgeſchoſſen wird, ingleichen auch dasjenige Holz verſtanden, was von Wind und Wetter und Krankheiten in beſtandenen Bergen einzeln verdorben iſt, und zu Kohl- oder Schierholz aufgemacht wird.

Aſtern, Fr. tracer; heißt bey dem Hirſch oder Thier, auch den Sauen, dasjenige Zeichen der Fährte, wenn ſie mit dem Geäfter den Erdboden betreten, ſ. unter After; beim Rothwildpret wird es meiſtentheils gefunden, wenn es flüchtig gehet, eine Sau hingegen zeigt es gewöhnlich.

Agelaſter, ſ. Elſter.

Ahorn, gemeiner weißer Ahorn, lat. Acer Pſeudoplatanus, Fr. l'Erable de Montagne, l'érable ſycomore, l'érable blanc de Montagne, Engl. the Sycomore Tree; auch Ehre; Ohre; Arle; Urle; Bergahorn; Waldeſche; Steinahre; Spülenholz; deutſcher Ahorn; Weinblatt; Breitlöbern; Urlenbaum. Iſt ſommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten Baumhölzer der erſten Größe. In deutſchen Forſten rechnet man nur drey Arten Ahorn als einheimiſch, nämlich den gemeinen Ahorn, den Spitzahorn und den Maßholder, und alle dieſe drey Holzarten ſind, nach Anzeige der Früchte und Blüthe, natürliche Arten des Ahorngeſchlechts. Sie bringen auf einem Stamme theils männliche Blüthen, zuweilen mit Zwitterblumen vermiſcht, theils weibliche Blumen, und mit Zwitterblumen vermengt. Sobald alſo die Zwitterblumen vorhanden ſind, kann die Befruchtung geſchehen. Die Zwitterblüthe beſteht in einem Kelche, der in fünf gleich zugeſpitzte Einſchnitte getheilt iſt; in der Blumenkrone oder zweyten Blumendecke, die aus fünf ovalen offnen und flach liegenden Blättern beſteht; in Staubträgern oder Blumenfäden, die ſich innerhalb der Blumenkrone befinden; und in dem Blumengriffel oder Saamenſtock. Das Saamenbehältniß beſteht aus zwey runden platten Kapſeln, die unten mit einander an einem gemeinſchaftlichen Stiele verwachſen ſind. Bey den vollkommenen oder Zwitterblumen ſind alle obige Theile zugegen. Bey den männlichen fehlt aber die junge Frucht; ſie trocknen alſo und fallen ab. Bey den weiblichen hingegen fehlen die Staubfäden; und ſie müſſen durch den Staub der Zwitter- oder männlichen Blumen befruchtet werden.

Der gemeine Ahorn hat eine feſte, ſtarke, weit und tiefgehende Wurzel, ſo daß er den Winden an freyen erhabenen Orten, und ſelbſt an den Seeküſten, ſehr gut widerſtehen, und die nächſten Ländereyen decken kann. Er treibt einen großen und ſtarken ſehr geraden Stamm oder Schaft

von $3\frac{1}{2}$ Fuß im Durchſchnitte, und wächſt innerhalb 50 Jahren zu einem ſchönen Baume. Die Rinde iſt glatt und weißlich. Das geſunde Holz von 30 — 60 Jahren iſt weißgelb, ſchön, feſt, feinjährig und zartfaſerig; nach dieſer Zeit aber bis zum 80ſten Jahre wird es nach und nach feſter und öfters maſerig, und läßt ſich unter dem Hobel ſehr wohl und ſpiegelglatt bearbeiten. Die Blätter ſind groß, breit, und haben fünf ungleiche Einſchnitte, oben dunkelgrün, unten weißgrau, wolligt, und ſtehen auf langen rothen Stielen.

Die Blüthe erſcheint im May, gleich nach dem Ausbruch des Laubes. Der Saame wird im Oktober reif, und fliegt nachher ſehr langſam nach und nach ab, wird aber bey ſtarken Winden oft ſehr weit weggetrieben. Die Saamenflügel ſind nach einwärts wie Hörner zuſammengebogen, und werden braun. Man ſäet ihn bey trocknem Wetter im Frühjahre oder Herbſte; doch iſt die Ausſaat im Frühjahre der andern vorzuziehen, weil der im Herbſte ausgeſäete Saame ſehr zeitig aufgeht, und daher die Pflänzchen dem Froſte zu ſehr ausgeſetzt ſind. Indeſſen hat man auch im Herbſte nichts zu fürchten, wenn man nach der Methode des Herrn Oettelts *) die Anſaat mit Laub, und dieſes, damit es der Wind nicht wegführe, mit Reiſſig bedeckt. Bey der Ausſaat in Baumſchulen iſt zu beobachten, daß der Saame einzeln in die Rinnen gelegt, angegoſſen, mit $\frac{1}{4}$ Zoll lockerer Erde bedeckt, bey trocknem Wetter gelinde begoſſen, und beym Aufgehen im Schatten gehalten wird.

Die Ahornarten lieben überhaupt einen feuchten, mäßigfetten, lockern und nahrhaften Boden, vorzüglich wenn ſie in gutem Wachsthume bleiben, und ein hohes Alter erreichen ſollen. Indeß wächſt der Spitzahorn auch auf einem ſehr leichten und trocknen Boden. Die Auspflanzung der jungen in Baumſchulen erzielten Pflanzen kann ſowohl im Frühling als im Herbſt geſchehen. Die künſtliche Vermehrung aber geſchieht durchs Ablegen der Zweige.

In den Laubforſten gehört der Ahorn, auſſer einigen ſtarken Stämmen, die als Nutzholz verarbeitet werden, zum Schlagholz, welches er durch den ausfallenden Saamen

*) Journal für das Forſt- und Jagdweſen. B. I. H. 1. S. 15.

und durch ſeine häufigen, ſtarken, ſchnellen Triebe überaus vermehrt und unterhält.

Das abgetrocknete Laub dieſes Baumes iſt ein angenehmes nahrhaftes Schaaffutter, nur das bereits vom Reif getroffene oder von Raupen verunreinigte darf man nicht für Schaafe ſammeln. Der Blüthe dieſes Baumes fliegen die Bienen häufig nach. Das Holz giebt ein gutes Brennholz, welches aber ſeine letzte Beſtimmung ſeyn ſollte, wenn es zu nichts anders mehr taugt. Indeſſen kann man dieſen Ahorn in Brennholzarmen Gegenden zum Köpfen anpflanzen, oder im Unterholze nachziehen, weil er in gutem Boden und einer ſchattigten Lage ſeine ſtarken Lohden ungemein ſchnell treibt, ſo daß man ſchon nach 15 bis 20 Jahren wieder gutes Kohl- und Reiſſigholz hat.

Man zieht den Ahorn an ſolchen Orten, wo er langſam wächſt, dem in dem lockern ſchwammigen Boden, wegen Feſtigkeit und mehrerer Härte des Holzes weit vor; da das Holz überdem eine feine Politur annimmt, ſich nicht wirft, und nicht leicht vom Wurme angegriffen wird. Man kann den Ahornbretern, welche zu feinen Geräthen verarbeitet werden, eine ſchöne Mahagonyfarbe, auch bey Ulmenbretern mit gleichem Erfolge anzuwendende Behandlung, geben. Man benetzt zuerſt das Holz mit Scheidewaſſer, darauf nimmt man ein halb Loth gepülvertes Drachenblut, ¼ Loth gepülverte wilde Ochſenzungenwurzel, ⅛ Loth Aloe, und zieht aus dieſen Pulvern mit ¼ Quart Branntwein eine Tinktur aus; dieſe ſtreicht man mit einem Schwamm oder Pinſel zwey bis dreymal über die Breter, und läßt ſie trocknen.

Die ſtärkſten geſunden Stämme geben gute Bohlen zu Schreinerarbeit, Tiſchen, Wäſchrollen, Walzen, Behältern, Billardqueues, Oehlſtempeln und Radzähnen. Wegen ſeiner Glätte, Härte und Reinigkeit giebt es die beſten Teller, andre gute Drechslerwaaren, feine Kannen und Gefäße; auch wird es häufig zu Löffeln verarbeitet. Das ſchöne geflammte maſerige Holz der ältern Stämme wird gebeizt, und zu eingelegter Tiſchlerarbeit gebraucht, auch zu Flinten, ſehr ſaubern Büchſen- und Piſtolenſchäften genommen. Es läßt ſich eben ſo wie das rothbuchen Holz in dünne Breter verarbeiten, welche die Inſtrumentenmacher für ihre Lauten, Claviere und Violinen kaufen. Auch

werden ferner Mulden, Backtröge, Beilſtiele, Holzärte und Schlittenkufen daraus verfertigt. An den Wurzeln der alten Stöcke finden ſich oft ſchöne maſerige Knoten, welche zu Tobakskȫpfen verarbeitet, zum Fourniren gebraucht, und oft ſehr theuer bezahlt werden. Die Benutzung der Stämme auf Zuckerſaft iſt durchaus nicht zu dulden.

Die zweyte Ahornart iſt der Spitzahorn, lat. Acer platanoides, Fr. le Plane, Engl. the Norway Maple; auch Lehne; Lenne; Linbaum; Leinbaum; Leinahre; Breitlaub, Breitblatt; Ahorn mit zarten ſpitzigen Blättern; Norwegiſcher Ahorn; Pohlniſcher Ahorn; deutſcher Zuckerahorn; deutſcher Salatbaum; großer Milchbaum. Dieſer unterſcheidet ſich von dem gemeinen Ahorn durch ſeine gröſſeren Blüthen, die viel früher noch vor dem Laube aufbrechen; durch den größern Saamen in gelben Kapſeln, durch die ſcharf zugeſpitzten und ſehr glatten Blätter, und durch ſeine gelbliche Rinde.

Wurzel und Stamm gleichen ſonſt der erſtern Art; er nimmt mit rauhern Gegenden und einem trocknen leichten Boden vorlieb. Uebrigens zeigt der Spitzahorn mit jenem eine ziemlich gleiche Eigenſchaft in Anſehung des Wachsthums, des Grundes, der ſchattigen Lage u. d. gl. Es ſind daher auch Saat und Pflanzung mit der vorigen Art einerley.

Der Blüthe dieſes Baums fliegen die Bienen noch weit mehr nach, als der Blüthe des vorigen. Als Waldbaum betrachtet, taugt er zu Kopfſtämmen und Unterholz. Das Holz ſelbſt iſt nicht ſo fein und dicht, als vom gemeinen Ahorn, daher es nicht zu muſikaliſchen Inſtrumenten taugt. Sonſt wird es eben ſo benutzt. In Ermangelung des Eſchenholzes nimmt man es wegen ſeiner Feſtigkeit und Härte zu Wagen und Kutſchenbäumen, Karren, Pflügen, auch ſonſt zu Beil- und Hammerſtielen, Axthelmen u. d. gl. In dem Dekokte von 8 Loth trocknen Zweigen mit Blättern erhielt unvorbereitetes Tuch und Seide eine grünbräunliche Farbe, alauntes Tuch wurde ſchön Citrongelb, Seide hellbraun, vitrioltes Tuch und Seide wurde ſchön ſchwarzbraun.

Dieſen Baum benutzt man auch bisweilen auf ſeinen Zuckerſaft. In dieſer Abſicht bohrt man 12zöllige Stämme

im November nach dem erſten harten Froſt, wenn die Wurzeln recht mit Schnee bedeckt ſind, bey heiterm kalten Wetter an der Südſeite mit einem halbzölligen Bohrer einen Fuß über der Erde und 1½ Fuß tief, an, ſteckt ein Röhrchen in das Loch, und hängt ein Gefäß darunter. Wird die Witterung gelinde, ſo iſt der Saft weniger ſüß, und man verſtopft das Loch. Sonſt kann man den Saft 30 Tage lang laufen laſſen. Dieſer Saft geht nach 24 bis 30 Stunden in Gährung, giebt einen guten Landzucker der aber nicht ſo ſüß iſt, als der gewöhnliche; auch kann man einen ſcharfen Eſſig und Branntwein daraus bereiten. Lokale Umſtände müſſen übrigens lehren, ob dieſe Nebennutzung des Spitzahorns rathſam iſt oder nicht; in Anſehung der Güte des Holzes iſt es aber immer beſſer, wenn es unterlaſſen wird.

Die dritte Ahornart iſt der kleine deutſche Ahorn mehrentheils unter dem Namen Maßholder bekannt, Lat. Acer campeſtre, Linn. Fr. le petit Erable, Engl. The leſſer Maple; auch kleinblättriger Milchahorn; Maſcholder; Maſſeller; Meſſeller; Epeller; Merle; Eßdorn; Eperin; Aplern; Meveller; Anerle; Rappelthän; Schrinberholz; Schreiberlaub; Weißeper; Weißlöber; Weißbaum; Creuzbaum; Waſſeralben; Waſſerhülſe; Binbaum; Angerbinbaum; Appeldören; Wittnebern; Schwebſtockholz; kleiner Ahorn. Gehört unter die Baumhölzer der zweyten Größe, indem er, gegen die beyden vorigen Ahornarten, um vieles kleiner bleibt, und ſein Schaft nur 18 Fuß hoch wird. Im Stamme hat er einen langſamen Wuchs. Die kleinen gelblichgrünen Blumen erſcheinen im May mit dem Ausbruche des Laubes. Auf manchen Stämmen zeigen ſich männliche Blüthen alleine, auf andern aber auch Zwitterblumen.

Die Wurzel iſt ſeitwärts flachauslaufend; die Rinde gelbbraun, rauh, und durchaus mit Riſſen verſehen; das Holz iſt gelblich, zähe, hart und feſt. Die Blätter ſind kleiner, in 3, auch 5 Einſchnitte getheilt, welche ſtumpfe Spitzen, und an den Seiten kleine Einſchnitte haben; die obere Fläche iſt dunkelgrün und glänzend, die untere heller und matter, mit 5 Hauptadern. Der Saame iſt dem vom Spitzahorn ähnlich; die Flügel ſtehen aber noch gerader von einander; ſie ſind kürzer, ſchmäler, röthlicher und gleichſam

wollig. Er wird gegen die Mitte des Oktobers reif, bleibt aber zuweilen noch den Winter über an dem Baume hängen. Er liegt über ein Jahr in der Erde, ehe die kleinen röthlichen Pflänzchen zum Vorſchein kommen. Saat und Pflanzung iſt übrigens mit den beiden vorigen Arten einerley. Er liebt einen recht fruchtbaren, friſchen Boden in den Unterhölzern, woſelbſt er vorzüglich gedeihet.

Da, wo dieſe nutzbare Holzart verkannt wird, braucht man ſie als ein gutes Feuer- und Kohlholz. Man bedient ſich ihrer auch in gutem Boden zu lebendigen Hecken, welche ſich durch das Zuſammenflechten der Zweige und öfteres Beſchneiden ſehr dichte halten laſſen.

Mit weit größerem Nutzen werden aus den 15jährigen Schlagholzſtangen die faſt in ganz Europa bekannten geflochtenen Peitſchenſtöcke verfertiget, und anjetzt die Klafter wohl mit 20 Thalern bezahlet, weil die Kultur dieſer Holzart durch das häufige Auslichten, wozu der hohe Preis verleitete, beträchtlich gelitten hat. Dieſes Holz wird im höhern Alter beſonders in der Wurzel und dem Stammende ſchön braun und geflammt, im Kerne aber noch weit feſter, ſo daß es ſich vortrefflich glatt arbeiten läßt, und dann zu Büchſen- Flinten- und Piſtolenſchäften, zu eingelegter Schreinerarbeit, Tafelwerk, parcelirten Fußböden taugt. Das gerade wird zu feiner Drechslerarbeit und zu Ladſtöcken angewendet. Auch wird es zu Ackergeräthe, Senſenſtielen, verſchiedenem Gewerk- und kleinem Nutzholz in Fabriken geſucht, wozu es vom November bis höchſtens im Jänner gehauen, und an einem luftigen, trocknen Ort aufbewahrt werden muß.

Auſſer dieſen bisher gewöhnlichen Ahornarten verdient noch eine fremde in deutſchen Forſten mit wahrem Nutzen angepflanzt zu werden, und dieſe iſt der nordamerikaniſche Zuckerahorn, Lat. Acer ſaccharinum, Fr. l'érable à ſucre, Engl. the American Sugar Maple. Dieſer iſt ein ſchöner hoher Baum, und erreicht eine Höhe von 40 bis 60 Fuß. Die Blätter ſind handförmig, die obere Fläche iſt glatt und hellgrün, die untere weißlich; die Blattſtiele haben eine röthliche Farbe, und ſind 2 — 3 Zoll lang. Männliche und Zwitterblüthen wachſen, wie bey den deutſchen Arten, zugleich auf einem Baume. Die Rinde iſt weiß-

lichgrau und glatt; das Holz weißgelblich, hart und zähe, öfters gemaſert.

Angeſtellte Verſuche haben bewieſen, daß unſer Klima dieſem Ahorn angemeſſen iſt, auch ſein Saame ſeine Reiſe bey uns erlangen kann, und daher pflanzt man ihn ſeiner Natur nach in den rauhen, kalten und hochgelegenen Gegenden Deutſchlands an; zur Lage wählt man die zwiſchen den Gebirgen hochgelegenen Ebenen, Thäler und Seiten der Berge, und einen feuchten, leimigten, mit andern Erdarten gemiſchten, mittelmäßig guten Boden. Ausſaat und Pflanzung hat er mit den vorigen Arten gemein.

Da der Zuckerahorn die kalten und rauhen Gegenden liebt, ein feineres und beſſeres Nutzholz als die einheimiſchen Ahornarten giebt, und auch mit einem mittelmäßigen Boden vorlieb nimmt, ſo kann er für deutſche Forſte ſehr nutzbar werden. Hiezu kommt noch, daß ſein Wuchs ſehr ſchnell iſt, daß er daher nicht allein als Baumholz, ſondern auch ſehr vortheilhaft zu Schlagholz genutzt werden kann, und da er in wenig Jahren viel Holz liefert, ſo kann er in holzarmen Gegenden ſehr nutzbar, und als ein vortreffliches Brenn- und Kohlholz angeſehen werden. Das ſchön gemaſerte wird ſelten von einem Wurme angegriffen. Zu Flintenſchäften zieht man es dem Wallnußbaumholz vor.

Die Bewohner der Binnenländer bereiten aus dem Safte dieſes Baumes einen ſehr guten Zucker, daher auch dieſer Baum von den Engländern und Franzoſen den Namen Zuckerahorn erhalten hat. Das Verfahren dabey iſt folgendes: Im März, wenn der Saft anfängt zu ſteigen, ſollte auch gleich der Boden noch einige Schuh hoch mit Schnee bedeckt ſeyn, haut man einige Oefnungen durch die Rinde, bis auf das Holz in die Bäume, ſteckt ein keilförmiges Stück Holz hinein, damit der Saft an demſelben herab, und in das untergeſetzte Gefäß laufe. Der aufgefangene Saft iſt weiß, helle und von erfriſchendem angenehmen Geſchmack. Seine weinartige Güte erhält ſich mehrere Tage, und Europäer und Wilde bedienen ſich deſſelben als eines Lieblingstrankes; er ſoll auch Bruſt und Eingeweide ſtärken. Sobald nun das warme Maywetter eintritt, geräth der abgezapfte Saft in Gährung, und liefert alsdann einen guten herben wohlſchmeckenden Eſſig. Will

man aber den friſchen Saft zu Zucker verwenden, ſo kocht man ihn ſo lange, bis er hell und lauter wird, indem man alle aufſtoßende Unreinigkeiten wegnimmt. Aus 20 Pfund Saft erhält man 1 Pfund Zucker, welcher an Geſchmack ſo ſüß und angenehm iſt, als der gewöhnliche. Aber wegen des Taglohns kommt ein Pfund deſſelben ſo hoch als unſer Zucker, und überdieß werden die Waldungen dadurch ruinirt.

Alaſter, ſ. Alſter.

Allee, Fr. Allée; heißt ein gerader, breiter, die Wälder durchſchneidender Weg, auch Stellweg oder Stellflügel genannt, welcher theils mit in die Wälder hinein, theils durch dieſelben, bald bloß ins Quadrat, bald achteckig, bald ſechseckig, nämlich ſternförmig u. ſ. w. geführet wird. Zwiſchen den Alleen werden auch zuweilen ganz ſchmale Schneiſen oder Birſchſteige vorgerichtet, indem die Aeſte am Holze an beiden Seiten abgeputzt werden, und man richtet ſie gern ſo ein, daß ſie entweder gleich zwiſchen den Alleen, oder in Rundungen über alle Alleen weglaufen. Dieſe ſchmalen Steige ſind zum Birſchgehen ſehr bequem, auch beym Auerhahnbalzen, ingleichen zum Faſanen, und Haſelhühner Schieſſen zu gebrauchen.

Alleen wurden vormals vorzüglich der großen Jagden halber angelegt, und ſind bey allen Zeug-Jagen ſowohl als bey der Parforcejagd nothwendig. Da die Jagd die Hauptſache war, ſo konnte es nicht fehlen, daß man nicht berückſichtigte, ob den Wäldern und ſonach dem Holzbeſtand ein Nachtheil dadurch erwachſen könnte, und daher kam es, daß faſt alle Wälder, beſonders in der Nähe der Reſidenzien, mit häufigen Alleen durchſchnitten waren. Da hierdurch ſo mancher Acker der Holzkultur entzogen wurde, zumal in der Nähe der Reſidenzſtädte das Holz immer vorzüglich geſucht wird, ſo hatte dieſes die natürliche Folge, daß der Mangel auch dadurch in etwas mit befördert wurde, und dieſes gab denn die Veranlaſſung, daß an vielen Orten dergleichen Alleen theils beſäet, theils bepflanzt wurden, ja man kam im Eifer ſo weit, daß alle Alleen abgeſchafft werden mußten. Indeſſen heißt dieſes das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet; denn in keiner Sache iſt es ſchicklich, des Mißbrauchs halber allen und jeden vernünftigen Gebrauch abzuſchaffen.

an warme Quellen und fließende Ströme, nähert ſich auch den Dörfern, und fliegt in die Scheunen und vor die Häuſer, um Nahrung zu ſuchen. Es werden dann viele von ihnen gefangen, weil ſie eine ſehr angenehme Speiſe ſind, und den Ortolanen gleich geſchätzt werden. Ihre Stimme, womit ſie einander zurufen, iſt ein den Bachſtelzen ähnliches Geſchrey. Die Vogelliebhaber thun ſie wegen ihres angenehmen, obgleich ein wenig ängſtlichen Geſangs in Käfige, und nähren ſie mit gequetſchten Hanf- und andern Saamen, auch mit Inſekten, beſonders Ameiſeneiern. Sie leben aber eingeſperrt nur wenige Jahre.

Alpenrabe, lat. Corvus Eremita. Linn. Fr. le Coracias huppé ou Sonneur. Buff. Engl. the Hermit-Crow. Penn. auch Waldrabe, Waldrapp, Steinrapp, Steinrabe, Nachtrabe, Thurmwiedehopf, Klausrapp, Eremit, Eremitrabe, Bergeremit, Schweizereremit, Scheller. Gehört unter die Ordnung der Waldvögel, und hat die Größe eines Huhns, ſchwarzes Gefieder mit einem ſchönen grünen Wiederſchein; er hat lange rothe Beine und einen rothen langen Schnabel. Die Federn am Hinterkopf machen einen kleinen ſtreifartigen Federbuſch, welcher erſt bey den Erwachſenen ſichtbar wird, bey den Alten aber wieder vergeht. Der Hals iſt lang und der Schwanz kurz. Er hat einen ſehr hohen Flug, fliegt gewöhnlich in Schaaren, kömmt mit den Störchen an, und fängt ſchon im Junius an wieder wegzuziehen.

Der Alprabe bewohnt die Alpen, die hohen Gebirge von Steyermark, der Schweiz, Bayern, und die hohen Felſen, welche an der Donau hinlaufen. — Seine Nahrung beſteht in kleinen Fiſchen, Fröſchen, Heuſchrecken, Maulwurfsgrillen, Larven der Maykäfer und andern Inſekten und Würmern, welche er vermöge ſeines langen Schnabels ſehr geſchickt aus der Erde, den Felſenritzen, Baum- und Mauerlöchern hervorholen kann.

Er niſtet auf alten abgelegenen Thürmen, in den Mauern alter zerſtörter Schlöſſer, die ſich in Gebirgsgegenden befinden, und in den Ritzen ſteiler, unzugänglicher Felſen. Die Weibchen erziehen gewöhnlich 2 bis 3 Junge, deren Fleiſch eine angenehme und geſuchte Speiſe iſt, daher ſich immer Menſchen finden, die mit Gefahr ſich an

Stricken von den Felſen herablaſſen, aber um ihrer Rückkunft im folgenden Jahre gewiſſer zu ſeyn, einen jungen Vogel in jedem Neſte zurücklaſſen. Wenn die Jungen ausgenommen werden, ſo ſchreien die Alten: Ka, ka, kå, kå; ſonſt laſſen ſie ſich ſelten hören. Ihre Neſter ſieht man ohngefähr um Pfingſten.

Alpranke, Lat. Solanum Dulcamara, Fr. la Morelle grimpante, Engl. the common Night Shade; auch Alfranke, Nachtſchatten, Bitterſüß, Hirſchkraut, ſteigender Nachtſchatten, wilder je länger je lieber, wilde Stielwurz, Mauſeholz. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, ein bekanntes Rankengewächs, welches häufig in Hecken, an Ufern und feuchten Stellen, ſelbſt in Waſſern und auf trocknen Anhöhen gefunden wird, und an ſeinen ſternförmigen aus Röhren zuſammengeſetzten wohlriechenden Blumen kenntbar iſt. Sie bringt vom Junius bis zum September fruchtbare Zwitterblüthen, in kleinen äſtigen Träubeln; die darin befindlichen fünf Staubfäden ſind von hochgelber Farbe. Der Fruchtknoten iſt rundlich, der Staubweg fadenförmig, die Narbe ſtumpf, von grüner Farbe. Die Frucht iſt eine erbſengroße ovale, glatte, hochrothe Beere, die im Herbſt, im Oktober, ihre Reife erlangt, und weißliche Kerne bringt.

Die Wurzel der Alpranke iſt faſericht, und die Ranken ſelbſt, wo ſie nur auf feuchten Boden zu liegen kommen, da wurzeln ſie an; ſie gehen ſogar ins Waſſer hinein, und wurzeln ſich im Grunde feſt. Die Rinde iſt anfänglich grün, hernach aſchgrau, und endlich ſchwarzgrau; das Holz hat eine ſtarke Markröhre; die Blätter ſind grün, zugeſpitzt, herzförmig; oberwärts werden ſie nach und nach dreytheilig.

Die Fortpflanzung der Alpranken geſchieht durch Saamen, der über ein Jahr in der Erde liegt, ehe er aufgeht; weit geſchwinder werden ſie aber durch Sproſſen, Ableger und Stecklinge fortgepflanzt.

In den Forſten iſt ihr Nutzen nicht beträchtlich; allein beym Waſſerbau an Dämmen iſt dieſes Gewächs wichtig, weil es ſolche mit ſeinen ungemein tief und weit wuchernden Wurzeln befeſtiget. Das Rebenholz iſt zähe, und wird zu feinen Reifchen und kleinen Körben genommen. Das friſche Gewächs vertreibt Mäuſe und Ratten aus den

Kammern und Stuben. Die Blattſtiele, jungen Zweige, das Holz und die Rinde, werden in verſchiedenen Krankheiten der Menſchen, Pferde und des Rindviehes mit gutem Erfolge gebraucht. Die Rinde wird auch zu Fuchswitterungen mit genommen. Die Beeren haben eine purgierende Kraft.

Alſter, Elſter, lat. Corvus Pica Linn. Fr. la Pic, Engl. the Magpye; auch Aelſter, Azel, Hutſche, Schalaſter, Alaſter, Agelaſter, Algaſter, Agerluſter, Algarte, Häſter, Heiſter, Egeſter, Aſter, Heſte, gemeiner Heher, Aelſter, Egerſte, Elſterrabe. Iſt ein in Europa hinlänglich bekannter ſchöner Vogel, und geht bis zum 70ſten Grade nördlicher Breite hinauf. Die Elſter hat ohngefähr die Dicke einer Taube, aber ihr Schwanz macht ſie viel größer. Ihre Länge beträgt 19½ Zoll, und die Breite 2 Fuß. Der Schwanz iſt 10 Zoll lang, und die gefalteten Flügel bedecken nur ein Drittheil deſſelben. Das Gewicht iſt 9 Unzen. Der Schnabel iſt 1⅓ Zoll lang, ſchwarz, der Oberkiefer an den Seiten etwas über den untern ſchlagend, und nach der Spitze zu abwärts gebogen; die runden Naſenlöcher mit Borſtenfedern bedeckt, und der Mundwinkel mit Borſtenhaaren beſetzt; der Regenbogen hellnußbraun; die Füße glänzend ſchwarz, die Beine 2 Zoll hoch, die mittlere Zehe ein Zoll 5 Linien und die hintere 1 Zoll 2 Linien lang, die Klauen ſtark und groß.

Kopf, Hals, obere und untere Deckfedern der Flügel, Kehle und Bruſt ſind ſammtſchwarz, an der Kehle die ſteifen haarigen Federſchäfte grau; der Rücken ſchwarz, grünglänzend; über den Bürzel läuft ein ſchwaches, graues Band hin; der Bauch, die Federn am Flügelrand und die Achſelfedern ſind ſchön weiß; durch letztere entſteht ein großer eirunder, weißer Fleck auf den Flügeln; die Deckfedern der Flügel ſind ſchwarz; die eilf erſten Schwungfedern auf ihrer äußern Seite und an der Spitze ſchwarz, und ſo wie ihre Deckfedern goldgrün glänzend, auf der innern Seite aber ſchön weiß, die folgenden Schwungfedern ganz ſchwarz, und ſo wie ihre Deckfedern ſtahlblauglänzend; die Schwanzfedern ſind ſchwarz, die zwey mittelſten ganz und an den vier folgenden nur die äußere Fahne ſtark goldgrünglänzend, die äußerſte von außen mit ſtahlblauem Glanze, alle aber

mit Spitzen, die ſich aus dem Purpurrothen ins Stahlblaue ſanft übergehend endigen, und mit purpurrothen Schäften.

Das Weibchen iſt unmerklich vom Männchen verſchieden; nur bey genauer Betrachtung wird man den kleinern Kopf, das wenigere Schwarz an der Bruſt, und die ſchwächer glänzende, weiße und ſchwarze Farbe gewahr.

Sie ſind ſehr mißtrauiſch und ſcheu, und kein Jäger kann ſich ihr ohne Hinterhalt ſchußrecht nähern. Ihre Stimme iſt heiſer, und drückt ſich am öfterſten durch ein dringendes Gäkkerak aus. Sie ſind auch ſehr geſchwätzig, beſonders im Frühjahr, zur Zeit der Paarung. Im Zorn bedienen ſie ſich eines kreiſchenden Quaaks, und der oben genannten lauten Silben, welche ſie in jedem andern Affekte oft und nachdrücklich wiederholen, z. B. wenn ſie eine Katze, oder einen Raubvogel in der Gegend ihres Neſtes bemerken. Sie tragen auch, wie die meiſten Vögel ihrer Gattung, glänzende Dinge, z. B. Ringe, Edelſteine ꝛc. zuſammen. Sie werden ſehr zahm, und können menſchliche Worte leicht nachſprechen.

Die Europäiſchen Elſtern ſind Standvögel, und Männchen und Weibchen bleiben Jahr aus Jahr ein gepaart beiſammen. Sie halten ſich gern nahe bey den Städten, Dörfern und Bauerhöfen auf, wenn Gärten, Erlen und Wieſen in der Nähe ſind; die großen Waldungen und hohen Gebirge ſcheuen ſie. Im Herbſte ziehen ſich alle Jungen, die um ein Dorf wohnen, zuſammen, und im Februar ſetzen ſie ſich dann auf die höchſten Erlenbäume, beſprechen ſich, paaren und trennen ſich zum Neſterbau.

Ihre Nahrung iſt, daß ſie im Winter Mäuſe, Miſt, Koth, Aas, Puppen, Graswurzeln freſſen, und kleine unwehrſame Vögel fangen; im Sommer aber ernähren ſie ſich von Regenwürmern, Miſtkäfern und Larven, Raupen und andern Inſekten, allerhand Wurzeln, Obſt und Eicheln, nehmen Eier und Junge aus den Vogelneſtern, und tragen zuweilen junge Hühner, Gänſe, Faſanen und Enten weg. Sie haben einen ſo feinen Geruch, daß ſie im Winter beym härteſten Froſt die Puppen unter dem Mooß und in der Erde riechen, und ſie aushacken. Gezähmt werden ſie mit Brodt und gekochtem Fleiſch gefüttert.

Vom Laubholz nach den Jahren, nennt man dasjenige 1) Unterholz, das unter 40 Jahren iſt, und noch ſchlagbar werden kann. 2) Wüchſiges Holz, das zwiſchen 60 und 200 Jahren iſt. 3) Vollkommenes oder reifes Holz, das ſchon ſeine Vollkommenheit erreicht hat. 4) Abſtändiges Holz, das man über die Zeit hat ſtehen laſſen, und an ſeiner Güte wieder verloren hat.

Alter Hieb, Alter Schlag, Fr. un vieux abatage; nennt man Plätze in Hölzern, wo vormals Holzſchläge geführet geweſen, und dieſe leer geblieben und beraſet ſind. Dergleichen kommen vor, wenn der Holzſchlag entweder falſch angelegt worden, ſo daß er nicht wieder anfliegen konnte, oder auch wenn er nicht geheeget und der junge Anflug wieder vertreten und verbaizet worden iſt, ſo daß nur hie und da ein Stamm ſtehet, und der übrige Raum entweder mit ſtruppigen Stämmchen bewachſen oder ganz leer iſt. In manchen Waldungen kommen dergleichen alte Schläge leider noch häufig vor, und ſind entweder ein Beweis von der ſchlechten Aufſicht in einem Landr überhaupt, oder von der Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit des Forſtbedienten insbeſondere.

Altreh, heißt nach der Jägerſprache ein Reh weiblichen Geſchlechts, das ſchon gebrunftet und geſetzt hat.

Altthier, Geltthier, Fr. Biche brehaigne; nennt man ein Wildkalb ſchon im dritten Jahre, wenn es nämlich im zweiten Jahre nicht gebrunftet hat.

Ameiſe, Lat. Formica, Fr. le Fourmi. Gehören unter die Inſekten, und ihrer ſind fünf Arten: Hügelameiſen; große ſchwarze; kleine ſchwarze; rothe; und gelbe Ameiſen. Die Hügelameiſen ſind die größten. Am Kopfe haben ſie alle eine doppelte aus einer knochenartigen Materie beſtehende Säge, einen Mund, ein paar Hörner, zwey Augen, und einen Hals, der mit der Bruſt zuſammenhängt. Jede Ameiſe hat 6 Füße, davon die zwey vordern die kürzeſten, und die zwey hintern die längſten ſind. Die Weibchen und die Zwitter haben einen hohlen Stachel, durch welchen die Ameiſen, wenn ſie ſtechen, einen ſcharfen beiſſenden Saft ergießen, welcher Jucken und eine kleine Geſchwulſt verurſacht.

Die Ameiſen vereinigen ſich in verſchiedenen Kolonien, die gewöhnlich nahe bey einander wohnen, keine aber von einer andern Farbe in ihrer Kolonie leiden, ſondern ſolche tödten. Zweierley Ameiſen, wenn ſie ſich begegnen, tödten ſich. Im Winter haben ſie ihre Wohnungen eine, auch wohl 2 bis 3 Ellen tief in der Erde, und ſchlafen daſelbſt bis in den Frühling; in wärmern Klimaten aber ſchlafen ſie nie. Ihr Aufenthalt iſt in viele kleine Zellen abgetheilt, die alle, durch runde Känäle, mit einander Gemeinſchaft haben.

Sie ſind nicht bloß männlichen und weiblichen Geſchlechts, ſondern die meiſten ſind Zwitter, und dieſe ſind bloß zur Verpflegung und Auferziehung der Jungen beſtimmt, welche die Ameiſenkönigin in die Zellen gelegt hat. Sie legt innerhalb 7 oder 8 Monaten 7 bis 8000 Eier. Die Weibchen ſind länger und dicker, als die Männchen, und die Zwitter unterſcheiden ſich von beiden durch den Mangel der Flügel, und daß ſie die kleinſten ſind. Eine jede Kolonie hat wenigſtens eine Königin, die an Größe und Farbe von den andern Ameiſen unterſchieden iſt. Sie iſt fünfmal größer, und hat außer den zwey gewöhnlichen Augen, noch drey kleine Augen vorn am Kopf, die ein Dreieck ausmachen.

Die Arbeiter oder Zwitter-Ameiſen ſitzen etliche Tage über den Eiern, und ſobald dieſe Maden geworden, werden ſie von den Arbeitern in die Oberfläche der Kolonie gebracht. Dieſe Maden fangen nun an zu ſpinnen, und werden in etlichen Tagen Püppchen, oder die fälſchlich ſogenannten Ameiſeneier. Die weiblichen bleiben ſechs Wochen Puppen; die männlichen aber und die keines Geſchlechts, nur vier Wochen.

Auf den Winter ſammeln ſie allerhand Saamenkörner und Harz zuſammen, und verwahren ſie ſo gut unter der Erde, daß ſie nicht naß werden oder gar verderben. Dieſes thun ſie um deßwillen, damit, wenn ſie im Frühjahr erwachen, ſogleich Nahrung vorhanden iſt.

In den Wäldern ſchaden die Ameiſen vieles, eben weil ſie allen Waldſaamen zu ihrer Nahrung ſuchen, der eine dünne Rinde und einen angenehmen Geruch hat, und daher muß der Forſtmann ſolche dort auszurotten trachten, wo

Anſaaten ſind oder angelegt werden ſollen. Indeſſen nützen die Ameiſen auch etwas. Sie ſäubern die Bäume von den Blattläuſen, ſie ſind Feinde der Raupen, die ſie von den Stauden und Bäumen herunter ziehen und todt beißen. Ihre Puppen oder ſogenannten Ameiſeneier dienen den Nachtigallen zu einem großen Leckerbiſſen.

Ameiſenbär, ſ. Bär.

Ammer, Lat. Emberiza, Fr. Embériſe. Iſt eine Gattung Singvögel, deren Kennzeichen folgende ſind. Sie haben einen beinahe kegelförmigen Schnabel; der obere Kiefer an der Spitze iſt ungleich und ein wenig zuſammengedrückt, der untere an den Seiten eingebogen, oder verengert, und der obere ſchmäler als der untere; beide an der Wurzel unterwärts etwas von einander abſtehend. Am Gaumen befindet ſich eine harte Erhöhung, die einen knochigen Zahn vorſtellt und zum Ausſpelzen der Körner dient. Die Füße haben vorne drey getrennte und hinten eine Zehe.

Die Ammern nähren ſich von Saamen der Pflanzen, und von Inſekten, niſten ins Gebüſch und ſind einander ſehr ähnlich. Ihrer ſind folgende neun Arten, deren jede unter ihrem Namen beſchrieben wird. Die Goldammer; die Gerſtenammer; die Rohrammer; die Gartenammer oder Ortolan; die Zaunammer; die Zipammer; die Schneeammer; die Bergammer; die Sperlingsammer.

Amphibien; Lat. Amphibia, Fr. Amphibie. So werden diejenigen Thiere genannt, die ein Herz mit einer einzigen Kammer, und einem einzigen Herzohr, und rothes kaltes Blut haben, und durch Hülfe ihrer Lunge Athem holen; theils nur im Waſſer wohnen, wie die Neunaugen; theils ſich nur auf der Erde im Trocknen aufhalten, wie die Eidexen; oder gar in beiden zugleich, bald im Waſſer bald auf der Erde leben können, wie die Fröſche; Gras und Fliegen, Fiſche und andere Thiere freſſen; und theils Eier legen, theils lebendige Junge zur Welt bringen.

Faſt alle Amphibien haben was Trauriges und Widriges, und zum Theil auch was Fürchterliches und Schauderndes in ihrem Geſichte, und ein ſehr zähes Leben. Man muß bey ihnen behutſam ſeyn, und nicht allzu vertraut mit ihnen umgehen, weil viele von ihnen den Menſchen ſchädlich ſind. Sie haben meiſt alle eine unangenehme Farbe, und

viele riechen auch übel. Ihre Haut iſt kahl, ſchleimig und kalt; ihre Stimme heiſer; ihr Geſicht heimtückiſch; ihr Gang oder ihre Bewegung träge; ihr Gerippe knorpelartig, und ein großer Theil von ihnen giftig, oder ſonſt den Menſchen gefährlich.

Der Amphibien wird um deßwillen hier gedacht, in ſo fern einige in Wäldern angetroffen werden, und deren Schaden der Jäger verhüten ſollte, weil er am erſten Gelegenheit ſie anzutreffen hat. Unter den ſchleichenden Amphibien ſind vorzüglich die zwey giftigen Schlangenarten zu bemerken, welche in Deutſchland faſt durchgängig unter dem Namen Otter bekannt ſind, und in Gebirgen und Waldungen angetroffen werden.

Die gemeine Otter, Coluber Berus Linn. Europäiſche Natter, iſt cylinderförmig geſtaltet, hat einen etwas herzförmigen Kopf, einen kaum merklich dünnen Hals, und einen zugeſpitzten Schwanz. Am Bauche hat ſie nicht bloß kleine Schuppen, wie die bekannte Blindſchleiche, ſondern 146 Schilde, nämlich Schuppen, die von gleicher Breite ſind und über den ganzen Bauch laufen, und 39 Paar Schwanzſchuppen oder ordentliche Schuppen, die vom After an bis zur Schwanzſpitze gezählt werden. Dieſe Anzahl Schilde und Schuppen wird für das vorzüglichſte Merkmal angegeben, wodurch ſich dieſe Schlangenart von andern unterſcheidet; jedoch trift ſie nicht allemal zu. Oben beſteht ſie aus lauter viereckigen klaren Schuppen. Ihre Grundfarbe iſt nicht immer gleich, ſondern grau, aſchgrau, olivenbraun, ja zuweilen gar ſchwärzlich, weil das Thier die Haut jährlich abwirft, und die neue alsdann heller iſt, nach und nach aber dunkler wird. Allemal aber geht durch die Augen weg ein dunkelbrauner Streifen, auf dem Kopf ſteht ein herzförmiger, großer, brauner Fleck, auf dem Halſe ſind einige dergleichen Punkte, die im Zickzack ſtehen, darauf folgen Streifen, und von der Mitte an auch nur große und kleine hin und her zerſtreute und gezähnelte braune Flecken; der Unterleib iſt hellgrau oder graublau. Man trift ſie von 1 bis 2 Fuß Länge und drüber an.

Sie hält ſich gern in und bey Waldungen auf, wo ſteiniger und kalter Boden iſt. Hier wohnt ſie in den Erd-

ritzen, unter dem Moos, in Maulwurfshölen, und beſteigt die Büſche und Bäume geſchickt, daher man oft ihren alten Balg auf einem Buſche hängen ſieht. Sie ziſcht leiſe, wird leicht böſe, wickelt ſich dann ſchneckenförmig zuſammen, ſchnellt ſich hin und beißt nach ihrem Feinde. Das Vergiften geſchieht nicht durch einen Stich ihrer doppelten oder geſpaltenen ſpitzigen Zunge, welche ſie weit und oft heraus ſtreckt, ſondern eigentlich durch zwey krumme Zähne, die auf jeder Seite in der obern Kinnlade vorn liegen, hohl ſind, in einer Scheide ſtecken, und von dem Thiere willkührlich ausgeſtreckt und eingezogen werden können, wie die Klauen an den Katzenfüßen. Unter dieſen Zähnen ſitzt in einem Beutel das Gift, das in einer daneben liegenden Drüſe aus dem Blute abgeſondert, und beim Biß durch eine feine Oeffnung in der Spitze des Zahns in die Wunde eingeſpritzt wird. Man will Beyſpiele haben, daß eine Verletzung mit einem ſolchen Giftzahne noch lange nach dem Tode des Thieres gefährlich geweſen iſt. Daher es auch die Vorſicht erfordert, daß der Jäger, der dieſe Thiere tödtet, ihnen ſogleich den Kopf abhaue, und vergrabe, damit dieſer nicht, wenn auf ihn getreten würde, oder ihn ein Hund oder anderes Thier fräße, Schaden verurſache. Den Schlangen ſind ihre Giftzähne, zur Bewältigung, Verdauung und zum Fang ihrer Beute nützlich.

Die Nahrung der gemeinen Otter machen Fröſche, Eidechſen, Mäuſe, Maulwürfe und Inſekten aus, die ſie alle mit ihren ſpitzigen Zähnen bloß tödtet, dann ſo ganz verſchluckt. In unbewohnten Gegenden kann alſo ihr Daſeyn von großem Nutzen ſeyn, nur aber für bewohnte nicht, weil ſie dem Menſchen ſelbſt ſchädlich wird, und dieſer auch bey der größten Vorſicht nicht im Stande iſt, ſich vor ihren giftigen Biſſen zu ſichern. Sie paart ſich zweymal im Jahre, und ob ſie zwar häutige Eier im Leibe hat, ſo ſchlüpfen aber die Jungen noch im Mutterleibe aus denſelben aus, und kommen lebendig zum Vorſchein. Sie ſitzt gern unter Steinen, und man muß ſich hüten in Waldungen große Steine aufzuheben, beſonders wenn ſie hohl liegen.

Hat jemand das Unglück gebiſſen zu werden, ſo muß er gleich über der gebiſſenen Stelle ein Band mäßig feſt anlegen, doch ſo, daß der Theil nur unter dem Bande, nicht

nach dem Herzen zu, ſchwillt. Ein hinzukommender Wundarzt wird alsdenn die Stelle ſkarificiren, und die Blutung mit warmen Waſſer noch mehr befördern, auch dem Kranken krampfſtillende Mittel, als Bieſam, Theriak, Hirſchhorngeiſt, auch flüchtigen Salmiakgeiſt zu 10 Tropfen in einem Glas Waſſer u. ſ. w. reichen. Nächſtdem iſt das Einreiben des Baumöls in die Wunde und das ganze Glied über ein wenig Kohlfeuer außerordentlich heilſam, worauf man Bähungen aus Hollunder und Chamillenblumen, in Milch gekocht, warm umſchlägt.

Die gemeine Otter darf man aber nicht mit der ungiftigen und ganz unſchädlichen Ringelnatter (Coluber natrix Linn), Unk, verwechſeln, mit welcher ſie faſt gleiche Farbe hat, ſich aber dadurch gar ſehr von ihr unterſcheidet, daß ſie nicht die zwey gelblichen oder weißen großen Flecken an den Seiten des Halſes zeigt. — Kennt man die Geſtalt dieſer Otter genau, ſo wird man auch die ſchwärzliche Abart von ihr, welche die ſchwarze Otter oder Natter genannt wird, von andern Schlangenarten zu unterſcheiden wiſſen, und ſie eben ſo, wie jene, zu tödten ſuchen.

Die allergefährlichſte aber iſt die Kreuzotter, Kupferſchlange oder Schwediſche Natter, Coluber cherſea Linn. und dieſe hält ſich in Wäldern an düſtern, feuchten, auch ſogar an ſumpfigen Orten auf. Man trift ſie von 6 bis 8, höchſtens von 12 Zoll an; dabey iſt ſie 4 bis 6 Linien dick. Sie hat 150 (auch 156) Schilde und 34 Paar Schwanzſchuppen. Der Kopf iſt platt, faſt eirund, der Hals dünn, hierauf iſt der Körper faſt von gleicher Dicke, bis auf das zugeſpitzte Schwanzende. Die Grundfarbe des Rückens iſt roſtfarbig, bald höher, bald tiefer, auf dem Kopf ſtehen 2 Habcirkel in Geſtalt zweier getrennten halben Monde ☽☾, und ein gleich gefärbter ſchmaler Strich unter jedem Auge. Daher, daß man erſteres für ein Kreuz anſieht, hat ſie den Namen Kreuzotter erhalten. Den ganzen Rücken herab läuft ein aneinander hängender zickzackförmiger, dunkelbrauner oder rothbrauner Streifen, und an den Seiten weg liegen verwachſene, rothbraune Punkte. Der Unterleib iſt aſchgrau mit lauter weißen Querbinden, auf welchen hin und wieder kleine ſchwärzliche Punkte ſtehen. Die Schwanzſpitze iſt braun. Sie iſt äußerſt ſchnell, und oft werden

Kinder, die Beere ſuchen, von ihr gebiſſen, wovon ſie, in Ermangelung baldiger Hülfe, ſterben.

Wegen der Schädlichkeit dieſer Thiere ſollte man, wie Herr Bechſtein *) mit Recht erinnert, den Jägern auftragen, dieſelben mit der Flinte oder auf eine andere Art zu tödten, und ihnen die Bälge, wie bey den Vögeln die Fänge, für ein beſtimmtes Schußgeld auslöſen. Dieſe haben auch, da niemand mehr die Wälder durchſtreiſt, die beſte Gelegenheit, die Menſchen von dieſen ſchädlichen Thieren zu befreyen, auch hat niemand mehr Urſache dazu, als ſie, da ſie gewöhnlich nur ihnen, oder ſolchen Perſonen ſchaden, die im Walde ihre Handthierung treiben, ja auch ihre Jagdhunde oft tödtlich verwunden.

Unter die kriechenden Amphibien (reptiles) gehören Fröſche, Kröten, Eidechſen und Salamander, deren aber keins giftig, oder ſonſt ſchädlich iſt. Vielmehr vertilgen ſie viele ſchädliche Inſekten, Garten- und Erdſchnecken, und es iſt daher Unrecht, wenn man ſie als ſchädliche Thiere tödtet.

Amſel, ſiehe Schwarzdroſſel.

Anbinden, Fr. faire tenir les cordes; iſt, wenn man, bey großen oder kleinen Jagen, die Leinen von den Tüchern oder Garnen um einen Heftel oder Baum ſchlägt, und mit einer Schleife feſt macht, an deren Haltung viel gelegen, auch bey Loslaſſung und Aufhebung der Zeuge nöthig iſt, wenn man nicht Schaden an den Händen nehmen will.

Wenn man eine Oberleine an den Tüchern anbindet, ſo nimmt man die Leine um einen Baum oder Heftel herum, das Ende davon aber unten weg, damit ſie wie Kreutzweis iſt. Sodann müſſen die Anzieher zugleich anziehen, und man ziehet an ſeinem Ende nach, hält aber, wenn die Leute einen Ruck gethan, ſein Untertheil aufwärts, damit es dichte und gleichſam etwas gezwungen an das obere trift, hiemit hemmt man die Leine, daß ſie nicht wieder rückwärts prellen kann, wenn die Leute weiter fort greifen müſſen. Iſt ſie nun ſtraff genug angezogen, ſo nimmt man ſein unteres Ende geſchwind über dem obern weg, und rückwärts wieder um den Baum ganz herum (welches gefangen heißt), und ſteckt ſein Ende über dem andern und durch ſeinen herum

*) Muſterung aller von dem Jäger als ſchädlich geachteten und getödeten Thiere ꝛc. Gotha, 1792. S. 139.

gebrachten Theil doppelt durch, zieht aber das letzte Ende nicht gar durch, damit es wie eine Schleiſe wird, und alsdenn wird geſchwind die Schleiſe noch ein- oder zweimal um die angezogene Leine, ſo doppelt, durchgeſtochen.

Dieſes muß mit dem Zurückfange vollkommen halten, und daß man das letzte Ende nicht gar durchzieht, hat den großen Nutzen, wenn man die Leine ablaſſen, und das Zeug heben will, daß man an dem Ende angreifen und die Schleiſe aufziehen kann. Wird das Ende gar durchgezogen, ſo kann man leicht im Ablaſſen die Finger dazwiſchen kriegen, und Schaden leiden, dieweil man alsdann durch und zwiſchen die angezogenen Leinen greifen müßte, wenn man ſie auflöſen wollte. Viele Jäger fahren zwar mit dem Ende der Leine ganz durch, und machen keine Schleiſe, thun ſich aber ſo oft ſelbſt Schaden, und iſt auch Pfuſcherey. So nöthig das Wiſſen dieſes Anbindens iſt, eben ſo nöthig iſt auch, einen tüchtigen Waldknoten und zwar auf folgende Art machen zu können.

Wenn nämlich die Leine geſprungen iſt, ſo nimmt man das eine Ende, und knüpfet wie einen einfachen Knoten darein, welchen man jedoch anfangs nicht ganz zuziehet; alsdenn nimmt man das andere Ende, und ſteckt es durch dieſen noch offenen Knoten hindurch, und knüpfet mit dieſem Ende um die andere Leine herum auch einen ſolchen halben Knoten, jedoch ſo, daß die Spitzen von beiden Enden auswärts des Knotens heraus ſtehen, ziehet ſodann erſt jeden halben Knoten beſonders feſte um die Leine zu, nachher greift man zu der einen Leine, und der Gehülfe zu der andern Leine, und ziehen ſie ein jeder nach ſich, und alſo die beiden halben Knoten dichte an einander, daß es ein Knoten wird, ſo aber, daß gedachtermaaßen, wenn die Knoten an einander ſind, die Spitzen von der Leine auswärts ſeyn müſſen. Dergleichen Knoten halten ſehr gut, und viel beſſer, als die mit einem Kreutzſchlag, werden auch nicht ſo dick, und ſind durch große Ringe und Gemäſche auch beſſer zu bringen.

Außer den angeführten beiden Stücken iſt es auch eben ſo nothwendig zu wiſſen, die zerſprungenen Leinen zu ſchäften oder zu ſpießen, welches auf dreierley Art geſchehen kann.

1) Man nimmt die zerſprungene Leine, und dreht die vier Schäfte von jedem Ende herein etwa ¾tel Elle aus einander, doch daß jeder Schaft noch bey einander bleibt, ſchabt einen jeden Schaft oder Zehen mit einem Meſſer nach dem Ende hinaus ſpitzig zu, und ſetzt alsdenn von beiden Enden der Leinen die vier Schäfte ſo in einander, als wenn man die Finger an beiden Händen in einander ſchließet. Hierauf nimmt man einen Schaft von der einen Leine, und flechtet ſelbigen gegen und in der andern Leine zwiſchen zwey Schäfte feſte hinein, und die Spitze ſticht man alsdenn quer durch die feſten Leinen durch, da man vorher mit einem ſpitzigen und runden Eiſen vorgebohret hat.

Ferner nimmt man übers Kreuz den andern Schaft, flechtet ihn auch ſo der Leine entgegen hinein, und ſticht das ſpitzige Ende gleichfalls durch. Nachher tritt man herum bey die Leine, wovon man die zwey Schäfte bereits hier an dieſer eingeflochten hat, und nimmt ebenfalls einen Schaft und flechtet ſolchen auch an, und an jener Leine hinauf; macht es auch auf die gedachte Art mit dem Durchſtechen, und flechtet alſo den andern Schaft übers Kreuz von dieſer Leine gleichermaßen an jener Leine hinein, und alsdenn verfährt man auf gleiche Art mit den übrigen andern Schäften.

2) Man drehet die Schäfte, wie bey der vorigen Art erwähnet worden, eine halbe Elle aus einander, und ſetzt ſelbige, auch einen um den andern, zuſammen ein, jedoch dichte an das noch feſt gedrehete der Leine dran. Mit einem ſpitzig runden Eiſen oder Vorſtecher, bohret man quer durch die Leine vor, ſpitzet aber auch nur ein wenig vorher die Schäfte, und ſticht ſodann den Schaft durch das vorgebohrte Loch.

Wo man nun auf der Seite heraus gekommen iſt, ſo bohret man von dieſer Seite, jedoch über zwey Schäfte drüber fort, wieder von jener Seite herüber, und ſticht dieſen Schaft auch nach; alsdenn wird wieder von dieſer Seite und über zwey Schäfte an der Leine fort vorgebohret, und der Schaft durchgezogen, nachher aber wieder von dort herüber durchgeſtochen und vorgebohret. Dieſes Durchſtechen kann man mit einem Ende vom Schafte acht bis neunmal thun.

Ferner nimmt man einen Schaft von der andern Leine, und bringt ihn auch auf ſolche Weiſe mit Vorbohren und

Durchſteckung des Schaftes an, und in dieſer Leine 8 bis 9 mal durch. Nachher fährt man mit allen andern Schäften, ſie allemal übers Kreutz durchzuſtecken, ſo fort, bis ſie alle hinein ſind.

Dieſes Spießen hält eben ſo gut, als das erſtere, und eher muß die Leine an einem andern Orte ſpringen, ehe ſie hier wieder aufgehet. Will man dieſes Spießen noch feiner haben, ſo drehet man auch die Schäfte auf, und ſpießet alſo nur mit drey Fäden durch, indem man auch die Schäfte theilen kann; jedoch hält es viel länger auf, als mit ganzen Schäften.

3) Da, wo die Leine geſprungen, ſchneidet man die beiden Enden ſo weit ab, als es aufgelaufen iſt, ſodann nimmt man einen Schaft von dem einen Ende der Leine, dreht ſelbigen ſubtil aus den andern drey Schäften heraus, auf 4 Ellen lang; nachher dreht man aus dem andern Ende der Leine auch einen Schaft, und wie dieſer nach und heraus gedrehet wird, ſo drehet man jenen ausgedreheten Schaft in dieſer Rinne immer hinter her drein, nämlich: wie von einem Ende der zerſprungenen Leine ein Schaft oder Zehe heraus gedrehet wird, ſo kommt auch von jenem Ende ein Schaft oder Zehe, auf 4 Ellen lang, ſogleich wieder hinein. Alsdenn ſchneidet man den herausgedreheten Schaft ab, und beſchabet beide nunmehr an einander ſtoßende Enden; man kippt auch einen über den andern herüber, und ſticht ſelbige ſodann in die Leine hinein.

Nun nimmt man wieder den andern Schaft, und macht es gleichfalls ſo, daß der eine Schaft heraus gedrehet wird, und einer von dem andern Ende ſogleich wieder hinein zu liegen kommt, dieſer aber nur auf 3 Ellen lang. Auf dieſe Art macht man es auch mit dem dritten und vierten Schaft oder ſo viel ihrer in der Leine ſind. Mit dem Abſchneiden muß man es aber ſo machen, daß nicht alle Schäfte in gleicher Länge auf einmal abgeſchnitten werden, ſondern ½tel, oder 1 ganze Elle aus einander ſind. Auf dieſe Art iſt und bleibt die Leine in einer Stärke, und kann durch alle Rinken gezogen werden. Wer auch nicht recht genau darnach ſiehet, wird nicht gleich wahrnehmen können, daß die Leine an ſelbigem Orte zerriſſen geweſen iſt. Nur gehen auf 3 bis 4 Ellen Leine drauf, welches bey den

erſtern beiden Methoden nicht geſchieht, jedoch wird es nach letzterer am glatteſten und auch geſchwindeſten fertig.

Anblaſen, Fr. donner le ſignal de la chaſſe au ſon ducor; geſchiehet bey großen Jagen von den hiezu beſtellten Jägern oder Waldhorniſten, die ſich zu dem Ende vor dem Lauft, an dem Quer-oder Rolltuche, auf dem rechten und linken Flügel ſtehend, aufhalten. Wenn nämlich ein oder etliche gute jagdbare Hirſche aus dem Jagen auf den Lauft kommen, ſo geben ſie davon mit ihren Wald-oder Hüfthörnern das Signal; an vielen Orten werden ſie auch nachher mit Trompeten und Pauken bis an den Jagdſchirm begleitet. — Anblaſen; oder ins Horn ſtoßen, thun auch die Pikiers oder Parforcejäger, wenn ſie den Hirſch, welcher angejaget werden ſoll, zu ſehen bekommen, und dann die Hunde darauf bringen. — Anblaſen; nämlich das Treiben anblaſen, geſchieht noch, wenn bey einem Treibjagen die Jagdleute vor ſich gehen ſollen, der Jäger auf dem rechten Flügel mit ſeinem Horn hiezu das Signal giebt, und der auf dem linken Flügel ihm mit dem Horn antwortet, damit ſie zugleich durch und auf einmal heraus kommen.

Anbohren, eines Baums, Fr. la térébration; heißt mit einem Bohrer in den Baum ein Loch bohren, um die Güte eines Baumes zu unterſuchen, oder auch den Saft abzuzapfen. Letzteres geſchieht, theils um dem Baume Luft zu ſchaffen, oder ihn zu hindern, daß er nicht zu ſchlank wachſe, theils damit er nicht wegen Ueberfluſſes an Saft den Brand bekomme, theils auch um Saft und Harz von ihm zu erhalten, wie man es beym Ahornbaum, bey der Birke, und bey der Fichte thut.

Käufer verlangen zuweilen wohl, einen Baum bis zum Kern anbohren zu dürfen, um zu erfahren, ob er für dieſe oder jene Arbeit brauchbar und geſund iſt. Dieſes dürfen aber die Forſtbedienten ſchlechterdings nicht geſtatten, weil der angebohrte Baum, wenn er nicht genommen wird und ſtehen bleiben ſoll, allemal auf eine oder die andere Art kränklich wird. Gleichen Endzwecks halber geſchieht es auch oft von ſolchen, die das Holz nicht kaufen, ſondern ſtehlen wollen, und dergleichen Holzdiebe ſollten, wenn ſie ertappt würden, mit harter Strafe belegt werden, weil ſie zuweilen 3 — 4 auch mehrere zuvor anbohren, ehe ſie erſt den 4ten

oder 5ten nehmen, mithin einige Bäume zugleich abgehend machen.

Sollte gleichwohl erforderlich ſeyn, von der Birke, der Eſche, dem Wallnuß-Hollunder-und Pappelbaume, vom Ahorn, von der Eiche, und mehrern andern Bäumen im Frühjahre zu Getränken, zu Kuren, zu Zucker, den Saft abzuzapfen, ſo werden dergleichen Bäume unten, 1 auch 2 Fuß hoch, angebohret, und Gefäße zu dem auslaufenden Safte untergeſtellt; dann ſollte man aber doch wenigſtens dafür beſorgt ſeyn, daß nach erfolgtem Abzapfen das 2 und 3 Zoll tief eingebohrte Loch mit einem eben ſo langen und einpaſſenden Zapfen wieder feſt zugeſchlagen werde. So viel möglich jedoch muß dergleichen Anbohren zu verhüten geſucht, und nicht leicht geſtattet werden, indem dem Baume allezeit dadurch ein Schade und eine Krankheit zugefüget wird.

Anbrüchig, Angegangen, Fr. Bois, qui commence à pourrir; wird ein Baum genannt, wenn er durch Winde, Duftbruch, Blitz ꝛc. krank und faul geworden, und den Brand oder Krebs bekommen hat. Einem guten Forſtbedienten liegt ob, jeden ſolchen Baum, ſo bald er ihn bemerkt, herausſchlagen zu laſſen, damit er nicht gänzlich verdirbt, und wenigſtens noch zu Kohl-oder Feuerholz angewendet werden kann. — Anbrüchig oder angegangen, ſagt man auch von Wildpret, einem Hirſch, Thier, Rehbock oder einer Sau, wenn man dergleichen im Walde todt findet, und, da es ſchon zu faulen anfängt, nicht mehr brauchbar iſt, es mag ſolches zu Holze geſchoſſen, vom Wolf geworfen, oder auf andere Art umgekommen ſeyn.

Anfallen, Fr. rabattre, die Fährte; heißt es vom Leit-ober Jagdhund, wenn er durch den Geruch die Witterung einer Fährte oder Spur vernimmt, und darauf fortſuchet. — Anfallen, Fr. attaquer, ſ'acharner; heißt es auch, wenn die Hetzhunde oder Raubthiere etwas anpacken, niederziehen und würgen wollen.

Anfeuchten, Fr. compiſſer; wird von dem Wolf, Fuchs, u. d. gl. geſagt, wenn ſie im Walde ihr Waſſer an einen Baum oder Buſch laſſen.

Anflug, Fr. le brout pouſſe; iſt, wenn ein abgetriebener und abgeräumter Holzſchlag von dem Saamen, welcher von neben ſtehenden Bäumen durch den Wind herbey-

geführet wird, ingleichen in Laubhölzern, wo er nicht weit vom Stamme niederfällt, oder durch den Wurzelausſchlag wieder mit Holz bewächſt; letzteres jedoch kann nicht Anflug genannt werden, ſondern heißt beſſer Aufſchlag. Anflug war ehedem das Loſungswort unwiſſender Jäger und Forſtbedienten, weil nach ihrer Meinung kein anderes Mittel zur Fortpflanzung der Waldungen ſtatt fand. Hätten dieſe Leute nur nicht der Natur unüberwindliche Hinderniſſe gemacht, ſo wäre ihre Meinung der Nachwelt immer ſo ſchädlich nicht geworden, als es leider ſchon jetzt zu Tage liegt. Sie dachten nämlich weder an gehörige Anlage der Holzſchläge, noch an baldige Räumung derſelben, auch wurden in Nadelwäldern die Stöcke nicht ausgerodet, mithin der Boden nicht wund gemacht, ſo daß die Plätze gänzlich beraſeten; wenn nun ja auch ein Saamenjahr erfolgte, und der Saamen drauf geführet wurde, konnte derſelbe nicht Wurzel faſſen, und geſchah es hie und da einzeln, ſo wurden die Pflänzchen theils vom wilden, theils vom zahmen Vieh wieder vertreten oder verbaizet, und daher war es kein Wunder, daß mitten in den Waldungen oft ungeheure große Blöſen entſtanden.

Obſchon immer unſicher, ſo iſt es doch aber möglich, die Fortpflanzung der Wälder durch die bloße Natur zu bewirken, aber gewiß auf keine andere Art, als wenn das Abholzen — hier iſt zuerſt die Rede von Nadelhölzern — auf eine zweckmäßige Art geſchieht; wenn man nämlich den jährlich abzutreibenden Diſtrikt eines Waldes ſo hauen läßt, daß er von einem nahe dabey ſtehenden Walde, oder durch die auf dem Schlag ſtehen zu laſſende Bäume möglichſt geſchwind wieder beſaamet werden kann; wenn man nöthigen Falls zu bewirken ſucht, daß der anfliegende Saame auf wunde Erde fallen und aufkeimen kann; und wenn man dafür zu ſorgen bemühet iſt, daß die erhaltenen Pflanzen unbeſchädigt in Sicherheit aufwachſen und beſtmöglichſt gedeihen können. Ein mehreres durch dieſe Behandlungsart zu bewirken, iſt unmöglich, denn das übrige hängt davon ab, ob ein Saamenjahr auch ſogleich, oder das andere Jahr nach dem Abtrieb, ehe der Platz verraſet, erfolgt, und ſo dem ſpäter hin anfliegenden Saamen das Aufkeimen nicht erſchweret oder ſelbiges gar verhindert wird.

Das vorzüglichſte und nöthigſte bey einem Holzſchlag, bey welchem man die natürliche Wiederbeſaamung beabſichtiget, iſt, daß derſelbe, wo möglich, ſtets in gerader Linie, (nicht in Ecken und Winkel), und von Norden gegen Süd, von Norden und Oſt gegen Südweſt, oder von Oſt gegen Weſt hin, an Gebirgen aber immer bergan, und ebenfalls von der benannten Seite her abgetrieben werde, damit die warmen Süd- und Südweſt- oder Weſtwinde, bey deren Wehen die meiſten Nadelholzzapfen im Frühjahr ſich öfnen, den Saamen vom ſtehenden Ort her auf den abgeholzeten Schlag treiben, und denſelben damit wieder beſäen können. Anders jedoch iſt der Fall auf ſehr hohen, rauhen und kalten Gebirgen. Hier muß man den Duftbruch berückſichtigen, welcher oft mehr Schaden thut, als bloße Windſtürme. Um den letztern aber doch nicht Thür und Thor zu öfnen, und auch nicht den Anflug zu hindern, führt man die Schläge von Mittag gegen halb Morgen, und ſo dem Durchſchnitt nach, nach Mitternacht gegen halb Abend. In keinem Fall aber darf der Schlag von Südweſt, und noch weniger von Weſt, gegen Nordoſt und Oſt angelegt und geführt werden. Mehreres hievon ſehe man unter Holzſchlag.

Liegt der abzuholzende Bezirk am Gebirg dem Windſtoß ausgeſetzt, und iſt er überdies mit Rothtannen beſtanden, ſo kann man keine einzelne Saatbäume daſelbſt erhalten, weil ſie der Wind bald umreißt. Die Beſaamung muß deßwegen vom ſtehenden Ort her erfolgen, wenn ſie natürlich geſchehen ſoll. In dieſem Fall darf man keine breiten Schläge hauen, ſondern man muß ſie lieber, ſo viel es thunlich iſt, in die Länge ziehen. Am reinlichſten und beſten wird der Schlag durch Anflug beſäet, wenn er auf der Ebene nicht über 10 bis 12 Ruthen, an Bergen aber nicht über 18 bis 24 Ruthen breit iſt. Bey zunehmender Breite erhält der Schlag nur eine ungleiche, einzelne und unzulängliche Beſaamung.

Erfordert es aber die Lage des Orts und das Holzbedürfniß, den Schlag an Gebirgen breiter zu machen, oder erfolgt mehrere Jahre hinter einander kein Saamenjahr, und man kann den Schlag nicht mehr in die Länge dehnen, ſondern man muß ihn weiter fort und breiter treiben; dann

iſt es ſchlechterdings nothwendig, entweder ganze Schläge, noch beſſer aber Streifen von 5 bis 6 Ruthen breit, der Länge nach, zur Beſaamung und zum Schutz des Schlages zurück zu laſſen, und hinter denſelben die Hauung fortzuſetzen, oder, welches am beſten und ſicherſten iſt, zur künſtlichen Anſaat unverzüglich zu ſchreiten, ſo lange der Boden noch wund iſt.

Wenn der abzutreibende Diſtrikt auf der Ebene, oder auf einer nicht ſehr beträchtlichen Erhöhung, oder auf der vor dem Stoß herrſchender Winde gedeckten Seite eines Berges liegt, ſo kann man ohngefähr auf einem Acker oder Morgen 6 bis 8, auch 10 Stück der kürzeſten und rauheſten oder äſtigſten Saatbäume gleich vertheilt ſtehen laſſen; dieſe kann der Wind ſo leicht nicht umwerfen, und bringen gewöhnlich den meiſten Saamen. Sobald aber die Beſaamung hinlänglich erfolgt iſt, ſo müſſen dieſe Bäume, beſonders da man ſehr auf Windbrüche zu rechnen hat, ſogleich mit der größten Vorſicht, wo möglich, bey Winterszeit und tiefem Schnee, gehauen und weggeſchafft, und die etwa noch übrig gebliebene leere Plätze ſogleich aus der Hand beſaamet werden. Dieſes Stehenlaſſen der Saatbäume thut, wie geſagt, in niedrigen ebenen Gegenden, und an Bergſeiten, die vor Wind gedeckt ſind, beſonders in Tannen- und Kiefern-Oertern ganz gut, wenn ſie nicht zu dichte geordnet, und noch ehe der Anflug 2 Schuh hoch wird, mit der angegebenen Art herausgehauen und weggebracht werden. In rauhen hohen Gebirgen dagegen, wäre es ein eben ſo unnützes als ſchädliches Unternehmen, weil die einzelnen Saatbäume jederzeit von den Winden, und noch weit eher von Duft- und Schneebrüchen umgeriſſen werden.

Um die natürliche Beſaamung der Schläge zu erleichtern und zu verbeſſern, müſſen auch alle Stöcke ausgerodet, die davon zurückbleibenden Vertiefungen aber, ſo viel möglich, wieder ausgeglichen, und das Stockholz entweder ſogleich, oder doch bis Ende des Winters, noch ehe der Saame ausfliegt, vom Schlag weggeſchafft werden. Sieht man aber voraus, daß ſogleich keine natürliche Beſaamung möglich iſt, und neiget der Boden ſehr zu Gras und Forſtunkraut; ſo thut man beſſer, mit dem Stockroden ſo lange zu warten, bis gegründete Hoffnung zu einem gu-

ten Saamenjahr da iſt, damit der Schlag, wenn er vor der Saat beraſet, durch das Stockenroden wieder wund werde, und nicht durch künſtliche Ausſaat in Ordnung gebracht werden muß. Iſt aber der Anflug bereits erfolgt, ſo dürfen keine Stöcke mehr gerodet werden, weil ſonſt die ganze Beſaamung dadurch wieder verdorben wird.

Iſt der abzutreibende Ort nicht dichte beſtanden, und der Boden ſchon mit Heidelbeer- oder Kronsbeerkraut, mit Heide, Gras, ſehr langem Moos u. d. gl. überzogen, ſo daß, wenn auch die einzelnen Stöcke gerodet würden, der Schlag außer den wunden Stockenplätzen nicht gleichförmig und nicht hinlänglich beſaamet werden kann, ſo dürfen die Schläge, wie überhaupt, ſchlechterdings nicht breit getrieben werden. Auch müſſen noch überdas mehrere rauhe kurze Saatbäume auf dem Schlag ſtehen bleiben, und der mit vorbenanntem ſchädlichen Forſtunkraut bedeckte Boden muß bey einem guten Saamenjahr mit Hacken, Platz- oder Streifenweis bis auf die gute Erde wund gemacht, und das lange Moos, ſo wie auch die Tannennadeln, wo ſie zu dick auf einander liegen, mit eiſernen Rechen oder Harken weggeſchafft werden. Dieſe Streifen müſſen, wo möglich, um den jungen Nadelpflanzen den vortheilhaften Schatten von dem langen Heidelbeerkraut ꝛc. zu erhalten, von Oſten gegen Weſten gezogen, und an ſchiefen Flächen nicht bergab, ſondern am Berge hin horizontal gemacht werden, damit das herabſtürzende Regenwaſſer den Saamen und die Pflanzen nicht losreiße und wegſchwemme. Sollte aber der Anflug in einigen Jahren nicht nach Wunſch erfolgen; ſo thut man am beſten, die wund gemachten Plätze, ehe ſie wieder beraſen, aus der Hand zu beſäen.

So nützlich es iſt, vor erfolgtem Anflug die abgetriebenen Schläge mit dem Vieh betreiben, und das häufig ſich einfindende Gras und Forſtunkraut dadurch, ſo viel möglich, vertilgen zu laſſen; eben ſo nothwendig iſt es aber auch, daß, wenn im Jahre vor dem Abtrieb Saamen gewachſen iſt, und überhaupt, nach erfolgtem Anflug, jeder Schlag vor allem zahmen Vieh ſo lange verſchloſſen bleibe, bis die jungen Stämme ſo weit herangewachſen ſind, daß ſie das Vieh weder oben am Gipfel abbeißen, noch mit den Füßen zertreten und beſchädigen kann. Sollte aber das Gras im

Schlag zu ſehr überhand nehmen, und die jungen Pflanzen verderben, ſo kann man im Frühjahre, noch ehe die Nadelhölzer neue Schößlinge treiben, und zum Anfange des Herbſtes, wenn die neuen Quirle ſchon wieder hart geworden ſind, das Hornvieh mehrmals in dieſelben treiben, und unter Aufſicht eines vernünftigen Hirten das zu häufige Gras abfreſſen laſſen.

Alle ſolchergeſtalt wieder angeflogene Diſtrikte, welche, wenn aus dem Holz ins künftige etwas Tüchtiges werden ſoll, recht voller Pflanzen ſtehen müſſen, damit ſie ſich nicht in die Aeſte ausbreiten, ſondern bald ſich an einander ſchlieſſen und in die Höhe gehen können, bleiben nun bis ins 20ſte oder 30ſte Jahr, je nachdem ſie auf gutem Boden ſtehen, ſich ſelbſt überlaſſen. Nach deſſen Ablauf muß aber alles inzwiſchen abgeſtorbene, von den den Vorzug behauptenden Stämmen überwachſene Stangengehölz herausgehauen werden, welches als Bohnen- und Hopfenſtangen und zum Brand, in den meiſten Gegenden, ganz gut ins Geld geſetzt werden kann.

Dieſes Verfahren, welches aber nicht mit dem ſonſt ſo ſchädlichen Ausplántern verwechſelt werden darf, kann hernach auch, ſo oft als dürres und unterdrücktes Holz ſich findet, von Zeit zu Zeit, und ſo lange wiederholt werden, bis das Unterdrücken ein Ende nimmt, und bis man ſiehet, daß die Bäume zu ihrem Fortkommen alle Nahrung genug haben. Mehr als unterdrücktes und ganz abgeſtorbenes Holz darf aber ja nicht abgehauen werden, um den Wald niemals vor ſeiner ordentlichen Hauung aus ſeinem nöthigen dichten Schluß zu bringen, und um den Winden keine Lücken zum Einbruch zu eröfnen.

Anders verhält ſich die Sache bey der Fortpflanzung der Laubhölzer; denn hier kommt vieles darauf an, daß ſchon vor dem Abſchlagen der Hölzer ſolche Vorkehrungen getroffen werden, welche eine baldige Beſaamung befördern können. Der Forſtmann kann nämlich bey Laubhölzern ſeine Waldungen nicht nur durch Dichtigkeit der Bäume vor dem ſchädlichen Forſtunkraut und Grasüberzug bis zur nöthigen Wiederbeſaamung ſchützen, oder, wenn dies nicht möglich iſt, dadurch, daß er zur rechten Zeit Schweine hinein treiben läßt, durch wenig koſtſpieliges Aufhacken,

durch Ausrottung des Forſtunkrauts, und durch Abtrocknung der naſſen Plätze, die Waldoberfläche für die natürliche Beſaamung empfänglich machen laſſen, ſondern er iſt auch oft im Stande, durch mehrere und wenigere Saamenbäume die Wirkungen der Sonne, der Luft, des Regens und des Thaues nach Erforderniß und nach Verhältniß des Alters der Pflanzen zu vermehren und zu vermindern, und die Heegung oder Schonung des jungen Waldes, in ſo fern ſie von Menſchen und zahmen Vieh abhängt, in den meiſten Fällen durch bloßes Verbot zu bewirken, die Beſchädigungen des Wildes aber, entweder durch Verminderung deſſelben ſehr unbeträchtlich zu machen, oder durch künſtliche Verzäunung ganz weg zu räumen.

Um aber beim Abſchlagen einer beträchtlichen Partie Holzes vorerwähnte Wirkungen deſto zweckmäſſiger anbringen und beſtimmen zu können, muß man ſchlechterdings die Schläge ſo wenig zerſtreut wie möglich anlegen, und das jährlich erforderliche Holzquantum an einem, zwey oder drey Orten nach Maasgabe der Umſtände hauen, damit man eine beſſere Ueberſicht aufs Ganze erhält, daß die Hauung zum Vortheil der jungen Pflanzen deſto beſſer geheegt, und daß der Wald in einen theilweis gleichen Holzwuchs gebracht wird. In ſo fern nun in der Anzahl und Entfernung der ſtehen bleibenden Saamenbäume von Zeit zu Zeit Veränderungen eintreten, ſo macht man bald Holzſchläge zur Beſaamung, bald lichte, bald Abtriebs- oder Plänterſchläge, und von deren zweckmäßiger Anlage und Einrichtung hängt der gute Erfolg des natürlichen Anflugs größtentheils ab. Die Anweiſung daher, Wälder von jedem Holzbeſtand regelmäßig und ſo abzuholzen, daß ſie ſich möglichſt geſchwind wieder beſaamen, und daß die jungen Pflänzchen beſtens gedeihen können, iſt von der äußerſten Wichtigkeit. Man ſehe hievon unter Holzſchlag!

Junge Forſtmänner können indeſſen nicht genug gewarnet werden, ſich nicht allzuſehr auf den Anflug, nämlich die natürliche Beſaamung, zu verlaſſen, indem Umſtände von mancherley Art eintreten können, welche die ganze Hofnung wieder vereiteln. Es gehören ohnedem keine gemeine Kenntniſſe dazu, um nicht nur ſolche Vorrichtungen zu treffen, daß der Anflug nicht verhindert, ſondern be-

fördert wird, ſondern auch um die ſich ereignenden Hinderniſſe aufs baldigſte aus dem Wege zu räumen. Wenn daher auch alle Vorſicht, den Wald durch den natürlichen Anflug fortzupflanzen, angewendet worden iſt, und gleichwohl Umſtände ſich ereignen, welche den Anflug, wo nicht ganz verhindern, doch aber auf mehrere Jahre verſpäten können; ſo darf ſich der Forſtmann nicht mehr darauf verlaſſen, ſondern muß in Zeiten zur Kunſt, nämlich zum Säen oder Pflanzen, ſeine Zuflucht nehmen. Noch weniger darf es dem Forſtmann einfallen, ſich in ſolchen Fällen einen natürlichen Anflug zu denken, wo nach der Natur unüberſteigliche Hinderniſſe ihn unmöglich machen, z. B. wo die vorherigen Schläge ſo geführt worden ſind, daß in Rückſicht ihrer Lage kein Saame ſie überflügeln kann; wo die Schläge ſchon ſo beraſet ſind, daß das Aufkeimen des Saamens unmöglich iſt; oder wo auch der junge Anflug entweder durch zahmes Vieh oder Wild, ganz oder zum Theil, wieder ſo verbaizet worden iſt, daß man das Erwachſen eines beſtandenen Schlages nicht erwarten kann.

Angangen, Fr. avoir flairé; fragt der Jäger: iſt dir etwas, oder was iſt dir angangen? das iſt, was haſt du geſpüret? Nämlich wenn einer mit dem Leithund ziehet, und zu Fährten kommt, oder, wenn einer bey einem neuen Schnee kreiſen geht, und etwas ſpüret.

Angeben, ſ. Anſprechen.

Angefallene Fährte, heißt die Fährte, welche der Leithund durch den Geruch vernommen hat, und dem Jäger zeichnet.

Angehend, Fr. tier-an, tiers-an, nämlich Schwein, wird eine wilde Sau genannt, welche 4 Jahre alt iſt; iſt es älter, ſo heißt es ein Hauptſchwein.

Angehender Baum, Fr. un arbre commencé; wird beym Laubholz, beſonders bey den Eichen, derjenige Baum genannt, welcher noch nicht die gehörige Bauholzſtärke hat, und alſo bey dem Abtreiben ſo lange ſtehen bleiben muß, bis ein anderer daneben ſeine Stelle vertreten kann. Nach Verſchiedenheit der Holzart kann ein ſolcher Baum 40, 50, 60, 90 Jahre alt ſeyn. Wenn man nämlich auf 1 Acker Holz 20 bis 30 der geradeſten und ſchönſten jungen Bäume, zu Saamen- Nutz- Bau- und Maſtbäumen ſtehen läßt, ſo

nennt man ſie beym erſten Schlag Laßreiſſer, beym zweyten Vorſtänder, und beym dritten Schlag angehende Bäume oder Mittelhölzer.

Angeſchoſſen, Fr. tiré; heißt es von einem Stück Wild, wenn es durch einen Schuß verwundet worden, daß es ſchweiſet.

Angreifiſch Holz, Fr. bois qui tente bien des gens; iſt dasjenige, welchem von Holzdieben ſehr nachgetrachtet wird.

Anhalten, Fr. retenir, arrêter; heißt, wenn man mit dem Leithunde zieht, und da dieſer etwas anfällt, man ihm freundlich zuſpricht, ihn kurz faßt, und ſo lange hält, bis er mit der Naſe in die Fährte eingreifet. — Anhalten, Fr. continuer, perſévérer; ſagt man von andern, beſonders von den Jagdhunden, wenn ſie ein Thier ſo lange verfolgen, und nicht eher verlaſſen, als bis es der Jäger zum Schuß bekommt.

Aniagen, Fr. attaquer le cerf; wird geſagt, wenn man bey der Parforcejagd einen Hirſch aufſucht, lanciret, und wenn ihrer mehrere beyſammen ſind, den zur Jagd beſtimmten von den andern abſondert, worauf die Meute angelegt wird; ſiehe unter Parforcejagd.

Ankerſtöcke, Fr. Croiſée; ſind 6 bis 8 Fuß lange zähe eichene Stöcke oder Stangen, womit die Ankerwalzen gedreht werden, um die gelichteten Anker wieder aufs Schiff zu bringen. Auf der Weſer ſind ſie ein Artikel des Holzhandels.

Ankörnen, Fr. appâter, allécher; heißt, wenn man das Rothwildpret mit Kraut, Kartoffeln, Hafer, wildem Obſt u. d. gl. oder einer ſogenannten Kirrung, auf einen gewiſſen Platz, wo man ihm aufpaſſen will, hin zu locken ſucht. Desgleichen, wenn man die Raubthiere, als Wölfe, Füchſe u. ſ. w. mit allerhand Vorwurf auf die Plätze bringt, wo die Eiſen zum Fang hingelegt werden ſollen.

Ankuppeln, Fr. coupler les chiens, joindre enſemble; geſchieht, wenn die Hunde mit den darzu gefertigten doppelten oder dreifachen Halsbändern zuſammen geſchnallet, und auf die Jagd geführet werden.

Anlaſchen, ſ. Anpflitſchen.

Anlaufen, Fr. laiſſer enfiler dans l'épieu; thun die Sauen, indem ſie auf den Zuruf: Huy Sau! beym Jagen, in die ihnen vorgehaltenen Spieße (Fangeiſen) oder Hirſchfänger laufen. — Anlaufen ſagt man auch, wenn einem, der ſich angeſtellt hat, das Thier zum Schuſſe kommt.

Anläufern, Fr. attacher; heißt, wenn man den Läufer-Vögeln kleine Ringelchen von hartem Leder um beide Flügel macht, und jedes mit einem Schnürgen befeſtiget; beide Schnürgen aber werden auf dem Rücken zuſammengebunden, und in einen kleinen Rinken geknüpfet, damit es ſich umdrehen kann, und nicht ſo leicht ſtockt.

Anlegen, Anſchlagen, Fr. mettre ou coucher en joue; ſagt man vom Gewehre, wenn man eine Büchſe oder Flinte an den Backen nimmt, und nach etwas zielet. — Anlegen, engager; heißt es von Holzhauern, wenn man ſie zum Holzfällen und andern dazu gehörigen Arbeiten anweiſet. — Anlegen, der Treibeleute, régler les batteurs; geſchieht beym Jagen, wenn man ſie ſo anſtellt, daß ſie ordentlich und accurat gehen müſſen. — Anlegen, der Hunde, enchainement; iſt, wenn man Leit-Schweiß- oder Jagdhunde mit einer Kette an die Hundshütte anhängt.

Annehmen, Fr. ſ'accoutumer, ſ'apprivoiſer; nämlich den Schild annehmen, ſagt man, wenn die Hühnerfänger die Feldhühner mit einem lebendigen Pferde, oder mit dem Schilde in den Zeug treiben wollen, ſo müſſen ſie, nachdem die Hühner angeſchildert, ſo lange Geduld haben, bis die Hühner kirre und ſicher werden, daß ſie ſich wenden, und dem Pferde oder Schilde allmählich ausweichen. — Annehmen, prendre; heißt es, wenn ein Hund auf den Fährten, wo er drauf geführet wird, munter und fleißig fortſuchet.

Anpflanzen, Fr. planter, regarnir de bois; geſchieht, troß aller Vourtheile, jeßt auch in Wäldern, und iſt, in Verbindung mit einer wohlgewarteten Baumſchule, das große Hülfsmittel der Holzkultur, wodurch auf manchem großen holzleeren in Schonung liegenden Waldplatze, wo der Lage und der Umſtände nach entweder die weniger koſtſpielige Ausſaat mit der Hand nicht anwendbar, und ihr

Erfolg zu der vorhabenden Abſicht nicht zu erwarten iſt, oder wo es darauf ankommt, fremde, oder auch nur einheimiſche, aber noch zur Zeit in der Gegend ſeltene oder nicht vorhandene, und doch in der Folge nöthige und mit Vortheil abzuſetzende Holzgattungen zu gewinnen, wieder Holz von beſtimmter Art erzogen und in Anbau gebracht wird.

So vielen Widerſpruch das Anpflanzen wilder Bäume in Wäldern fand, ſo geſchah es doch; aber leider nicht überall, ja an den wenigſten Orten, mit gleich glücklichem Erfolge, und kein Wunder war es, daß unwiſſende Förſter und Jäger, zumal da ſie vorher dieſe Art Holzkultur als etwas unmögliches und unſchickliches verworfen hatten, nun vollends mit ihrer Meinung triumphirt zu haben glaubten. Selbſt aber auch viele von denjenigen, welche unter der beſten Hoffnung angepflanzt hatten, wurden mißtrauiſch dagegen, weil ſie dieſe ihre Hoffnung immer vereitelt ſahen. Indeſſen ließen ſich geſchickte und fleißige Forſtmänner und Forſtliebhaber hierdurch nicht abhalten, ſondern ſetzten das Anpflanzen fort, bemühten ſich aber dabey beſonders, den Urſachen des fehlgeſchlagenen Verſuchs auf das ſorgfältigſte nachzuſpüren, um ſie in der Folge vermeiden und abwenden zu können.

Auf allen und jeden Waldplätzen, und unter allen Umſtänden anzupflanzen, war nie der Gegenſtand des Vorſchlags, beſonders da nicht, wo das Anſäen, welches mit ungleich weniger Koſten verbunden iſt, geſchehen kann, oder wo es, theils um die Huthung nicht zu verſperren, theils um die nöthige Maſt zu erhalten, nicht geſchehen darf. Vorzüglich zu empfehlen und nöthig iſt das Anpflanzen auf alten ganz beraſeten, zuvor der Trift eingegeben geweſenen Schlägen und Raſenplätzen. Am allerſichtbarſten iſt der Nutzen auf hohen Bergen und rauhen Gegenden, wo es den Vorzug vor der Anſaat hat, indem es nicht mit ſo vieler Gefahr verknüpft iſt, als eine zarte Anſaat, welche ſehr leicht durch Froſt und Hitze verdorben werden kann. Freylich aber muß man nicht, wie vorher geſchah, die Pflanzen hiezu auf alten Kohlſtätten und Wegen, wie auch aus dem Unterwuchs der alten Hölzer heraus ziehen, indem ſolche meiſtentheils im Schatten erwachſen, und alte verkrüppelte Pflanzen ſind; auch müſſen ſie nicht aus den angeſäe-

ten Schlägen, wo ſie zu dichte ſtehen, herausgenommen werden, denn ob zwar letztere gut zum Verpflanzen ſind, ſo wird aber mancher angeſäeter Schlag durch dieſe Auszüge wieder verdorben, und alſo auf der einen Seite weit mehr Schade angerichtet, als auf der andern Nutzen geſtiftet. Ueberhaupt muß man vorzüglich ſolche Pflanzen wählen, welche entweder in freyliegenden Saatplätzen, oder im Saum des Waldes gut aufgewachſen, und an die Sonne und Luft gut gewöhnt ſind.

Die beſten Pflanzen werden daher in beſondern Baumſchulen oder ſogenannten Eichelkämpen gezogen. Eine gute Pflanze muß ſchön gerade, noch jung, geſund, unbeſchädigt, und mit tüchtigen Wurzeln verſehen ſeyn. Am beſten gedeihen alle Holzarten, wenn man ſie in ihrer zarten Jugend, ohngefähr in der Höhe von 1 bis 2 Fuß, Fichten und Edeltannen am ſicherſten, wenn ſie 6 bis 10 Zolle hoch ſind, verpflanzt, weil ſo, durch das Ausgraben derſelben, das Verhältniß der Wurzeln zum Stämmchen noch nicht ſehr in Unordnung gebracht wird. Auch können, durch eine kleine Oefnung der Erde, faſt alle zur Pflanze gehörige Wurzeln mit leichter Mühe beybehalten, und mit ihrer Erde auf einen andern Standpunkt gebracht werden, welches bey ſtärkern, ſchon weit um ſich gewurzelten Stämmen, nicht angeht, und bey zunehmender Größe der Bäume das richtige Verhältniß der Wurzeln zum Stamm unvermeidlich geſtört werden muß, und die Verwundungen der Wurzeln und Aeſte ſtärker werden. Beſonders aber muß man ſich die ſehr frühzeitige Verpflanzung der Nadelhölzer zum Geſetz machen, weil ſie auch ſchon dann ſelten gelingt, wenn ſie nur einigermaßen erwachſen ſind. Erfordert es aber die Nothwendigkeit, auch ſtärkere Stämme zu verſetzen; ſo wähle man Laubholzarten, überſchreite aber auch bey dieſen niemals das Maas von 2 Zoll im Durchmeſſer, weil die Verpflanzung dickerer Stämme allzu mislich iſt.

In ſo fern bey einer jeden Holzgattung desjenigen, was ihr, vor andern, in Rückſicht der Anpflanzung eigen iſt, gedacht werden wird; ſo ſoll hier nur im Allgemeinen geſagt werden, was beym Anpflanzen zu beobachten nöthig iſt. Ein Forſtmann muß nämlich die Bauart der verſchiedenen Baumwurzeln wiſſen, und ſich darnach bey der Verpflan-

zung richten. Er muß nämlich von den Wurzeln der zu verpflanzenden Holzart die Kenntniß beſitzen, ob ſolche tief in die Erde gehen und ſogenannte Pfahlwurzeln ſind, oder ob ſie ſich auf der Oberfläche des Erdbodens ausbreiten, und zu ihrer Nahrung einen großen Bezirk Landes brauchen; oder ob ſie ſich bloß in einem Zirkel eingeſchloſſen halten, und nicht ſo weit als andere umher wuchern. Hat er dieſe Kenntniß, ſo zeigt ihm die Vernunft gleich, welche Bäume ſich zuſammen ſchicken, damit nicht durch die Wurzeln des einen dem andern die Nahrung entzogen werde. Auch giebt ihm dieſes die Anleitung, wie er bey dem Verpflanzen ſelbſt verfahren müſſe, und ob er dazu große, mittelmäßige oder kleine Löcher zu machen habe. Die Größe des Baumes und die Ausbreitung ſeiner Aeſte endlich, geben ihm zugleich die Maße, in welcher Entfernung er ſolche von einander pflanzen müſſe. Nur wird er allemal ſicherer gehen, wenn er die Anpflanzung linienweiſe vornimmt, indem er hierdurch das Verhältniß der Weite, die ein jeder Baum braucht, beſſer treffen, und ſeiner Waldung ohne weitere Mühe und Koſten ein gutes Anſehen verſchaffen kann.

Bey Anpflanzungen hat man vorgeſchlagen, den Boden, vorzüglich bey ſeltenen Holzſorten, vorher durchaus wohl umarbeiten, rajolen, und dann die Pflanzlöcher machen zu laſſen, wodurch aber die Koſten, oft ohne Noth, oft zum größten Schaden, beträchtlich vermehrt werden; oder man ließ den Grund durch mehrmaliges Frucht- und Kartoffelziehen recht mürbe und locker machen. So nothwendig gute und tüchtige Pflanzlöcher ſind, ſo nöthig es iſt, daß die ausgeworfene Erde beym Einſetzen der Pflanzſtämme mürbe und locker ſey; ſo ſchädlich iſt das Rajolen, Umgraben und tiefe Auflockern der ganzen Oberfläche in trockenen Sommern und auf Plätzen, die zum Ausdorren geneigt, oder ihrer Lage nach den ganzen Tag der Sonnenhitze ausgeſetzt ſind, und das, wo man Waſſer in der Nähe hat, ſo vortheilhafte Anſchlämmen der eingeſetzten Stämme vermag ſie nicht allein gegen die Gefahren des Abtrocknens nach erfolgtem glücklichen Austrieb zu ſchützen. Eben ſo wenig kann die Entziehung der beſten Nahrungstheile durch vorhergehendes mehrmaliges Befruchten erſprießlich ſeyn.

Die Pflanzlöcher rathet man zwar, ein ganzes oder halbes Jahr vor der Pflanzung zu verfertigen, um die ausgeworfene Erde durch Sonne, Luft, Froſt und Regen mürbe, locker und urbar zu machen; allein ſo wenig man den Nutzen davon in manchen Fällen bezweifeln will, ſo ſcheint es doch in den meiſten die Sache mehr zu erſchweren, ja in einigen, z. B. in hohen Gebirgen, ſehr ſteinigten Oertern, iſt es mehr ſchädlich. Dort macht man mit dem beſten Erfolg die Löcher nicht eher, als bis man ſo eben pflanzen will, läßt nämlich den Raſen, ſo weit es nöthig iſt, herausheben, und ſolchen, nachdem die Pflanze gehörig mit Umgebung lockerer Erde, und ſo tief als ſie vorher geſtanden, eingeſetzt worden, wieder um dieſelbe herum (nicht umgewendet) legen, und nur noch dieſes beobachten, daß einige Zoll um die Pflanze der Boden wund ſey, damit ſie das Gras in den erſten Jahren nicht erſticke.

Die auf den Zwiſchenräumen zwiſchen den Pflanzlöchern, aber gleich im erſten Sommer anwachſenden, und durch die Heegung beförderten Gräſer und Sträuche ſind wohlthätige Gefährten, die den angepflanzten Stämmen, wenn ſie dieſelben nicht alsbald überwachſen und erſticken, wofür aber bey der Bearbeitung der anzupflanzenden Blöße im voraus geſorgt ſeyn muß, während dem erſten Jahre Feuchtigkeit und Schatten erhalten.

Die Weite und Tiefe der Pflanzlöcher richtet ſich nach der verſchiedenen Größe der Pflanzen und ihrer Wurzeln. Bey Pflanzen von 1 bis 2 Zoll im Durchmeſſer laſſe man die Löcher $2\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß im Durchſchnitt weit und 2 bis dritthalb Fuß tief machen. Bey geringen Pflanzen, oder ohnehin ſehr lockeren und guten Boden ſind ſie für halbzöllige und noch geringere Pflanzen groß genug, wenn ſie 1, anderthalb bis 2 Schuh weit, und eben ſo tief ſind. Bey Verfertigung dieſer Löcher hängt man eine Schnure um das zur Bezeichnung des Lochs eingeſchlagene Pfählchen, und kratzt mit einem an die Schnure gebundenen ſpitzigen Holz einen Zirkel, ſo groß, als das Loch werden ſoll. — Sehr kleine Löcher braucht man nicht pünktlich abzuzeichnen, ſondern nur mit einem breiten Spaten viereckigt auszuſtechen. — Nachher läßt man die oberen Raſen in dieſer Rundung abſtechen, und auf die rechte Seite bringen, die

nächſt dieſen erfolgende Dammerde auf die linke Seite legen, und die unterſte wilde Erde gerade vor den Arbeitern hin aufhäufen, um beym Einſetzen jede Erdart im Griff zu haben, und um der Witterung auf ſo kleine Häufchen beſſern Einfluß zu verſchaffen.

Die Entfernung der Pflanzlöcher, oder der zu ſetzenden Bäumchen, iſt zwar willkührlich; in ſo fern aber nach der Erfahrung alles Holz, das ſchäftig, nicht buſchartig, erwachſen ſoll, in der Jugend und bis zum Alter, wo ſein mehreſter Wachsthum in die Länge beendiget iſt, und das Zunehmen in die Dicke recht lebhaft wird, geſchloſſen ſtehen muß, ſo iſt es nöthig, nicht zu ſparen, und die jungen Stämme verhältnißmäßig eng zuſammen zu pflanzen, beſonders diejenigen, die geneigt ſind, im freyen Stand von dem ſenkrechten Auftreiben des Hauptſchuſſes abzuweichen, und ſich in auslaufende Aeſte und breite Kronen zu vertheilen. Drey, höchſtens 4 bis 6 Schuh von einander entfernt iſt die gehörige Weite, in die man dieſe Stämme bringen muß, damit ſie ſich demnächſt an einander ſchließen, und zu ſchlanken geraden Bumen erwachſen, welches, bey weitläuftigem Stand, nicht ſo vollkommen, und bey manchen Holzarten gar nicht erfolgt, weil ſich der ganze Wuchs alsdann zu ſehr in die Aeſte verbreitet, und künftig nur kurze ſtruppichte Stämme daraus werden. — Es treten jedoch Fälle ein, wo man die angepflanzten Plätze, der Triftgerechtigkeit oder auch nur des Trift-Durchzugs halber, nicht in Schonung bringen darf; in dieſen Fällen muß man, um die Trift nicht zu hindern, die Pflanzen in weitere Entfernung, nach Verhältniß auf 10 bis 14 bis 16 bis 20 und mehrere Fuß von einander bringen.

Ehe die Pflanzen ins Freye, nämlich in den unverzäunten Waldplatz verpflanzt werden, verlangen viele Neuere ein vorheriges Verpflanzen in der Baumſchule. Allein, ſo viele Gründe über den Nutzen der zweymaligen Verpflanzung auch angegeben werden mögen; ſo iſt es doch offenbar, und allen Erfahrungen gemäß, daß das Verſetzen immer einen Anfenthalt im Wachsthume macht, und ſonach nicht nur unnöthig, ſondern ſogar ſchädlich iſt. Daß es in den Fällen praktikabel ſeyn mag, wenn die jungen Pflanzen des Verkaufs halber in der Baumſchule verpflanzt werden, um

ſie als beträchtliche Stämmchen an die Käufer abgeben zu können, iſt zwar nicht in Abrede zu ſtellen: jedoch iſt es aber auch bekannt, daß von dergleichen Stämmen, ſelbſt edle Obſtſorten, die gleichwohl wieder in Gärten verpflanzt werden, nicht ausgenommen, eine Menge verderben. Da bey dieſem Verfahren alſo auf keinen Fall etwas gewonnen wird, ſo ſollte man das Anpflanzen um ſo weniger verviel-fältigen und erſchweren, ſondern bey Forſtbedienten ſchon mit dem einmaligen Verſetzen zufrieden ſeyn, als ſie durch ein zweymaliges verdrießlich, und gegen die gute Sache überhaupt abgeneigt zu machen. Daß es aber gewiß nicht Vorurtheil oder Eigenſinn iſt, wenn man das mehrmalige Verſetzen der jungen Holzpflanzen verwirft, beweiſen alle die häufigen und vortrefflich gerathenen Anpflanzungen, die ſich nur eines einmaligen Verſetzens rühmen können, und wozu nun die Subtilitäten, die am Schreibtiſche leichter zu Papier zu bringen, als praktiſch auszuführen ſind?

Noch ein Irrthum iſt es, daß einige bey den jungen Pflanzen das Abſtoßen der Pfahlwurzel als eine nothwendige Sache angeben, da es doch mehr für einen unverzeihlichen Fehler zu halten iſt, weil man ja nicht Willens iſt, Zwergbäume zu ziehen, ſondern man beabſichtiget größtentheils Bäume, deren großes Verdienſt darin beſteht, daß ſie einen hohen, ſtarken und im Durchmeſſer mächtigen Stamm treiben, und dieſe Abſicht wird ſchwerlich erreicht, wenn man die Pfahlwurzeln verſtümmelt, und man muß ſie daher im Gegentheil, ſo viel nur irgends möglich, zu ſchonen und zu erhalten ſuchen.

Endlich verlangen auch einige den Stand der Pflanzen, nämlich die Seite, womit ſie nach Norden oder Weſten gekehret geweſen, vor dem Ausgraben mit einem Merkmal zu bezeichnen, damit man dieſe Seite bey Verpflanzung wieder nach der einmal gewohnten Weltgegend richten könne. Allein auch dieſes iſt unnöthig, weil die jungen Pflanzen in der That nicht ſo wetterwendiſch ſind, als vielleicht diejenigen, die ſolches behaupten.

Wenn man aber nun zu dem wirklichen Anpflanzen ſchreiten, und zu dem Ende die jungen Pflanzen ausheben will, ſo muß ſolches mit einem ſcharfen Spaten oder Grabſcheid oder auch anderm Werkzeuge geſchehen, jedoch ſo, daß

die Wurzeln nach Möglichkeit geſchont, und in gehörigem Maas, nach Verhälniß der Stärke der Stämme, aus der Erde gebracht werden. Man gräbt zu dem Ende den Stamm rund um und geräumig auf, nachher ſtößt man die Wurzeln ſo lang als es thunlich iſt, mit einem ſcharfen Spaten ab, ohne ſie zu quetſchen, und nimmt den Stamm, nachdem er allenthalben losgeſtochen iſt, heraus, wobey ein weſentlicher Vortheil dieſer iſt, daß man etwas Erde an den Wurzeln zu erhalten ſucht, welches bey einer ſolchen Behandlung leicht möglich iſt. Man hüte ſich aber, die Pflanzen vor dem Abſtich aller ſtarken Wurzeln auf die Seite zu beugen, und mit Gewalt heraus zu reiſſen, weil dadurch die Wurzeln ſplittern, Fäulniß anſetzen, und den Stämmchen dadurch Krankheit und Verderbniß zugezogen wird. Nie muß man die Pflanzen eher ausheben, als bis man ſie ſo eben verpflanzen will, oder wenigſtens in feuchte Erde einſchlagen, weil ſie ſonſt großen Schaden leiden, und wohl gar verderben, wenn ſie nur einen Tag oder einige Stunden mit entblößten Wurzeln in der Luft und Sonne liegen.

Bevor die Verpflanzung geſchieht, werden die gebrochene oder gequetſchte Wurzeln, ſo weit ſie ſchadhaft, abgeſchnitten; hernach ſchneidet man alle Zweige ſeitwärts dicht am Stamme ab bis auf die Krone oder Wipfel, oder bis man glaubt, daß die Wurzeln mit dem Stamme und den Aeſten im möglichſten Verhältniß ſtehen, und ſie zu ernähren im Stande ſeyen. Die Spitzen derjenigen Pflanzen, welche lang von Schaft werden ſollen, müſſen aber unbeſchnitten bleiben; denjenigen hingegen, welche zu Buſch- oder Kopfholz wachſen ſollen, müſſen dieſelben, ſamt allen Nebenzweigen, in beſtimmter Höhe genommen werden. Dies Ausſchneiteln vertragen alle Laubhölzer; nicht gern hingegen die Nadelhölzer, weil dadurch zu viel Saft entgeht, und dies iſt mit ein Hauptgrund, warum Nadelholzſtämme ganz jung verpflanzt werden müſſen.

Das Verſetzen der jungen Stämme kann ſowohl ganz früh im Frühjahre, als auch im Herbſte, nachdem das Laub abgefallen iſt, und bey gelindem Wetter auch noch den ganzen Winter hindurch, geſchehen. Doch hat auf trocknem Boden die Herbſtpflanzung Vorzüge, wenn man die Stämme nicht angieſſen will, oder wegen Entfernung des Waſſers

nicht kann. Die Nadelhölzer überhaupt gedeihen aber am beſten, wenn man ſie kurz vor ihrem Triebe, zu Ende des Märzes oder im April verpflanzt; in hohen Gebirgen jedoch, wo zuweilen ſpät im April der Boden noch mit Schnee bedeckt iſt, iſt es immer ſicherer, die Verpflanzung im Herbſte vorzunehmen.

Iſt der Boden friſch oder etwas feucht, ſo müſſen die Setzlinge nicht tiefer, als ſie bisher geſtanden haben, eingeſetzt werden. Iſt aber der Standort trocken, ſo kann man ſie, wegen nöthiger Feuchtigkeit, etwas weniges tiefer ſetzen, als ſie vorhin ſtanden. Man ſtellt den Setzling gerade in die Mitte des Lochs, breitet die Wurzeln mit der Hand fein über die Erde aus, und verſenkt die etwannige Herz- oder Pfahlwurzel gehörig, ohne ihnen eine widernatürliche Richtung zu geben. Man bringt ferner die zur Linken liegende Dammerde, mit Abſonderung aller zu großen Steine auf die Wurzeln, bewegt dann den Stamm durch gelindes Aufziehen und Niederſtoßen, daß die feine Erde ſich wohl um die Wurzeln herum ſetzt. Man gieſſet ferner einen Theil Waſſer darauf, daß es ein dickigter Brey wird, füllt endlich das Loch mit dem Ueberreſte der Erde aus, und bildet um das Stämmchen, nach Verhältniß der Stärke deſſelben, einen bis 4 Zoll hohen, nach dem Stamme zu eingedrückten Hügel, damit die Feuchtigkeit beſſer einzieht, und die Löcher mit der übrigen Erdoberfläche gleich bleiben, wenn ſich die lockere Erde im Loch zuſammenſetzt. — Das Begießen, ob es gleich nicht ſchlechterdings nothwendig iſt, bringt dennoch großen Vortheil, und ſollte billig nicht unterlaſſen werden, wenn auch die Herbeyſchaffung des Waſſers einige Koſten verurſacht, weil die Wurzeln dadurch auf das genaueſte wieder mit der Erde verbunden werden, und langanhaltende Feuchtigkeit davon genießen.

Wenn die jungen Bäumchen beträchtlich ſtark, lang, und auf ſolche Oerter verpflanzt werden ſollen, wo ſie dem Windſtoß und der Beſchädigung des Viehes ausgeſetzt ſind, ſo müſſen ihnen Pfähle von erforderlicher Stärke, doch nicht zu lang, beigegeben, und dieſe, unten gebrannt, und vor dem Setzen des Bäumchens, mittelſt einem Pfahleiſen, in die Mitte des Lochs eingeſtochen werden, um nicht, nach der Pflanzung, das Wurzelwerk damit zu beſchädigen. Nach

der Einſetzung läßt man den Stamm mit Weiden, einmal, doch nur ſehr locker oder loſe, an ſeinen Pfahl anbinden. Wenn ſich nachher im Sommer die Erde mit dem Stämmchen geſetzt hat, dann ſtopft man, bey der Verbindung, zwiſchen dem Stamme und Pfahl einen Büſchel Moos oder Heide, daß ſich erſteres nicht reiben kann, und giebt dem Bäumchen unten noch eine Befeſtigung. Noch beſſer, als durch einfache Stangen, kann man ſeinen Endzweck erreichen, wenn man zwey Pfähle von halber Manns-Länge neben dem geſetzten Stamme in die Erde ſchlägt, und denſelben mit einem guten Strohſeil daran heftet. Kleinere Stämmchen von 2 bis 3 Fuß Höhe aber, welche ohnehin nur in geheegte Diſtrikte gepflanzt werden, bedürfen keiner Pfähle, weil ſie in ihrer Jugend der Wind nicht faſſen kann, und bey zunehmender Größe, auch feſter einwurzeln, und ſich ſelbſt aufrecht erhalten.

Anplätzen, Fr. marquer un arbre; heißt, auf einen Baum, nachdem man ihn vorher hat abplitſchen laſſen, den Waldhammer ſchlagen, um ihn für den Käufer zu zeichnen. Dieſes Zeichnen geſchieht auch bey Blochen, oder Werkſtücken, um Unterſchleifen vorzubeugen.

Anrühren, Fr. attacher un oiſeau à la paumille; heißt, wenn einer bey einem Vogelheerd eine Rege hat, und an die Rege einen lebendigen Vogel bindet.

Anſäen, Fr. enſemencer; geſchiehet entweder außerhalb des Waldes an ſolchen Orten, die, da ſie einen außerordentlich geringen Ertrag an Früchten abgeworfen, liegen geblieben und öde und wüſte worden, und daher mit größerem Nutzen in Wald verwandelt werden; oder in Waldungen ſelbſt, wo lichte Plätze ſind; wenn auf abgetriebenen Schlägen der natürliche Anflug ſpät zu erwarten iſt, ſo daß der abgeholzete Bezirk, da auch ein Saamenjahr nachher erfolgt, alsdann beraſet und zum Aufgehen des Saamens untauglich wird; wenn man ſchlagbares Holz abtreibt und auf dem Platz deſſelben eine andere Holzgattung erziehen will; auch ziehet man überhaupt bey einigen Holzſorten das Anſäen dem Anpflanzen vor, weil ſie durch jenes beſſer fortkommen.

Bey dem Anſäen muß man nicht ſowohl auf die Vervielfältigung der Hölzer, als vorzüglich auf die Bedürfniſſe

des Staats Rückſicht nehmen; denn kann jeder Holzbedürftige ohne ſonderliche Koſten damit verſehen werden, ſo ſind mehrere Anlagen, beſonders wenn kein Handel ins Ausland ſtatt findet, zumal wenn man gute und fruchtbare Aecker in Wälder verwandeln wollte, eben ſo ſchädlich, als es nachtheilig iſt, wenn in einem Staate Mangel an benöthigtem Holze iſt. Da letzteres aber in den meiſten Gegenden Deutſchlands ſchon jetzt der Fall iſt, auch hin und wieder wüſte Plätze anzutreffen ſind, ſo darf man nicht, aus Beſorgung eines Ueberfluſſes, das Anſäen vernachläſſigen, ſondern muß es, ſo viel als möglich, befördern.

Will man neue Holzungen anlegen, ſo wähle man, wo möglich, eine ſolche Lage, wo der beſte Abſatz oder Verkauf zu erwarten iſt, nämlich ſolche Oerter, die nahe an großen Städten, Dörfern, oder zum Flößen geſchickten Flüſſen liegen. Ferner unterſuche man, welche Holzarten vorzüglich nützlich ſeyn können. Denn ſind in einem Lande viel Fabriken, Schmelzhütten u. ſ. w. befindlich; ſo richte man ſein Augenmerk vorzüglich auf Brennholz, beſonders auf den Anbau derjenigen Holzarten, welche ſehr geſchwinde wachſen. Bey großen Städten aber, oder in ſolchen Gegenden, wo viele in Holz arbeitende Künſtler uud Handwerker ſich befinden, ſuche man, nebſt dem nöthigen Brennholze, auch das erforderliche Bau- Werk- und Nutzholz anzuziehen.

Ehe man aber anſäet, hat man zuvor auf verſchiedene Umſtände zu achten; denn ſo ſehr die Beſchaffenheit der mancherley Holzarten verſchieden iſt, ſo mancherley muß die Behandlung ſeyn. Faſt jede Art des Saamens verlangt ſchon eine eigene Behandlung. Nicht jede Holzart gedeiht in jeder Himmelsgegend, nämlich in jedem Klima. Denn der Unterſchied, nach welcher Himmelsgegend die Waldungen liegen, ingleichen ob ein Revier auf hohen gebirgigten Gegenden, wo es rauh und kalt, oder ob daſſelbe auf niedern gelegen, welche mit Ebenen und Hügeln abwechſeln, mithin die Wärme in höherem Grade ſtehet, iſt bey der Ausſaat allerdings von Wichtigkeit. Ferner ſind als Hauptumſtände zu betrachten die Holzarten, welche ſich auf dem Reviere vorfinden, ob es nach deren Stand und Wachsthum rathſam iſt, dieſelben weiter fortzupflanzen, oder eine

andere Holzart zu wählen. Es iſt daher durchaus nöthig, daß der Forſtmann eine genaue Kenntniß von der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens hat, weil bekanntlich nicht einerley Boden für alle Holzarten und nicht alle Holzarten für einerley Boden taugen. So iſt ein mäßig feuchtes und nicht zu ſchweres Erdreich, dergleichen das leimigte iſt, faſt jeder Holzart, den Laubhölzern aber insgeſamt dienlich. Ein magerer ſandigter und ſteinigter Boden dient faſt allen Nadelhölzern. Niemals aber ſäe oder pflanze man auf dergleichen geringen und von Hitze ausgemergelten Boden Laubhölzer an, die Birke allenfalls ausgenommen. So ſäe man auch auf einem ſumpfigten, thonichten und ſchweren Boden nur ſolche Laubhölzer an, die einen ſolchen vertragen, als Erlen, Pappeln und Weiden aller Art.

Nach vorheriger Unterſuchung und Prüfung dieſer Umſtände iſt demnächſt die Auswahl eines guten reifen und tüchtigen Saamens erforderlich, wovon unter jeder beſondern Holzgattung, ingleichen unter Saame gedacht wird. Hat man dieſen nun angeſchaft, und den ſchicklichen Platz dazu im Forſt oder außerhalb deſſelben ausgeſucht, ſo muß man auch die rechte Zeit beobachten, den Saamen auszuſäen. Auch muß man wiſſen, die verſchiedene Oberfläche des Waldgrunds nach der natürlichen Erforderniß jedes Holzſaamens zur Saat zu bereiten, und kulturfähig machen zu laſſen, weil es mit dem bloßen Ausſtreuen des Saamens nicht genug iſt. In Anſehung der Ausſaatszeit richtet man ſich zwar bey den meiſten Holzſorten, mit dem größten Vortheil, nach dem Wink der Natur; jedoch muß man allerdings auch eine Ausnahme mit denjenigen Holzſorten machen, welche eigentlich in einem wärmern Klima zu Hauſe ſind, oder die auf einem freiliegenden, unbeſchützten Beſaamungsort, als zarte Pflanzen, die rauhe Frühjahrswitterung, und die zu ſtarke Sonnenhitze, nicht vertragen können.

Bey den Mitteln, welche beym Forſthaushalt im Großen, zur Kultur der Saatplätze anwendbar ſind, findet ebenfalls Verſchiedenheit ſtatt. Man bereitet nämlich den zu beſaamenden Diſtrikt entweder durch Brennen, oder durch Pflügen, Eegen, oder indem man den Platz entweder ganz, oder Reihen- und Plätzweis aufhacken läßt, je nachdem es die Lage und Beſchaffenheit des Orts, die auf

ſeiner Oberfläche bereits wachſenden Pflanzen, und die mehr oder weniger nöthige Sparſamkeit oder ſonſtige Umſtände erfordern, und die Art des Saamens ſelbſt es nöthig macht.

Iſt nämlich der Boden des zu beſäenden Platzes mit Heide, Moos, Gras u. d. gl. bewachſen, ſo daß beym Ackern oder Hacken ſich große Klumpen aufhäufen, ſo muß derſelbe entweder einige Jahre vorher abgebrannt, und gehörig gebaut, oder die obere Schwarte abgeſchälet, der Raſen getrocknet und verbrennt, die Aſche ausgeſtreut, der Boden einigemal geackert, mit Frucht beſtellt, und dann mit Holz beſäet werden. Oder wenn wegen ſteinigten oder ungleichen Bodens, zu ſteiler Gebirge, oder allzu beträchtlicher Größe des Platzes ꝛc. das Pflügen nicht anwendbar iſt, muß man auf dem Holzſchlag, dem Raſen und der Heide nur Streifen oder Plätze urbar machen laſſen. An Abhängen hoher Berge muß man, beym Wundmachen des Bodens große Genauigkeit beobachten laſſen; denn ſo wenig derſelbe ganz aufgehackt oder geackert werden darf, weil bey ſtarken Regengüſſen die ſämtliche locker gemachte Erde nebſt dem Saamen herab geſchwemmt würde; ſo dürfen eben ſo wenig auch, und zwar aus gleicher Urſache, die Streifen oder Reihen in der Länge bergab, ſondern müſſen ſtufenweiſe, jede Reihe über der andern, horizontal am Berge weg gezogen werden, woraus noch der Vortheil erwächſt, daß in den dadurch gebildeten Gräben die nöthige Feuchtigkeit durch das in denſelben ſich anſammelnde Regenwaſſer erhalten wird. Ueberhaupt aber iſt zu bemerken, daß die Bearbeitung des Bodens bey Nadelhölzern nicht ſo nothwendig iſt, als bey Laubhölzern.

Da man durch das Anſäen vorzüglich gutes, gerades und langſchaftiges Stammholz zu erziehen beabſichtiget, ſo geht auch der allgemeine Rath dahin, den Saamen dichte auszuſäen, weil nach der Erfahrung die dichte ſtehenden Stämmchen auch weniger Wartung bedürfen, da ſie ſich gegenſeitig Schutz wider die rauhen Winde, und Schatten gegen die brennende Sonnenhitze gewähren, auch immer einige die andern erſticken, und ſich dadurch den nöthigen Raum verſchaffen. Auch iſt damit der beträchtliche Vortheil verbunden, daß zwiſchen den dichte ſtehenden Stämmchen kein Gras, oder anderes Forſtunkraut aufkömmt.

Indeſſen iſt es auf der andern Seite auch nicht rathſam, das Maas zu überſchreiten, indem eines Theils unnöthige Koſten verurſacht werden, andern Theils das Wachsthum der Pflanzen in die Nebenwurzeln ſehr gehemmet, und damit auch der Zufluß des Nahrungsſafts verhindert wird, ſo daß ſie ſich gegenſeitig unterdrücken, und ſelbſt die, welche ihre Nachbarn überwachſen haben, von oben herunter nach und nach verderben. Sonach iſt es allerdings nothwendig, des Guten weder zu viel noch zu wenig zu thun, und kömmt in jedem Falle nach den Lokalumſtänden, und nach Beſchaffenheit der auszuſäenden Holzarten, auch geprüften Güte der Saamen, auf ein rechtes Verhältniß an. Iſt man von der Güte des Saamens überzeugt, und ſind auch alle Vorkehrungen wegen der Wahl des Bodens und deſſen Zubereitung getroffen worden; ſo iſt eine nach jeden Umſtänden und Arten gründlich verhältnißmäßig beſtimmte Menge Saamen erforderlich und hinreichend. Fehlt entweder die Güte des Saamens oder die Tüchtigkeit des Bodens, oder gar beides; ſo wird ſolches auch nicht durch den Ueberfluß des auszuſtreuenden Saamens erſetzet werden können, ſondern man wird vielmehr eine wiederholte und andre Saatanſtalt zu treffen genöthiget ſeyn.

Wie viel eigentlich Saamen zur Beſäung eines Ackers oder Morgen Landes nöthig ſey, läßt ſich ohnmöglich genau beſtimmen, weil man ſich in eine weitläuftige Beſchreibung von dem geometriſchen Gehalt der in jedem Lande gewöhnlichen Feldmaaſe, und eine beſondere Reſolvirung der in jeder Gegend eingeführten Getraidemaaſe einlaſſen müßte. Im Allgemeinen braucht man ſich mit dem benöthigten Quantum nur nach dem Maas des auf einen Acker oder Morgen geſäeten Winterkorns zu richten, und von Fichten-Kiefern- und Tannenſamen, gegen jenes noch einmal, oder wenigſtens die Hälfte ſo viel nachzulegen, weil man darauf rechnen muß, daß dieſer Saame nicht wie beym Getraide ſich umſtockt und aus einem Saamenkorn mehr, als ein einziges Stämmchen keimet, auch beym beſten Saamen doch bisweilen einige taube Körner mit darunter befindlich ſind, ſolcher auch nicht untergeeget oder untergeackert, ſondern nur auf den platten Boden geſtreuet, nicht ſelten von Ungeziefer und Vögeln beſuchet, und etwas davon aufgefreſſen und weniger wird.

Bey der Ausſaat der Eicheln, wenn der zu beſaamende Diſtrikt Ackerland iſt, bringt man 2 bis 3 Stück auf einen Quadratſchuh, und dazu braucht man auf einen Acker ungefähr 400 bis 500 Pfund gute Eicheln. Säet man ſie aber Plätz- oder Reihenweiſe; ſo braucht man nur 250 Pfund Eicheln. — Von Buchecken bringt man bey gepflügten Plätzen 3 bis 4 Stück auf einen Quadratſchuh, und ſo braucht man ihrer zu einem Acker 110 bis 120 Pfund; Streifen- oder Plätzweis aber nur 60 bis 70 Pfund. — Von ganz reinem Saamen des Hornbaums braucht man auf gebauetes oder doch ganz wundes Land 20 bis 24 Pfund auf einen Acker oder Morgen; Plätz- oder Streifenweis geſäet nur 12 bis 15 Pfund. — Von Birkenſaamen auf gepflügtes oder gebauetes Land auf den Acker ungefähr 14 bis 16 Pfund; auf wunde Streifen oder Plätze aber geſäet nur 10 Pfund. — Von Erlenſaamen rechnet man Ackerweis ohngefähr 4 bis 5 Pfund. — Von Ulmenſaamen auf einen Acker gebauetes Land 8 bis 10 Pfund; Streifen- oder Plätzweis nur 4 Pfund. — Von Ahornſaamen auf Ackerland kommen 30 bis 32 Pfund auf einen Acker; auf Plätze oder in Reihen geſäet nur 15 bis 18 Pfund. — Von Eſchenſaamen im erſten Fall 25 bis 30 Pfund, bey Streifen 15 Pfund. — Von Lerchenſaamen, der gewöhnlich theurer iſt, ſäet man nicht gerne ins Freie, ſondern lieber in Baumſchulen, aus welchen die Pflanzen hernach mit Nutzen verſetzt werden. Eben das iſt der Fall mit dem Acacien und andern Saamen ausländiſcher Bäume.

Obſchon aber das zu dichte, und zu dünne Säen gleich fehlerhaft iſt, ſo iſt doch die Unbequemlichkeit, welche aus dem letztern entſteht, weil man in dieſem Falle nachſäen, oder die leeren Stellen bepflanzen muß, viel mehr in Betrachtung zu ziehen, als der Nachtheil, welcher ſich aus dem zu dichten Säen ergiebt. Es iſt daher immer rathſamer, etwas dichter, als erforderlich iſt, zu ſäen, als dünner; jedoch darf auch die dichtere Ausſaat nie dienen, den Fehler gut zu machen, der etwa bey Bereitung oder Auswahl des Bodens begangen worden iſt.

Die Zeit der Ausſaat wird zwar gewöhnlich durch die Zeit der Reife der Saamen jeder Art beſtimmt; da aber die Holzſaamen, die im Herbſte reif werden, ſich auch zum

Theil bis zum künftigen Frühjahr gut aufbewahren laſſen, ſo kann auch die Ausſaat, wenn Hinderniſſe zu ſelbiger Zeit vorfallen, ohne Gefahr bis in den Frühling verſchoben werden, zumal auch alle im Herbſte abfallende Saamen erſt im Frühling zu keimen anfangen. Indeſſen verdient ohnſtreitig bey jeder Holzart diejenige Zeit für die Ausſaat vorzüglich empfohlen zu werden, welche die Natur ſelbſt anweiſet, nämlich nicht die Zeit, ſobald der Saame reif geworden iſt, ſondern wenn er von ſelbſt aus ſeinen Behältniſſen herausgehet. Da nun dieſes bey der Tanne, den Eichen und Buchen in den Monaten October und November geſchieht, je nachdem die Witterung das ihrige mit dazu beyträgt, ſo wird man auch wohl thun, wenn man dergleichen Saamen in eben dieſen Monaten dem Boden anvertrauet, denn ob zwar nach der Erfahrung dergleichen Saame aufbewahret werden kann, ſo wird aber viele Sorgfalt dazu erfordert, die gleichwohl nicht allemal hinreichend iſt, um den Saamen in ſeiner Güte zu erhalten, ſo daß die Ausſaat im Frühjahr immer mit mehr Wagſchaft, als im Herbſte, geſchieht. — Was den Fichten- und Kiefernſaamen betrift, welcher im Frühjahr im April und May aus ſeinen an den Bäumen hängenden Zapfen ausflieget, ſo iſt auch in den nämlichen Monaten die Ausſaat damit vorzunehmen. Ehe man aber die Ausſaat wirklich vornimmt, iſt es nöthig die Güte des Saamens zu prüfen, damit man in eben demſelben Verhältniſſe mehr Saamen ausſäen kann, als derſelbe etwa ſchlechter befunden wird, und man keine vergebliche Mühe und Koſten verwendet; ſ. unter Saame.

Die Art und Weiſe den Saamen auszuſtreuen, ihn nämlich zweckmäßig und gleichförmig zu vertheilen, bleibt zwar einem jeden nach ſeinem eigenen Belieben, ſo wie dem Hauswirth die Ausſaat des Getraides überlaſſen; jedoch iſt es rathſam, nach einer gewiſſen Ordnung dabey zu verfahren, und vorzüglich muß der Forſtmann, will er ſich nicht ſelbſt dieſem wichtigen Geſchäfte unterziehen, es wenigſtens unter ſeiner Aufſicht verrichten laſſen. Man kann hiezu einen Tag wählen, an welchem es eben regnet, oder doch wenigſtens zu vermuthen iſt, daß bald Regenwetter einfallen wird; es dürfen aber keine heftigen Winde zu dieſer Zeit ſtürmen, weil der Saame, beſonders der geflügelte, ent-

weder gänzlich verwehet, oder doch, an dem wirklichen Ort ſeiner Beſtimmung niederzufallen, verhindert werden kann. Bey Anſäung ganzer Schläge muß der Forſtmann die dazu beſtimmten Perſonen gleichmäßig vertheilen, und einen jeden in gerader Linie fortgehen laſſen, zu welchem Ende Stäbe aufgeſteckt werden können; ein oder zwey Perſonen werden zur Herbeyſchaffung des Saamens angeſtellt, damit die Säeleute nicht nöthig haben, friſchen Saamen ſelbſt zu hohlen, wodurch es leicht geſchehen kann, daß manche Stelle doppelt, und manche gar nicht beſäet wird. Weniger wird gefehlet, wenn man in Reihen ſäen läßt; hiezu bedient man ſich auch an einigen Orten einer beſondern Säemaſchine, die aus einem trichterförmigen Mundſtück beſteht, welches in den mit dem Saamen angefüllten Sack gebunden, und woraus der Saame durch Klopfen herausgebracht wird.

Um den jungen Pflanzen Schutz und Schatten zu verſchaffen, ließen einige Forſtmänner die Holzſaamen mit Rocken oder Hafer vermiſcht, ausſäen, und das reife Getraide hoch über den Holzpflanzen abſchneiden, damit ſelbigen die Stoppeln, noch den folgenden Winter und Sommer hindurch, Schutz geben möchten. Daß aber hierdurch beym Abſchneiden der Frucht viele Pflänzchen zertreten werden, iſt wohl außer Zweifel, daher auch ſchon Herr Gleditſch ſchmale Saatbeete empfiehlt, zwiſchen welchen 1 Fuß breite Streifen zu laſſen wären, damit man von denſelben aus, das reife Getraide abmähen, und die Pflanzen nicht berühren könne. Allein, wenn man in Reihen ſäet, und dazwiſchen Raſen ſtehen läßt, ſo erhalten die Holzpflanzen ſchon von dem Graſe hinlänglichen Schatten, mithin iſt in dieſem Falle das Zwiſchenſäen des Getraides ganz unnöthig. Wo aber noch, wegen des guten Erfolgs, das Zwiſchenſäen des Getraides beibehalten wird, da ſäet man gewöhnlich 6 Theile Getraideſaamen, und einen Theil Holzſaamen, und paſſet entweder das zu ſäende Getraide der Saatzeit, oder umgekehrt dieſe dem Getraide an.

Da die Eichen und Buchen, wenn ſie auf offenen Plätzen gezogen werden ſollen, eines mehreren Schutzes bedürfen, als ihnen durch das Zwiſchenſäen des Getraides gegeben werden kann, ſo rieth Herr von Burgsdorf, was die Buchen betrift, erſt Haſelnüſſe in 3 Fuß von einander

Bayerische Staatsbibliothek München

abſtehenden Rinnen zu ſäen, und dann, wann dieſe aufgegangen, und im erſten Sommer noch über 1 Fuß hoch gewachſen, im Frühlinge des folgenden Jahres auch die Buchecken zwiſchen den Haſelreihen zu ſtecken. Auf ähnliche Weiſe hat Herr Kling, den Eichpflanzen Schutz zu verſchaffen, die Eicheln mit Kieferſaamen gemiſcht, ausgeſäet, wodurch ſie zugleich ſchlanker und geſtreckter in die Höhe zu wachſen gezwungen wurden. Das einzige Bedenken jedoch bleibt noch übrig, daß, da die Kiefern und Haſeln, bey Heranwachſung der Eichen und Buchen, herausgehauen werden müſſen, von den letzteren ſehr viele dabey beſchädiget werden möchten.

Der Saamen der Hölzer fällt zwar auf die Oberfläche hin, keimt daſelbſt, und ſchlägt Wurzel, ohne daß die Natur für die Bedeckung der wenigſten ſorgt; allein wenn man nur bedenkt, daß da, wo die Natur ſäet, kaum der hundertſte Saamen gedeihet, alle übrige aber verlohren gehen, indem ſie vertrocknen, erfrieren, oder von Vieh, Wild und Vögeln verzehrt werden, ſo darf man wohl in dieſem Stücke der Natur nicht allemal nachahmen, ſondern muß den ausgeſtreuten Saamen entweder unter die Erde bringen, oder eine andere Bedeckung geben. Nur muß man aber nicht das Maaß überſchreiten, denn wird die Bedeckung mit Erde, der Natur des Saamens zuwider, zu hoch gemacht, ſo keimen die Saamen entweder gar nicht aus, oder die jungen Pflänzchen verfaulen, ehe ſie die Oberfläche der Erde durchdringen. Einige Holzarten vertragen eine leichte Bedeckung mit Erde, deren Höhe unter jeder Holzgattung angezeigt wird. Bey andern dagegen iſt es weit rathſamer, ſie mit Reißig zu bedecken. Am meiſten iſt die Bedeckung bey den Saamen der Nadelhölzer unterlaſſen worden; aber in der That war wohl in vielen Fällen dieß die einzige Urſache, warum das Anſäen fehl ſchlug. Beſonders iſt Bedeckung mit Reißig bey den Anſaaten auf Schlägen an hohen Bergen und Sommerwänden, welche trocknen Boden haben, und wo Hitze und Kälte in einem höhern Grade wirken, das beſte Mittel, um die jungen Pflanzen zu erhalten. Da bey ſtarken Regengüſſen das Reißig zu ſtark aufgeſchlagen wird, ſo muß es allemal wieder aufgelockert werden, um den jungen Pflänzchen wieder

Luft zu verſchaffen. Eine ſolche Bedeckung gilt beſonders von Fichten, noch mehr aber von Tannenanſaaten; bey den Fichten muß ſie 2 Jahre, bey den Weißtannen hingegen wohl 3 bis 4 Jahre beybehalten werden.

Nach verrichtetem Anſäen muß aber der junge Forſtmann nicht glauben, als ob nun alles gethan ſey, und das übrige dem Schickſal überlaſſen bleibe; ſondern die Anſaaten müſſen auch in der Folge aufs beſte gewartet und vor Schaden bewahret werden. Hierzu gehört vorzüglich, daß ſie im erſten Jahre vom Gras befreiet werden, weil, wenn man dieſes vernachläſſiget, die Pflänzchen oft ſchon im 2ten Jahre völlig mit Unkraut überzogen, wovon ſie verdruckt und in ihrem Wachsthum verhindert werden, ſo daß nach einigen Jahren wenige mehr davon zu ſehen ſind. Am ſicherſten wird das Gras von beſonders dazu abgerichteten Perſonen, theils mit der Sichel abgeſchnitten, vieles aber auch mit dem Meſſer ausgeſtochen. Nächſtdem aber iſt immer Hauptſache, die Anſaaten vor der Verbaizung zu bewahren, welches, wenn die Wildbahn nicht verringert, und die Huthung nicht abgehalten werden kann und darf, durch eine gute Umzäumung geſchehen muß.

In Ländern, wo einer guten Forſteinrichtung gemäß genaue Aufſicht geführet wird, muß der Forſtbediente in jedem Jahre, mit Anzeige der geführten Schläge und ihrer Ackerzahl das Quantum ſeines ihm benöthigten Holzſaamens angeben, die Koſten der dabey nöthigen Arbeiten genau ſpecificiren, auch über die in den vorherigen Jahren gemachten Anſaaten einen tabellariſchen Bericht an ſeinen Chef einſenden, in welchem Stande ſich dieſe befinden, ob ſie gut angeſchlagen oder mißrathen ſind, und im letztern Falle die wahren Urſachen davon anzeigen. Hieraus läßt ſich der Fleiß, die Bemühung und Unverdroſſenheit eines Forſtbedienten, ſo wie auch deſſen beſitzende Wiſſenſchaft und Fähigkeit erforſchen; überzeugen aber von der Richtigkeit dieſer Angaben muß ſich demnächſt der Chef durch eigene Unterſuchung, damit die etwa dabey vorgefallene Fehler verbeſſert, oder ſonſtige Anordnungen getroffen, die fleißigen Forſtbedienten mit dem gebührenden Lobe belegt und nach ihren wahren Verdienſten höchſten Orts empfohlen, ſo wie die nachläſſigen und

ungeſchickten zu größerem Fleiß ermahnt und zu künftigem beſſern Verfahren angewieſen werden können.

Anſchalmen, ſ. Anlaſchen.

Anſchildern, Fr. tendre aux perdrix avec la vache artificielle; heißt in der Jägerſprache, wenn man mit dem Treibezeuge Hühner fangen will, und dazu ein Schild, auf welches eine Kuh oder ein Pferd gemahlt iſt, gebraucht wird, welchen man vor ſich hält, und ihn den Hühnern zeigt.

Anſchlag, Kolben, Fr. la Couche, Croſſe; wird der untere dicke Theil an einem Büchſen-oder Flinten-Schaft genannt, welcher bey dem Abſchießen des Gewehrs an den rechten Backen gehalten wird.

Anſchlagen, Fr. taxer, priſer, apprecier; heißt es entweder von einzelnen Stämmen nach ihrem Holzinhalt und nach ihrem Werth, oder von den auf einem Schlage in Klaftern geſetzten Hölzern, wenn der Forſtmann ſelbige in Rückſicht auf verſchiedene Umſtände, als die Entfernung der Wälder von den bewohnten Oertern, die Sorte der Hölzer, ihre Güte, den davon zu machenden Gebrauch, u. ſ. w. auf einen gewiſſen Preiß ſetzet oder taxiret. Man ſagt es auch von ganzen Wäldern; ſ. Holz-und Waldtaxation. Ingleichen vom Zeichnen der Bäume mit dem Waldhammer; ſ. Anplätzen.

Anſchlagen, Fr. le chien chaſſe de gueule; heißt es von Hunden, wenn nämlich ein Saufinder, oder Schweißhund vor dem Thiere ſtehet, und dabey laut wird, ſo daß man ihn höret. Auch heißt es angeſchlagen, wenn man, daß ein Dachshund in dem Bau vorliegt, durch ſeinen Laut vernimmt.

Anſchnellen, Fr. heurter contre; ſagt man von einem Hirſch oder Thier, wenn es geſchrecket wird, daß es jähling ausreißet und flüchtig wird, und ſich an einen Baum ſtößet, oder bey Nacht gegen einen Gegenſtand läuft.

Anſchrecken, Fr. effaroucher, épouvanter; beſtehet darin, daß der Jäger, wenn er ſich an einem Ort nach Wildpret angeſtellet hat, und dergleichen vorüber geht oder läuft, ſelbiges gelinde anrufet oder pfeifet, auch wohl nur, wie bey den Haſen, biſtet, worauf es ſtutzt, und ſo lange ſtehen bleibt, bis er ihm einen Schuß beybringt.

Anſchuß, Fr. la place de la plaie; heißt die Stelle an dem Wild, auf welche der Schuß angebracht worden. — So nennt man auch den Ort und das Fleck, wo ein Thier geſtanden, als nach ihm geſchoſſen worden.

Anſprechen, Angeben, Fr. juger; heißt, wenn der Jäger auf der Vorſuche mit dem Leithunde, oder aber beym Kreiſen auf dem Schnee etwas ſpüret, und aus der Fährte erkennen kann, was es iſt, und alsdann angiebt, was es iſt, nämlich z. B. ſagt: er habe einen oder ſo und ſo viel Hirſche, von ſo viel Enden, oder ſo viel Sauen u. d. gl. geſpüret.

Anſtand, Fr. aller à l'affut, oder auf den Anſtand gehen; nennt der Jäger, wenn er ſich des Abends und Morgens auf einen Schlag oder Wieſengrund nach Wildpret begiebt.

Anſtellen, Fr. ſe poſter, être à l'affut; heißt beym Jäger, wenn er ſich an einen Ort hin ſtellt, wo etwas vom Wilde auf ihn zu kommen ſoll.

Anſtrahlen, iſt ſo viel, als Anpflitſchen.

Antreten, Fr. remonter; ſagt man von ankommenden wilden Vögeln, wenn ſie ſich auf die um den Vogelheerd herum ſtehende Antritte oder Fußreißer ſetzen.

Antritte, Fußreißer, Fr. Gluaux; werden die dürren Stangen mit ausgeputzten Aeſten genannt, welche um die Vogelheerde geſetzet werden, damit die ankommenden fremden Vögel, ehe ſie einfallen, darauf anfußen und antreten können.

Anweiſen, Fr. faire le martelage; geſchieht von dem Forſtbedienten, wenn er den Holzmachern entweder einzelne Bäume zeichnet, die gehauen werden ſollen, oder ſie einen ganzen Acker Holz, auch mehrere Acker oder Morgen, auf einmal niederzuhauen anweiſet, und deßhalb die Gränze, wie weit der Hieb oder Schlag geführet werden ſoll, durch Anplätzen einiger Bäume vorzeichnet.

Anweiſen, Fr. montrer; heißt auch, wenn der Förſter den Käufern ihre verlangten Bäume, Bloche, Werkſtücke, Klaftern oder Malter Holz und Stocken, oder Schocke Reißig, nachdem die Waldart, beſonders auf erſte-

re, geſchlagen worden, gegen die landesüblichen Gebühren zeigt, auch wohl mit den Namen der Käufer oder ſonſt einem Merkmal bezeichnet.

Anweiſegeld, Fr. la paye pour le martelage; ſind die beſtimmten Gebühren, welche der Forſtbediente oder deſſen Burſche für das Anſchlagen der Waldaxt auf die zu verkaufenden Hölzer, und für das Vorzeigen und Abzählen derſelben an die Käufer, von letzteren billig zu fordern haben. Auch da gebühret ihnen ſolches, wo ſie die Aufſicht über Privat-Cummun-Kirchen-oder Pfarr-Holzungen führen. Nur dürfen auch die Forſtbedienten nicht ſo unbillig handeln, und, wie es beſonders in Holzraren Gegenden geſchiehet das Anweiſegeld eigenmächtig erhöhen, oder, welches am häufigſten vorkömmt, außer dem gewöhnlichen Anweiſegeld, ein noch höheres außerordentliches Douceur verlangen oder ſolches den Burſchen zu thun verſtatten, wodurch die Unterthanen auf eine ſchändliche Art heimlich bedrücket werden.

Anziehen, Fr. cultiver; heißt junge Hölzer durch Natur oder Kunſt in Anwuchs bringen, welches entweder durch Beförderung des natürlichen Anflugs oder Stockausſchlags, oder durch Anſäen und Anpflanzen geſchiehet. Auf Seiten einer jeden Landesobrigkeit iſt es Pflicht, genau darauf zu ſehen, daß dieſes ſowohl in eigenen, als auch in allen im Lande befindlichen Commun-und Privat-Waldungen geſchiehet, weil beyde Arten des Anziehens nützlich und rathſam ſind, und keine, wenn die Waldungen zum Beſten der Unterthanen und Nachkommenſchaft, in guten und nachhaltigen Stand kommen ſollen, darf vernachläſſiget oder gar unterlaſſen werden.

Anziehen, Fr. attraire; ſagt man von den Blättern der Bäume, indem ſie vermöge ihrer anziehenden Kraft die Feuchtigkeiten der Luft an ſich ziehen, und daher die Urſache ſind, daß der Saft in ſo großer Menge in die Bäume dringen kann. Der Beweis hievon liegt in der Erfahrung, daß man Bäume vor dem Erfrieren bewahren kann, wenn man ihnen vor dem zu befürchtenden Froſt ihre Blätter nimmt; eben dieſes kann man daraus ſchließen, wenn man an einem Baume zwey Aeſte hat, der eine davon aber den andern

Bachen ſuchen in düſtern Gebüſchen ſich zum Setzen oder Friſchen ſichere Oerter aus, und manche alte Bachen friſchen bereits zu Ende des Monats. Junge Keuler und Bachen ſtehen für ſich in Rudeln.

Die alten Haſen rammeln, und die Erſtlinge des vorigen Monats ſetzen; bey den Wölfen geht die Wölfzeit, ſo wie bey wilden Katzen, Mardern, Wieſeln ꝛc. fort.

Der Auerhahn- Birkhahn- und Faſanſalz geht mit dem Ausbruche der Buchenknoſpen zu Ende; die Rebhühner haben zu Ende des Monats Junge; der Schwan, die wilden Gänſe und wilden Enten paaren ſich; die wilden Tauben ruchſen noch, und von dem Kiebitz ſucht man die Eier auf.

Der Schnepfenſtrich hört auf, und die Paarzeit tritt ein; aber wilde Gänſe, Enten und Tauben nebſt Krammetsvögeln und Lerchen werden fortgeſchoſſen und gefangen. Uebrigens iſt es Hauptregel, keine Vögel, die ſich gepaaret, mehr zu ſchieſſen oder zu fangen. — Die jungen Hühnerhunde werden in dieſem Monate zum erſtenmale auf die Rebhühner ausgeführet.

Arbeiten, Fr. inſtruire le chien à la voie; wird geſagt von Leit- Schweiß- und Birſchhunden, und darunter nichts anders verſtanden, als wenn der Jäger mit dem Hunde auszieht, ihn auf die Fährte eines Hirſches oder andern Wildes dergeſtalt abgerichtet, daß er keine Fährte übergeht, ſondern die angefallenen Fährten, nämlich Fährten, die er durch den Geruch vernommen hat, munter zeichnet.

Arithmetik, Rechenkunſt, Fr. Arithmétique; iſt eine der erſten und nöthigſten Wiſſenſchaften eines Jägers und Forſtmanns, ohne welche er in ſeinem Dienſte nicht fortkommen, noch weniger die übrigen mathematiſchen Wiſſenſchaften erlernen kann, von welchen ſie gleichſam die Baſis iſt. Von Rechtswegen ſollte keinem Forſtbedienten einen jungen Menſchen in die Lehre zu nehmen erlaubt ſeyn, der nicht in der Rechenkunſt ſchon völlig geübt iſt, weil es ſchwer hält, daß er ſolche während der Lehrzeit nachholt. Unter mehreren andern Schriften, die darüber Belehrung geben, iſt vorzüglich folgende zu empfehlen:

J. F. von Oppen Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie für diejenigen, welche ſich dem Forſtweſen widmen wollen. Berlin, 1792. 8.

Arlsbeerbaum, ſ. Elzbeerbaum.

Armbruſt, ſ. unter Gewehr.

Artbar, Arthaft, Fr. labourable; ſagt man von einem Grunde und Boden, wenn nämlich das Land zu dieſer oder jener Art Holz gut iſt, auch wird es beym Fruchtlande gebraucht. Den Boden artbar zu machen, heißt ein Stück Land zurichten, daß es zum Fruchtbau oder zum Holzanbau gebraucht werden kann, indem man es pflüget, oder in Plätzen oder in Reihen aufhacken läßt, und zu der Art Saamen, welche man darein ſäen will, geſchickt macht. Man ſagt daher, der Boden iſt zum Holztragen arthaft, nämlich tüchtig.

Aſche, ſ. Eſche.

Aſche, Fr. la cendre; iſt derjenige Theil, welcher vom Holz, wenn es verbrannt wird, übrig bleibt, und iſt eine Forſtnutzung, die in abgelegenen Waldungen, wo das Holz ſchwer auszubringen iſt, oder ſolchen, wo die ganze jährliche Abgabe von dem Klafterholze beſtritten, der Abraum aber, und anderes geringes Geſträuch gar nicht abgeſetzt werden kann, allerdings mitgenommen werden kann, um das Holz nicht ohne allen Nutzen, wohl gar auf dem Stamme verfaulen zu laſſen.

Die meiſte und beſte Aſche erhält man aus nicht zu altem und nicht zu jungem Holze, ſondern aus dem, das gerade ſeine Reife hat. Die Kennzeichen deſſelben ſind, wenn es beym Fällen ſich ein wenig einbiegt, und nicht gut ſpaltet. Die Urſache iſt, weil dergleichen Holz mehr glüht als hell brennt, oder wie eine Lunte glimmet; wenn es zugleich mit Schwämmen bewachſen iſt, ſo fällt die Aſche gemeiniglich in ganzen Klumpen nieder, welche von bläulichter Farbe und der Stärke nach der rohen Pottaſche ganz ähnlich iſt. Von der Verfahrungsart ſehe man unter dem folgenden Artikel.

Die Aſche wird geſucht zu Glashütten, Fayence und andern Fabriken und Manufakturen. Sie wird gebraucht von den Salpeterſiedern, Chemiſten, Schmelzern, Silberarbeitern, Portierern, Seifenſiedern, Bleichern, auch von den Hausmüttern zur Wäſche; von den Köchen zur Erweichung der getrockneten Fiſche, und von den Landwirthen zur Düngung der Aecker und Wieſen.

Aſchebrennen, Fr. cinérier; geſchiehet in holzreichen Gegenden, daß das überflüßige Holz, und das weder zu Brenn- noch Kohlholz abgeſetzt werden kann, zu Aſche gebrannt, und aus dieſer die Pottaſche gezogen wird. Das Holz hiezu wird 4 bis 5 Fuß lang zerhauen, in welcher Größe es zum Zuſammentragen am bequemſten iſt. Das Brennen geſchieht, wenn das Holz noch friſch und nicht zu trocken iſt, weil es in dieſem Zuſtand die meiſte Aſche giebt; ſ. auch unter Aſche. Vor dem Brennen muß eine Hütte errichtet werden, damit man die täglich gebrannte Aſche gegen Wind und Regen aufbewahren kann, und zum Anzünden muß trockenes Holz im Vorrath liegen.

Das Aſchebrennen, wozu überhaupt ein trockener und feuerſicherer Ort gewählt wird, geſchieht entweder bey trockner Witterung im Freien, oder auf eingeſchloſſenen Heerden, wozu ein trockner Leimengrund der beſte iſt. Am rathſamſten aber iſt an Bergen oder Hügeln Gruben zu machen, ſie aber, nach Art der Backöfen, mit Steinen zu wölben, und auf dem Boden mit Back- oder Feldſteinen zu pflaſtern; denn dabey iſt keine Feuersgefahr; der Wind kann nicht unter dem Brennen die Aſche wegführen; die Aſche wird im eingeſchloſſenen Orte viel ſtärker; auch kann man in demſelben nicht nur das zurechtgehauene Holz, ſondern auch Stöcke, Wurzeln, Aeſte, Reiſſig und Laub, ja ſelbſt Moos bequem brennen, ſo daß nichts verlohren gehet, und endlich kann auf dieſe Weiſe zu aller Zeit und Witterung damit fortgefahren werden.

Zur Grundfläche giebt man dem Ofen einen flachen Felſen, oder belegt ſie, wie ſchon erwähnt, mit Steinen, und weil die vordere Seite offen bleibt, werden drey Nebenwände von Steinen gemacht, damit die Dammerde nicht einrinnen könne. Die Höhe muß 2½ Schuh, die Breite 2, und die Länge 3 Ellen ſeyn. Inwendig legt man längſt der Ecke an jede Seite einen kleinen Abſatz von Steinen, etwa ¼ Elle hoch. Von auſſen kann man den Ofen, des beſſern Zugs wegen, mit Leimen bewerfen, mit Torf belegen, oder mit Erde überſchütten. Das Holz legt man folgendergeſtalt hinein: Man legt zuvörderſt 2 oder 3 dicke Hölzer in die Quere, ſo daß ſie mit den Enden auf den Abſätzen ruhen; noch beſſer iſt es, ſtatt dieſer Querhölzer, ſo viele Enden Stan-

geneiſen zu legen, weil man das Feuer durch Nachlegen mehreren Holzes ſehr leicht und lange unterhalten kann. Man füllt alsdann den Ofen mit Holz, und zündet daſſelbe oben und in der Mitte an; die Aſche, welche zwiſchen den Abſätzen niederfällt, zieht man nach und nach aus, und bringt ſie nebſt den mit niedergefallenen Kohlen in die Aſchenhütte, in welcher ſie völlig ausbrennen.

Die erhaltene Aſche wird in einem Aſchenfaſſe ausgelauget, welches auf folgende Weiſe geſchiehet: Man feuchtet ſo viel rohe Aſche, als zu einem Faſſe nöthig iſt, mit Waſſer an, ſchüttet einen Theil davon in das Faß, nachdem deſſen oberer Boden zuvor mit Stroh überlegt worden, und ſtampfet ſie feſt. Auf dieſe Aſche gießet man heißes Waſſer, welches ſich in die Aſche zieht, das in ſelbiger befindliche Laugenſalz auflöſet, durch das Stroh und den löcherigen Boden ſiekert, und durch den Zapfen in ein unterſetztes Gefäß läuft. Wenn der erſte Aufguß ausgelaufen iſt, gießet man wieder von neuem Waſſer zu, und fährt damit ſo lange fort, als das auslaufende Waſſer noch ſcharf und bräunlich befunden wird.

Wo die Arbeit im Großen getrieben wird, ſtellt man gewöhnlich 2 oder 3 Fäſſer oder Kübel zugleich an, und während der Zeit, als dieſe laufen, wieder ſo viele andere, und noch andere, wenn auch dieſe laufen, und reiniget zugleich die erſteren, und macht ſie zur neuen Aufſtellung bereit. Was aus den zuerſt angeſtellten Kübeln binnen der bemerkten Zeit ausläuft, iſt ſtarke verſiedbare Lauge; fährt man aber mit Aufgießen des Waſſers fort, bis es rein und ohne Geſchmack ausläuft, ſo erhält man eine ſchwächere Lauge, welche dann bey Wiederholung der Arbeit in den andern Kübeln ſtatt des Waſſers aufgegoſſen wird.

Iſt man mit einer Menge verſiedbarer Lauge verſehen, ſo wird ſie in eine eingemauerte eiſerne Pfanne, $3\frac{1}{2}$ Fuß lang, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit, und $1\frac{1}{2}$ Fuß tief, gebracht und unter gleichförmigem ſtetem Wallen ſo weit eingekocht, bis ſie zähe und derb, wie Leimen, geworden iſt. Bey dieſem Grade der Feſtigkeit wird ſie warm mit einer eiſernen Kelle herausgenommen, und in hölzernen Gefäßen verwahrt.

Die ſo eingekochte ſchwarzgraue Lauge heißt Pottaſche, die noch viele ölige und andere fremde Theile in ihrer Mi-

ſchung hat, und von jenen durch Calciniren gereiniget werden muß, ehe ſie käufliche Waare wird. Daher kocht man nach und nach ſo viel Lauge ein, bis man eine zum Calciniren hinlängliche Menge rohe Pottaſche erlangt hat. Man läßt die Lauge weder hart kochen, noch in der Pfanne kalt werden, weil ſie in beiden Fällen ſehr mühſam und nicht ohne Schaden der Pfanne heraus zu bringen iſt.

Zur Calcinirung der rohen Pottaſche wird ein beſonderer zugerichteter Ofen erfordert. Er beſteht aus einem Calcinirheerde, der 14 Fuß lang, 5 Fuß breit, und 3 Fuß hoch iſt, und einem Schürheerde auf jeder Seite, der von gleicher Länge, aber 1 Fuß niedriger, und ½ Fuß ſchmäler iſt. Der Calcinirheerd iſt an den langen Seiten mit einer ½ Fuß hohen Mauer eingeſchloſſen, damit die eingebrachte Pottaſche von demſelben nicht herunter fallen könne, jeder Schürheerd aber, zur leichtern Unterhaltung des Feuers, mit einem eiſernen Roſte verſehen. Alle drey Heerde bedeckt ein gemeinſchaftliches Gewölbe von angemeſſener Höhe. Vor dem Calcinirheerde iſt eine viereckigte, 20 Zoll weite Oeffnung, zum Ein- und Ausbringen der Pottaſche, und über derſelben, in der Steinmauer, eine andere zum Ausgange des Rauches gelaſſen. Endlich iſt noch jeder Schürheerd mit einem Schürloche zu 15 Zoll und einem Aſchenloche zu 9 Zoll verſehen.

In dem ſo eingerichteten Ofen geſchieht die Calcinirung auf folgende Weiſe: Zuerſt wird der Ofen durch mittelmäſſig ſtarkes Feuer ausgewärmt, wozu Laub- und Nadelholz ohne Unterſchied dienlich iſt. Nach 8 bis 10 Stunden, wenn der Ofen zur gehörigen Hitze gebracht iſt, wird ein Theil der rohen Pottaſche zu hinterſt über dem Calcinirheerde ausgeſchüttet, und der Haufen, nach der Breite des Heerdes, zu einem Querhaufen oder Eſelsrücken gebildet. Alle Stücke, die größer als ein Hühnerei ſind, werden zerſchlagen, und große und kleine unter einander gemiſcht. Mit dem Auftragen wird bis zu 100 Pfunden fortgefahren, und die aufgetragene Pottaſche allemal in einen Querhaufen gebildet.

Nach dem Auftragen wird, wegen des vielen Rußes, nicht mehr mit Nadel- ſondern mit Laubholz, am beſten mit trocknem Buchen- oder Birkenholze gefeuert, und zwar an-

fänglich gelinde, daß die Pottaſche nicht ſchmelze, hernach aber, ſo wie ſie weiß wird, allmählich ſtärker. Der höchſte Grad der Hitze iſt der, bey dem der Ofen inwendig weißroth erſcheint, und die Pottaſche noch nicht ſchmelzt.

Während dem Calciniren wird die Pottaſche mit einer eiſernen Krücke öfters umgerührt, vornehmlich wenn ſie ſich zum Schmelzen geneigt zeigt, oder die Hitze zu groß iſt, und wieder auf Querhaufen gebracht. Dieſes Umrühren muß mit großem Fleiße geſchehen, und kein einziger Klumpen darf umgekehrt bleiben, wenn alle Pottaſche gleichförmig erhitzet, und in gleicher Zeit ausgebrannt werden ſoll. Mit dieſer Arbeit wird ſo lange fortgefahren, bis man wahrnimmt, daß ein aus dem Ofen genommenes und zerſchlagenes Stück Pottaſche, nach dem Erkalten, im Bruche keine ſchwärzlichen Flecken mehr hat, ſondern durchaus weiß iſt. Die von büchener Aſche verfertigte Pottaſche fällt ins Bläulichte, und iſt die beſte zum Glasmachen.

Die fertige Pottaſche wird mit der Krücke aus dem Ofen heraus in eine eiſerne Pfanne geſchafft, zum Abkühlen hingeſtellt, und dann zum Verſenden oder Aufbewahren in luſt- und waſſerdichte Fäſſer gepackt.

Aſchenbrenner, Fr. le faiſeur de cendres; iſt derjenige, welcher, unter der Aufſicht des Förſters, in holzreichen Gegenden das überflüſſige Holz, entweder auf Rechnung der Kammer, oder auf ſein eigenes Riſiko, zu Aſche brennt, und aus dieſer entweder Pottaſche ſelbſt ſiedet, oder an einen beſondern Mann, nämlich Pottaſchenſieder, abgiebt. Die vorzüglichſte Pflicht eines Aſchenbrenners iſt, daß er ſehr viele Wachſamkeit auf das Feuer beobachtet, und daß die Aſche täglich ausgezogen und rein aufbewahret wird.

Aſchenfaß, Aſchenkübel, Fr. le cendrier; iſt ein zum Pottaſchenſieden nöthiges Gefäß, welches 4½ Fuß hoch und 2½ Fuß weit iſt. Es hat 2 Boden: erſtlich den unterſten, und dann 4 Zoll aufwärts den zweiten, der mit vielen Löchern verſehen ſeyn muß. Auf dieſe Löcher wird, wenn man Aſche auslaugen will, ein Strohwiſch gelegt, damit die Lauge durchſiekern kann, die in dem untern Boden, durch einen Tropfhahn, ſo lange ſie ſtark iſt, abgelaſſen und zum Pottaſchenſieden verbraucht wird. Die ſchwächere Lauge oder die Nachlauge wird ſodann allein gebracht, und zum

Die Blüthen brechen noch bey Froſte oder gleich nach Abgang des Eiſes auf, und ſind die erſten unter den Arten des Pappelgeſchlechts. In ſo fern männliche und weibliche Blüthen beyſammen ſind, ſo erlangt der Saame auf den weiblichen Bäumen ſchon zu Anfang des Maies ſeine Reife; er fliegt noch in dem nämlichen Monat ab, und überzieht ganze Gegenden mit dieſer Holzart. Die daraus entſprießenden Pflänzchen wird man im kommenden Sommer erſt recht gewahr; denn ſie ſind anfänglich äußerſt klein; nicht weniger treiben die Stämme ſelbſt ungemein viel Wurzelkraut.

Die Rinde iſt am Stamme glatt, grünlichgrau, und berſte wie bey der Birke, nach vollendetem Wachsthum, am Stamme 6 bis 8 Fuß hoch. Das Holz iſt glatt, weiß, leichte und weich. Die Blätter ſind, je nach der Beſchaffenheit des Bodens, groß oder klein, im guten Boden faſt ſo groß wie die Blätter der Silberpappel; ſie ſind rundlich mit einer Spitze, dick und ſteif, am Rande ſtark gezahnt, die Oberfläche iſt hellgrün, die untere weißlich, und ſie zittern an ihren langen Stielen beym geringſten Lüftchen.

Die Aſpen kommen in allerley Erdreich fort. Der Boden, die Lage und Höhe mögen dabey ſeyn, welche ſie wollen, Ebenen und Mittelgebirge, ein fruchtbarer oder Mittelboden, Moraſt oder Flugſand, da ſie alsdann im letztern ſehr kleine Blätter haben; wenn ſie nur mit ihren kriechenden Wurzeln, durch die ſie ihre Brut beſonders nach dem Hiebe, auf 30 bis 40 Fuß weit vom Stamme recht ausſchweifend vermehren, überall hinauslaufen können.

Ihre Vermehrung geſchieht durch Ableger und Stecklinge; da ſie aber ſehr viele Wurzeln treiben, ſo braucht man ſie in ſandigen Gegenden nicht ſo dichte, ſondern iſt hinreichend, auf 8 Fuß weit zu pflanzen.

Obſchon die Aſpe bey einigen in die Verachtung gekommen iſt, daß ſie ſogar ihre Ausrottung vorgeſchlagen haben, ſo iſt ſie dennoch eine nützliche Holzart, und da ſich ihre Wurzeln ſehr weit vom Stamme erſtrecken, und durch die von andern Hölzern um ſie herum ſtehende Wurzeln durchflechten, iſt ihre Ausrottung nicht einmal praktikabel. Ihr Nutzen aber iſt, daß ſie ein gutes Brennholz geben, und in ſo fern ſie gegen die harten Hölzer, als Buchen, Eichen u. d. gl. doppeltes Wachsthum haben, auch, weil ſie

wenig verdämpfen, in den Schlägen ſehr dichte ſtehen können, ſo vermehren ſie die Klafterzahl, und folglich auch den Forſtertrag ungemein. Die Aſpenſtangen, wenn ſie in der Saftzeit gehauen und geſchälet werden, geben die beſten und dauerhafteſten Hopfenſtangen, weil ſie beynahe knochenfeſt werden. Die Blöche von Aſpen geben die ſchönſten Bohlen und Breter zu allerhand Arbeit ab, als: Tiſchen, großen Mulden und Backtrögen nebſt anderm Hausrath und Drechslerarbeit. Auch geben ſie nächſt den Kiefern das beſte Röhrholz. Zum Bauweſen ſind die geringern Aſpen, wo nicht beſſer, doch eben ſo gut als Kiefern, wenn ſie ins Trockne kommen, beſonders werden ſie viel zu Sparren genutzt. Selbſt das Laub davon iſt nützlich. Denn wenn nach Johannis, wenn die neuen herausgetriebenen Vorſchläge ausgetrocknet, die Aeſte zum Laubabwelken aus einander gelegt, aufgewellt und ins Trockne gebracht worden; ſo giebt ſolches recht gute Fütterung für das Schaafvieh. Auch im Winter, wenn es ſehr kalt und tiefer Schnee iſt, wird auf Wildbahnen, wo die Atzung rar geworden, das Wildpret die Knospen ſamt den Schilfen abäſen und ſich daran ſättigen, zudem dies das Wildpret über alles liebt. Die Rinde kann auch zum Ledergärben gebraucht werden.

Aſt eines Baums, Fr. Branche, Rameau; ſ. unter Baum.

Aſtholz, Fr. Ramage, Branchage; hierunter werden beym Reichskammergericht nicht allein die ganz groben Aeſte, ſondern auch diejenigen Aeſte verſtanden, welche die Dicke der Achſen, eines Arms, Beins, ingleichen eines Bindeſtecken haben, und zwar dieſe letztern ſo weit, als ſie, nach Landesgebrauch, ins Klafterholz gehören. Dem Aſtholz ſteht das Urholz entgegen, unter welchem alles Holz verſtanden wird, welches nicht in die Klafter kommt.

Athemholen der Pflanze. Die Luftröhren in den Pflanzen, wovon Malpighi die erſte Entdeckung machte, werden durch eine Menge feiner Gefäße gebildet, welche ſich zu einem äußerſt dünnen Blättchen vereinigen. Dies Blättchen iſt ſchneckenförmig über einander gewunden, ſo daß in dem Mittelpunkt der kleinen Kreiſe eine Oefnung bleibt, welche nach auſſen zu weiter iſt, und nach innen immer enger wird. Dieſe Oefnung bildet eine Art von feiner Röhre,

welche alle von der Wurzel nach dem Gipfel zulaufenden Gefäße quer durchſchneidet, indem ſie von der Rinde nach dem Marke der Pflanze fortgeht. An dieſen ſogenannten Luftröhren hat man eine Bewegung bemerkt, welche die feinen Blättchen, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, nach der Reihe zuſammenzieht und wieder ausdehnt, und dieſe Bewegung hat man das Athemholen der Pflanzen genennet.

So wenig es bis jetzt möglich geweſen iſt, über die eigentliche Kraft dieſer Röhrchen, und über ihren Einfluß auf den Wachsthum der Pflanzen etwas entſcheidendes zu entdecken, ſo ſcheinen ſie doch das ihrige zur Bewegung des Saftes beyzutragen. Wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß in jeder Pflanze eine Menge Luft enthalten iſt, wovon man ſich bey der erſten beſten Pflanze, wenn man ſie in ein Gefäß voll Waſſer untertaucht, überzeugen kann, da man allenthalben kleine Luftblaſen aus ihr hervorgehen ſehen wird.

Auerhahnbeller, Fr. Braquet. Sind gemeiniglich eigene braune Hündchen, die man zum Schießen der Auerhähne an Truthühnern abrichtet; doch kann man auch die Spürhunde dazu brauchen. Mit dieſen ſucht man die Gegenden aus, wo man Auerhähne anzutreffen glaubt, welches aber behutſam und ſtille geſchehen muß. Wenn der Hund einen Auerhahn findet und aufjagt, ſo ſteigt dieſer auf einen Baum, worauf ihn der Hund ſpüret und verbellt, ſo daß ſich der Jäger herbeyſchleichen und ihn herunterſchießen kann. Da er auf dieſe Art den Winter über und faſt das ganze Jahr geſchoſſen wird, ſo iſt daher die Meinung vieler Jäger, daß man ihn bloß zur Falzzeit erlegen könne, ungegründet. Er ſtellt ſich auch zuweilen vor dem Hunde, wie das Rebhuhn; dann muß man aber ſehr geſchickt und ſtille ſich an ihn ſchleichen.

Auerhahnfalz, Fr. Apperiement; iſt die Paarungszeit der Auerhähne. S. unter Auerhuhn.

Auerhuhn, Lat. Tetrao Urogallus, Linn. Fr. la Tetras ou le grand Coq de Bruyere, Buff. Engl. the Wood Grous, Pen. auch Urhahn, Ohrhahn, Waldhahn, wilder Hahn, Gurgelhahn, Alphahn, Riethahn, Bergfaſan, Spillhahn, Krugelhahn, Federhahn; krainiſch: Devi Pitele. Gehört unter die Waldhühner mit befiederten Füßen, und iſt nach dem Trappen der größte jagdbare Vo-

gel, daher ihm auch vor den übrigen geflügelten Waldbewohnern der Vorzug gebühret. Er iſt 3 Fuß 4 Zoll lang, und 4 Fuß breit. Der Schwanz iſt 1 Fuß 1½ Zoll lang, und die zuſammengelegten Schwingen reichen bis an ſeine Wurzel. Das Gewicht iſt bisweilen 14 Pfund.

Der Schnabel iſt 2½ Zoll lang, gelblichweiß, ſtark, ſehr gekrümmt, vorne ſcharf abgeſchnitten, und der Unterkiefer ſchließt an der Wurzel tief in den obern ein; der Augenſtern iſt nußbraun; die Naſenlöcher ſind mit kurzen ſchwärzlichen Federn bedeckt; die bis auf die Zehen befiederten Füße ſind 3½ Zoll hoch, die Zehen und Nägel graubraun, die Zehen oben geſchuppt und an den Seiten gefranzt, unten mit ſtarken Warzen beſetzt, die Mittelzehe iſt mit dem Nagel 4 Zoll, und die hintere 1 Zoll lang.

Kopf und Hals ſind ſchwarz und klar weiß geſprenkelt; die Federn des Hinterkopfes ſind lang, und unter der Kehle befindet ſich ein langer Federbart; über jedem Auge iſt ein carmoſinrother 2 Zoll langer Fleck; die Augenlieder ſind röthlich eingefaßt; der Rücken und die mittelmäßigen Steißfedern ſchwarz, klar weiß geſprenkelt; die Bruſt ſchwarz, grünglänzend; der Bauch ſchwarz, in der Mitte mit weißen Flecken; die langen Afterfedern ſind ſchwarz mit weißen Spitzen; die Schenkel und Beine mit haarförmigen graubraunen Federn dicht bedeckt; die großen Deckfedern der Flügel grau, die übrigen alle kaſtanienbraun mit ſchwarzen Sprenkeln; die vordern Schwungfedern grau weiß eingefaßt an der ſchmalen Fahne; die hintern grau mit einer grau- und weißgefleckten äußern Kante und weißen Spitzen; die Schulterfedern wie die Deckfedern fein braun und ſchwarz gewellt; die Unterflügel grau und ihre Deckfedern weiß; die 18 breiten Schwanzfedern ſchwarz mit einzeln weißen Punkten in der Mitte. — Die jüngern Männchen ſind am Oberleibe heller, und Kopf, Hals und Rücken zierlich gefleckt mit ſchmalen, ſchwarzen und grauen Querſtreifen.

Das Weibchen iſt nur 2 Fuß lang, und recht angenehm gezeichnet. Der Schnabel iſt ſchwärzlich; die kahlen Streifen über den Augen ſind heller, die Bartfedern fehlen; der Kopf iſt ſchwarz und roſtgelb gefleckt; der Hals roſtgelb mit ſchwarzen Flecken; der Rücken, die Schultern und Deck-

federn der Flügel ſind ſchwarzbraun mit roſtfarbenen wellenförmigen Querbinden; die mittelmäßigen Deckfedern des Schwanzes ſind wie der Rücken; die Kehle iſt roſtgelb; die Bruſt roſtroth; der Bauch roſtgelb mit einzelnen ſchwarzen Wellenlinien und weißen Spitzen an einigen Federn; die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes, wie des Bauchs, aber mit großen gelblichweißen Spitzen; die vordern Schwungfedern ſchwarzbraun und an der äußern Fahne roſtfarben gefleckt; die hintern wie die Deckfedern; der Schwanz braunroth mit einer breiten ſchwarzen Querbinde vor der weißen Spitze und mit ſchwarzen Binden nach der Wurzel zu; die Schenkel und Beine roſtgrau mit klaren dunkelbraunen Flecken.

Der Auerhahn iſt ſtolz und keck, die Henne hingegen geht gebeugt und demüthig einher. Sie haben ein außerordentlich ſcharfes Gehör, und fliegen davon, wenn der Jäger noch über hundert Schritte weit iſt. Ihr Flug iſt niedrig und ſchwerledig, fliegen daher auch niemals weit, machen aber ein außerordentliches Geräuſch. Sie laſſen ſich leicht zähmen, und können nicht nur wie die Faſanen, ſondern ſogar wie Hofhühner, gehalten werden.

Das Auerhuhn bewohnt alle große gebirgige hohe Waldungen, liebt die Nähe von Kieſelbächen, und ziehet dem bloßen Schwarz- oder Laubholze allemal die gemiſchten Hölzer vor, z. B. Tannen, Kiefern und Rothbuchen. Man kann ſie Strich- und Standvögel nennen. Des Abends treten oder ſteigen ſie zu Baume, um zu ſchlafen, gegen Morgen treten ſie vom Baume, und ſtehen den Tag über meiſtentheils auf der Erde.

Des Sommers über genießen ſie Gras, Laub, allerhand Waldbeeren, Inſekten, Ameiſeneier und Getraide; im Winter und Frühjahre aber leben ſie von Tannenſaamen, Bucheckern, Wachholderbeeren, Knoſpen von Buchen, Fichten, Weiden, Pappeln, Haſelſtauden ꝛc. Auch findet man im Winter oft ſonſt nichts in ihrem großen Kropfe als einige Hände voll Fichtennadeln, oder Heidelbeer- Preiſelbeer- und Heidekrautäſtchen, allemal aber eine Menge weißer Kieſelchen. Vom Getraide in der Nähe ihres Standes freſſen ſie ſehr gern das Heidekorn und den Waitzen.

Der Auerhahn lebt auſſer der Begattungszeit (Falzzeit) gern allein und einſam, duldet nicht nur keinen Hahn in ſeinem Reviere, das wenigſtens 1000 Schritte im Umfange hat, ſondern verläßt auch nach der Paarung ſogleich die Henne wieder. Die Falzzeit fällt im März, je nachdem der Schnee bald weggeht, früher oder ſpäter, und dauert bis zum Aufbruch der Knoſpen der Rothbuche, alſo zuweilen bis zur Mitte des Aprils. Er nimmt faſt immer den Stand wieder, wo er ehedem gefalzt hat, an hangenden Bergen, rauſchenden Bächen, gegen Sonnenaufgang, und in Revieren, wo hohe Fichten, Kiefern und Rothbuchen ſtehen.

Wenn das Wetter nicht ſtürmiſch iſt, ſo falzt er im März alle Morgen, fängt um 2 Uhr an und hört mit Tagesanbruch wieder auf. Das Falzen geſchieht auf folgende Art. Er geht auf einem hohen Baume mit fächerförmig ausgebreitetem und faſt ſenkrecht in die Höhe ſtehendem Schwanze, vorwärts geſtrecktem Halſe, hängenden Flügeln und aufgeblaſenem Kropfe herum, macht allerhand lächerliche Stellungen und Sprünge, und giebt ſehr ſonderbare Töne von ſich, wie wenn ein Menſch mit der Zunge ſchnalzet, dann läßt er einen Laut von ſich hören, als wenn jemand eine Senſe wetzet, hierauf ſingt und pfeift er einige zarte Töne, und zuletzt ſchnalzt er wieder. Während dieſer Begeiſterung iſt er für Liebe gleichſam taub und blind, denn außer derſelben bemerkt er den leiſeſten Fußtritt und fliegt davon. Dieß iſt auch der Zeitpunkt, in welchem der Jäger ſuchen muß, bis auf die Schußweite zu kommen, weil er auch ſeine Augen nicht brauchen kann, indem er mit denſelben aufwärts ſieht.

Durch dieſe geräuſchvollen Töne werden die Hennen, deren er bisweilen 8, 10 bis 12 annimmt herbeygelockt, und dieſe verkündigen ihre Ankunft unter ſeinem Baume durch einen Ton; Kack: Kack; hierauf ſteigt er, wenn es Tag wird, vom Baume herab, tritt die Hühner mit einer außerordentlichen Hitze und vielen ſonderbaren Geberden, und begiebt ſich alsdann mit ihnen an einen Ort, wo er Nahrung findet. Des Abends fliegt er wieder auf ſeinen Stand, und wiederholt des Morgens ſein Falzen von neuem.

Die Hennen ſind eben ſo hitzig, wie der Hahn, und oft geſchieht es, daß man ſie im Walde in der Stellung zur Paarung antrift, und wegnehmen kann. Nach der Falzzeit verläßt der Hahn ſogleich die Hennen wieder, und dieſe begeben ſich in die Gehaue oder Schläge, wo ſie hohes Gras, Moos oder Laub finden, und legen, ſo bald in Deutſchland die Knospen der Rothbuchen ſich öfnen, unter einem Strauche oder im Geniſte in ein ſehr einfaches Neſt 6 bis 10 Eier, je nachdem ſie jung oder alt ſind, und brüten ſie in 4 Wochen aus. Die Eier ſehen ſchmutzigweiß aus, haben ſchmutziggelbe Flecken und ſind größer als Hühnereier. So oft die Henne ihres Hungers halber aufſteigen muß, ſo bedeckt ſie ihre Eier vor den Raubthieren und der Erkältung mit den neben dem Neſte liegenden Blättern, Moos oder anderm Geniſte, und während der Brutzeit ſitzt ſie ſo emſig und feſte auf dem Neſte, daß man ſie leicht fangen kann. Eben ſo wachſam und ſorgfältig beträgt ſie ſich bey Erziehung ihrer Jungen, die ſogleich, wenn ſie aus den Eiern ausgekrochen ſind, mit ihr davon laufen. Sie weiſet ihnen nicht nur ihre Nahrungsmittel, die Ameiſeneier, Beere und Inſekten, an, und erwärmt ſie unter ſich, ſondern warnt ſie auch vor jeder Gefahr der Raubthiere und Raubvögel, damit ſie ſich unter das Gebüſch oder Moos verſtecken können. Den jungen Auerhühnern wachſen, ſo wie allen Waldhühnern, die Schwungfedern eher als den zahmen Hausvögeln; denn wenn man auf eine Brut ſtößet, die kaum 8 Tage mit der Mutter ausgezogen iſt, ſo können ſie ſchon eine ziemliche Strecke und über einen Bach fliegen. Die Kinder und die Mutter bleiben gewöhnlich bis zum nächſten Frühjahr bey einander, wenn ſie nicht durch den Jäger und ſeine Hunde aus einander geſprengt werden.

Ihre Feinde ſind Füchſe, Marder, wilde Katzen, Wieſel, welche außerordentlich viel Eier und Junge vertilgen, und verſchiedene große Raubvögel, als der Stockfalke und Wanderfalke gehen auch die Alten an, daher, ohngeachtet der großen Vermehrung, doch in denjenigen Gegenden, wo beſonders die Füchſe nicht ausgerottet werden, ihre Anzahl immer gemäßigt bleibt. Man trift auch eine Art grauer Läuſe auf ihnen, und in ihnen Maden- und Kratzerwürmer an.

Die Auerhühner gehören zur hohen Jagd, und es iſt eine der vorzüglichſten Vergnügungen großer Herren, den Auerhahn auf der Falz zu ſchießen. Da das Falzen vor Tages Anbruch angeht, ſo muß man ſich des Nachts dahin begeben, wo er ſeinen Stand hat. Sobald man nur noch 100 Schritte von ihm entfernt iſt, ſo wartet man ſein Falzen ab, und ſpringt während demſelben, ſo weit man kann, näher nach ihm zu. Sobald man aber bemerkt, daß er ſeine letzten ſchnalzenden Silben von ſich ſtößet, ſo muß man ſtille ſtehen, ſich weder rühren, noch wenden, weil er außer dem Falzen ſo ſehr leiſe hört, daß er davon fliegt, ſobald nur das kleinſte Reischen unter ihm knackt. Fängt er dann wieder an zu falzen, ſo eilt man wieder näher auf ihn zu, und dieß ſetzt man ſo lange fort, bis man nahe genug und verborgen ſtehen kann. Iſt es noch nicht helle genug, um ihn gehörig zu erkennen, und gewiß zu ſchießen, ſo erwartet man mehrere Hellung. Wenn man während dem Falzen nach ihm ſchießet, ſo höret er es nicht, ſo daß, wenn man ihn gefehlt und eine Doppelflinte hat, man noch einmal nach ihm Feuer geben kann. Nach Jagdgebrauch, da er zur hohen Jagd gehört, ſollte er eigentlich mit Kugeln erlegt werden, allein man bedient ſich dazu auch des groben Hagels. Alte und Junge werden auch vor einem Hunde geſchoſſen; ſ. Auerhahnbeller. In Thüringen erlegt man gewöhnlich bloß Hähne, welches auch ſehr vernünftig iſt, weil es nie ſo leicht an Hähnen zur Belegung der Hennen mangeln wird, da einer 8 und mehrere befruchten kann. Indeſſen ſucht man ſie beſonders zur Brütezeit und des Sommers über zu hegen und zu ſchonen.

Das Wildpret der Jungen und Hennen iſt eine ſehr angenehme Speiſe; der Alten ihres aber hart und trocken, uud ſchmeckt oft nach Tannennadeln, daher man es, um es verdaulich zu machen, einige Tage gut ausgeworfen an die Luft hängt, ſtark klopft, in ſiedendem Waſſer anlaufen läßt, hernach in kaltes Waſſer legt, und endlich, nachdem es vorher gewürzt und geſpickt worden iſt, bratet. Man kann es auch in Eſſig oder Wein baizen, und in eine Paſtete ſchlagen, und ſo läßt ſichs am beſten eſſen.

Schaarenweiſe thut er zuweilen in angeſäeten Holzpflanzungen Schaden.

Auerochſe, Lat. Bos urus. Fr. Ure, Taureau ſauvage; auch Urochs, von Ur; (altdeutſch Wald); alſo Waldochs, wie Auerhahn; Waldhahn. Würde ſonſt im Thüringer- und Harzwalde gefunden und wird noch jetzt in Pohlen, Litthauen und Sibirien angetroffen. Er iſt zwar größer, hat ein grimmigeres und wilderes Anſehen, haarigere Schultern, Genick und Bruſt, als der zahme Ochs, und ſeine Farbe iſt auch beſtändig, nämlich allezeit ſchwarzfahl mit einem mäuſefahlen Streif auf dem Rücken; allein dem ohngeachtet darf man ihn als Stammvater unſers zahmen Rindviehes anerkennen, wenn man bedenkt, wie viel die Zähmung, das Klima und die Verſchiedenheit des Futters auf die Thiere wirken, ſo, daß auch das zahme Rindvieh ſelbſt, das doch gewiß von einem Stamme entſprungen ſeyn muß, von verſchiedener Größe, Farbe, und von verſchiedenem Wuchſe iſt, und daß es ſogar in einigen Provinzen Englands und in Island Ochſen giebt, welche ihr vorzüglichſtes Kennzeichen, die Hörner nicht haben.

Vormals wurden Auerochſen von einigen großen Höfen in Thiergärten, und zwar zu dem grauſamen Kampfjagen, wohl auch der Seltenheit halber, erhalten. Zum Verſpeiſen werden ſie nicht ſonderlich geachtet. Sie brunften zwar alle Jahre, gehen und bleiben doch aber vielfältig gelte. Ihre ordentliche Brunftzeit iſt im September, und ſie gehen 40 Wochen tragend, und ſetzen ein Kalb.

Es iſt ein ſehr wildes und unbändiges Thier, welches auch eine bewundernswürdig große Stärke, beſonders im Kopfe und Halſe, hat. Das Thier (die Kuh) wird nicht ſo groß und ſtark als der Ochſe.

Aufbaumen, Fr. grimper, monter ſur un arbre; heißt, wenn ein Luchs oder eine wilde Katze u. d. gl. indem ein ſolches Thier von den Hunden gejagt wird, auf einen Baum ſteiget. Ingleichen wenn ein Marder von der Erde auf die Bäume klettert, um ſo wohl ſeinen Fraß von allerhand Vögeln und Eichhörnern, als auch ſeinen Aufenthalt des Nachts über zu ſuchen.

Aufbäumlen, Fr. s'accroupir; nennt man die Stellung des Haſen, wenn er ſich in vollem Laufen auf die Hinterläufte aufrecht ſtellet, um zu ſehen, ob nichts hinter ihm herkommt.

Aufberſten, Fr. ſe crevaſſer. Die Rinde eines Baums kann entzwey ſpringen, und der Saft heraus laufen, welches von allzugroßer Feuchtigkeit des Baums entſteht, und durch das Abblatten oder durch das Aufritzen der Rinde mit einem ſcharfen Meſſer verhütet werden kann. Iſt aber der Baum einmal von ſich aufgeborſten, ſo muß die Rinde gehörig ausgeſchnitten, und mit Baumwachs verſtrichen werden, damit weder Luft noch Regen eindringen, noch der Saft auslaufen könne. Am beſten bedient man ſich dazu einer Miſchung von Rindskoth, Leimen und Bockshaaren zu gleichen Theilen.

Aufbollern, Fr. arranger; heißt beym Holzfloßgeſchäft das Holz, ſo dem holländiſchen Holzhändler veraccordiret und zugeführt worden iſt, ſchichtenweis auf einander ſetzen.

Aufbrechen, Fr. ouvrir le cerf, éventrer; heißt das Geſchäfte eines Jägers, wenn er einem erlegten zur hohen Jagd gehörigem Wilde das Geräuſche und Geſcheide aus dem Leibe thut und inwendig rein macht: von dem Haſen und andern zum kleinen Weidewerk gehörigen Wildpret, heißt es ausgeweidet oder ausgeworfen.

Beym Aufbrechen eines Stückes Wild iſt es allerdings nöthig, ſich einer gewiſſen Zierlichkeit und zugleich Reinlichkeit zu befleißigen. Deßhalb iſt es nicht ſchicklich und nicht erlaubt, daß der Jäger, wenn er aufbrechen will, den Rock herunterziehe, und weg lege, und wie ein Metzger oder Schlächter, das Hemde aufrolle, und mit den bloßen Armen hintrete, ſondern er muß gehörig in ſeinen Kleidern bleiben, und ſich gleichwohl, ſie nicht zu beſudeln in Acht zu nehmen wiſſen. Geſchieht das Aufbrechen bey einem Jagen, ſo muß er auch das Hornfeſſel an ſich, und einen Bruch auf dem Huthe haben.

Wenn ein Hirſch aufgebrochen werden ſoll, ſo legt man ihn auf den Rücken, und mit dem Gehörn unter den Hals, löſet von der Droſſel von vorne an bis an den Bruſtkern die Haut auf, und ſodann auch den Schlund nahe an der Droſſel ab, ſticht ein länglich Loch hinein, ſteckt das Ende des Schlundes etlichemal durch, und ſolchen in die Bruſt einwärts. Ferner löſet man auch die Gurgel mit der Droſſel ab, drückt ſolche auch etwas hineinwärts nach der Bruſt.

Wo es gebräuchlich iſt, daß dem Jäger der Kehlbraten und Zunge gehöret, ſo wird beides auch gleich ausgelöſet, außerdem aber nicht.

Ferner tritt man zwiſchen die Hinterläufte, ſchärfet die Haut zwiſchen dem Kurzwildpret und bis an den Bruſtkern auf, macht eine kleine Oefnung in das Wildpret zwiſchen den Keulen, aber nur ſo groß, daß man mit zwey Fingern hinein kommen kann, ſteckt von der Hand zwey Finger hinein, faſſet das Meſſer mit der rechten Hand, und hält es mit der Spitze zwiſchen den zwey Fingern hinein, und ſchärft alſo auf bis an den Bruſtkern, greift über dem Wanſte hinein, und zieht den Schlund mit dem Wanſte fein behutſam heraus, wie auch das ganze Geſcheide, ſchlägt das Schloß entweder mit dem Weidemeſſer auf, oder löſet es bey ſeiner Zuſammenwachſung durch den Knorpel, mit dem Meſſer auf, drückt die Keulen aus einander, löſet den Maſtdarm mit dem Weideloche heraus, und ziehet die Gurgel und das ganze Geſcheide heraus.

Auch werden die Mehrbraten und das Kurzwildpret ausgelöſet, wobey man ſich aber in Acht nehmen muß, daß man das Geſcheide nicht zerreiße, ſondern fein behutſam und reinlich mit umgehe, auch nicht die Quere über die Läufte, oder gar über den ganzen Leib trete.

Auf dieſe Art wird alles Rothwildpret aufgebrochen; die Sauen hingegen werden vorne am Halſe nicht aufgeſchärfet, ſondern man muß den Schlund und die Gurgel inwendig mit dem Meſſer ablöſen. An einigen Orten haben die Jäger die Wammen von Sauen mit zum Accidenz. Dieſe werden von den Keulen an und zu beyden Seiten abgelöſet, bis in die Bruſt, da ſie dann vollends mit dem Blatte herausgeſchlagen wird.

Aufbruch. Wird das Accidenz der Jäger genannt, welches er vom Roth- und Schwarzwildpret bekommt, nicht aber an allen Orten ſich gleich verhält. Meiſtentheils beſteht es aus dem bloßen Geräuſche; an einigen Orten gehören dazu die Halsbraten und Wammen, an einigen auch wohl noch die Zungen- und Lendenbraten.

Auf der Grüne, Fr. Plaine verdoyante; heißt, wenn im Frühjahr ſowohl groß Wildpret, als auch Haſen auf den Saatfeldern geſchoſſen werden, nämlich zur Grunzeit, wenn

der Saame auf den Feldern und das Gras auf den Wieſen grün ſtehet.

Auffarth, Fr. la Montée; iſt ein ſtarker Stamm Holz, welcher über die Floßſtraße gelegt wird, damit der Vorſpitz auf denſelben auffahre, und die an denſelben gebundene Geſtöhr aufhalte. Man bedient ſich derſelben da, wo die Waſſerſtube, in welcher eingebunden wird, nicht ſo lang iſt, daß der ganze Floß darin liegen könnte; mithin müſſen einige Geſtöhr herausgelaſſen und ſo lange aufgehalten werden, bis die andern eingebunden und an die vordern wieder angehängt werden können.

Aufheben, Fr. garder, mettre en réſerve; heißt, wenn mit Tüchern oder Garnen geſtellet worden, und, nachdem die Jagd geendiget, das Zeug wieder hinweg genommen und aufgehoben wird.

Auflegen; wird geſagt von einem Baum, der viel Aeſte treibt und viel Holz auflegt.

Auflochen, Auflagen, Harzreißen, Fr. ouvrir l' écorce des pins pour en amaſſer la réſine ꝛc. geſchieht von den Harzſcharrern, indem ſie friſche Bäume, wenn dieſe ihre gehörige Stärke erlangt haben, mit ihren Harzmeſſern aufreißen, nämlich einen ſchmalen Strich Rinde, ohngefähr 2 Ellen hoch über dem Stamm, von den Fichtenbäumen herunter reißen, damit daſelbſt das Harz herausdringen, und ſich anſammlen kann. S. Harzſcharren.

Auflöſen, Fr. délier; nennen die Jäger das Wiederaufknüpfen und Voneinandermachen der Leinen, wenn dieſe ſich an den großen und kleinen Jagdzeugen in Knoten verſchlungen, oder ſonſt verwirrt haben.

Aufnehmen, Fr. aggréger, prendre dans le Corps; ſagen die Jäger, wenn ſie einen jungen Menſchen zur Erlernung der Jägerei annehmen.

Aufſchärfen, Fr. inciſer; heißt nach Jägerſprache das Entzweyſchneiden der Haut oder des Balgs eines Thieres, wenn es aufgebrochen, oder ausgeweidet werden ſoll.

Aufſchlag; nennt der Forſtmann die hervorbrechenden und aufſchießenden Lohden des Laubholzes, ingleichen überhaupt die jungen Pflanzen aus ſchweren unbeflügelten Saamenkörnern, da hingegen die Pflanzen, welche aus beflügelten oder in Wolle eingeſchloſſenen oder aus Saamen ent-

ſtehen, die der Wind beträchtlich weit fortbewegen kann, Anflug genannt werden.

Aufſchlag, Fr. Marchette perpendiculaire; heißt beym Jäger eine Art Vogelſchneußen, welche zwar wie die Sprenkel beſchaffen, aber nicht an einem Stücke ſind. Man nimmt nämlich entweder eines Daumens dicken oder noch ſtärkern Stock von verſchiedener Länge, und ſteckt ihn in die Erde, oder wählt dazu einen dergleichen angewachſenen Stock, ſchneidet eine Kerbe wie ein halbes Oval ein, und bohrt ein Loch durch; alsdann ſticht man eine Schleife von einer Pferdehaarnen oder zwirnenen Schnur durch das Loch und befeſtiget ſie an einen Zweig (Schnipper, Schneller), den man aus der Hecke, einem Buſche oder von einem Baume zieht, und ſtellt die Schlinge, wie beym Sprenkel, auf. Wenn die Zeit des Vogelfangs vorüber iſt, ſo löſet man die Schlingen wieder aus, und dieſe Aufſchläge kann man das folgende Jahr wieder brauchen, wenn man einen neuen Schneller dazu nimmt, die Sprenkel aber nicht, weil ſie bald lahm werden. Bey dieſer Art, nach welcher in einigen Gegenden Deutſchlands die Schneußen beſtellt werden, wird auch das viele Ausbeeren verhütet.

Aufſchlagen, Fr. ouvrir à coups de tête, vom Hirſch, de boutoir, von der Sau; iſt nach Jägerſprache das Aufräumen des Bades, welches der Hirſch mit dem Gehörn, und die Sau mit dem Rüſſel thut, wenn ſie im heißen Sommer, beſonders gegen die Brunſt, in einen Pfuhl oder Pfütze gehen, um ſich darin zu wälzen und abzukühlen, und durch dieſes Aufräumen vorher Waſſer ſuchen. Man nennt dergleichen Pfütze ein Sudel.

Aufſchneiteln, Fr. élaguer, émonder un arbre; heißt einem Baume von unten hinauf die Zweige nehmen, damit er ſchön aufſchieße und einen guten Stamm ziehe, welches beym Verpflanzen bey einigen Holzſorten mit Nutzen geſchiehet.

Aufſchroten, entzweyſchroten, heißt die Bäume mit der Axt abhauen, welches der Forſtmann nie dulden darf, die Stöcke bey abſtändigem Laubholze einzig ausgenommen.

Aufſetzen, Fr. croître tout d'un coup; ſagt man von Bäumen, und bedeutet ſo viel als die Länge des Herz-

reißes, oder beym Nadelholz des Quirls, wenn man beſchreiben will, wie hoch der Baum ſeinen Jahreswuchs getrieben hat.

Aufſetzen, Fr. le Cerf refait ſa tête; heißt es von den Hirſchen und Rehböcken, wenn ihnen, nachdem ſie ihr voriges Gehörne verlohren haben, ein neues wieder gewachſen iſt, und man z. B. ſagt; der Hirſch hat ſo und ſo viel Enden aufgeſetzt.

Aufſtellen, Fr. mettre debout; iſt wenn die Netze und Garne, Eiſen und Fallen, Schlingen u. d. gl. zum Fangen fertig gemacht werden.

Aufſtieben, Fr. ſ'en aller en l'air; heißt beym Jäger das Auffliegen der Feldhühner, Wachteln, Lerchen u. d. gl. von ihrem Orte wo ſie gelegen, welches ſie entweder vor ihm, oder vor ſeinem Hunde thun.

Aufſtoßen, Fr. rencontrer; wird geſagt, wenn der Jäger, Haſen, Hühner u. d. gl. aus ihrem Lager heraus jaget.

Aufſuchen, Fr. relancer; geſchieht bey der Parforcejagd, daß, wenn der angejagte Hirſch verlohren worden, aber doch vermuthet werden kann, wo er zuletzt geblieben iſt, drey bis vier der beſten Hunde aus der Meute herausgenommen werden, damit vorgegriffen und der Hirſch wieder aufgeſucht wird.

Augenſproſſen, Fr. Andouillers; heißen die unterſten Enden am Hirſchgeweihe.

Auguſt, Fr. Août. In dieſem Monat hat der Forſtmann mit der im M. Julius bemerkten Reinigung der Baumſchulen, der Anpflanzungen und der Aufſicht über die Köhlereien und das Feuer der Viehhirten gehörig fortzufahren. Die in den Anpflanzungen verdorbenen Stämme muß man ausreißen, und in der nächſten Pflanzzeit wieder erſetzen, weil man ſonſt keine geſchloſſenen Oerter bekommt. Bey manchen Baumarten geht das Oculiren noch an. Die im Herbſte anzuſäenden Schläge müſſen geräumet, und wären ſie verraſet, umgehacket und umgeriſſen werden. Zur Herbſtpflanzung kann man auch die nach Beſchaffenheit der Holzpflanzen erforderlichen Löcher verfertigen laſſen. Selbſt mit der Verpflanzung der Tannen, Fichten und Kiefern, ingleichen aller immergrünen Laubhölzer kann, nach vollen-

betem zweiten Triebe, füglich angefangen werden; die Lerchenbäume, welche noch im zweiten Triebe ſtehen, ausgenommen. Zu Ende dieſes Monats fängt in guten Sommern und an einigen Orten, wo gelinde Witterung iſt, der Birkenſaame an reif zu werden, welchen man einſammelt und gut aufbewahret, und ſo muß man auch auf den, der ſpäter reif wird, genau Acht haben, um ihn ebenfalls einzuſammeln.

Die lebendigen Hecken müſſen beſchnitten, alle Waſſerbauarbeiten beendigt und zu dem Bauholze des künftigen Jahres die Anſchläge mit Zuziehung des Förſters gemacht werden.

Auf den im folgenden Monat abzutreibenden Brennholzſchlägen kann man Laub und Streu rechen und aus dem Walde ſchaffen.

In den Nadelhölzern wird zu Ende dieſes Monats Brennholz angewieſen und gehauen; von den eingeſammelten Kreuzdornbeeren aber das Blaſengrün bereitet.

Die Viehhutung iſt in den Maſtrevieren zu ſperren, und die Forſtbedienten müſſen die vorläufigen Anzeigen von Beſchaffenheit der Maſt ihren Vorgeſetzten machen.

In dieſem Monate fällt der Saame ab vom Vogelkirſchbaume, Sauerkirſchbaume, rothem Hollunder, Heckenkirſchen und vom kriechenden Ginſter. Die Haſelnüſſe fangen an reif zu werden, und das Einſammeln des Lerchenſchwammes nimmt ſeinen Anfang.

Vom Trauermantel entſchlüpft in dieſem Monate die zweyte Brut dem Eie und überwintert, ſo wie auch vom Rüſternfalter, vom Dotterweidenfalter, vom Zitronvogel, vom Zickzack, vom Eſchenſpinner, vom Steineichenſpinner, vom Maienſpinner oder Sichelflügel, und vom grünen Eichenwickler; die Verwandlung hingegen treten an der weiße Hermelinſpinner, oder Werftweidenſpinner, der Hagebuchenſpinner, der Pappelweidenſpinner oder kleine Hermelinvogel und die Erleneule. Auf den Ahorn- Roßkaſtanien- Aſpen- Eichen- und Weidenblättern nähret ſich jetzt die Ahorneule, Roßkaſtanieneule oder Gelbzotte (Phal. Noct. Aceris), deren zolllange Raupe dicht mit langen zottigen Haaren nebſt gelben und röthlichen Haarbüſcheln bekleidet iſt. Sie hat eine röthlichbraune Haut, über den Rücken eine Reihe glänzend

weißer und ſchwarz eingefaßter Fleckgen, und einen glänzend ſchwarzen gelblich bezeichneten Kopf. Aus der rothbraunen Puppe kommt im Mai oder Junius die Phaläne. Die Weiden, Pappeln, Birken, Maſtbuchen, Hornbäume und Eichen werden auch in dieſem Monate häufig vom Atomwickler oder Atomennachtfalter (Phal. Tortr. Atomana) zerſtöhrt. Die acht Linien lange Raupe hat einen bräunlichrothen Kopf, einen bald gelb, bald ſchmutzig mattgrün gefärbten Körper, über den Rücken einen dunkelgrünen Strich, ſehr abweichende Bruſtfüße und mit kleinen Häkgen beſetzte Bauchfüße. Aus der kaſtanienbraunen Puppe kommt im April oder Mai die Phaläne hervor.

Der Jäger hat folgendes zu bemerken. Die Hirſche bedienen ſich verſchiedener Stände und Wechſel. Mit der zweiten Hälfte geht die Hirſchfeiſte an, und es tritt die rechte Zeit ein, wo die Hirſche mit dem Leithunde aufgeſucht, gejagt und geſchoſſen werden. Den 24ſten geht die hohe Jagd auf, und werden daher auch zu Ende des Monats die Hauptjagden angeſtellt, auch manchmal noch die Parforcejagden gehalten. Der Hirſch fängt auch bereits an, die Hindin aufzuſuchen, welche in die Felder tritt. Der Damhirſch fängt an feiſt zu werden und die Tanngeis führt ihr Kalb mit ſich aufs Geäſe. Der Jäger muß aufmerkſam ſeyn, wenn Rothwildpret in dieſem Monate fällt, ob die Knotenkrankheit die Urſache iſt, um die gehörigen Maasregeln dagegen treffen zu können. Der junge Rehbock beſchlägt die Rieke aus Geilheit, jedoch ohne Befruchtung. Auch birſchet man in dieſem Monate Rehböcke.

Schweine und Bachen beſuchen jetzt nebſt den Friſchlingen fleißig die Fruchtfelder, wo ſie dem Landmann bisweilen außerordentlich großen Schaden thun, wenn ſie in zu großer Anzahl geheeget werden. — Der Haſe rammelt und junge Haſen werden abgeſchoſſen.

Der Vogelfang auf dem Heerde und in den Dohnen, ſo wie auch das Hühnerfangen geht an.

Die jungen Raubthiere ziehen ihr wollenes Jugendkleid aus, und einen neuen guten Pelz an. Die jungen Bäre aber behalten einen weißen Ring um den Hals, welcher ſich erſt ſpäter verliert.

Der Dachs fängt an feiſt zu werden, geht wegen ſeiner Nahrung weit umher und wird zu Ende dieſes Monats ausgegraben.

Alte und junge Raubvögel werden ebenfalls in Eiſen gefangen und geſchoſſen.

Der Birkhahn nebſt dem Huhne und den Jungen, liegen in Dickigen verborgen, ſo daß man ſie nicht leicht ohne Hund finden kann.

Die wilden Gänſe und Enten fallen auf die Stoppeln und Fruchtfelder, Wieſen und Eichen. Alles dieſes Geflügel wird fort geſchoſſen, beſonders aber die Zugenten und Schnepfen, welche man auch in Netzen und Schleifen fängt. Von letztern ſtreichet der Hahn des Morgens und Abends. Zur Jagd der Waſſerſchnepfen iſt jetzt die rechte Zeit Hunde zu dreſſiren. — Die Wachteln werden an den Sommerſaaten gefangen, und die wilden Tauben in den Fruchtfeldern, beſonders in Wicken auf dem Anſtande geſchoſſen. — Die Lerchen liegen in der Mauſezeit, und werden ſowohl mit dem Thiraß als auch mit Tage- und Nachtnetzen gefangen.

Ausbeeren, Fr. manger le gui; heißt, wenn von den Vögeln die Beeren aus den Vogelſchneußen ausgefreſſen werden, ſ. unter Dohnen.

Ausbochen, Fr. faire ſortir, débucher; heißt an einen holen Baum, worin der Jäger einen Marder, oder auch Eichhorns-Neſter weiß, durch jemanden ſchlagen laſſen, damit der Marder ſachte herauskommt, und der Jäger, indem er ſich angeſtellet, ihn ſchießen kann. Zuweilen gelingt das Ausbochen nicht, indem die Marder wohl den Baum umhauen laſſen, und doch nicht herausgehen.

Ausbützen, Fr. raccommoder, réparer; nennt der Jäger das Ausbeſſern zerriſſener Garne und Netze. Hiebey kommt es vorzüglich darauf an, daß man das Loch gehörig ausſchneidet, aber ſo, daß nicht mehr als 2 Enden bleiben, nämlich eins zum Anbinden, wo man anfängt auszubützen, und eins, wo man zuletzt abſchneidet. Die beiden Enden dürfen auch nicht bei einander (in großen Löchern) eigentlich an einer Maſche oder Reihe ſeyn, ſondern man muß ſie weiter ausſchneiden, ſo, daß die letzte halbe Maſche entweder unten oder auf der andern Seite bleibe. Beſonders muß man in Acht nehmen, ob man ganze oder halbe Maſchen hinein zu ſtricken hat.

Man muß nämlich, wenn man die Maſchen und das neue hinein geſtrickte gegen einander anſpannt, beobachten, daß allemal 4 Fäden in einen Knoten kommen, damit auch der neue hineingeſtrickte Faden dem alten in der Länge gleich ſey. Iſt das Loch groß, ſo hängt man das Garn oben an. Wenn es ausgeſchnitten iſt, bindet man an und ſtricket quer durch. Fallen nun an den Seiten ganze Maſchen, ſo nimmt man ſelbige gleich wieder mit heran, ſiehet auch darauf, ob die unterſte Maſche ſich von unten hinauf ſchickt, welches man gleich gewahr wird, wenn die Maſche heran gehalten wird, und dieſelbe ſich viereckig anſpannt. Schicken ſie ſich erſt ſo weit, ſo ſtrickt man oben in einer Maſche, und dann wieder von unten herauf eine, bis es zu wird, und genau ſo viele Maſchen müſſen wieder hinein kommen, als vorher drinne waren.

Die ſpiegelicht geſtrickten Garne ſind mühſamer auszubüßen; beſonders muß man in den Säumen auf gleiche Weiſe, wie es neu geſtrickt worden, ab- und zunehmen, und in den ab- und zugenommenen Maſchen müſſen 6 Fäden in einen Knoten kommen. Beſonders wo die Ecke, wo das Garn zu ſtricken angefangen worden, muß man nur ein Stück Garn ſtricken, mit einer Maſche anfangen, und ſodann auf beiden Seiten zunehmen, bis man ſo viel Maſchen und eine weniger hat, als die Zahl derer, wo man die Ecke gerade geſchnitten hat. Alsdenn ſtrickt man das neue Stück an das alte an, ſo, daß man von oben eine und vom alten auch unten eine herauf nimmt, da es auf ſolche Art wieder gerade werden muß.

Da dieſes ſich nicht deutlich genug beſchreiben, beſſer aber durch die Ausübung lernen läßt, ſo thut einer wohl, wenn er ſich anfangs an kleinen Löchern, und nach und nach an größern übt, beſonders das Ausſchneiden recht in Acht nimmt, und die Fäden mit den alten gehörig gleich anziehet.

Ausdünſten, Fr. transpirer, ſ'évaporer; beſtehet in dem Herausſteigen der in den Zwiſchenräumen der Bäume befindlichen flüſſigen Theile über die Oberfläche, und durch deren Oefnungen (pori). Daß alle Bäume und Geſträuche eine ausdünſtende Kraft oder Eigenſchaft haben, beweiſen: der Geruch, den ſie in der Blüthe durch ihre Blu-

me, und nachher durch das Laub von ſich geben; der Augenſchein ſelbſt, indem man an den Gebirgen die Dünſte von den Bäumen und Bergen wie Wolken aufſteigen ſieht; die Verminderung des Gewichts, die kurze Zeit darauf, wenn man einen Zweig, einen Aſt oder eine Blume abnimmt, an denſelben entſteht. Mithin iſt es gar nicht zu bezweifeln, daß die meiſten Körper mehr oder weniger ausdünſten.

Bei den Bäumen und Pflanzen erfolgt die Ausdünſtung meiſtentheils durch die Blätter derſelben, die ſich aber doch auch nach der Oberfläche der Blätter und nach dem verſchiedenen Stande der Bäume richtet. So dünſten die Bäume, welche an Abhängen gegen Mittag ſtehen, beinahe am ſtärkſten aus, weil hier die Sonne den Wärmeſtoff mehr in Bewegung ſetzen kann. Die gegen Morgen ſtehenden Bäume dünſten weniger aus, als die gegen Mittag, nicht nur, weil die Sonne dieſelben nicht ſo lange beſcheint, die noch überdies zu dieſer Zeit noch nicht ſtark wirket, ſondern auch, weil die Blätter früh ſtark mit Thau bedeckt ſind, wodurch die Ausdünſtung verhindert wird. Der Stand der Bäume gegen Abend iſt der Ausdünſtung mehr hinderlich als beförderlich, weil dieſe Bäume im Frühjahr und Herbſt nicht lange von der Sonne beſchienen werden, und der von Abend kommende Wind öfters feucht iſt. Der Stand gegen Norden iſt der kälteſte, wo die Bäume die wenigſte Sonne genießen, und auch am wenigſten ausdünſten.

Die in Wäldern dicht an einander ſtehenden Bäume dünſten wenig aus, weil ihre Köpfe enge an einander ſtehen, folglich dieſe Bäume wenige Blätter haben, und wenig Sonne genießen, dabei auch vor dem Wind mehr geſichert ſind. Es folgt daher hieraus, daß die einzeln ſtehenden Bäume am allerbeſten ausdünſten können. Die Blätter dünſten an ihrer obern Fläche aus, und an ihrer untern Fläche ſaugen ſie ein, und wie wichtig der Nutzen iſt, welchen die Blätter auf ſolche Art leiſten, ſiehet man deutlich an den tödtlichen Folgen, wenn ſolche einem Gewächſe öfters abgeriſſen, oder von Inſekten abgefreſſen werden (ſ. auch Abblatten und Anziehen). Durch Ueberfluß der Säfte, welche alsdann nicht genug ausdunſten können, gerathen die Wurzeln in Fäulniß, wozu noch die Entkräftung durch den wiederholten neuen Trieb der Blätter kommt, und die Gewächſe

ſterben endlich ab. Was die Blätter einſaugen und ausdünſten, beſtehet nicht bloß in Feuchtigkeiten, ſondern auch in Luft, außer der, welche als Beſtandtheil der Feuchtigkeiten anzuſehen iſt; ſ. Athemholen.

Ausfuhre, Fr. Exportation; heißt es vom Holze, wenn es roh außerhalb des Landes geführt und verkauft wird. In vielen Ländern geſchahe es vorhin, daß die Ausfuhre auf alle mögliche Art begünſtiget wurde, bloß um nur Geld aus den Waldungen zu ziehen, und wurde ſo lange fortgeſetzt, bis der Mangel im Lande ſelbſt einriß, und man zu ſpät an die Abſtellung dachte. Auf eine beſſere Art verfuhren diejenigen Landesherren, welche das Holz im Lande anzuwenden ſuchten, indem ſie verſchiedene Fabriken anlegten, welche ihnen Geld, und ihren Unterthanen Brodt verſchafften, und da war der Erfolg um ſo nützlicher, wo die Fabriken mit den Waldungen in einem gehörigen Verhältniß ſtanden.

Im allgemeinen muß die Ausfuhr des Holzes verboten werden, wenn das Land daran Mangel leidet, und dieſes Verbot muß ſich allerdings auch auf die Waldungen der Privatperſonen erſtrecken. Hierdurch wird dem Holzmangel eines Landes auf die natürlichſte Art vorgebeuget, keinesweges aber dadurch, wenn die Ausfuhr den Unterthanen verboten wird, der Landesherr aber ſolche fortſetzen läßt. Ueberhaupt wird der Schaden durch die Ausfuhre nie durch das wenige Geld erſetzt, welches der Regent aus dem Holzhandel erhält; der Nutzen hingegen, wenn er das Holz um einen geringeren Preis an die Unterthanen abläßt, iſt weit beträchtlicher, weil derjenige Landesherr am reichſten iſt, welcher viele reiche Unterthanen hat.

Ausgang, Fr. Débuchement; heißt, wohin der Hirſch und das Wildpret ſeinen Wechſel auf die Schläge und in die Felder hat. Man ſagt daher auch, das Wildpret hat die ſchönſten Ausgänge, wenn es ſich ſolche Stände erwählet, daß es nicht weit nach dem Waſſer, in die Wieſen, Gründe und Felder hat.

Ausgeben, laut werden, Fr. aboyer; ſagt man vom Leithund, wenn er zu hitzig iſt, und an dem Hängſeil während der Arbeit zu bellen anfängt.

Ausgehen, Fr. aller pour chercher; heißt, wenn der Jäger, nachdem er einen Marter oder Iltis gekreiſet,

und in einem gewiſſen Berge oder Dickigte verlaſſen hat, alsdann wieder auf den Eingang, und der Fährte nachgehet, oft und ſo lange vorſchlägt, bis daß er ihn ins Enge bringt, und ausmacht, wo er ſteckt.

Ausgehen, Fr. le Cerf debuche; ſagt man vom Hirſch, wenn er aus dem Orte gehet, wo er beſtätiget iſt.

Ausgeſchoſſen Revier, Fr. Verderie vuidée de bêtes; heißt ein Revier, welches völlig leer gemacht worden, ſo daß weder Haar noch Feder mehr vom Wildpret darauf anzutreffen iſt. So wenig man von der Meinung derjenigen iſt, welche das extremum verlangen, nämlich alles Wild ausgerottet wiſſen wollen; ſo wäre es doch, wegen der ſo nöthigen Holzkultur, oft beſſer, wenn die Anzahl des Wildprets wenigſtens verringert würde. Denn was helfen alle gute Vorſchläge und Anweiſungen, ja ſelbſt rühmliche Anſtalten zu Verbeſſerung der Forſte, wenn man auf der andern Seite gar nicht daran denkt, oder gar nicht denken will, daß ein übermäßig ſtarker Wildſtand allen Holzerzielungs-Mitteln gerade zuwider iſt.

Ausgipfeln, Fr. chouper, écimer; heißt einem Baume die Seitenäſte abnehmen, und ihm ſolche nur in einer gewiſſen Höhe zu ſeinem Gipfel laſſen, damit er gerade, ſchlank und deſto ſchöner in die Höhe wachſe. An der Stelle, wo die Seitenäſte abgenommen worden, entſtehet eine Stockung des Safts, welcher ſich aber in die benachbarten Saftgefäße zu drängen ſucht, und den darin ſchon vorräthigen Saft in noch ſtärkerer Bewegung forttreibt, wodurch die noch ſtehenden Aeſte deſto ſtärker und geſchwinder wachſen müſſen. Das Ausgipfeln vertragen indeſſen nicht alle Bäume. Am beſten geſchieht es bei Laubhölzern, und zwar im Frühjahr, wenn keine Fröſte mehr zu befürchten ſind; am wenigſten vertragen es die Nadelhölzer, weil dieſe ſich durch die Natur gipfeln, beſonders wenn ſie dick und geſchloſſen ſtehen.

Ausgraben, Fr. déterrer; iſt eine Art des Holzfällens, da die Stöcke der Nadelhölzer, die nicht wieder ausſchlagen, nebſt den Wurzeln aus dem Boden geſchafft werden. Gewöhnlich wird zuvor der Stamm in einer gewiſſen Höhe vom Boden abgeſägt, und dann der Stock allein ausgegraben, oder um Zeit und Arbeit zu ſparen, wird der

Baum ſamt der Wurzel zugleich ausgeriſſen, daher auch einige die leztere Art in mehreren Fällen haben vorziehen wollen. Beſonders empfiehlt man es, wenn nur einzelne Stämme zu fällen ſind, in welchem Fall man den Baum weit und tief umgraben, die auslaufenden Wurzeln abhauen und losmachen, und ihn ſodann mit einem am Gipfel des Baums angebrachten Zugſeil an die gewählte Stelle hinwerfen läßt, oder man läßt an dem Stocke die Wurzeln derjenigen Seite gegenüber, auf welche der Baum fallen ſoll, ausheben, und bewirkt dadurch vollends den Fall.

Ausgraben, Fr. déraciner; der Bäume, geſchieht um ſie anderweit zu verpflanzen. Hiemit kann der Forſtwirth zu der Zeit den Anfang machen, wenn der Saft anfängt dick zu werden und zu ſtocken, und ſo lange damit fortfahren, als der Saft dick und ſtockend bleibt. Stockend iſt der Saft, wenn die Blätter abfallen, und flüſſig iſt er wieder, wenn er von neuem Blätter treibt, ſo daß man in dieſer Zwiſchenzeit Bäume ausgraben und verpflanzen kann, ohne ihr Verderben zu befürchten.

Wenn ein ausgegrabener und verſezter Baum gedeihen ſoll, muß er hinlänglich gute Wurzeln haben, damit er die ihm nöthige Nahrung erhalten kann. Dieſe bedarf er nicht eher, als wenn er oben anfängt auszudunſten, oder wenn ſein Saft flüſſig wird, welches zur Zeit der Wärme des Frühlings und Sommers iſt; folglich da er in dieſer Zeit beſtändig friſchen Saft braucht, darf er vom Frühling bis zum Herbſt nicht ausgegraben werden. Hieraus erhellet, warum ein im Herbſte ausgegrabener und verſezter Baum ſo leicht nicht verdirbt, als der, ſo im ſpäten Frühling verpflanzt wird, und je eher der Baum, wenn ſeine Säfte einmal im Stocken ſind, aus ſeinem jezigen Standorte genommen und verſezt wird, deſto mehr kann man auf ſein Fortkommen hoffen.

Beim Ausgraben der Holzpflanzen iſt genau darauf zu ſehen, daß ihre Wurzeln ſo viel möglich erhalten werden. So viele Wurzeln und viele Aeſte ein Baum hat, ſo viel Nahrung zieht er an ſich, und dünſtet ſtark aus. Nimmt man beim Ausgraben dem Baum viele Wurzeln, ſo muß man ihm auch nach Verhältniß viel oder wenig Aeſte beim Verſezen nehmen, weil er nur ſo viel Aeſte ernähren kann, als

ſeine ohnehin kranke Wurzeln Nahrungsſaft herbeiſchaffen können; ſ. Anpflanzen.

Aushalten, Ausſchieren, ſéparer le bois; iſt die Beſorgung eines Forſtmanns, daß er bei ſeinen Holzſchlägen alle und jede, nach Beſchaffenheit der Holzgattungen und der Erforderniß des Landes und der Gegend, nöthige nutzbare Hölzer ausſondern läßt, damit ſie nicht als Brennholz in die Klaftern oder Wellen mit gebracht werden. Dergleichen ſind Bloch- Schindel- Schachtelbäume, Bauſtämme und allerhand Werk- und Gerätheholz, wovon unter jeder Holzgattung gedacht wird. Ein Forſtbedienter muß daher, beſonders wo er in Laubhölzern mancherlei Holzarten hat, viel Kenntniß von der Holztechnologie ſich zu verſchaffen ſuchen, welche Arten ſowohl, und in welcher Länge, Stärke &c. dieſelben brauchbar und gut an Mann zu bringen ſind, um dieſen oft ſehr beträchtlichen Forſtbetrag nicht zu vernachläßigen.

Aushauung, ſ. Ausrodung.

Ausklaftern, Fr. toiſer; heißt den körperlichen Inhalt eines noch ſtehenden Baumes nach dem Klaftermaas beſtimmen. Ein Klafter wird zu 6 Fuß gerechnet. Ein Baum, der 2 Klaftern hat, hat nicht den doppelten Werth eines einklāfterigen Baums, ſondern er iſt, nach der mathematiſchen Berechnung, viermal ſo viel nach dem körperlichen Inhalt werth, als der einkläftrige.

Ausklempeln, Ausklengeln, Fr. égréner, égrainer; heißt die Saamenkörner aus ihren Kapſeln und Zapfen, nachdem dieſe zu gehöriger Zeit eingeſammelt worden, herausbringen, um damit die künſtliche Anſaat zu bewirken. In Rückſicht der Laubholzſaamen bedarf es wenig Mühe. Saamen dieſer Art, insbeſondere die, welche in Kapſeln verſchloſſen ſind, die ſich niemals öffnen, als Eicheln, Buchecker, Nüſſe &c. bedürfen des Ausmachens gar nicht; andere werden ſchon durch leichtes Klopfen aus den Zapfen, worin ſie ſtecken, erhalten. Aus den Beeren, welche ein weiches ſaftiges Fleiſch haben, werden ſie ausgemacht, indem man die Beeren durch einen Durchſchlag, in ein untergeſetztes, zur Hälfte mit Waſſer gefülltes Gefäß treibt, das Waſſer, mit dem ſich indeſſen das Fleiſch vermiſcht hat, abgießt, und die auf dem Boden zurückgebliebenen Kerne im

Schatten trocknet. Mit den Stein- und Kernfrüchten kann man auf ähnliche Weiſe verfahren, nachdem man ſie zuvor hat laſſen weich werden, wenn man nicht die Saamen noch eher herausnimmt, um etwa auch das Fleiſch zu nützen.

Mehrere Beſchwerde iſt mit dem Ausmachen der Nadelholzſaamen (dem eigentlichen Ausklengeln) verbunden, weil die Schuppen, unter welchen die Saamen liegen, durch häufiges Harz zuſammen gehalten werden. Das Ausmachen dieſer Saamen iſt von Zeit zu Zeit auf mancherlei Art verſucht worden, ob zwar immer durch Wärme, weil dieſe das einzige Mittel iſt, durch welches die Zapfen genöthiget werden aufzuſpringen, und die Körner fahren zu laſſen; aber nur wurde nicht bei einer jeden Art der gehörige Grad von Wärme beobachtet. Einige ſchütteten nämlich die Zapfen auf die Malzdarren, und nöthigten ſie ſo lange mit Feuer, bis ſie auffſprungen, und den Saamen fallen ließen. Andere brachten ſie in Backöfen. Beide Arten ſind aber theils unnütz, theils ſchädlich. Denn durch dieſen Grad der Wärme wird das Harz weich, und klebt die Schuppen noch ſtärker zuſammen, und ob es zwar durch die Hitze aufgetrocknet wird, ſo leiden doch zugleich die Saamen Schaden, und keimen nicht mehr. Hiezu kann man auch die Gewohnheit rechnen, daß einige die Saamen auf die Decken der Stubenöfen ſchütten, indem damit gleicher Nachtheil verbunden iſt.

Andere ſuchen den Nachtheil zu verhüten, indem ſie an den Wänden in der zu heitzenden Stube, und in einiger Entfernung auch um den Ofen herum Bretgerüſte mit tragbaren Böden von Horden machen, die mit grobem, hanfenen Tuche bedeckt, und eine von der andern einen Fuß entfernt ſind. Auf die Horden an den Wänden legen ſie die Zapfen, und beſprengen ſie mit Waſſer, bis alle davon mäßig feucht geworden ſind. Dieſe Horden trägt man nach einiger Zeit auf die Gerüſte um den Ofen herum, die Zapfen mit den Stielen dem Ofen zugekehrt. Wenn ſie da eine Zeitlang geſtanden, trägt man ſie wieder zurück, an deren Stelle aber andere hin, und beſprengt erſtere wieder mit Waſſer. Dieſes wechſelsweiſe Befeuchten und Trocknen der Zapfen wird ſo lange fortgeſetzt, bis ſich die Schuppen öffnen, worauf man die Zapfen ausklopfet, und die Saa-

men in ein Gefäß ſammelt. Dieſer Methode hat man ſogar die Ehre angethan, ſie für die beſte zu halten, weil ſie ganz Nachahmung der Natur ſey, und man auch noch vor Anfang des Frühlings Saamen erhalte, den man in demſelben Jahre ausſäen könne. Allein bei dieſer Art des Ausmachens der Saamen iſt viele Beſchwerlichkeit, und gewiß möchte auch in den wenigſten Fällen die nöthige Vorſicht wegen des gehörigen Grades der Wärme beobachtet werden; auch kann man keine große Quantität Saamen dadurch erhalten, und endlich der gerühmte Vortheil, ſogleich im Frühling dieſen Saamen ausſäen zu können, möchte einer guten Forſtverwaltung nicht zur Ehre gereichen. Denn man wird ſich doch gewiß nicht mit ſeinen Anſaaten bloß auf Saamenjahre einſchränken, ſondern auf hinlänglichen Vorrath halten, ſo daß man jährlich ausſäen, und auch das Ausmachen der friſchen Saamen im künftigen Sommer auf folgende Art erwarten kann.

Am beſten geſchieht nämlich das Ausmachen in beſondern dazu gefertigten Saamendarren oder Saamenmaſchinen, welche im Freien gegen die Mittagsſeite geſtellet werden, ſo daß den ganzen Tag die Sonne darauf ſcheinen kann. Innerhalb dieſer Darren, welche einen langen, an der hintern Wand beträchtlich höheren, Kaſten vorſtellen, liegen auf Leiſten, Gitter, welche von dreieckigten Schienen oder Sprieſſeln, in einer ſolchen Weite von einander, gefertiget werden, daß die Saamenköner gut durchfallen können. Unterhalb dieſer Gitter ſind Käſten, die ein- und ausgeſchoben werden können, um den durchgefallenen Saamen darin aufzuſammeln. Die ganze Maſchine muß noch mit einem übergehenden Dach von Bretern oder Schindeln verſehen ſeyn, um bei Regenwetter und des Nachts ſie bedekken zu können, damit keine Feuchtigkeit zu den Saamen kommt, und derſelbe etwa ſchimmlich wird.

Sobald es nun im Frühling warme Tage giebt, ſchüttet man eine Querhand hoch Zapfen auf das Gitter, rührt ſie mit einem Rechen, wenn ſie aufgeſprungen ſind, etlichemal wohl durch einander, daß die Körner herausfallen, welche ſodann durch das Gitter in den untern Kaſten fallen, aus welchem man ſie nach Belieben an den Ort ihrer weitern Aufbewahrung bringen kann. In heiſſen Sommertagen

darf man die Zapfen ohne Bedenken einen halben Schuh dick aufſchütten, weil die Sonne wegen des ſchiefen gegen Mittag gerichteten Standes und des aufrecht ſtehenden Daches, ſo durchdringend darauf fällt, daß ſolche in etlichen Stunden, bei einem oder etlichemaligem Umrühren, ohne Zweifel alle aufgeſprungen ſind, und man an einem Tage gar wohl dreimal friſche wieder aufſchütten kann. Von dem auf dieſe Art ausgeklengelten Saamen kann man verſichert ſeyn, daß er ächt und gut, und, wird er gut aufbewahret, nach einigen Jahren noch eben dieſelbe Güte und Brauchbarkeit hat.

Auf vorbeſchriebene Art kann man Fichten- und Kiefernſaamen ausmachen. Den Tannenſaamen braucht man nicht auf die Darre zu bringen, weil, wenn der Saame reif iſt, die Schuppen der Zapfen von ſich ſelbſt auseinander gehen, und ſo der Saame herausfällt. Dieſes geſchieht ſchon beim Abbrechen der Zapfen. Die meiſte Mühe dagegen macht der Lerchenſaamen, weil die Zapfen von häufigem terpentinartigen Harze angefüllt ſind, welches durch keine Wärme ſich auftrocknen läßt, ſondern nur noch zäher wird, und die Schuppen feſter zuſammen hält. Man hat ſich daher folgender Methode bedient: Mit einem ſtarken, ſpitzigen Meſſer ſticht man bei dem Stiele in den Zapfen, und ſpaltet denſelben der Länge nach in zwei Stücke von einander. Jedes ſolche Stück wird auf gleiche Weiſe wieder in zwei andere geſpalten. Au jedem dieſer Stücke wird hierauf eine Schuppe nach der andern mit eben dem Meſſer abgeſprengt, da die Saamen ganz rein und unbeſchädigt herausfallen, in ſo fern man vorſichtig geweſen, und das Meſſer nicht zu tief unter die Schuppen geſteckt hat. Indeſſen iſt dieſes Zerſchneiden der Zapfen nur Künſtelei, ſo wie es auch wider die Natur läuft, und ohnehin nur im Kleinen anwendbar iſt; ſondern man kann den Lerchenſaamen allerdings auch auf Darren ausmachen; nur müſſen aber die Zapfen nicht eher als im Monat März und April gebrochen werden, damit das Harz den Winter über von dem Froſte abgeſprungen iſt. Uebrigens hat ſichs durch die Erfahrung ſchon längſt beſtätigt, daß ſich die Fichten- Kiefern- und Lerchenbäume in zweierlei Arten, nämlich harte und weiche, oder in ſpäte und frühzeitige, unterſcheiden, und dieſer Unterſchied iſt auch beim Ausklengeln bemerkbar. Denn zum Ausklengeln der

harten Art wird weit mehr Zeit erfordert, als zu dem der weichen Art, welches denjenigen, die dieſes Geſchäfte betrieben haben, hinlänglich bekannt iſt.

So wie die Saamen ausgemacht worden, werden ſie alle, die Eſchenſaamen ausgenommen, an einem kühlen, luftigen Orte aufgeſchüttet, weitläuftig aus einander gezogen, öfters umgewandt, und dadurch in der Luft getrocknet, und zur Nachreife gebracht. Dieſe Vorſicht iſt vorzüglich in Anſehung der Eichen- und Ulmenſaamen, nothwendig, welche, damit ſie nicht erhitzen, täglich mehrmals umgewandt werden müſſen. S. auch unter Saame.

Ausläuſer, Fr. Courſon; ſind eine Art von Zweigen, welche ſowohl an der Wurzel, als auch an dem Stamme einer Pflanze entſpringen, und auf welche Weiſe ſich ſehr viele Holzarten, beſonders Laubhölzer, vermehren, wenn nämlich ihr Stamm nicht zu alt, und immer von einer Zeit zur andern abgetrieben wird. Die Sproſſen, Sommerlatten, welche auf die Seiten weglaufen, trennen ſich, ſo wie ſie ſtark werden, von der Mutterpflanze. Dieſe Vermehrungsart durch die Natur kann der Forſtmann durch die Kunſt vielfältig nachahmen.

Auslauft, ſ. Lauft zum Abjagen.

Ausläutern, Fr. dépeupler; iſt nicht nur ein nützliches ſondern auch nöthiges Unternehmen eines Forſtmanns, und beſteht darin, daß er in wohl beſtandenen Eichen- Buchen- und dergl. Wäldern, die darin aufgewachſenen ſchlechteren Hölzer, beſonders wenn ſie jenen durch Entziehung der Nahrung ſchädlich werden, heraushauen läßt. Dieſes geſchieht auch, wenn man beſtandene Dickige aushauet, um ſolchen Luft zu verſchaffen, nämlich die krummen und verdrückten Bäume, aus welchen nichts werden kann. Auch geſchieht dieſes Ausläutern, in ſo fern man in Tannen- Fichten- und Kiefern-Dickigen die von den andern nach und nach unterdrückten jungen Stämme heraus hauen läßt, um ſie nicht ohne Nutzen verfaulen zu laſſen, weil man ſie noch zu Stangen, auch Brenn- und Kohlholz anwenden kann. So nützlich dieſes Aushauen iſt, ſo vorſichtig muß man dabei verfahren, damit die ſtehen bleibenden Stämme nicht beſchädiget werden. Nur aber darf dieſe

Verfahrungsart nicht gemißbraucht, und etwa bis zum Auslichten fortgeſetzt werden.

Ausleeren, Fr. évacuer le ventre; wird geſagt, wenn die Leit- und Jagdhunde die Excremente von ſich werfen, ſich nämlich löſen. Wegen der übertriebenen Verehrung, die alte Jäger für den Leithund insbeſondere hatten, ſahen ſie darauf, daß ihre Burſche beim Löſen oder Stallen deſſelben allemal die Aufwartung haben, auf die Gemächlichkeit des Hundes warten, und wenn er ſich hingeſetzt, ihm zuſprechen mußten: Nu, leere (löß) dich! und wenn er im Löſen war: Löß dich recht, mein Mann, ſo recht! und wenn er ſich gelöſet hatte: Hua, hu, mein Mann, nu vorhin, hin, hin!

Ausleuchten, oder

Auslichten, Plentern, Ausplentern, Ausfemmeln, Ausziehen, Durchziehen, Fr. dépeupler; heißt einzelne Bäume, oder die beſten Bäume hie und da im Walde weghauen, und der Name Auslichten giebt ſchon zu verſtehen, daß der Wald dadurch heller oder durchſichtiger gemacht, nämlich ruinirt wird. Vormals war es freilich faſt überall eingeführte Gewohnheit, durch einzelne Auszüge das jährliche Holzbedürfniß zu beſtreiten, und zur Schande der doch ſo allgemein verbreiteten richtigen Grundſätze der Forſtwirthſchaft und Holzkultur, findet ſie noch ihre Vertheidiger.

Bekanntlich können die Waldungen eines Staats nie vollkommen und auf eine nachhaltende Art benutzt werden, wenn man nicht nach dem Plane verfährt, daß die Waldungen nach einer richtigen Abtheilung und Ordnung gehauen werden, ſo daß man gewiß überzeugt iſt, alsdann wieder von vorne anfangen zu können, wenn man den letzten Diſtrikt abgeholzet, nämlich die Waldungen ſchlagweis abgetrieben hat. Unter Vorausſetzung dieſes richtigen und allgemein angenommenen Grundſatzes und Planes, lehrt ja auch die Erfahrung und der Augenſchein mehr als zu deutlich, daß das Auslichten eine wahre Peſt für die Wälder iſt, indem man in einem dergleichen Forſte ſelten einen geſunden ſchlanken Bauſtamm, noch weniger einen tüchtigen Nachwuchs aufweiſen kann.

Man wendet gegen das Schlagweishauen ein, als würden die Schläge dadurch auf eine grauſame Weiſe ver-

heeret, und rühmt dagegen das Ausziehen einzelner Stämme, weil dadurch nicht nur das dabei ſtehende jüngere Holz beſſere Luft und Wachsthum, und die Waldungen keine große Blößen und übles Anſehen bekommen, ſondern auch die leeren Plätze, von dem theils ſchon da ſtehenden jungen Wuchs, theils von dem ausfallenden Saamen der nächſtſtehenden Bäume, ohne Mühe und Arbeit wieder von ſelbſt beſaamet werden möchten.

Allein dieſe Gründe, ſo anziehend ſie ſcheinen, ſind alle von der Beſchaffenheit, daß ſie nicht Stich halten, wenn man nur eine geringe Erfahrung dagegen ſtellt. Für manche mag es freilich grauſam ſeyn, ganze Schläge abzutreiben, und, da ſie ſo unwiſſend ſind, dieſelben wieder zu Wäldern umzuſchaffen, noch nach vielen Jahren ſie öde und wüſte liegen zu ſehen, wovon natürlich Blößen entſtehen, und die Wälder ein übles Anſehen bekommen. Ueberdies iſt auch eine große Gemächlichkeit mit dem Auslichten verbunden, weil der Forſtbediente nicht ſo leicht zu befürchten hat, daß er zum Säen und Pflanzen angehalten wird.

Durch das Ausziehen einzelner Stämme werden ſchon beim Umhauen die neben ſtehenden Bäume theils verwundet und krank gemacht, theils auch ſogleich umgebrochen; was beim Umhauen noch glücklicher Weiſe verſchont bleibt, hat ſein Schickſal bei der Abfuhre zu gewärtigen. Die jüngern Stämme ſind mehrentheils durch den bisherigen Mangel an Luft und Sonne bereits verkrüppelt, ſo daß ſie zu keinen tüchtigen und ſchönen Bäumen erwachſen können, und ein gleiches findet bei dem Troſte, durch den ausfallenden Saamen etwas zu erwarten, ſtatt.

Unmöglich iſt es, daß ein Forſtwirth von der Waldung, die auf eine ſo ſchändliche Art behandelt wird, einen ſolchen Nutzen fortdauernd haben kann, als wenn ſie Schlagweis, d. i. mit Beſtand, auf eine immer anhaltende Weiſe, behandelt wird. Aber dazu gehört auch, daß der Forſtmann die Kenntniſſe beſitzen muß, die abgeholzeten Schläge ſogleich wieder in jungen Wald zu verwandeln.

Das Allerſchlimmſte aber bei dem Auslichten iſt dieſes, daß die Einkünfte eines Revieres von Jahren zu Jahren abnehmen, weil die Zahl der Stämme immer kleiner wird, und das junge Holz auf dieſen unaufgeräumten Waldplätzen

nicht ſo aufwachſen kann, daß es die weggehauenen Bäume zu erſetzen im Stande iſt. Und endlich wenn man mit allem erwachſenen Holze fertig iſt, ſo fehlt es alsdann an ſtarkem Nutzholz, und der Staat muß daran Mangel leiden.

In ſo fern das hier Geſagte mehr von Laubholz-Waldungen gelten kann, in welchen der Schade, der durch das Auslichten entſteht, nicht ſo bald ſichtbar wird; ſo wird man ihn um deſto ſchneller in Nadelwaldungen gewahr, als welche das Auslichten um ſo weniger vertragen. Denn auſſer dem obig bemerkten Nachtheil der Auszüge überhaupt, tritt noch bei dieſen der Umſtand ein, daß, da ſie dem Windbruche mehr unterworfen ſind, durch die entſtehenden Lücken die Sturmwinde um ſo leichter eindringen, und eine große Verwüſtung in den noch ſtehenden Hölzern anrichten können. Man braucht ſich in Deutſchland nicht viel Mühe zu geben, dergleichen verheerte Waldungen aufzuſuchen; jedoch bemüht man ſich auch an den meiſten Orten, dem durch Unwiſſenheit entſtandenen Uebel beſtmöglichſt abzuhelfen, und hoffentlich wird man den Schaden noch allgemein einſehen, und ſolchem für die Zukunft vorbeugen, welches auch um ſo mehr zu erwarten iſt, weil man jetzt auf den Grund dieſes und vieler anderer Fehler Rückſicht nimmt, nämlich auf die Unwiſſenheit der Forſtbedienten, indem man ſich dieſe beſſer zu bilden beſtrebt. Ein anderes iſt es, einzelne kranke oder abgeſtorbene Bäume heraushauen zu laſſen, wovon unter Ausläutern geſagt worden iſt.

Auslöſen, Fr. délivrer; heißt, wenn man die in den Schneußen gefangenen Waldvögel, ingleichen die in den Garnen gefangenen Lerchen heraus nimmt.

Auslöſung, Fr. défrai; hierunter werden die Diäten verſtanden, welche der Jäger bei den Jagden, Flöſſen, Grenzberichtigungen u. ſ. w. bekommt. — Unter Auslöſung wird auch das Schuß- oder Fanggeld verſtanden, welches den Jägern für die eingelieferten Fänge oder Bälge der Raubthiere bezahlet wird.

Ausmeſſung, Fr. Meſurage. Iſt der Anfang aller Forſteinrichtungen und das Hauptmittel eines Forſtmannes, durch welches er das Capital, mit dem er zu wirthſchaften hat, erörtern ſoll, und ohne welches weder eine forſtmäßige, noch eine vernünftige und nachhaltige Eintheilung ſtatt fin-

den kann. Geometrie zu wiſſen iſt ſonach einem Forſtmanne eine unentbehrliche Sache, und es ſollte eines jeden Lehrlings erſtes Studium ſeyn, nach vorheriger gründlicher Erlernung der Arithmetik, Flächen und Körper ausmeſſen und eintheilen zu können.

Einen weſentlichen Vortheil bringt die Geometrie bei der Forſteinrichtung, der ſie allemal vorhergehen muß, wenn ſie gründlich geſchehen ſoll; denn wenn man die Größe des Waldgrundes nicht kennet, ſo kann man unmöglich mit Zuverläßigkeit ſagen, wie er eingetheilt werden — folglich was er geben und nicht geben kann. Hierzu iſt es aber keinesweges hinlänglich, wenn eine Waldbereitung vorgenommen, ſich dabei etwas umgeſehen, hierauf nach Gutdünken ein Anſchlag gemacht und beſtimmt wird, wie viel Holz vorhanden ſey, und wie viel abgegeben werden könne, um mit ſelbigem nachhaltig zu wirthſchaften; oder wenn einige die Größe der Waldung dadurch zu erfahren glauben, wenn ſie dieſelbe umſchreiten, auch um recht ſicher zu Werke zu gehen, ſie über Kreutz durchſchreiten, und nach der Menge der gezählten Schritte ihren Anſchlag machen; er iſt eben ſo ungewiß, als der erſte durch die bloße Bereitung.

Aber auch bei der geometriſchen Vermeſſung iſt es nicht genug, wenn die ganze Waldfläche nur in Grund gelegt wird, um ihre Größe überhaupt beſtimmen zu können, ſondern es iſt zur Ab- und Eintheilung derſelben eine ſolche Vermeſſung nöthig, durch welche man nicht nur auf der Charte die Grenzen derſelben, die Lage des Forſtes nach der Himmelsgegend, die Beſchaffenheit des Terrains mit Bemerkung der Flüſſe, Bäche, Teiche, Gebäude, Aecker, Wieſen, Felſen ꝛc. erſehen; ſondern durch welche auch jeder Diſtrikt des Forſtes beſonders in Grund gebracht, und nach Beſchaffenheit des darauf befindlichen Holzes, mit Bemerkung des Grund und Bodens, vor Augen gelegt wird.

Die Arbeit des Geometers würde alſo unter Vorausſetzung obiger Bedingungen ſummariſch in folgendem beſtehen:

Vorerſt ſind die Grenzen zu berichtigen, das heißt, in ſo fern man ſich die Grenzen als Linien denken muß, die Beſtimmung der Lage und Endpunkte dieſer Linien. Iſt die Grenze mit Steinen oder Pfählen vermarket, oder ſind Grenz-

bäume vorhanden, ſo betrachtet man dieſe als Punkte, und ziehet von jedem derſelben zum nachfolgenden eine gerade Linie. Macht aber ein Weg oder ein Bach ꝛc. die Grenze, ſo können zwar auch wechſelſeitig dies- und jenſeits Steine ſtehen; aber die Grenzlinie muß man ſich in der Mitte derſelben denken. Am beſten iſt es, die Grenze iſt durch Steine beſtimmt, zwiſchen welchen man gerade Linien ziehen kann. Wenn die Grenzpunkte beſtimmt ſind, werden die Steine eingeſetzt, und zur Sicherung der Grenzen die Meſſung derſelben ſowohl als das dabei zu führende Grenzprotocoll nach dem Schema Sub (A) angefertiget.

Alsdenn werden die innern Abtheilungen des Forſtes, in Rückſicht der Benennungen der Gegenden und Diſtrikte, vorgenommen und berichtiget. Hierbei iſt vorzüglich darauf zu ſehen, daß alle von Alters her übliche Benennungen ausgefragt und aufgeſchrieben werden, weil in der Folge oft viel darauf ankommt. Dieſe Diſtrikte werden am beſten mit Säulen begrenzt, an welchen Arme mit der gehörigen Aufſchrift befindlich ſind; dieſe geben auch alsdann die Anhaltepunkte, wenn ein Diſtrikt angegriffen wird.

Wenn die Grenzen von außen und innen berichtiget ſind, kann die Meſſung angefangen werden. Wenn man nicht ſchon eine genaue Lokal-Kenntniß von dem zu vermeſſenden Forſte hat, ſo iſt es am beſten gethan, man entwirft ſich einen Ocular-Riß, oder einen Situations-Plan davon, nach welchem man beurtheilen kann, wie die Meſſung am vortheilhafteſten anzufangen iſt.

Iſt der Forſt nicht gar zu groß, und das Terrain nicht zu difficil, ſo kann man ihn füglich an einem Stück ex perimetro meſſen; außerdem aber theilt man ihn in zwei oder nach Befinden mehrere Abſchnitte, die alsdenn zuſammengeſetzt werden.

Die Inſtrumente, deren man ſich zur Meſſung bedient, ſind 1) zu Meſſung der Linien und 2) der Winkel. Zu erſtern braucht man die Meßkette, mit Zubehör, und eine Latte von einer halben Ruthe, zum Abſchlagen der nahen ſeitwärts liegenden Punkte. Zu letztern aber muß man ſich leider in gegenwärtigem Falle der Winkelinſtrumente bedienen, weil man den Wald nicht wie ein ebenes Feld behandeln, und durch Triangel ausmeſſen kann. Unter den Win-

kelinſtrumenten ſind diejenigen die richtigſten und kürzeſten, welche nach den natürlichſten Grundſätzen gebauet ſind. Dieſe ſind die Scheibe und die Menſul. Da ſie aber nur bis auf eine gewiſſe Höhe, oder nur bei gewiſſen Arten von Meſſungen mit Ueberzeugung zu brauchen ſind, ſo werden die Gradinſtrumente, die unter mancherlei Form und Geſtalt, und nach mancherlei mehr oder weniger künſtlicher Theorie erfunden ſind, nöthig; dieſe reichen zwar etwas weiter, haben aber eben auch ihren Grad von Beſtimmtheit, und vergrößern wegen des vermehrten Mechanismus die Wahrſcheinlichkeit zum Fehlen. Der einzige Gebrauch der Bouſſole bei Forſtvermeſſungen iſt nur unter gewiſſen Bedingungen zu erlauben. Aber ſchade iſt es, daß dieſem Inſtrumente nicht mehrere Gewißheit und Stetigkeit gegeben werden kann, weil es alsdann gewiß alle andere hinter ſich laſſen würde. Wo ein jedes Winkelinſtrument ſeiner Art am füglichſten zu gebrauchen iſt, ingleichen was für welche bei der Forſtvermeſſung anzuwenden ſind, dieſes kann hier der Kürze wegen nicht aus einander geſetzt werden, und iſt ſich dieſerhalb bei praktiſchen Schriftſtellern, deren einige am Ende dieſes Aufſatzes angeführt ſind, Raths zu erholen.

Wenn man den Grundſatz im Geſichte behält: Nichts hält mehr auf als der öftere Gebrauch der Inſtrumente, und nichts verurſacht mehr Fehler; ſo wird man von dem Gedanken abgehen, auf jeden Stein, oder Grenzpunkt eine Station machen zu wollen; man wird vielmehr die Stationslinien ſo lang wie möglich machen, um ihre Anzahl zu vermindern; doch muß man ſich dabei hüten, ſie zu weit von der Grenze weggehen zu laſſen, damit die Beſtimmung der davon abliegenden Punkte nicht erſchweret wird, und dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß man von einer Station zur andern muß ſehen können. Die Kettenzieher müſſen genaue Linie halten, und die Kette ſcharf anziehen, auch die Zähler nicht verwechſeln; die Winkelinſtrumente aber müſſen allemal feſt und horizontal ſtehen, und über den Winkelpunkt ſelbſt aufgeſtellt ſeyn. Gehen die Linien bergan oder bergab, ſo wird der Elevationswinkel gemeſſen, und die Linie auf den Horizont reducirt, weil die Charte orthographiſch entworfen wird. Wenn die zu beſtimmenden Punkte außerhalb der gemeſſenen Linie liegen, ſo werden ſie, wenn ſie nicht zu

weit abliegen, mittelſt der halben Ruthe durch ſenkrechte Abſchläge von der Kette aus beſtimmt, im Gegenfall aber durch zwei feſte Punkte mittelſt Triangel erhalten. Bei der ganzen Meſſung endlich wird ein genaues und gutgezeichnetes Manual geführt, worin beſonders die Figuren denen auf dem Felde nach Möglichkeit ähnlich gezeichnet ſind, um dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen.

So wie überhaupt der Revier-Förſter zugegen ſeyn muß, ſo nothwendig iſt er insbeſondere bei der Aufnahme der Forſteintheilungen, oder der innern Abſchnitte. Dieſe geben den Grund zu einer dauerhaften Forſteinrichtung, und es muß daher mit beſonderer Attention dabei verfahren werden. Die Hauptfrage dabei iſt dieſe: Wie eine zweckmäßige Beſtimmung der Unter-Abtheilungen des Forſtes zu finden iſt? und dieſe werden am beſten gefunden werden, wenn die Eintheilung nach Zeit und Raum geſchieht. In Rückſicht der erſtern wird es am angemeſſenſten ſeyn, die Claſſe nach dem Alter, in welchem das Holz nach ſeiner Art am beſten genutzt werden kann, einzurichten, worauf ſich die Eintheilung nach letzterm oder dem Raume, von ſelbſt geben wird. Das Ausführlichere hierüber wird unter dem Artikel Eintheilung vorkommen; jetzt ſind nur die Punkte für den Geometer daraus zu beſtimmen, um den Grund zu jenem gut zu legen. Die Eintheilung der Nadelhölzer iſt von der, der Laubhölzer verſchieden, weil erſtere niemals als Schlag- oder Buſchholz, ſondern nur als Baumholz benutzt werden. Da man allgemein annehmen kann, daß die Forſte die Viehtriften leiden müſſen, ſo kann die erſte Claſſe in Nadelhölzern diejenige Zeit ſeyn, in welcher der junge Nachwuchs gehegt werden muß, bis er dem Viehe entwachſen iſt; dieſes giebt alſo:

Die 1ſte Claſſe von 1 bis 15 Jahr, oder die Dickungen; ſodann kommen

die 2te	. .	15 - 40	. . .	Stangenhölzer.
- 3te	. .	40 - 70	. . .	Mittelhölzer.
- 4te	. .	70 - 120	. . .	Schlagbare Hölzer.
- 5te	. .	——	. . .	die Blößen.

Die Laubhölzer erfordern eine andere Eintheilung. Da dieſe in 10 Jahren dem Viehe entwachſen ſind, ſo ſind bei Schlag- oder Buſchhölzern 2 Claſſen hinlänglich, nämlich

1ſte Claſſe von 1 bis 10 Jahr Dickung.
2te " " 10 " 20 " Schlagholz.

Sollen ſie aber als Stangen- oder als Baumhölzer benutzt werden, ſo können obige 4 Claſſen der Nadelhölzer allgemein zwar angenommen werden; ſie leiden aber nach Maasgabe der Holzſorten einige Abänderung. Dieſes wären die Claſſen der erſten Rubrique, die zugleich die Holzarten mit angiebt.

Die zweite Rubrique enthält den Beſtand der Hölzer, die dritte die Beſchaffenheit des Grund und Bodens, und endlich wird die Lage nach der Himmelsgegend mit angegeben.

Da ſich dieſe Rubriquen nicht füglich in eine Tabelle zur richtigen Ueberſicht werden bringen laſſen, ſo werden General- und Specialtabellen nöthig ſeyn, und zwar ſo, daß über jeden Diſtrikt des Forſtes eine Specialtabelle nach dem Schema Sub (B.) ausgefertiget wird. Aus dieſen wird alsdann eine Generaltabelle zuſammengetragen, wovon man in des Herrn von Burgsdorf Forſthandbuch ꝛc. Beiſpiele finden kann. Unter dem Titel Remarquen, iſt mit auf die Triften zu ſehen.

Mit dieſen Tabellen iſt aber der Entzweck der Meſſung noch nicht erreicht, ſondern es müſſen auch Charten über den vermeſſenen Forſt gezeichnet werden, damit man ein Bild und eine Ueberſicht davon bekömmt, und zwar 1) eine geometriſche Charte nach einem größern, und 2) eine Situationscharte nach einem kleinern Maasſtabe.

Vorerſt muß die Größe des Maasſtabes beſtimmt werden, wornach die Charten verjüngt gezeichnet werden ſollen, und da wird es hinlänglich ſeyn, wenn zur geometriſchen Charte 1 Rhein. Decimalzoll zu 30 Ruthen und zur Situationscharte ein Rhein. Decimalzoll zu 200 Ruthen angenommen wird. Bei dieſer Größe läßt ſich in beiden Fällen noch alles deutlich angeben. Da in den Waldungen gewöhnlich mehr koupirtes Terrain angetroffen wird, als in den Feldern, und die Charten orthographiſch entworfen werden, ſo muß bei den ſchief oder bergan und bergab gemeſſenen Linien der Elevationswinkel genommen, und die Linie

nach bekannten trigonometriſchen Formeln auf den Horizont reducirt werden.

Alsdann kann die Figur aufgetragen werden. Dieſes geſchiehet am beſten in eben der Folge, wie die Meſſung geſchehen iſt. Die Winkel werden denen gemeſſenen gleich, die Linien aber jenen ähnlich, d. h. nach dem verjüngten Maasſtabe gemacht. Wenn auch bei der Meſſung alles ohne Fehler abgegangen iſt, ſo können doch phyſiſche Urſachen es bewirken, daß die Figur nach dem Auftragen nicht ſchließt. Dieſerwegen muß man bei der Meſſung auf einige von mehrern Orten ſichtbare Objecte, ſo oft man kann, viſiren, wodurch man ſich in etwas helfen, wenigſtens vor groben Fehlern ſichern kann.

Wenn die Figur zum Schluß gebracht iſt, wird das Eintragen der auf den Linien ſelbſt oder von denſelben aus beſtimmten Punkte an Steinen, Wegen, Waſſern, und dergl. vorgenommen. Wenn die Stationen auf horizontaler Ebene hingehen, ſo werden die Punkte eingetragen, wie ſie gemeſſen worden ſind; kommen aber dergleichen Beſtimmungen auf einer ſchief gemeſſenen Linie vor, welche auf den Horizont reducirt worden iſt; ſo müſſen die Punkte auf der Linie ebenfalls nach dem gefundenen Elevations-Winkel reducirt werden.

Hierauf und ehe die Charte illuminirt wird, kann die Berechnung des Flächen-Inhalts geſchehen. Es gilt hier wieder der oben angeführte Satz: Man macht deſto mehr Fehler, je mehr man Gelegenheit dazu giebt; und das geſchiehet hier durch den zu öftern Gebrauch des Zirkels und Maasſtabes. Es müſſen alſo die auszumeſſenden Triangel oder Parallelogramme ſo groß wie möglich gemacht werden, um dadurch ihre Anzahl zu vermindern; und will man ſich die Seiten dieſer Triangel und Parallelogramme durch Rechnung, anſtatt durch Zirkel und Maasſtab beſtimmen, ſo wird man noch gewiſſer gehen. Wenn ein Bach die Grenze macht, ſo müſſen deſſen irreguläre Krümmungen durchſchnitten werden, um eine reguläre Figur zu bekommen, wobei es freilich auf ein gutes Augenmaas ankommt. Kleine in dem Walde liegende Stücke, als Teiche, Wieſen, Gebäude, Blößen ꝛc. werden anfangs mit zum Ganzen gezogen; alsdenn aber für ſich ausgerechnet, und von

jenen abgezogen. Die vorher angegebenen Specialtabellen endlich, müſſen bei der Hand liegen, um den gefundenen Ruthen Gehalt eines abgetheilten Stückes, oder Diſtrikts, ſogleich in die gehörige Rubrique eintragen zu können.

Bis daher geſchahe die ganze Operation noch an der Brouillon-Charte, nunmehr aber wird aus dieſer eine reinliche und Sachmäßige Forſtcharte angefertiget. Die Erforderniſſe derſelben ſind 1.) daß ſie als legale Grenz-Charte dienen kann, und alles das darſtellt, was das Grenz-Vermeſſungs-Protocoll beſagt. 2) Daß die innern Ab- und Eintheilungen alle deutlich angemerkt ſind; die Grenzen der Diſtrikte werden mit ausgezogenen Linien, in dieſen aber die Abſchnitte der Holz-Arten, ſo wie des Beſtands, nur mit punktirten angegeben. 3) Alle innerhalb und zunächſt des Forſtes befindlichen Gewäſſer, Wege, Brücken, Wieſen, Zäune, Gebäude, und dergl. werden mit den Charaktern, wozu man in dem Burgsdorfiſchen Forſthandbuch, und andern mehr, Anleitung findet, angegeben. 4) Jede Holz-Art mit einer beſondern Farbe anzugeben, macht die Charte zu bunt, und die Beſchreibung jedes einzelnen Diſtrikts wird doch nicht erſpart. Es iſt mithin genug, wenn eine Farbe für die Nadel- und eine für die Laubhölzer genommen wird. Erſtere kann mittelmäßig ſchwarz, und letztere mittelmäßig braun ſeyn, die melirten Hölzer aber können braun angelegt und ſchwarz geſprengt werden. 5) Jeder Diſtrikt bekommt einen lateiniſchen Initial-Buchſtaben, die Blößen ſo wie die Wieſen, u. dergl. aber werden mit Ziffern numerirt, und in den Tabellen eingetragen. Endlich wird 6) der Maaſſtab ſo wie die Orientirung noch auf die Charten getragen. (Wegen letzterer ſiehe unter Orientirung.

Aus dieſer größern Charte wird nun eine verjüngte oder Situations-Charte gezeichnet. Dieſe muß alles das auch darſtellen, was die größere enthält, nur mit dem Unterſchiede, daß von dieſer die geometriſche Schärfe und Richtigkeit nicht verlangt werden kann, wie von der größern. Die einzelnen Diſtrikte und Abſchnitte werden ebenfalls mit den Buchſtaben und Nummern hineingetragen, das Hauptſächlichſte aber iſt das Terrain, welches ebenfalls vollſtändig und nach Art der militäriſchen Charten hineingezeichnet werden muß. Sodann bekömmt ſie noch die Orientirung und den Maas-

ſtab, und zur Ueberſicht des Ganzen wird ihr noch eine Tabelle nach dem Schema Sub (C) beygefügt.

Hat man nun bei der Meſſung alles vorherſtehende beobachtet, ſo hat man von dem Forſte eine Charte, und eine tabellariſche Ueberſicht, woraus die Holzarten und ihr Beſtand erſehen werden können, ob ſie gut, mittelmäßig oder ſchlecht ſind, wie der Grund und Boden beſchaffen iſt, und welche Lage der Forſt hat. Ferner iſt zu erſehen, wie alt die ſchlagbaren Hölzer ſind, wie viel Zolle im Durchmeſſer ſolche in den letztern Jahren angelegt haben, denn bekanntlich giebt es Hölzer, die über 100 Jahre alt ſind, und doch noch nicht die Stärke von Mittelhölzern haben, welche auf einem beſſern Boden, als jene erwachſen ſind, ſo daß es Thorheit wäre, ſie bis zur Stärke anderer guter ſchlagbarer Hölzer aufſparen zu wollen, weil überdies vielleicht eine andere Art Holz auf einem ſolchen Boden beſſer fortkommen dürfte.

Um in der folgenden Zeit immer mit einer gewiſſen Ordnung verfahren zu können, wird über jedes Revier ein Forſt-Protocoll oder eine Gegen-Tabelle, nach dem Schema Sub (D) gehalten, in welcher eingezeichnet und angemerket wird, was, wo, und wie viel jährlich geſchlagen worden iſt. Auf ſolche Art kann man immer wiſſen, welchen Vorrath man in ſeinem Forſte beſitzt.

Was wegen des Anflugs auf den abgeholzten Schlägen, ingleichen was durch Anſäen und Anpflanzungen der vorhandenen Blößen, als Zuwachs zur Waldung und Einrichtung kömmt, davon wird unten unter dem Titel Forſt-Reviſion das weitere vorkommen, ſo wie unter Forſt-Kultur das nöthige wegen der Forſtunterhaltung und Verbeſſerung, und der dieſerhalb nöthigen Rapports der Forſtbedienten erklärt werden wird.

A.

Grenzvermeſſung des N. N. Forſtes im Jahre

Gegend.	Anſtößer zur Linken	vom Stein	gemeſſene Linie		Elevation Winkel		reducirte Linie		Horizontal Winkel	
		Nr.	Ruthe	Fs.	Gr.	Min.	Ruthe.	Fs.	Gr.	Min.

B.

Special-Vermeſſungs-Regiſter über den Diſtrict N. N. im N. N. Forſte.

	In Fichten										Beſtand.						
Gegend und Lage	ſchlagbar über 70 Jahr		Von 40 bis 70 Jahr		Von 15 bis 40 Jahr		unter 15 Jahr		Blößen		Gut		Mittel		Schlecht		Grund und Boden.
	Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.	

C.

Holzbeſtands-Tabelle zu der Situations-Charte des N. N. Forſtes.

Nadelholz				hohes Laubholz				Schlagholz			
haubar		Nachwuchs		haubar		Nachwuchs		haubar		Nachwuchs	
Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.	Ar.	R.

D.

N. N. Revier.

II. Abſchnitt an Buſchholze

zu 20jährigen Antrieb 411½ Ar. in Diſpoſition genommen, ſind jährlich 20½ Ar. 7 Rthn. abzuſchlagen.

Jahr des Schlages	Gegend, wo der Schlag abgemeſſen worden	Diſtrict auf dem Riße	Wie viel der Diſtrict, wo der Schlag abgemeſſen worden, an Acker-Gehalt in Summa hält		An Holz abgemeſſen und geſchlagen		bleibt Vorrath	
Ao.		Litt.	Ar.	Rthn.	Ar.	Rthn.	Ar.	Rthn.
1784	An der Ecke . .	F.	56½	16	14¼	21	42	30
1785	daſelbſt . . .	F.	—	—	20½	7	21½	23
1786	daſelbſt . . .	F.	—	—	20½	7	1	16
1787	daſelbſt . . .	F.	—	—	1	16	—	—
1787	An der Ecke .	K.	67	24	19¼	26	47½	33
1788	daſelbſt . . .	K.	—	—	20½	7	27	26

u. ſ. w.

Ausnehmen, Fr. tirer les oiseaux d'entre la tonnelle ou les alliers, heißt, wenn Feldhühner im Steckgarne oder Treibzeuge gefangen, und heraus gethan werden.

Ausplentern, iſt ſo viel, als Auslichten.

Ausroden, Ausſtocken, Fr. extirper les trones; iſt, wenn von den abgehauenen Bäumen die Stöcke mit ihren Wurzeln ausgegraben werden. Dieſes geſchiehet theils um das Holz zu benutzen, theils um mehr Land zu dem künftigen Anflug oder der Anſaat zu gewinnen, theils auch um den Holzboden in Aecker oder Wieſen zu verwandeln. Vormals, als Deutſchlands Oberfläche mehr aus Wald, als urbaren Boden, beſtand, war es freilich nöthig, daß zur Erhaltung der ſich von Zeit zu Zeit vermehrenden Bewohner auch nach und nach Diſtrikte von den Waldungen ausgerodet und in Fruchtland verwandelt werden mußten, und zu jener Zeit konnte auch dadurch weder ein Mangel an Holz entſtehen, weil das Erforderniß den Ertrag der Wälder noch nicht überſtieg, noch auch ein Gedanke, als ob es in der Zukunft an Holz fehlen möchte. Unter der in manchen Ländern wohl zu lange beibehaltenen Staatsmaxime, daß die Bevölkerung nicht hoch genug getrieben werden könne, iſt es denn auch geſchehen, daß das Ausroden zu dieſer Abſicht noch bis auf jetzige Zeiten fortgeſetzt worden iſt, ohnerachtet leicht zu überſehen geweſen wäre, daß wegen der überhäuften Bevölkerung, und beſonders wegen der mehreren Holzconſumtion durch häufige holzfreſſende Fabriken, geſtiegenen Luxus u. ſ. w. das Holzbedürfniß mit dem Waldertrag in ganz keinem Verhältniſſe mehr ſtehe. Es wäre daher ein großer Staatsfehler, wenn man in Ländern, wo Holzmangel und Holzpreis für die Bewohner ſchon drückend ſind, noch ferner geſtatten wollte, daß dem Holze mehr Boden entzogen würde.

Wegen des ehemaligen Ueberfluſſes an Holz und wegen des geringen Preiſes deſſelben, ließ man auf ſolchem Boden, der wirklich zur Waldung beibehalten werden ſollte, keine Stocken ausroden, und glaubte ſogar, daß es ſchädlich ſey, indem die Stocken dem künftigen Anflug zum Schatten dienten, und das Holz derſelben dem Waldboden zur Düngung unentbehrlich ſey. Hierdurch wurde aber nicht nur dem Bedürfniß eine große Menge Holz, ſondern

auch dem künftigen Anflug ein ſehr beträchtlicher Raum am Boden entzogen. Denn bekanntlich macht zuweilen ein einziger Stock mit den größern Seitenwurzeln ſo viel als der dritte Theil des Klafterholzes aus, welches in jetzigen Zeiten, zumal in Ländern, wo man nicht überflüſſig Holz hat, allerdings in Erwägung gezogen werden muß, und wäre auch unverantwortlich eine ſolche Menge brauchbaren Holzes im Boden unbenutzt verfaulen zu laſſen.

Des Schattens für die jungen Pflanzen halber die Stöcke ſtehen zu laſſen, thut dem künftigen Holzbeſtand beträchtlichen Schaden, weil die zurückgelaſſenen Stöcke nothwendig viele Lücken in den Gehölzen veranlaſſen. Ueberdies überzieht ſich ein geheegter Platz gar bald mit Gras, das zur Verbreitung des Schattens viel tauglicher iſt, und wo die Beſaamung mit der Hand geſchieht, kann man ſo dichte ſäen, als es nöthig iſt, daß die jungen Pflanzen ſich ſelbſt beſchatten können. Lächerlich wäre es vollends zu glauben, daß der Dünger von verfaulten Stöcken dem jungen Anfluge zu Gute komme, weil ja bei Fichten 25, und bei Tannen und Kiefern wohl gar 50 Jahre verſtreichen, ehe die Stöcke modern, und es überhaupt noch gar nicht ausgemacht iſt, daß Tannen und Fichten im fetten, gedüngten Boden feſtes und geſundes Holz haben, da die Erfahrung vielmehr das Gegentheil lehrt.

In dem Falle, wo die abgetriebenen Schläge in Nadelhölzern, wegen der auf ſelbigen haftenden Huth und Trift-Gerechtigkeiten, nicht geheeget werden dürfen, ſcheint das Stehenlaſſen der Stöcke nothwendig zu ſeyn, damit wenigſtens um die Stöcke herum ein Anflug erfolgen könne, wo er gegen das Zertreten des Viehes mehr geſichert ſey. Allein es wäre in der That eine ſchlimme Sache, wenn ſich hier kein Ausweg treffen ließe; und ſollte denn dies Ungerechtigkeit ſeyn, wenn dem Triftberechtigten, ſeines Rechts ohnbeſchadet, die Betreibung dieſer Plätze auf ſo lange, bis die jungen Pflanzen dem Viehe entwachſen, unterſagt würde; zumal wenn man nicht den natürlichen Anflug erwartet ſondern ſogleich die Beſaamung mit der Hand unternimmt? und ſollte nicht auch der Triftberechtigte, zumal in holzarmen Gegenden das Seinige zum Beſten der Zeitgenoſſen ſowohl als Nachkommenſchaft beizutragen ſchuldig ſeyn?

Fragen, die wohl in allen Fällen bejahet, und keinem Rechtsſtreit unterworfen werden können.

Noch ein Fall iſt übrig, wo man das Ausroden der Stöcke für ſchädlich hält, nämlich an hohen, ſteilen, gegen Süden liegenden, Schlagweis abzuholzenden, oder kahl abgetriebenen Bergen, wo der Nachwuchs der Natur überlaſſen wird, weil dadurch der Boden aufgelockert, und die gute Dammerde durch Regengüſſe abgeſpült werden könnte, und mithin der Anflug entweder mit weggeſchwemmt, oder ohne Schutz der Sonnenhitze allzu ſehr ausgeſetzt würde. So wie es aber einer guten Forſtbehandlung ſchon an und für ſich entgegen iſt, bey dergleichen abgetriebenen Schlägen einen natürlichen Anflug zu erwarten, ſo kann man auch dem Abſpülen der Erde ganz leicht vorbauen, wenn man verfährt, wie unter Anſäen von der Behandlung ſteiler Gebirge geſagt worden iſt.

Indeſſen ſind doch auch einige Fälle übrig, in welchen das Ausroden allerdings ſchädlich iſt. Nämlich in Laubwaldungen, welche ihren Wiederwuchs von den Stöcken und Wurzeln erhalten ſollen, worunter die Buſch- und Stangenhölzer zu rechnen ſind, welche nach Verhältniß ihrer Gattung, jederzeit unter, niemals über ihre Haubarkeit, d. i. im 15, 20, 25ſten, höchſtens 30ſten Jahr gehauen werden. Sobald jedoch die Stöcke und Wurzeln die Fähigkeit wieder auszuſchlagen, verloren haben, das Holz nämlich überſtändig wird, ſo müſſen ſie alsdenn ausgerodet werden. Ferner iſt es ſchädlich in buchenen wirklich haubaren Stangenhölzern, wenn zuvor in einem oder etlichen Jahren Saamen gerathen, und hievon ein ſchöner Aufſchlag erfolgt iſt, weil dadurch das Ausroden der Stöcke zugleich der ſchöne Nachwuchs mit ausgerottet oder verderbt würde. Auch iſt es ſchädlich in dicht geſchloſſenen Buſch und Stangenhölzern, weil nicht nur dadurch die nebenſtehenden Büſche und Stangen an ihren Wurzeln beſchädiget werden, ſondern auch durch die Abfuhre des Holzes die Waldungen Schaden leiden. Ingleichen auch, wenn man aus gereinigten und Mittelhölzern die abgeſtorbenen Bäume herausſchlägt (ſ. Ausläutern), weil die ſtehen bleibenden Stämme dadurch beſchädiget würden, ſo daß man die Stöcke bis zum völligen Abtrieb des übrigen Holzes ſtehen laſſen muß. End-

lich iſt das Ausroden der Stöcke überhaupt ſchädlich, wenn ſolches dann erſt auf den Schlägen geſchiehet, wo ſchon ein ſchöner natürlicher Anflug oder Aufſchlag vorhanden iſt, weil ſolcher immer theils durch das Ausgraben theils durch die Abfuhre, leiden würde.

Allgemein nöthig und nützlich iſt das Stockroden in allen Nadelwaldungen, man mag die Holzſchläge dem natürlichen Anflug überlaſſen, oder ſie anſäen wollen. Im erſtern Falle jedoch muß man es dann erſt thun, wenn ein Saamenjahr zu hoffen iſt, damit der Boden zugleich und zu rechter Zeit wund gemacht werde; im letztern Falle aber zugleich mit Aufmachen der Scheithölzer, oder doch gleich nachher, um den Schlag nicht lange unbebauet zu laſſen.

Zur Erſparung der Koſten hat man ſich ſchon vor einiger Zeit mit Erfindung verſchiedener Maſchinen, Winden und Hebeladen beſchäftiget, und zwar ſoll die neuerlich bekannt gemachte Maſchine *) faſt alle andere an Vollkommenheit übertreffen. Allein nach vielen angeſtellten Verſuchen entſpricht keine Maſchine der Erwartung, und ſchwerlich wird ſich eine angeben laſſen, die in allen, oder doch den mehreſten Fällen hinreichend, und zugleich wohlfeil und dauerhaft wäre. Denn bei einer Kraft von 732000 Pfund blieb die Wurzel einer Kiefer unbeweglich, und zu ſchwachen Wurzeln braucht man ohnehin keine künſtlichen Werkzeuge. Ueberdies ſind alle dergleichen Maſchinen wohl gänzlich unnütz, weil in ſolchen Gegenden, wo das Ausroden der Stöcke eingeführt iſt, die Holzhauer ſich ſchon längſt die Handgriffe erfunden haben, wie ſie ſich mit ſchicklichen Aexten, Hacken, Schaufeln, eiſernen und hölzernen Keilen, Schlägeln und Hebeſtangen die Arbeit erleichtern und mit Fertigkeit verkürzen können.

Wären jedoch die Stöcke ſehr ſchwer zu ſpalten, ſo könnte man geſchickte Holzmacher abrichten, dieſelben mit Schießpulver zu zerſprengen und aus der Erde zu werfen, und nachher die in dem Boden zurückgebliebenen Stücke mit den gewöhnlichen Werkzeugen herauszubringen. Bei dieſer Methode wird die Erde da, wo die ſtärkſten Wurzeln ihren Anfang nehmen, aufgegraben, und die Hauptwurzeln von

*) Beſchreibung einer neuerfundenen Hebmaſchine zum Ausrotten der Stöcke in den Waldungen. Mannheim, 1780. 4.

ſolcher entblößt und abgehauen. Nach und nach rückt man auf allen Seiten dem Stocke näher, untergräbt wo möglich denſelben, ſo wie auch die ſtärkſten Wurzeln, und hauet ſolche nahe am Stocke ab. Hierauf bohrt man, mittelſt eines 2 Fuß langen und 1½ Zoll dicken Bohrers, 1½ Fuß in den Mittelpunkt der Oberfläche des Stockes ein, ladet in dieſes eingebohrte Loch nach Verhältniß der Größe des Stockes Schießpulver, und nachher wird eine eiſerne, oben mit einem Ringe verſehene, ½ Zoll dicke, und nicht völlig 1½ Schuh lange Raumnadel wenigſtens einen Zoll tief in das eingeladene Pulver eingelaſſen. Neben der Raumnadel wird, vermittelſt eines eiſernen Stämpfels, ein zuſammen gewickeltes Papier hinabgeſtoßen, und auf dieſes Letten eingeſtampft, alsdenn klein geſchlagene Steine eingeſtoßen, auf dieſe wieder Letten, u. ſ. w. bis das gebohrte Loch neben der Raumnadel, bis an die Oberfläche des Stockes voll iſt. Die Raumnadel muß aber nach jedesmaligem Einſchlagen des Stämpfels durch ein Drehholz, welches in den Ring geſteckt wird, umgedrehet werden. Alsdann wird die Raumnadel heraus gezogen, und ihr vorher eingenommener Raum mit Pulver aufgerührt, nun ein kleines Schüſſelchen von Letten um das gebohrte Loch herum gemacht, ſolches mit Pulver angefüllt, und auf dieſes ein Stückchen angezündeter Schwamm oder Lunte mit dem noch nicht brennenden Theil gelegt, worauf man ſich entfernt und das Zerreißen des Stockes in mehrere Theile, oder daß er in die Luft ſpringe, abwartet.

Andere laſſen mittelſt eines 1 Zoll weiten Bohrers, ſeitwärts am Stocke, wo er am feſteſten iſt, ſchief in die Hauptwurzel hinein ein Loch bohren, in dieſes eine mit Schießpulver gefüllte Patrone ſtecken, und ſelbiges um eine mit ſolchem Pulver gefüllte Raumnadel mit Thon feſt zuſtampfen, eine brennende Lunte auflegen, und davon gehen.

Aber auch bei dieſer Methode muß man bedenken, daß ſie der Arbeit der Holzmacher nicht vorgezogen werden kann, weil die Stöcke wohl in den wenigſten Fällen ſo aus der Erde geworfen werden, daß die Holzmacher alsdenn wenig mehr dabei zu thun haben dürften; zudem nimmt ja das Bohren der Löcher, das Einbringen des Pulvers oder der Patrone und das Weggehen Zeit weg, und der Aufwand des

Pulvers ſowohl als mancherlei Beſchädigungen der Holzmacher müſſen doch in Erwägung gezogen werden.

Am leichteſten könnten die Stöcke herausgeſchaft werden, wenn man die Bäume vor dem Fällen losgräbt; ſ. Ausgraben.

Ausſchießen, Fr. finir la chaſſe; geſchieht, wenn das eingeſtellte Wildpret vorgetrieben und geſchoſſen wird.

Ausſchlagen, Fr. bourgeonner; heißt, wenn die Stöcke der Laubhölzer ſowohl, als die nahe unter der Oberfläche der Erde fortlaufende Wurzeln aus den oberwärts befindlichen Warzen, Stammlohden oder Schößlinge treiben, und auf ſolche Art die abgeſchlagenen Bäume, wo man vorzüglich die Erziehung des Brenn- und Kohlholzes beabſichtiget, fortgepflanzt werden. Man nennt ſie Stammlohden und Wurzellohden zum Unterſchiede von den Saamenlohden, die aus den Saamen gezogen werden. Dieſe Art der Fortpflanzung verdient vor jeder andern den Vorzug, weil das Holz ſehr ſchnell wächſet, und auch geringe Mühe damit verbunden iſt. Auch kann man, nebſt dem Ausſchlage zugleich ſehr bequem Stammholz erziehen, wenn man bei jedem Abtriebe des Schlagholzes, Laßreiſer, Oberſtänder und Bäume, die aus den Saamen erwachſen ſind, ſtehen läßt, oder, in ſofern keine derſelben zugegen wären, Stämme von 10 bis 12 Fuß in der Höhe, in gehörigen Entfernungen einpflanzet. Die Erfahrung hat überall bewieſen, daß beide, Stamm- und Schlagholz unter einander ſtehen können, ohne daß letzteres von erſterem unterdrückt würde.

Wenn man auf eine nachhaltende Art auf einen glücklichen Erfolg des Ausſchlags rechnen will, muß man die Hölzer nicht zu alt werden laſſen, weil ſonſt die Stöcke die Kraft Lohden zu treiben verlieren. Ferner muß man in dieſer Rückſicht die Zeit und die Art des Fällens wohl beobachten laſſen, weil auch, bei Vernachläſſigung dieſer Umſtände, der Ausſchlag ausbleiben kann; ſ. unter Schlagholz.

Die Lohden, welche oft ſehr häufig aus den Wurzeln hervortreiben, kann man von denſelben trennen, ſo, daß an jeder Lohde noch einige kleine Wurzeln bleiben, und dann verpflanzen, wodurch man eine anſehnliche Vermehrung aus einem einzigen Stamme erhält. Die Wurzeln aber ſelbſt zur Fortpflanzung anzuwenden, iſt nicht rathſam. Die Stamm-

und Wurzellohden wachſen zwar ſchneller, als die Saamenlohden, doch nie zu ſo großen und ſtarken Bäumen, die auch Saamen tragen, wie dieſe. — Ausſchlagen, ſagt man auch von Bäumen, wenn die Knoſpen treiben und auslaufen.

Ausſchlagen, Fr. désentortiller; heißt nach der Jägerſprache, wenn bei großen oder kleinen Jagen, der aus Tüchern oder Garnen beſtehende Zeug zum Richten oder Aufſtellen geſtreckt wird, und zwei Jäger oder Zeugknechte ſogleich hinter dem Anbinden her, der eine die obere, der andere die untere Leine, ordentlich zurechte machen, den Buſen eintheilen, damit diejenigen, welche nachſtellen, nicht gehindert werden.

Ausſchößlinge, Fr. Courſon; ſind die Schößlinge, welche bei den Laubhölzern aus den abgeſchnittenen Stöcken getrieben werden; ſ. Ausſchlagen.

Ausſchuß, heißt eine beliebige Weite, in welcher der Jagdſchirm bei einem Hauptjagen von den beiden Flügeln des Laufts entfernt iſt, und in der die in dem Schirm befindlichen Herrſchaften das vorgejagte Wildpret, wenn es dahin kommt, ſchießen dürfen. In dieſer Gränze werden daher auch die Tücher mit Brüchen behängt, welche das Zeichen ſind, daß ſich diejenigen Perſonen, welche außerhalb der Tücher Zuſchauer ſind, nicht dahin verfügen dürfen.

Ausſchußthill, Halbthill, Fr. planche rébutée; werden beim Flößen ſolche Bretter genannt, welche die geſetzliche Länge, Dicke und Breite nicht haben, oder verbogrt, zerriſſen und über 3 Schuh zerſpalten ſind.

Ausſtockung, ſ. Ausrodung.

Ausweiden, Auswerfen, Fr. éventrer; heißt von Haſen und anderem kleinen Wildpret ſo viel, als beim großen Wildpret, Aufbrechen.

Auswipfeln, iſt ſo viel, als Abköpfen.

Auswürken, Fr. dépouiller; iſt, wenn ein Hirſch oder eine Sau aus der Haut gethan wird, um das Zerwürken vorzunehmen.

Auszeichnen, Fr. marquer; geſchiehet zum Merkmal für die Holzmacher, daß man Bäume zu einem beſondern Gebrauch, oder auch zum Zeichen, wie weit das Holz in einem Schlag abgetrieben werden ſoll, entweder bloß abpflät-

ſchet, oder noch beſſer anplätzet, nämlich mit dem Waldhammer zeichnet.

Ausziehen, Fr. extraire un coup; iſt, wenn man mit einem Krätzer einen Schuß, welcher zu lange im Gewehr geſteckt hat, wovon daſſelbe inwendig roſtig werden und anlaufen könnte, herausnimmt. — Ausziehen, Fr. chercher les traces de la bête; heißt ferner beim Jäger, wenn er mit dem Leithunde auf die Vorſuche gehet. — Ausziehen, aller en compagnie à la chaſſe; heißt auch, wenn einige oder viele Jäger und Schützen mit einander auf die Jagd gehen, beſonders, wenn ſie Zeug- und Jagdleute bei ſich haben. — Ausziehen, ſe ſauver, ſ'enfuir; ſagt man von den Haſen und anderem Wild, wenn ſie ſich angreifen, und vor den Hunden tüchtig ausreißen. — Ausziehen, prendre; heißt auch, wenn theils aus Muthwillen, theils um davon Gebrauch zu machen, die Schlingen und Schnipfäden aus den Vogelſchneußen entwendet werden.

Ausziehen, die Hölzer, ſ. Auslichten.

B.

Bache, Fr. la Laie; oder die Sau; iſt das weibliche Geſchlecht der wilden Schweine.

Bachſtelze, Lat. Motacilla. Hievon giebt es drei Arten: die weiße oder gemeine; die graue; und die gelbe Bachſtelze.

Die weiße Bachſtelze, Lat. Motacilla alba, Linn. Fr. la Lavandiere, Buff. Engl. the white Wagtail, Penn; heißt auch Ackermännchen; gemeine, blaue, graue, ſchwarzkehlige Bachſtelze; Waſſerſterz; Waſſerſtelze; Stiftsfräulein; Kloſterfräulein; Wegeſterz, Queckſterz; Wackelſtärt; Wippſtärt; Bebeſchwanz; Haus- und Stein-Bachſtelze. Kennzeichen der Art ſind, daß die Bruſt ſchwarz iſt und die zwei äußerſten Schwanzfedern über die Hälfte ſchief abgeſchnitten weiß ſind. Die Länge iſt 8 Zoll, der Schwanz 4 Zoll und die Breite der Flügel 1 Fuß und ½ Zoll. Die Flügel bedecken nur einen Drittheil des Schwanzes. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, gerade, abgerundet, ſpitzig, an der Spitze etwas ausgeſchnitten, ſchwarz, mit

länglichen offenen Naſenlöchern und herabhängenden ſchwarzen Barthaaren am Oberkiefer; der Augenſtern dunkelbraun; die häutige Zunge mit vielen Faſern; die geſchilderten Füße dünn, und mit den Nägeln ſchwarz glänzend, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 8 und die hintere 7 Linien lang.

Der Kopf iſt vom Scheitel bis zum Nacken ſchwarz; der übrige Oberleib bläulich aſchgrau; die Stirn, die Wangen und Seiten des Halſes ſchneeweiß; die Kehle bis zur Hälfte der Bruſt ſchwarz; der übrige Unterleib weiß; die Flügel dunkelbraun; die Schwanzfedern ſchwarz und an der äußern Seite weißgeſtreift. — Dem Weibchen fehlt die reine, weiße Stirn und Backenfarbe des Männchens, die große ſchwarze Kopfplatte, und großen weißen Flügelkanten, welche letztere ohnehin auch mehr grau als weiß ſind; auch haben einige nur eine halbe ſchwarze Kopfplatte oder gar keine, ſondern die Farbe des Kopfes iſt dem Rücken gleich.

Er iſt ein munterer und ſehr unruhiger Vogel, bewegt den langen Schwanz unaufhörlich, und bringt durch ſein Geſchrei bei dem Anblick eines Raubvogels, alle Vögel in Aufruhr, verfolgt und neckt den größten Falken, wird aber auch, wiewohl ſelten, deſſen Beute. Er kann ſehr ſchnell laufen, und geſchwind fliegen. Sein Flug iſt ruckweiſe und er ſchreit beſtändig dazu: Qui, qui, quirriri! Sonſt lockt er im Sitzen: tzai! Er hat auch einen angenehmen, obgleich leiſen und geſchwinden Geſang, welcher das ganze Jahr hindurch gehört wird. Er dauert auch im Zimmer ſehr gut aus, nimmt mit allerhand Nahrungsmitteln vorlieb, iſt aber wegen ſeiner häufigen dünnen Excremente unleidlich.

Dieſe Bachſtelze iſt ein in der alten Welt allgemein bekannter Vogel, und in Deutſchland allenthalben in Menge zu Hauſe. Bei ihrem Abzuge im Herbſt verſammeln ſie ſich, wie die Schwalben, ſchon im September auf den Dächern, beſonders der einzelnen Häuſer, oder auf hohen Gebäuden, jagen aus Neckereien allen vorbei fliegenden Vögeln nach, und ſtimmen bei der Rückkehr unter einander ein großes Freudengeſchrei darüber an. Bei ihrem Zuge beſuchen ſie die Teiche, wo Schilf wächſt, und die Brach- und Haferäcker. Wenn im Oktober der erſte harte Nachtfroſt

kommt, ſo verlaſſen ſie uns in der folgenden hellen Nacht alle. Schon in den letzten Tagen des Februars oder in den erſten des Märzes, ſobald einige warme Frühlingstage hinter einander folgen, ſind ſie wieder da. Sie lieben die Geſellſchaft der Menſchen und des Viehes, halten ſich nicht nur in der Nähe der Häuſer, ſondern auch auf dem Felde in der Nähe der Bäche und auf den höchſten Gebirgen und in den größten Wäldern, wo Wieſen, Flüſſe. Steinhaufen und Felſen ſind, auf. Man findet ihrer auch immer bei den Viehheerden.

Ihre Nahrung beſteht aus Mücken, Fliegen, und dergleichen Inſekten, die ſich von den Säften des Rindviehes nähren. Hinter dem Pfluge leſen ſie die ausgepflügten Inſektenlarven und Puppen auf. Ihre Jungen füttern ſie vorzüglich mit kleinen Tag- und Nachtſchmetterlingen, kleinen Heuſchrecken, Schnaken, Schnepfenfliegen, Ohrwürmern u. d. gl.

Sie niſten des Jahrs zweimal, auch wohl dreimal. Zu ihrem Neſt dient ihnen jede Ritze und Höle in Bäumen, Felſen, Holzſtößen, Strohdächern und Mauern. In der Mitte des Aprils trift man gewöhnlich ſchon 5 bis 6 blaulichweiße und ſchwarz geſprenkelte Eier in demſelben an, welche das Weibchen mit dem Männchen abwechſelnd 14 Tage bebrütet. Die Jungen ſehen bis zum erſten Mauſern am Oberleibe grau oder aſchgrau aus, an der Kehle und dem Bauche ſchmutzigweiß, über die Bruſt geht eine halbmondförmige graue Binde, und die Flügel ſind weißlich kantirt. Sobald ſie ſich ernähren können, müſſen ſie ſich von den Alten trennen, und auf die Triften, Rieden, abgemähte Wieſen u. ſ. w. begeben, wo man ſie daher vom Mai an bis im Auguſt in großer Menge antrift. Sie vermehren ſich in Deutſchland ſehr ſtark, und bauen alle Jahre dahin, wo es ihnen zum erſtenmale gefallen hat, obgleich nicht in die nämliche Höle oder Kluft.

Ihre Feinde ſind ſehr viele Raubvögel, beſonders die Sperber. Ihre Brut wird oft von Füchſen, Katzen, Mardern, Iltiſſen, Wieſeln, Ratten und Wanderratten vertilgt; auch leidet ſie durch die Erziehung eines Kuckuks.

Wenn im März noch Schnee fällt, kann man ſie vor den Fenſtern auf einem entblößten Platze, auf welchen man

einige Mehlwürmer legt, mit Leimruthen fangen. Eben ſo kann man ſie auf allen Orten bekommen, wo man ſie oft ſich niederſetzen ſieht. Wenn man einen Mehlwurm an eine Leimruthe bindet, und dieſe locker dahin ſteckt, wo ſie oft ſitzen, ſo ſind ſie auch wie die Wiedehöpfe zu fangen. Im September pflegt man auch einen ordentlichen Heerd auf dem Felde, doch nicht weit von den Häuſern zu ſchlagen, auf welchem man einige gezähmte als Läufer anbindet, welche man, wenn einige vorbeiſtreichen, anreget, um dieſe zum Aufſetzen zu reitzen. Mit dem Blaſerohre laſſen ſie ſich leicht ſchießen.

Ihr Nutzen beſteht in ihrem geſunden und wohlſchmekkenden Fleiſch, daher ſie im Herbſte beſſer benutzt werden könnten. Ferner freſſen ſie viele ſchädliche Inſekten, beſonders den weißen Kornwurm auf den Kornböden. Bei den ſchwediſchen Pachtern ſind ſie von Vorbedeutung, indem bei ihrer Zurückkunft nach dortigem Sprüchwort, die Schafe ins Feld getrieben werden können. In der Natur ſind ſie vorzüglich zu Wächtern für die andern Vögel beſtimmt, um durch ihr Geſchrei bei Erſcheinung der Raubvögel die übrigen Vögel zu warnen.

Man unterſcheidet gewöhnlich die **weiße**, (M. alba) und aſchgraue Bachſtelze ((M. cinerea. Linn.) als zwei verſchiedene Arten. Allein die letzteren (Bergeronettes griſes) ſind eigentlich die **Jungen**, wovon die erſtern (Lavandieres) die Eltern ſind. Auch die **weißliche Bachſtelze** (Motacilla albida, Linn.) iſt bloß eine junge **weiße Bachſtelze**. Mehr ſind folgende Vögel Varietäten der weißen Bachſtelze. 1) Die **ganz weiße Bachſtelze** ((M. alba candida.) 2) Die **weißköpfige Waſſerbachſtelze** (M. alba leucocephala). 3) Die **bunte weiße Bachſtelze** (M. alba varia). 4) Die **weiße Bachſtelze mit dem Halsbande** (The collared Wagtail. Latham).

Die zweite Art iſt die **graue Bachſtelze**, Lat. Motacilla Boarula, Linn. Fr. la Bergeronette jaune, Buff. Engl. the grey Wagtail, Latham; auch das gelbe Ackermännchen; der gelbe Sticherling; Irlin; die gelbe Bachſtelze mit der ſchwarzen Kehle; die gelbbrüſtige Bachſtelze genannt. Bei dieſer Art iſt die Kehle und der Unterhals (am Männchen) ſchwarz, und die drei äußerſten Federn des

langen Schwanzes ſind faſt gänzlich weiß. Sie hat die Größe der gemeinen Bachſtelze, iſt aber etwas ſchlanker und hat einen etwas längern und dünnern Schwanz. Sie iſt 8 Zoll lang, der Schwanz 4¼ Zoll, die Flügelſpitzen ſtehen 11½ Zoll aus einander, und reichen zuſammengelegt kaum über einen Drittheil des Schwanzes. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, gerade, beide Kiefern gleich lang, in der Mitte an der Seite eingebogen, mit eirunden offenen Naſenlöchern und etlichen ſchwarzen Barthaaren und ſchwarz; der Augenſtern braun; die geſchilderten Beine 9 Linien hoch, die Mittelzehe 7 und die Hinterzehen 6 Linien lang, die ganzen Füße dunkelfleiſchfarbig, die Zehen auf der untern Seite gelb.

Die Farbe iſt am ganzen Oberleibe dunkelaſchgrau, blos der ſchmale Kopf iſt etwas olivengrün überzogen und die kurzen Steißfedern ſind ſchön grüngelb; Kehle und Unterhals iſt ſchwarz; Bruſt und Unterleib hochgelb; die Flügel ſind ſchwarz. Der Schwanz hat lauter zugeſpitzte Federn, wovon die drei erſten weiß, die übrigen ſchwarz ſind; unten ſind die Flügel weiß, die Schwingen ſchwarzgrau. — Das Weibchen iſt auf dem Rücken mehr rothgrau überlaufen; ſtatt der ſchwarzen Kehle iſt ſie röthlich weiß, und dieſe Farbe erſtreckt ſich bis über die Bruſt.

Dieſer ſchöne Vogel iſt ſehr kirr, ſein Flug iſt ſchwer, wellenförmig und ruckweiſe. Er ſchreit: Zi, zizri! und ſingt angenehmer als die vorige Bachſtelze. Man trift ihn in Europa und Aſien in dem gemäſſigten Himmelsſtrich an, und er iſt in Deutſchland ſehr gemein, jedoch ſeltner als die übrigen beiden Arten, und wohnt in ſchattigen, beſonders gebirgigen und waldigen Gegenden, an kalten Kieſelwäſſern. Als Zugvogel begiebt er ſich zu Ende des Oktobers in kleinen Geſellſchaften von 2, 3 und 4 Vögeln weg, und iſt zu Ende Hornungs oder Anfang des Märzes wieder da; er fliegt dabei ſo hoch, daß man ihn ſelten fliegen ſieht, aber allzeit ſchreien hört.

Sie nährt ſich vorzüglich von Waſſerinſekten. Ihre Jungen füttert ſie mit Schnaken, Mücken und beſonders mit Haften und Waſſermotten. — Ihr Neſt iſt etwas künſtlicher gebaut als das der weißen, und man findet es im März ſchon zum erſtenmal unter den Ufern, in den Mühlbetten,

Steinhaufen und in den Steinbrüchen in der Nähe der Flüſſe. Zu Ende des Maies niſtet ſie ſchon zum zweitenmal. Das Weibchen legt 5 bis 6 ſchmutzigweiße, an dem ſtumpfen Ende dunkelfleiſchfarben marmorirte, oben dicke, unten ſehr zugeſpitzte Eier. Bei den männlichen Jungen iſt im erſten Jahr nach dem Mauſern die Kehle ſchwarz und weiß geſprengt, bei den weiblichen aber blos gelbweiß. Ihre Brut iſt der Raubſucht der Wieſeln, Iltiſſe und Waſſerratten ſehr ausgeſetzt, wodurch ihre Vermehrung ſehr verhindert wird.

Um ſie zu fangen legt man über das Gewäſſer, an welchem man ſie herum laufen ſieht, einen Stock, und beſteckt dieſen mit Leimruthen, an welche man einige Mehlwürmer bindet. Sie ſind auch mit dem Blasrohr und der Flinte leicht zu ſchießen. Sie nützt durch ihr gutes Fleiſch und durch ihre Nahrungsmittel, da ſie ſchädliche Inſekten vertilgt.

Eine Varietät von ihr ſoll die gelbe Bachſtelze von Java (Bergeronnette de Java, Buff. ſeyn.

Die dritte Art, oder die gelbe Bachſtelze, lat. Motacilla flava, Linn. Fr. la Bergeronette de Printemps, Buff. Engl. the yellow Wagtail, Latham; wird auch kleine Bachſtelze; Rinderſtelze; Kuhbachſtelze; Kuhſcheiße; gelbe Viehbachſtelze genannt. Ihre Kennzeichen ſind; der ganz gelbe Unterleib, und die über die Hälfte weißen zwei äußerſten Schwanzfedern. Von der grauen unterſcheidet ſie ſich vorzüglich durch den Mangel der ſchwarzen Kehle, und den kürzern Schwanz, daher ſie etwas kleiner iſt. Ihre Länge beträgt $7\frac{1}{4}$ Zoll, und die ausgebreiteten Flügel meſſen $11\frac{1}{2}$ Zoll. Der Schwanz iſt $2\frac{3}{4}$ Zoll lang, und die gefalteten Flügel reichen bis auf die Hälfte deſſelben. Der Schnabel iſt $\frac{1}{2}$ Zoll lang, gerade rund, und ſchwarzbraun; der Augenſtern nußbraun; die Beine 1 Zoll hoch, die Krallen des geraden Hinterzehens 5 Linien lang, die ganzen geſchilderten Füße ſchwarz, die mittlere und hintere Zehe 8 Linien lang.

Der Oberleib iſt röthlichgrau (fahl) mit grün überzogen; der Kopf mehr röthlich grau als grün, und über die Augen läuft ein röthlichweißer Strich hin; der Unterleib iſt prächtig gelb; die Flügel ſind dunkelbraun, und jede Fed-

iſt röthlichweiß eingefaſſet; der Schwanz iſt ſchwarz, die zwei äußerſten Federn davon faſt ganz weiß. — Am Weibchen iſt der Rücken mehr grau als grün, der hintere Unterleib nicht ſo ſchön gelb, der vordere röthlichgelb oder roſtfarben geſprengt, und die Kehle weißlich.

Dieſe Bachſtelze fliegt weit ſchneller als die beiden vorigen, ſingt faſt alle Strophen als die weiße, aber feiner und leiſer, lockt; Sipp! Sipp! lebt mit der weißen im Streite, und iſt ſehr ſcheu. Sie iſt in Deutſchland ſehr gemein, und ſoll in ganz Europa wohnen. Sie hält ſich vorzüglich auf Triften und Rieden auf, und läuft da beſtändig unter den Schaaf- und andern Viehheerden herum. Zu Ende des Auguſts und im September hört man ſie in der Luft, beſonders des Abends und Morgens in großen Heerden hoch und hell Sipp! Sipp! ſchreien, und ſieht ſie dann auf den Hafer, auf die friſchgepflügten Brachäcker und ins Teichſchilf ſich niederlaſſen, und daſelbſt ſchlafen. Zu Ende dieſes Monats ziehen ſie fort, und kommen zu Ende des Märzes wieder.

Sie nähren ſich hauptſächlich von den Inſekten, die um das Vieh ſind, ja nehmen dieſen Thieren ſelbſt die Bremſen und Stechfliegen ab. Sonſt freſſen ſie noch allerhand Inſekten, kleine Käfer, grüne Räupchen, Motten, Mücken, Haften u. d. gl. — Sie niſten des Jahrs zweimal in die Uferhölen, in die alten Maulwurfslöcher der Feld- und Wieſenränder und Ruinen, auch mitten ins Getraide und in die Wieſen. In der Mitte des Aprils findet man 5 bis 6 weiße, purpurfarben und ſchwarzgefleckte und geſtrichelte Eier. Die Jungen ſind am Unterleibe viel heller als die Alten, und ſehen dem Weibchen ſehr ähnlich. — Ihre Feinde ſind Sperber, Thurmfalken u. d. gl. welche ſie auf ihren Zügen verfolgen, und ihre Brut ſuchen die Raben, Elſtern und Wieſeln auf.

Man kann ſie faſt nur mit Leimruthen über dem Neſte fangen; außer wenn ſpät im Frühjahr noch Schnee fällt, kann man einen bloßen Platz mit Leimruthen beſtecken, und ſie dahin treiben. Wenn ſie neben den Schafen herum laufen, ſo laſſen ſie ſo nahe an ſich kommen, daß man ſie mit einer Vogelflinte erlegen kann. — Ihr Nutzen beſteht in

ihrem ſchmackhaften Fleiſch, und in der Vertilgung mancher ſchädlichen Inſekten.

Als Verſchiedenheiten von dieſer Art, hält man: a) die Tſchutſiſche Bachſtelze (Motacilla Tſchutichenſis, Linn. Engl. Tchutſchi Wagtail, Pen. Latham), welches aber wohl entweder das Weibchen von dieſer oder der grauen Bachſtelze, oder ein Junges von einer von beiden iſt. b) Die aſchgraue Bachſtelze (Bergeronette griſe, Buff.), welche vielleicht ein Junges von dieſer gelben iſt. c) Die Bachſtelze von Timor (Bergeronette de l'isle de Timor, Buff.) die vielleicht ein Weibchen der grauen Bachſtelze iſt.

Zwei wirkliche Varietäten aber ſind: 1) die gelbe Bachſtelze mit weißem Bauche (Mot. flava leucogaſter); und 2) die gefleckte gelbe Bachſtelze (Mot. flava varia).

Bahnraitel, Bannraitel; bedeutet in einigen Gegenden Deutſchlands ſo viel als Laßreißer, nämlich diejenigen jungen Bäume in Laubhölzern, welche mit dem erſten Hieb zurückgelaſſen werden. — Oder man benennt damit Bäume, welche man als Wächter ſtehen läßt, um ein Gehäge oder Bann damit anzuzeigen und zu begränzen, zu welchem Ende Zeichen daran gehauen, oder Strohwiſche gehangen werden, damit ſich die Hirten hüten ſollen, mit dem Vieh in das Gehäge zu treiben. Daher kommt auch das Wort Bannraitel von Bann, welches Verboth bedeutet, und Raitel, einem Baum, welcher die Stärke eines Hebebaums hat, und ohngefähr eines Armes dicke iſt.

Baitzen, Fr. chaſſer au vol; nennen die Falkonierer, wenn ſie mit ihren abgetragenen oder abgerichteten Vögeln andere, als: Fiſchreiher, wilde Enten, Feldhühner u. d. gl. fangen.

Balbahn, Balzhahn, auf den Balbahn ſchießen; iſt eine Art, die Birkhähne zu ſchießen, welche hauptſächlich im April oder zur Falzzeit vorgenommen wird. Man nimmt hiezu einen alten Huth, beuget den Rand unter dem Kopfe zuſammen, ſchneidet an einem Ende in den Hutrand, daß ein Stück davon, wie ein Hals vom Birkhahn in die Höhe tritt, und macht auf beiden Seiten über den Augen rothe Fleckchen, gleich den Birkhähnen ihren; am andern Ende hingegen wird ein Schwanz hineingeſchnitten. Einige

ſtopfen auch eine ordentliche Birkhahnshaut mit den Federn aus; andere machen ſich einen Birkhahn von Papier, und malen ihn nach den natürlichen Farben der Federn des Birkhahns. Einen ſolchen Balbahn ſteckt man auf eine Stange (deſto beſſer iſt es, wenn man ihrer 2 bis 3 macht), und bringt ihn an den Ort, wo ſich dieſes Wildpret gern aufhält, macht ſich daſelbſt eine Grube in die Erde, und darüber einen Schirm oder Bedachung von grünem Reiſig, um ſich dahinter verbergen zu können. Wenn alles dieſes fertig iſt, ſo geht eine Perſon umher (noch beſſer iſt es, wenn ein Paar zu Pferde ſind), macht ſie rege, und treibt ſie gegen den Balbahn, die andere aber verbirgt ſich in die Grube unter und hinter dem Schirm, nicht weit von dem Balbahn, und ſitzt ganz ſtille. Wenn nun der andere ſie rege gemacht hat, ſo werden ſie bei dem Balbahn herunterfallen, oder allernächſt dabei antreten, ſo daß ſie der verborgene Schütze von ſeinem Anſtande aus recht gut wird ſchieſſen können. Bei dieſer Jagd kann man die Doppelflinten mit vorzüglichem Nutzen brauchen.

Balbuſard, ſ. Fiſchaar.

Balg, Fr. la Peau; wird die Haut oder das Fell der Raubthiere, als des Wolfes, Luchſes, Fuchſes, Bibers, der Fiſchotter, Katze, des Marders, u. ſ. w. genannt, ſo wie auch des Haſens, weil ſolcher geſtreift, und ſeine Haut nicht aufgeſchärft wird. Beim Bär hingegen, weil ſeine Haut aufgeſchärfet, und ihm das Fell nicht über den Kopf gezogen wird, wird es eine Haut genannt, obſchon er unter die Raubthiere gehört.

Balke, Fr. la Poutre, Solive; darunter werden tannene oder fichtene beſchlagene Bauholzſtämme verſtanden, deren geſetzliche Länge und Stärke, nach ihrer Breite und Höhe, je nachdem ſie zu einer Sache gebraucht werden, verſchieden iſt, von dem Gebrauch aber ihren Namen haben. In ſolchen Ländern, wo Balken zum Floßweſen abgegeben werden, muß daher der Forſtmann ſich nach der angenommenen Gewohnheit erkundigen, und ſich mit der Auszeichnung ſeines Holzes darnach richten.

Balkenſchleten; gehören unter die Holzſorten, mit welchen auf der Weſer gehandelt wird, und ſind runde oder geſpaltene Enden von allerhand Holzarten und verſchiedener

länge, welche in Ermangelung oder zu Erſparung der Dielen, auf den Hausböden der Bauernhäuſer, um Heu oder Stroh darauf zu legen, gebraucht werden.

Balkuners; ſind ebenfalls ein Handelsartikel auf der Weſer, und bedeutet kleingeſchnittenes Tannenholz zu 14 Fuß lang und drüber, 4 bis 5 Zoll im Durchmeſſer dick, in welchem Falle ſie doppelte genennet werden; oder ſie ſind auch nur 9 bis 13 Fuß lang und nach Proportion dick.

Ballen, Fr. la Sole; ſind die Ferſen von allem geſpaltenen oder geklaueten Wildpret. Beim Hirſch ſind die Ballen länger, auch breiter und ſtärker, als beim Thiere, und daher in der Fährte beſſer zu ſehen. Wenn nun der edle Hirſch die Ballen recht eingedruckt hat, und ſolches in reinem Boden zu ſehen iſt, ſo ſieht die Fährte einem gemachten Herze faſt ähnlich; vom Thiere aber ſind ſie gerade weg, und gleichaus ſchmal, auch bleibt bei dieſen zwiſchen den Ballen viel Erdreich ſtehen.

Balzen, Falzen, Fr. être en amour, s'appareiller; wird geſagt von dem großen Feder-Wildpret, als Auerhähnen und Birkhähnen, wenn ſie ſich paaren. Dieſe Zeit, Falzzeit genannt, iſt im Monat März, bald früher bald ſpäter, je nachdem der Schnee auf den Gebirgen weggeht, daher auf ſehr hohen Gebirgen zuweilen erſt im April, und dauert ſo lange, bis die Knoſpen der Rothbuchen aufbrechen, und in dieſer Zeit betreten ſie auch die Hühner. Im Herbſt falzen ſie auch, aber nur die jungen Hähne, und ohne Vereinigung mit den Hünern; ſ. Auerhuhn und Birkhuhn.

Balzhahn, ſ. Balbahn.

Bandholz, heißt auf der Weſer Holz zu kleinen Fäſſern, wovon 20 Stück in ein Bund gebunden werden.

Bandweide, wird unterſchieden in die gelbe und rothe. Die gelbe Bandweide; Lat. Salix vitellina, Linn. Fr. l'Oſier jaune, Engl. the yellow Willow; auch gelbe Weide; gelbe Kieferweide; gelbe Haarweide; Berlweide; rothe Bandweide; braune Bandweide; Bindweide; Dotterweide; Goldweide genannt. Sie gehört unter die weichen Baumhölzer der zweiten Größe, und iſt ein ſchöner Baum, der ſich im friſchen Boden zu dauerhaften Stamm- und Bandweiden ziehen läßt. Sie bezahlen durch die Menge

ihrer zähen, feinen, langen, und zu aller Flecht- und Korbmacherarbeit tüchtigen Zweige, die auf ſie verwendete Mühe ſehr gut.

Die gelbe Rinde verändert ſich öfters ins Braune, und die Orangenfarbe der jungen Zweige artet zuweilen in ein ſehr blaſſes Gelb und in Purpurroth aus, wobei ſie zuweilen nicht ganz glatt, ſondern etwas wollig ſind. Die Blätter ſind ovalſpitzig, der Rand ſtumpf gezahnt; ſie ſind 3½ Zoll lang und 1¾ Zoll breit, die beiden Flächen ſind glatt und grün, die untere aber bläulichgrün, mit grünlichen Adern. Blätter und Blüthen kommen aus beſondern Knoſpen. Die Blüthe erſcheint im Mai. Die Schuppen der männlichen Kätzchen enthalten 2 — 3 Staubfäden. Die Saamenkapſeln ſind bei der Reife braun, und enthalten viele wollige Saamen. Von der Anpflanzung, die in allerlei Grund gedeiht, ſehe man unter Weide. Beſonders gut kommt ſie um die Mühlenteiche fort, und ohngeachtet ſie ein ſehr zähes Holz hat, wächſt ſie doch in einem guten Boden geſchwinder, als die weiße Weide.

Die zweite Art iſt die rothe Bandweide, lat. Salix purpurea, Linn. Fr. l'Oſier rouge, Engl. Purple or red Willow, auch purpurrothe Weide, gemeine rothe Weide, Rothweide, rothe Haarweide, rother Wilzenbaum, Schußweide, zähe Weide, rothe Bindweide genannt. Wird unter die weichen Baumhölzer der dritten Größe gerechnet, und in Niederungen und feuchten Wäldern gefunden. Sie iſt etwas ſchwächer und kleiner, als die gelbe Bandweide, ſonſt aber ein ſchöner Baum zu Stamm- und Kopfweiden. An den biegſamen und zähen Ruthen iſt die Rinde röthlich, auch bisweilen ſchwärzlich. Die Blätter ſind lang, ſchmal, zungenförmig, fein geſägt, auf beiden Flächen glatt, oben hellgrün, unten bläulich. Die feinen Sägezähne ſind mit feinen Drüſen beſetzt. Die untern Blätter ſtehen einander gegenüber, die obern abwechſelnd. An den gelben Stielen der obern Blätter findet man bisweilen 2 zugeſpitzte, gezahnte, den Stiel umfaſſende Blattanſätze. Blätter und Blüthen kommen aus verſchiedenen Knoſpen. Sie wird wie die gelbe wegen ihrer zähen Ruthen zum Binden für die Gärtner, Winzer, Bött-

Muskeln, ſo wie überhaupt der ganze Hund ſtarkleibig iſt. Er bellt dumpfig und kurz; ſonſt iſt er zahm und gutherzig, aber an Ketten und angehetzt für Fremde fürchterlich. Seine Stärke iſt außerordentlich, deshalb muß er Güter und Häuſer hüten. Bei der Jagd nutzt er als Hetzhund, da er Hirſche und Schweine an den Ohren zu fangen, zu halten und zu würgen Kraft genug hat. Auch zum Stiergefechte wird er gebraucht. Man giebt ihn auf Meiſtereien, läßt ihn da mit Aas füttern, wodurch er ſtark, geſetzt und muthig wird. Der Jäger zieht ſich von ihm, dem Windhunde und däniſchen Hunde nützliche Baſtarden zur Hatze auf.

Bärenfang, Fr. la Trappe de l'ours. Den Bären wird auf verſchiedene Art nachgeſtellet. Um ſie mit herunterfallenden Klötzern zu fangen, verfährt man folgendergeſtalt: An dem Orte, wo die Bären ihren Wechſel gewöhnlich haben, macht man ein dreieckigt Geſtelle, auf jeder Seite werden 2 ſtarke Säulen eingegraben, unten eine Schwelle eingezapft und ſo tief eingelegt, daß ſie der Erde gleich iſt, und noch etwas Erdreich darüber geht, in den Schwellen müſſen Falzen ſeyn, damit die Klötzer, wenn ſie mit den eiſernen Zinken herunterfallen, durchſtoßen können. Oben werde beide Säulen mit einem Oberſchweife feſt zuſammen gemacht, an beiden Seiten inwendig etliche Rollen angebracht, die einen guten Zoll vor das Holz hinausgehen, und ſich recht gut drehen.

Ferner wird ein Klotz gemacht, welcher zwiſchen beiden Säulen und auf den Rollen leicht und räumlich auf- und niedergehen kann. Durch den Klotz müſſen etliche ſtarke eiſerne geſpitzte Zacken gehen. An beiden Seiten des Klotzes wird noch an jeder Seite ein 6 Zoll ſtarkes Stück glatt gehobeltes Holz angemacht und befeſtiget, ſo daß der mittelſte Klotz nicht herausgehen kann, ſondern gerade herunterfällt.

Bei der Stellung nimmt man eine Stange, die von einer Säule faſt zur andern geht, an einem Ende muß ſie anſtehen, aber von der andern Seite ein Paar Zoll abſtehen. Gegen die Mitte oben in dem Oberſchweife wird ein Loch gemacht, worin ein Kloben 2 Zoll von der einen Säule, auch im Oberſchweife ein Kloben, unten an derſel-

ben Säule 2½ Fuß hoch eine Kümme oder viereckigter hölzerner Nagel inwendig nur einen Zoll herausſtehet.

In der Mitte des Fallklotzes macht man eine Leine feſt an, und zieht ſelbige durch beide Kloben, ſo daß ſie an der Säule herunter reiche, woran ein Stellholz gemacht wird. In der Stange muß auch eine Kümme oder eine Kerbe nicht weit von einem Ende ſeyn. So ziehet man den Klotz mit der Leine herauf, nimmt das Stellholz und ſetzt es unter den Nagel und in die Kümme oder Kerbe der Stangen, damit die Stange in der andern Seite ſich anſtämmet. An dem Ende aber, wo die Stange ſich anſtämmt, muß ein Stock untergeſetzt oder mit einem Schnürchen angehangen werden, damit ſie in der Höhe bleibt.

Auf dieſe Art wird es auf allen 3 Seiten gemacht, daß es wie ein Triangel iſt, und ſo auf jeder Seite aufgeſtellt wird. Wenn man es aber aufſtellt, müſſen unter den Klotz 2 Gabeln geſetzt werden, damit ſich der Aufſteller nicht ſelbſt fange; die Gabeln muß man aber nicht eher wegnehmen, bis alles fertig iſt. In der Mitte des Fanges ſchlägt man einen Pfahl ein, und bindet einen Topf mit Honig darauf, oder hängt ein Stück Wildpret hinein. Sobald der Bär Wind davon bekömmt, wird er ſolches nehmen wollen, ſtößet aber an die Stange, und wird alſo von den eiſernen Zinken gehalten, bis der Jäger ihm heraus hilft. Die Geſtelle können beſtändig auf den Gabeln ſtehen, und für die Bären zuweilen etwas hingeſetzt werden; denn iſt er einmal da geweſen, ſo kömmt er auch wieder.

Dergleichen Geſtelle kann man auch im Felde gebrauchen, wo die Bären fleißig nach dem Hafer oder andern Feldfrüchten gehen. Aber da müſſen die Säulen, anſtatt daß man ſie dort eingräbt, auf Schwellen feſt gemacht werden, ſo daß man ſie aus einander ſchlagen kann. — Die Geſtelle müſſen oben herein mit ſchwachem Reiſig behangen, und unten auch dergleichen Reiſig angelegt werden, damit es etwas verwildert ausſiehet. Oben auf die Geſtelle werden dünne Bretter gemacht, damit das Geſtelle dem Wetter nicht ſo ausgeſetzt iſt.

Eine andere Art Bärenjagd iſt, die Bären mit Selbſtſchüſſen zu ſchießen. Hiezu ſetzt man 3 Säulen in einem gleichſeitigen Dreieck, und kann man Bäume ſo haben, iſt

es deſto beſſer. Die Selbſtſchüſſe müſſen deswegen in einem gleichſeitigen Dreieck gelegt werden, weil bei Ladung derſelben, oben über den Schneller, etwas vorgeſtecket wird, und wenn die ganze Stellung fertig, man ſodann von einem nach dem andern, das vorgeſtochene Holz wieder wegnehmen muß, damit die Schüſſe von dem Bär losgezogen werden können. Auf andere Art gemacht, könnte durch Unvorſichtigkeit einer von den Selbſtſchüſſen losgezogen werden, und der Menſch ſich ſelbſt Schaden thun. Sollte ja einer losgehen, ſo trifft er zwar den Mittelpunkt und Pfahl, woran der Drath angemacht iſt, jedoch nicht nach dem andern Selbſtſchuſſe hinüber, ſondern zwiſchen zwei Selbſtſchüſſen durch.

Die Säulen ſtehen vom Mittelpunkte 20 bis 24 Schritte. Eine jede Säule kann 10 Fuß hoch ſeyn. Vor jede Säule ſetzt man noch eine Säule, die kürzer iſt. In dieſer Säule macht man oben eine Larve oder eine Höhlung, daß man den Selbſtſchuß hineinlegen, jedoch ſo, daß man ihn höher und niedriger richten kann. In der hinterſten Säule werden hölzerne Nägel eingemacht, daß man den Selbſtſchuß befeſtigen kann.

In der Mitte zwiſchen den Säulen wird ein runder, und 4 Fuß hoher Pfahl, außerdem aber noch 3 dreieckigte Pfähle geſchlagen, daß ſie mit der einen Ecke auf dem Mittel zwiſchen 2 Säulen ſtehen. Auf den Mittelpfahl wird ein Topf mit Honig, oder etwas vom Vieh, was zu ſeinem Fraß dient, um die 3 dreieckigten Pfähle aber ein hölzerner Reif gemacht, der gerade um die Pfähle paſſet, daß er aber nicht von ſelbſt herunter fällt, zu welchem Ende man auch hölzerne kleine Nägel darunter ſtecken kann.

Die Selbſtſchüſſe werden auf den Säulen feſt gemacht, oder man nimmt auch Birſchbüchſen, anſtatt der Selbſtſchüſſe, unter welchen die mit deutſchen Schlöſſern die beſten ſind. Dazu macht man an den Selbſtſchuß einen Drath, der an den Reif in der Mitte reicht, und die Dräthe alle 3 an den Reif feſte. Die Selbſtſchüſſe ladet man mit 2 oder 3 Laufkugeln, und bedeckt ſie mit hohlen Rinden von Bäumen, damit ſie nicht naß werden.

Kömmt nun der Bär, und greift, in der Meinung, einen Raub zu finden, nach dem Topf hinauf, ſo trifft er an

die Dräthe oder den Reif. Sobald er aber an den Reif drückt oder trifft, ſo zieht der Reif alle 3 Schüſſe auf ihn los. Sollte er auch nicht den Reif berühren, ſo muß er doch wenigſtens einen oder zwei Dräthe treffen, mithin das Leben einbüßen.

Will man ausgehen, um einen Bär zu birſchen, ſo iſt es rathſam, es nicht allein zu unternehmen. Am beſten iſt es, wenn man eine gute Büchſe hat, dieſelbe mit zwei Kugeln ladet, und daß ein Geſellſchafter dem andern beiſtehen kann, weil nicht alle Schüſſe gerathen. Fehlet oder trifft man denſelben nicht recht, ſo muß einer dem andern beiſtehen. Auch muß ein jeder ein gut Fangeiſen und Hirſchfänger bei ſich führen, damit er den Bär ſich nicht auf den Leib kommen läßt, und ihm entweder einen Fang giebt, oder eine Tatze weghauet. Denn erwiſcht er den Schützen, ſo wird er ihn gewiß ſo drücken, daß er das Nachhauſegehen vergeſſen wird. Es iſt auch gut, wenn man ſich an einen Baum oder hinauf retiriret, ehe er einem, welches ihm was leichtes iſt, zu Leibe kömmt, damit man ihm die Tatzen abhauen, oder ihn auf den Kopf zwiſchen den Augen fangen kann.

Bärenhatz, Bärenjagd, Fr. Chaſſe aux ours; gehört nicht nur zur hohen Jagd, ſondern iſt auch überdies ein ganz vorzügliches fürſtliches Regalſtück, daher unter Verleihung der hohen Jagd die Bärenjagd niemals mit begriffen iſt.

Bärenhaut, Fr. Peau d'ours; iſt das rauhe Fell der Bären, welches in den nördlichen Gegenden eines der vorzüglichſten Pelzwerke iſt. Die Soldaten brauchen ſie im Felde zu Matratzen und Satteldecken; die Kürſchner und Sattler häufig zu Mützen, Müffen, Pelzen, Fußböden in Kutſchen, Pferdedecken, Handſchuhen u. dergl. wenn ſie rauchgar gemacht ſind. Sie dient auch zu Ueberzügen über die Koffer, und in Polen, Moskau und faſt in ganz Nordamerika als Bett.

Bärin, F. l'Ourſe; iſt das Weibchen vom Bär.

Bartgeier, Lat. Vultur barbatus, Linn. Falco barbatus, Gmel. Fr. le Vautour doré, Engl. the golden Vulture, Lath. auch Goldgeier, Lämmergeier, weißköpfiger Geier, Weiskopf, Grimmer. Iſt der größte eu-

ropäiſche Raubvogel, und auf den Tyroler- und vorzüglich Schweizeralpen zu Hauſe. Er iſt an 5 Fuß lang, 9 bis 10 Fuß breit, und die zuſammengelegten Flügel reichen bis drei Viertheile auf den Schwanz hinein. Der Schnabel iſt 4 Zoll lang, von der Wurzel bis zur gekrümmten Spitze grade, dunkelfleiſchfarbig, die Wachshaut bloß, die Naſenlöcher, Seiten des Schnabels und die Kehle mit borſtenartigen ſchwarzen Federn beſetzt, beſonders bilden die letztern einen langen harthaarigen Bart, die Mundſpalte 4½ Zoll lang, der Mund inwendig blau, der Stern gelb, die Augenlider dunkelroth, die Zehen bleifarbig, die Fänger braun. Die Stirne, die Backen und zwei Striche zu beiden Seiten des Kopfs ſind ſchwarz, das übrige am Kopfe und Hals gelblichweiß, der Kopf mehrentheils wollig, die Federn am Halſe ſchmäler, länger und ſpitziger, als die übrigen; die Federn der Kehle lang, ſchmal und bräunlichroth; der Oberleib graubraun, faſt ſchwarz, der Unterleib röthlichgelb, die Füße bis zu den Zehen mit einer weißen Wolle bekleidet.

Er fliegt nicht in ſo zahlreicher Geſellſchaft wie andere Geyer, und nährt ſich auch weniger von Aas. Er verfolgt die Heerden der Schafe und Ziegen, die Gemſe, Rehe, Haſen, Murmelthiere, wilde Katzen u. ſ. w. Er ſoll auch kleine Kinder fortgetragen, ja zuweilen alte Perſonen angegriffen haben, die ſich ſeiner kaum und mit Lebensgefahr haben erwehren können. Er horſtet in den Felſenhöhlen. Das Weibchen legt zwei Eier, die größer als Gänſeeier, weiß, von raucher Schale, und auf beiden Seiten ſtark zugerundet ſind. Es giebt ſie in Menagerien auch ohne Begattung im Frühjahr von ſich.

Mit dem Cuntur (vultur Gryphus), der unter dem Namen Vogel Greif in Südamerika wohnt, iſt er oft verwechſelt worden, weil er mit dieſem gleiche Lebensart hat.

Bartmeiſe, Lat. Parus biarmicus, Linn. Fr. la Mouſtache et Meſange barbue, Buff. Engl. the bearded Titmouſe, Penn. auch Rohrmeiſe, Bartmännchen, ſpitzbärtiger Langſchwanz, kleinſter Neuntödter. Die Kennzeichen der Art ſind: ein grauer Scheitel, und ein langer ſchwarzer Federbart, welcher beim Männchen auf beiden

Seiten der untern Kinnlade ſteht. Dieſe ſchöne Meiſe trifft man am häufigſten in der Gegend des kaſpiſchen und ſchwarzen Meeres an; weniger häufiger in den nördlichen Ländern. In Thüringen wohnt ſie das ganze Jahr. Sie hat ohngefähr die Größe der Kohlmeiſe; doch iſt ſie nicht ſo dick, iſt 7 Zoll lang und 11 Zoll breit. Der Schwanz mißt 3¼ Zoll und die Flügel bedecken kaum ein Drittheil deſſelben. Der Schnabel iſt 4 Linien lang, an der Spitze etwas gebogen, im Leben orangengelb, todt gleich hellgelb; und rund um mit ſchwarzen Borſten beſetzt; die eirunden Naſenlöcher ſind mit weißen Federn bedeckt; der Regenbogen im Auge iſt gelb, die Pupille ſchwarz, die Beine, Zehen und Krallen ſind ſchwarz, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 9 und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf iſt perlgrau. Zwei dreieckige Federbärte, die an den Seiten des Halſes herablaufen, geben dem Vogel ein eignes ſchönes Anſehen. Der obere Theil des Halſes, der Rücken, Steiß und die Seiten des Leibes ſind braungelb. Die Schultern bedecken weißliche Federn. Die Kehle, der Unterhals, Bruſt und Bauch ſind weiß, der After ſchwarz, die Kniefedern weißlich. Die Federn der Flügel ſind ſchwarz mit weißen und rothbraunen Rändern, ſo daß der zuſammengelegte Flügel vorn ganz weiß, und hinten ganz rothbraun ausſieht. Der Schwanz iſt keilförmig, und beſteht aus 12 Federn, die theils rothbraun, theils weiß ſind; die äußerſten laufen ſchief ſchwarz aus. — Das Weibchen unterſcheidet ſich merklich vom Männchen. Der Schnabel iſt heller, die Beine höher, der Kopf und ganze obere Theil ſchmutzig graugelb, die ſchwarzen Bartbüſche fehlen, die Schwanzfedern ſind weit heller rothbraun, die zweite äußere Schwungfeder iſt faſt ganz weiß. Alles übrige iſt wie beim Männchen.

Man trifft ſie nur in großen moraſtigen und ſumpfigen Gegenden an, die Gebüſche, Schilf und Rohr enthalten. Im Sommer leben ſie Paarweiſe tief im Rohre; im Winter ſieht man ſie herumſtreifen, und ſetzen ſich auf Bäume und Büſche, wenn ſie im Rohre keine Nahrung mehr haben. Die Nahrung beſteht in vielerley Inſekten, vorzüglich in Waſſerinſekten, und in dem Saamen des gemeinen Rohrs. Das Neſt ſteht tief im Rohre, in welches das Weibchen 4

bis 5 blaßrothe braungefleckte Eier legt, und ſie mit dem Männchen in 14 Tagen ausbrütet. Die Jungen ſehen bis zum erſtern Mauſern dem Weibchen ähnlich, und haben einen dunkelbraunen Schnabel und braune Füße.

Sie ſind nicht ſcheu, und laſſen ſich leicht mit der Flinte und dem Blasrohre erlegen. Ihr Fleiſch ſchmeckt gut. Wenn man ſie im Käfig hält, füttert man ſie öfters mit Ameiſeneiern und Mohnſaamen; ſie lernen aber auch bald Hanfſaamen und das gewöhnliche Stubenfutter freſſen.

Bärzeit, le Temps de l'accouplement; iſt die Zeit der Begattung des Bäres, und zwar wahrſcheinlich bei den braunen Bären um Johannis, und bei den ſchwarzen erſt um Bartholomäi, und faſt den ganzen September hindurch.

Baſt der Bäume, ſ. unter Baum.

Baſt, Gefege, Fr. Peau velue du bois de cerf, Freouer; iſt die rauhe Haut, mit welcher im Frühjahr das wiederwachſende Gehörn eines Hirſches überzogen iſt. Sobald er nun völlig verecket iſt, fängt ſich das Baſt an abzulöſen, und der Hirſch fühlt ein Jucken, welches ihn nöthiget, ſich erſtlich an weichem ſchwachen Holze, z. B. an jungen Saalweiden, Eichen, Birken, Aſpen ꝛc. dann aber an ſtärkern härtern Bäumen, als Kiefern, Tannen, Fichten ꝛc. zu reiben, und dadurch das Baſt gänzlich abzuſchlagen, und dieſes geſchieht meiſtens im Monat Auguſt und September. Beim Rehbock geſchieht es im Mai. Nach Jägerſprache heiſſet dieſe Verrichtung des Hirſches das Schlagen oder Fegen um die Himmelsſpur.

Baſtard, Fr. Bâtard; iſt eine Mittelart, welche von zwei von verſchiedener Art mit einander begatteten Thieren erzeugt wird, und in ihrem Körperbau eine vermiſchte Aehnlichkeit von Vater und Mutter hat. Indeſſen müſſen wohl die verſchiedenen Arten, welche Baſtarden zeugen ſollen, allezeit zu einer und eben derſelben Gattung gehören, ſo daß alſo die Begattung aus verſchiedenen Gattungen, ja Claſſen, wie z. B. eines Kaninchens mit einer Henne u. d. gl. höchſt unwahrſcheinlich iſt. — Obſchon die mehreſten Baſtarden wenig oder gar keine Zeugungskraft beſitzen, ſo pflanzen ſich aber doch die Baſtarden von Hunden und Füchſen fort.

Der Jäger beſchäftiget ſich am meiſten mit Erziehung der Baſtarden von Hunden, um aus zweierlei Racen eine zu ſeinem Zwecke dienliche Ausartung zu erlangen. Außer dem pflegen die Faſanenjäger oder Wärter einen Faſanenhahn mit einer deutſchen gemeinen Henne ſich begatten zu laſſen. Von dieſer Henne ihren Eiern kommen die Baſtarde beim Ausbrüten. Dieſes thun ſie auch mit einer Faſanenhenne und einem jungen Haushahne, wovon ſie etwas größere als die gewöhnlichen Faſanen erhalten, die man auch für delikater an Geſchmack hält.

Baſtardnachtigall, Lat. Motacilla Hippolais, Linn. Fr. la Fauvette, Buff. Engl. the leſſer Petty-Chaps, Latham; auch Sänger; grüngelbe Grasmücke, Gelbbruſt; Schackruthchen; Spötterling, genannt. Gehört unter die Sänger, und iſt eine Art von den Laubvögelchen. Sie führt den Namen in der That, denn ihr Geſang iſt ſtark, abwechſelnd, abwechſelnder als bei der Nachtigall, aneinanderhängender und hat einige wunderbar ſchmatzende und kreiſchende Töne, und einige Strophen aus dem Geſange der Rauchſchwalbe. Sie ſitzt dabei gewöhnlich erhaben auf einem freien dürren Baumzweige, reckt den Hals weit vor, und bläſt ihn ſtark auf. Ihre Töne der Liebe und des Zorns klingen: Dak! dak! Fidhoi! fidhoi! Ihre Länge macht 6 $\frac{1}{4}$ Zoll, der Schwanz 2 $\frac{1}{2}$ Zoll, und ihre Breite mit ausgeſpannten Flügeln 10 Zoll. Die Flügel reichen ein Zoll vor das Schwanzende. Der Schnabel iſt 7 Linien lang, gerade, rund, ſtumpf, der Oberkiefer unmerklich ausgeſchnitten, an der Wurzel platt und breit, daher ein weites Maul entſteht, oben grau und unten gelb, mit großen, offenen, rundlichen, ausgedehnten Naſenlöchern, gelblichen Schnabelwinkeln, citrongelbem Rachen und einzelnen ſchwarzen vorwärts ſtehenden Bartborſten. Die Augen ſind groß, dunkelbraun, der Rand um dieſelben gelblich; die geſchilderten Beine 10 Linien hoch mit den Zehen bleifarben, die Klauen grau; die mittlere Zehe 8 und die hintere 6 Linien lang.

Der ſpitzig zulaufende Kopf, der Rücken, Steiß und die kleinern Deckfedern der Flügel ſind olivenfarbig aſchgrau; von den Naſenlöchern bis zu den Augen ein hellgelber Streifen; der ganze Unterleib und die innern Deckfedern der Flügel ſchön hellgelb, die untern Deckfedern des Schwanzes am

hellſten; die Kniefedern gelb und grau geſprengt; die Flügel dunkelbraun mit ſehr fein weislich und ſtark weißgelb kantirten Schwungfedern, ſo daß die zuſammengelegten Schwingen einen Spiegel bekommen; der Schwanz gerade, dunkelbraun, die äußerſte Feder weiß gerändet. — Das Weibchen hat eine bläſſere gelbe Farbe, und der Augenſtreifen iſt undeutlicher.

Er iſt ein muntrer, ſchlauer, ſcheuer und ſchnellfliegender Vogel, ſehr weichlich, läßt ſich ſchwerer als die Nachtigall zähmen, will nichts als Inſekten, Fliegen und Mehlwürmer freſſen, und es gehört viel Kunſt und Mühe dazu, ihn an das gewöhnliche Nachtigallenfutter zu gewöhnen. Dieſe Sorgfalt belohnt er aber durch ſeinen anmuthigen, jedoch nur 2 Monate dauernden Geſang zehnfach. Als Zugvogel kommt er Ende des Aprils, wenn ſchon die Knoſpen der Bäume völlig ausgebrochen ſind, und meldet ſich ſogleich durch ſeine ſehr angenehmen Lieder. Er lebt in Gärten, Feldhölzern, und Vorhölzern, und liebt vorzüglich diejenigen Wäldchen voo lebendigem Holze, die einzelne Fichten enthalten. Ende des Auguſts zieht er ſchon weg, und mauſert ſich hier nicht. Er nährt ſich von glatten grünen Räupchen, Käfern, Mücken, Spinnen, und andern Inſekten, die er unter dem Laube hervorſucht, daher er beſtändig die Büſche, Bäume und Hecken durchkriecht.

Als ein künſtlicher Vogel baut er ein ſehr niedliches Neſt auf kleine Fichten oder hohe Büſche in eine Gabel, 8 Fuß hoch von der Erde. Das Weibchen legt 5 dunkel fleiſchfarbene, ganz ovale Eier, die mit einzeln großen dunkelrothen Punkten beſtreut ſind, und von Männchen und Weibchen wechſelsweiſe 13 Tage bebrütet werden. Mehr als einmal darf man ſich dem Neſte nicht nähern, ſonſt verlaſſen die Eltern Junge und Eier. Sie niſten nur einmal des Jahrs, die Jungen ſind 3 Tage blind und bleiben ſo lange im Neſte, daß ſie faſt ſo groß und ſo ſtark beſiedert, wie die Alten ſind, ehe ſie ausfliegen. Sie haben anfangs bluthrothe Hälſe und Zungen und orangenfarbene Schnabelränder, und ſind ſehr dünn mit Federn bedeckt. — Die Brut leidet ſehr oft durch die Katzen, Marder, Wieſeln und großen Haſelmäuſe.

Wenn man dieſen angenehmen Vogel zu einem Stubenvogel machen will, ſo muß man ihn jung aus dem Neſte nehmen, und ihn mit Ameiſeneiern und Rinderherz auffüttern. Er muß aber beſtändig an einem warmen Orte unverändert hängen bleiben, darf auch nicht in einen andern Käſig geſteckt werden, wenn er nicht eben ſo wie der erſte beſchaffen iſt, ſonſt trauert er, ermattet und ſtirbt in kurzer Zeit. Im December und Januar federt er ſich.

Sie ſind ſchwer zu ſchießen, noch ſchwerer aber zu fangen. Wenn man ſie auf dem Neſte fangen will, ſo verlaſſen ſie es oft lieber, als daß ſie ſich auf die Leimruthen ſetzen ſollten. Selten fängt man ſie im Auguſt in Sprenkeln. Am erſten kann man ſie noch mit Leimruthen fangen, wenn man ſie mit Mehlwürmern behängt und auf Sträuche ſteckt, wo ſie ſitzen. Zuweilen gehen ſie auch auf den Tränkheerd. — Sie nützen durch ihre Nahrungsmittel und durch ihren Geſang, und thun ganz und gar keinen Schaden.

Baſtdohnen, Fr. Cordes, Nattes d'écorce; werden in Vogelſchneußen gebraucht, und aus Lindenbaſte, der im Julius geſchälet worden, geflochten. Die ganze Dohne beſteht in einer dreifach geflochtenen Schnur, von 5 Zoll Länge, in welche 3 pferdeharne aus 4 bis 6 Pferdehaaren zuſammen geflochtene Schleifen mit eingeflochten werden, ſo daß der Knoren der Schleife in der Baſtſchnur befeſtiget iſt, und das übrige zum Ausſtellen frei heraus hängt. An dem einen Ende der Baſtſchnur wird ein Auge (offene Schlinge) einen Zoll lang angebracht, am andern aber bleiben geflochtene oder ungeflochtene Baſtfaſern zum Anbinden hängen. Zum Aufſtellen der Dohne nimmt man ein Stückchen eines kleinen Fingers dick, an welchem ein kleiner Zweig gerade ausgewachſen iſt, bohrt ein Loch in einen dicken oder dünnen Baum, hängt an den Zweig die Dohne mit dem Auge, bindet ſodann die Enden um den Baum, und zieht die drei an der aufgeſpannten Schnur über den Stöckchen hängenden Dohnſchleifen auf. Endlich hängt man die Lockſpeiſe, welches Vogelbeeren (Ebereſchenbeeren) ſind, in die unten an dem Stöckchen eingeſchnittenen Ritzen ſo ein, daß ſie abwärts hängt.

Batterie, Fr. la Batterie; iſt der Deckel auf der Pfanne an einem franzöſiſchen Büchſen- oder Flintenſchloß,

auf welchen der Hahn mit eingeſchraubtem Steine niederſchlägt.

Bau, Fr. la Tanière; der Dächſe und Kaninchen, la Terrière; der Füchſe, Renardière. Heißen die Hölen, welche ſich beſonders die Dächſe, Füchſe u. d. gl. oft tief unter die Erde machen, und ſich darin des Tages über aufhalten, auch ihre Jungen darin haben.

Bauer, Fr. la Cage; heißt man ein Vogelhaus von allerhand Gattung, welche theils von Drath, theils von lauter Holze gemacht, und bei den Vogelheerden gebraucht werden, um die Lockvögel darin zu verwahren.

Bauholz, Zimmerholz, Fr. Bois à bâtir, Bois de charpente; iſt dasjenige Holz, welches zur Verfertigung ganzer Gebäude, oder einzelner Theile derſelben angewendet wird. Hierzu nimmt man diejenigen einſchäftigen Bäume unter den ſowohl harten als weichen Laub- und Nadelholzarten, welche in ihrem natürlichen Zuſtande gewöhnlich die anſehnlichſte Höhe und Stärke erreichen, und dabei einen ganz geraden und glatten Wuchs haben. Indeſſen iſt ihr Wuchs nicht immer ſo beſchaffen, daß ein jeder Stamm einer Bauholzart ſich zu langem und ſtarkem Bauholz ausbildet und ſchickt, ſondern alsdann, wie die Baumhölzer, ſowohl als Nutz- Werk- und Brennholz angewendet wird. Es iſt immer ein großer Verluſt für das Forſtintereſſe, und Schaden für den Staat, wenn die zum Bauen ſchicklichen Stämme zweckwidrig verwendet werden, da der Mangel an Bauholz durch keine andern Materialien überall erſetzt werden kann. In Anſehung der Dauer im Baue ſind ſie aber ſehr verſchieden, und daher immer die eine weit ſchätzbarer als die andere.

Unter die Bauhölzer gehören: die Traubeneiche; die Stieleiche; die rauhe Ulme; die glatte Ulme; die Eſche; die Maſtbüche; die Eller; die Silberpappel; Zitterpappel; die Pappel; die weiße Weide; der Lerchenbaum, die Kiefer; die Weißtanne, und die Fichte.

Iſt irgend eine Art von Holzverwüſtung den Waldungen ſowohl, als auch dem Käufer nachtheilig geweſen, ſo iſt es die in Rückſicht der Bauhölzer. Der Hauptgrund liegt vorzüglich in der ganz falſchen Zeit des Fällens; man hat nämlich zu allen Zeiten des Jahres Holz gehauen, und

dieſes iſt allerdings höchſt ſchädlich. Man klagt zwar hie und da häufig über die ſchlechte und kurze Dauer der in neuern Zeiten aufgeführten Gebäude, denkt aber an vielen Orten nicht daran, daß das Holz zur Unzeit gefällt wird, und man es auch nicht gehörig austrocknen läßt. Oft ſieht man, daß das Holz den einen Tag gefället, den andern ausgehauen und oft in kurzer Zeit darauf auch ſogleich verbauet wird, und ohne darauf Bedacht zu nehmen, ob es im Sommer oder Winter gefället worden iſt. Denn wird das Bauholz im Frühjahr oder Sommer gehauen, wo die Bäume mit häufigen, von der Sonnenhitze äußerſt verdünnten, mehr wäſſerichten und flüchtigen Säften angefüllet, und die Pori oder Saftgänge dadurch mehr ausgedehnt und eröfnet ſind; ſo iſt ganz natürlich, daß ſolche nach dem Umhauen theils ausdünſten, theils mit den noch übrigen ſchwefelichten Beſtandtheilen, in eine Gährung und baldige Fäulniß gerathen, und den Inſekten zur Wohnung und Nahrung werden, zumal wenn noch überdies dergleichen gefälltes Bauholz öfters eine Zeit lang im Walde auf einem naſſen Boden liegen bleibt, bis es unter der Rinde blau anläuft, oder von den Zimmerleuten nicht bald ausgehauen oder nach dem Aushauen ſogleich naß und unausgetrocknet verbauet wird.

Mit mehr Nutzen und Erſparniß wird das Bauholz, eben ſo wie das Brennholz, im Winter, nämlich vom Oktober und November bis Ende Februars gefället, weil der Saft in den Wintermonaten von der Kälte mehr verdickt und weniger flüſſig, auch das Holz nach ſeinen übrigen Beſtandtheilen von einer weit kompactern und dichtern Konſiſtenz, als dasjenige iſt, ſo in den Frühlings- oder Sommermonaten gehauen worden. Sollte aber ja zuweilen die Nothwendigkeit eintreten, daß im Sommer Holz gefället und verbauet werden müßte, ſo iſt es gut, wenn von dem gehauenen Stamme die Rinde ſogleich abgeriſſen und das Holz beſchlagen wird, und dann muß es an einen luftigen aber doch ſchattigten Ort geleget werden, damit es wenigſtens einige Wochen austrocknen könne. Einige empfehlen auch, von den Stämmen noch ſtehend, um und um ſo hoch es möglich, die Rinde abzuſchälen und auf dem Stock an der Sonnenhitze eine Zeitlang austrocknen zu laſſen.

Auch iſt zum Nutzen und längerer Dauer der Gebäude hauptſächlich mit anzurathen, daß man das zu rechter Zeit gefällte Holz baldmöglichſt aus dem Walde räumen, von den Zimmerleuten ſogleich beſchlagen, die Rinden und Späne auf die Seite ſchaffen, und es alsdann ſo auf einander legen läßt, daß mittelſt einer Unterlage zwiſchen jedem Stamm ein Zwiſchenraum bleibet, damit die Luft recht frei hindurch ſtreichen, und ſolches nach und nach behörig austrocknen kann. Noch beſſer iſt es, wenn man Gelegenheit dazu hat, dergleichen beſchlagenes Bauholz in einer darzu eingerichteten Holzremiſe aufzuſtellen, oder nur unter einer leichten Bedachung vor Regen und Sonnenhitze zu verwahren, weil es alsdann weniger Riſſe bekommt, in welche ſich ſonſt das Regenwaſſer hineinziehen und baldige Fäulniß erregen kann.

Einige Hauswirthe haben den irrigen Glauben, als verſchaften ſie ſich dadurch einen Vortheil, wenn ſie die Stämme von weit beträchtlicherer Stärke, als ſie ſolche zum Verbauen benutzen können, ſich anweiſen laſſen. Da nun, indem der Baum vierſeitig beſchlagen wird, das äußere und dauerhaftere Holz in die Späne kömmt, und das Kernholz, als das ſchlechteſte zum Bauen angewendet wird; ſo kann es auch nicht anders kommen, als daß das Holz bald wieder verdirbt, und ſonach eine neue Reparatur nöthig wird. Am häufigſten geſchieht dieſes in Gegenden, wo das Bauholz in geringen Preiſen ſtehet, beſonders da, wo etwa eine Art von Gerechtigkeit oder Herkommen einen dergleichen geringen Preiß beſtimmt, und nicht ſelten wird der Bauherr durch den Eigennutz des Zimmermanns dazu veranlaſſet, weil derſelbe, bei der durch das ſtarke Bearbeiten der Stämme länger dauernden Arbeit, mehrere Tagelöhne verdient. Erfordert es ja die Nothwendigkeit ſtarkes Holz verarbeiten zu laſſen, ſo iſt es aber oft beſſer, den Baum in der Länge entzwei ſägen, als ihn vierſeitig beſchlagen zu laſſen, weil er auf dieſe Weiſe länger dauert.

Es iſt daher allerdings nöthig, daß ein Forſtmann Kenntniſſe vom Bauweſen habe, um der Holzverwüſtung von dieſer Seite vorzubeugen. Weiß er z. B. wozu der Käufer ſein Holz anwenden will, ſo kann er auch ſogleich einen Stamm hiezu ausſuchen, wobei derſelbe gewinnt und die Waldung weniger leidet. Denn nicht zu allem Bauholz

braucht man eben lauter hohe und gerade Stämme abzuſchlagen, ſondern in vielen Fällen wird auch mancher kurzer oder krumm gewachſener Stamm angewendet werden können.

In großen Waldungen iſt es zuweilen vortheilhaft, gewiſſe Diſtrikte eines Forſtes zu alleiniger Abgabe der Bauſtämme zu beſtimmen, um nicht in die Nothwendigkeit ſich verſetzt zu ſehen, einzelne Stämme aus beſtandenen Bergen auszuziehen. In allen übrigen Fällen aber muß der Forſtbediente, wenn er einen Holzſchlag abtreibt, alle geſunde, ſtarke und gerade Stämme zu Bauholz aufheben, auch wenn ſie als Nutzholz theurer verkauft werden können, weil zu letzterem öfters Stämme von ſchlechterem Wuchſe, und Klötze, die zwiſchen zwei Knoten ausgeſchnitten worden, hinlänglich ſind. In einigen Ländern und Gegenden iſt auch die Einrichtung getroffen, daß ein jeder ſeine benöthigten Bauhölzer vor dem Angriff des Holzſchlags angeben muß, und dieſe muß der Forſtbediente während dem Abtrieb ausſuchen und zeichnen, damit ſie die Holzmacher nicht zu Scheiten ſpalten, und er nachher nicht genöthiget ſeyn möge, ſie an andern Orten fällen zu laſſen. Hie und da verbieten ſolches die getroffenen Einrichtungen, nach welchen außer den jährlichen Holzſchlägen kein einziger Stamm weiter abgeſchlagen werden darf.

Das Bauholz wird gefordert von verſchiedener Stärke, Breite und Länge, ſo daß es daher und von ſeiner Beſtimmung verſchiedene Namen erhalten hat. Von der Beſtimmung des Holzes, und von der Größe und Beſchaffenheit des Gebäudes, hängt die Dicke, Breite und Länge ab, ſo, daß alſo die Mannigfaltigkeit der Bauhölzer zu groß iſt, als daß man allgemein geltende beſtimmte Maaße von denſelben angeben könnte. Indeſſen wäre es doch ſehr rathſam und zu großer Holzerſparung nöthig, daß die Zimmerleute eines Landes an gewiſſe, auf Erfahrung gegründete, geſetzliche Maaße angewieſen würden, damit der Forſtbediente bei Abgabe des nöthigen Bauholzes an die Unterthanen ſich darnach richten könnte.

Das Bauholz wird theils rund gelaſſen, theils vierkantig bearbeitet, und dieſes geſchiehet entweder durch die Axt, oder die Säge. Die erſtere Art iſt allgemein bekannt und gewöhnlich, die letztere aber immer noch Vorſchlag, ob-

obſchon ſie wegen der weit beſſern Benutzung der abgetrennten Schwarten, als der bei dem Beſchlagen abgefallenen Späne, den Vorzug verdient. Freilich würde der Vorſchlag leichter Eingang finden, wenn die Schneidemühlen länger als bisher eingerichtet würden, da ſie ſelten über 24 Fuß lang ſchneiden; allein in Ermangelung einer brauchbaren Schneidemühle ſollte man die Bauſtämme mit der Handſäge trennen laſſen, wie dieſes an Orten, wo das Holz ſehr rar iſt und aus entfernten Gegenden beigeſchaft wird, ſchon längſt geſchehen iſt. Um ſo leichter kann dies bei Bauhölzern geſchehen, da in Berlin ſogar die großen Sandſteine in Platten zerſchnitten werden.

Man könnte das ausgewachſene, reife, ſtarke Bauholz mit Schonung des jüngern, zu allen Baubedürfniſſen anwenden, indem man die ſchon vierkantigen, ſtärkern Bauſtämme nur noch ein oder zweimal der Länge nach durchſchneiden laſſen dürfte, um Bauholz von jeder nöthigen Breite und Dicke zu erhalten, ſo daß man den Vorſchlag um ſo eher in Ausübung zu bringen ſuchen ſollte, es wäre denn, daß in einer Gegend das ſtärkere Bauholz ſchon ſo ſelten geworden, und es in der Zukunft gänzlich daran fehlen könnte.

Baum, Fr. un arbre. Iſt eine fortdauernde Pflanze mit einem harten holzigen Stamm, welche ſich in einer gewiſſen Höhe über der Erde in Aeſte vertheilet, die ſich hernach mit ihren Zweigen, woran die Blätter ſitzen, weiter ausbreiten. Sie gehören in dem Gewächsreich zur ſiebenten Familie, deren dritte und vierte Ordnung ſie ausmachen, und ſind wahre Holzarten oder diejenigen Pflanzen, die ſowohl beſtändige Wurzel als auch beſtändige Stengel oder Stämme haben. Sie haben das Vermögen ſich lange Jahre im Wachsthum und Dauer zu erhalten, und folglich können ſie auch ihre Blüthe, Befruchtung und die daraus folgende Erzeugung des Saamens wiederholt fortſetzen. Ob nun ſchon die wahren Holzarten in verſchiedener Geſtalt und Eigenſchaften, theils als Bäume von mannigfaltiger Größe, und theils als Sträuche mit mehr oder weniger großen und ſtarken, geraden oder rankenden, kriechenden Stengeln erſcheinen, ſo kommen ſie doch in ihren weſentlichen Beſtandtheilen ſämtlich mit einander überein.

Ein jeder im Wachsthum ſtehender geſunder Baum hat Wurzeln, Kraut oder Laub und Blüte, und dieſe Haupttheile der deutſchen Holzarten beſtehen aus feſten und flüſſigen Theilen. Die feſten Theile ſind: das Mark oder das Herz, welches ſich in der Mitte des Holzes befindet, und umſchloſſen iſt von dem Holze, das aus einem harten, feſten, und dauerhaften Gewebe beſtehet, und ſeinen Zuwachs von dem feſter gewordenen Gewebe der Rinde erhält; dann dem Splint, welches das aus dem Baſt in Holz ſich verwandelnde Gewebe iſt; der Baſt oder die Safthaut, die über dem Splinte liegt, trennt ſich jährlich von der Rinde ab, und wird Splint; weiter die Rinde, welche die Haut des Baumes ausmacht, und die innere Lage ihres Gewebes zu dem Baſte abgiebt, und endlich das Oberhäutchen, welches als die äußere zarte Haut die Rinde überzieht. Alle dieſe ſechs Theile kann man deutlich an der ganzen Holzpflanze, von der kleinſten Wurzel an, bis ins kleinſte Aeſtchen unterſcheiden. Die vornehmſten flüſſigen Theile ſind Luft und Waſſer, welche den Gewächſen die feinſten, zart aufgelöſeten, und wirkſamſten Materien aus der Erde und der freien Luft zur Nahrung zuführen.

Das Mark iſt der vornehmſte und weſentlichſte Theil aller Gewächſe. Es befindet ſich gleich Anfangs in dem Herzkeime des Saamens, welcher ſich bei deſſen Aufwachſen in die Wurzelfaſer verlängert, und von ihren äußerſten Enden an, das Mark durch das ganze Gewächs bis in die Blüten ausbreitet, auch durch dieſe in deren einzelnen Blumen bis in den Saamen fortſetzet. Sowohl mit dem reifen als unreifen Saamen, wirft endlich die Mutterpflanze ihre äußerſten markigen Spitzen ab, welche in den befruchteten und vollkommnen Saamen den künftigen neuen Pflanzen, ihren Anfang, das Leben und den Wachsthum geben. Dieſes Mark wächſet, indem es ſich nach allen Seiten hin ausdehnet, da es denn ſeine aus Holzfaſern, Rinde und dem äußern Häutchen beſtehenden Ueberzüge, zwiſchen welchen es ſich befindet, zugleich verlängert. Dieſe Ordnung behält das Mark bei Ausbildung aller Gewächſe bei, außer daß es bald feiner, bald gröber wird, und in den von einander verſchiedenen Theilen, auch verſchiedene Geſtalten annimmt; daß es mit der Zeit in den innerſten Holzringen

trocken wird, auch ganz aufhört, ſo wie es auch in den Saftröhren ſelbſt geſchieht, wenn ſie ſteif und holzig werden. Dahingegen das Mark zwiſchen den äußerſten Holzringen, dem Baſte und der Rinde bleibt, mithin auch ſodann daſelbſt der ſtärkſte Zufluß des Saftes und deſſen ſchnellſte Bewegung iſt. Hieraus erhellet, daß die Gewächſe in allen ihren Theilen, ſo lange ſie durch die in Bewegung geſetzten Säfte, mit gehöriger Lebhaftigkeit ausgedehnt werden, das Mark als das weſentlichſte enthalten müſſen; daß durch daſſelbe die Entwickelung aller Gewächsarten fortgeſetzt und folglich auch dadurch die Blüte hervorgebracht wird.

Der aus dem Saamen entſtehende verlängerte Wurzelkeim, bringt nebſt dem Mark und der Rinde, die Anlage zu den künftigen Holzfaſern mit ſich, durch welche ſich, durch Zuſammenſetzung größerer Faſernbündel, Zellen, Saftröhren und Häutchen von mancherlei Geſtalt bilden.

Die Luftröhren ſind diejenigen Gefäße der Pflanzen, die nur Luft enthalten, und unter allen die weiteſten ſind (ſ. Athemholen). Ihr Gang iſt ſehr verſchieden, er ſteigt nicht in allen Pflanzen gerade in die Höhe, ſondern ſtreckt ſich in der Eiche hin und her und im Maulbeerbaum ohnweit der Wurzel, wie eine Schnecke. Jede Luftröhre iſt mit vielen Saftröhren umgeben, und dieſe ſcheinen beſtimmt zu ſeyn, den Saft in den Pflanzen zu verbreiten; die Saftbläschen aber, ihn vornämlich zuzubereiten und ihn geſchickter zu machen. In dieſen angeführten Gefäßen bewegen ſich dann, ſo lange ſie noch jung, weich, locker, und mit dem Marke angefüllt ſind, die häufig andringenden und zuſtrömenden Säfte ſehr ſchnell; wenn aber in der Folge der Zeit dieſen Gewächstheilen der Saft entgeht, und nur ſparſam in ſie eindringen kann, ſo verhärten ſie und werden Holz. Eine Pflanze, deren Röhren und Bläschen, oder überhaupt deren Gewebe locker iſt, ſo daß der Saft immerfort in ihre innerſte Zuſammenſetzung dringen kann, iſt weich, und wenn es eine Holzpflanze iſt, ſo hat ſie weiches Holz. Hingegen wo das Gewebe dicht iſt, und da wo der Leim, von dem die ganze Feſtigkeit der Pflanzentheile abhängt, mit weniger wäſſeriger Feuchtigkeit vermiſcht iſt, entſteht feſtes und hartes Holz.

Wenn die benannten Gefäße in der Folge dichter, feſter und elaſtiſcher, endlich aber ganz hart und verengert worden ſind, bis ſie die wahre Eigenſchaft der Holzfaſern an ſich nehmen, ſo machen ſie die Anlage zu dem gewöhnlichen neuen Holzringe. Sobald nun der neueſte Holzring zur Vollkommenheit gelangt iſt, ſo ſondert ſich im folgenden Jahre die innerſte Haut der Rinde (die Saft- oder Baſthaut genannt) von den übrigen Lagen der Rinde völlig ab, legt ſich näher um den vorigen Holzring und erzeugt nach und nach das junge Holz, welches ſo lang den Namen Splint führet, bis es nach einer, bei jeder Holzart ſichern Reihe von Jahren zu der Feſtigkeit und Güte eines dichten, brauchbaren Holzes gelangt iſt.

Die verſchiedenen Nutzungsarten des Holzes machen nicht ſelten die Fragen nach dem Alter des Baumes nothwendig, und dieſes kann man aus der Gegenwart und Anzahl der benannten Holz- oder Jahresringe mit Zuverläſſigkeit beſtimmen, nämlich man kann aus dem unterſten Abſchnitte des Stammes beweiſen, ein Baum ſey ſo viel Jahre alt, als er Holzringe habe. Doch muß man 5 bis 6 Jahre noch hinzuſetzen, weil man die Ringe, welche der Baum in ſeinen erſten Jahren macht, nicht mehr erkennen kann; iſt er aber weit überſtändig und ſehr alt, ſo iſt auf die Zahl der Ringe nicht mehr zu gehen, denn ein überſtändiges Holz ſetzt wenigſtens am Stamme keine Jahre mehr an, oder ſie ſind doch ſo dünne, daß ſie nicht mehr kenntbar ſind. Wenn man übrigens einen Baum am Wurzelende abſägt und ihn dann glatt hobelt, ſo kann man die Ringe am deutlichſten unterſcheiden, und zwar beim weichen und Nadelholze deutlicher, als bei dem harten Holze. Indeſſen zeigt nicht allezeit eine beſtimmte Anzahl ſolcher Ringe einerlei Maas von Dicke oder Stärke an, denn dieſes hängt davon ab, ob der Wachsthum gut oder ſchlecht von ſtatten gegangen iſt. Es kann ſich ſogar ereignen, daß in ein und eben dem Stamme weite und feine Holzringe mit einander abwechſeln, daher denn auch das äußerliche Anſehen eines Baumes, in Anſehung des Alters oft trügt.

Der Baſt iſt die innere Haut der Rinde, welche mit ihr aus einerlei zellichten Gewebe von Faſern, Saft- und

Luftröhren beſteht, und in, und unter welcher die mehreſte Bewegung der Säfte vorgeht. Aller Baſt, ehe er ſich im Winter von der Rinde abſondert, iſt bei den meiſten Gewächsarten ziemlich dünne; er wird aber beſonders an manchen Bäumen und Stauden ſo zähe, daß er eine beträchtliche Haltung bekömmt, und daher zu allerlei Matten, Bändern und Strikken gebraucht werden kann. Im Sommer über wird der Baſt durch ſtarke Nahrung dick und ſchwammig; wenn er nun im Winter an den Splint feſt angeleimt worden, und im Frühjahr der neue Saft durch die Rinde hinaufſteigt; ſo kann er den vorjährigen Baſt nicht mehr ſo ſtark durchdringen, vielweniger vom alten Splint abtrennen, wie vor dem Jahre. Daher bleibt er ſitzen; der alte Splint wird Holz, der alte Baſt wird Splint, und auf dieſem entſteht nun wieder ein neuer Baſt.

Zwiſchen dem Baſte und der äußern feinen Oberhaut befindet ſich die Rinde oder Borke, welche ein dickes und ſaftreiches Gewebe iſt, das aus lauter Zellen, Bläschen, Saft- und Luftröhren beſteht. Alle dieſe Theile ſind mit einem groben markigten Weſen durchwebt, welches die ganze Subſtanz des Holzes vermittelſt unzählbarer Schlauchreihen durchdringt, und ſolchergeſtalt mit dem innern feinen Mark zuſammenhängt, und alſo das innere, mittlere und äußere mit einander vereinigt. Nach Beſchaffenheit der Arten und des Alters der Pflanzen iſt die Rinde von verſchiedener Stärke, Feinheit und Biegſamkeit; in der Jugend iſt ſie zähe und einer Haut ähnlich; da ſie aber ihre äußere Lagen nicht durch einen neuen Zuwachs vermehrt, ſondern nur einwärts jährlich neuen Baſt anſetzt, dabei der Baum immer an Dicke zunimmt; ſo muß ſich die Rinde von Jahr zu Jahr mehr und mehr ausdehnen; nun wird ſie aber immer härter und ſpröder, je älter ſie wird, bekommt mithin Riſſe, welche mit den Jahren tiefer und größer werden, woher denn auch die runzlichte Geſtalt großer Bäume entſteht.

Das Oberhäutchen iſt die äußerſte dünne Schale, welche die Rinde und alle vorhergenannten Theile bedeckt, und iſt beſonders bei jungen Bäumen fein, zart, dichte und faſt durchſichtig. Es beſteht aus den allerfeinſten verhärteten Spitzen der kleinen Haargefäße, und wird daraus an jungen Pflanzen erneuert. In einem gewiſſen Alter der Bäu-

me und deren lebhaften Wuchs pflegt die Rinde aufzuſpringen und die Oberhaut zu zerreißen, welche ſich nach und nach bei einigen Arten verliert.

Die flüßigen Theile erhalten die Gewächſe zu ihrer Nahrung aus der Erde und Luft. Ihre Nahrung ſelbſt beſteht aus erdigten, ſalzigten, öligten und wäſſerigten Theilen, welche ſie in Geſtalt der Dämpfe erhalten. Es kommt aber dabei hauptſächlich auf die eigenthümliche Organiſation des Gewächſes an, in welchem Verhältniſſe daſſelbe dieſe Theile zu ſich nehmen kann, und ob es alſo dieſe oder jene Nahrungsſäfte an ſich ziehen und es ſo oder anders verarbeiten ſoll, welches die gepfropften Bäume am beſten beweiſen. Nach der angenommenen Theorie des Kreislaufs der Pflanzenſäfte hat das Wachsthum und die Nahrung der Bäume ſeinen Grund in einer verhältnißmäßigen Bewegung des Saftes nach oben, wobei die überflüßigen, wäſſerigten Theile davon abgeſondert und verdampft, die angemeſſenen eigenen hingegen in die Subſtanz der Pflanzen aufgenommen und verwandelt werden. Daher gehört zur Geſundheit eines jeden Baums das innere Vermögen, alle mit eingehende fremdartige nicht eigenthümlich erforderliche Weſen, durch die Blätter wieder auszuführen und fortzuſchaffen, das Angemeſſene aber ſich zur Unterhaltung, Vergrößerung und Vermehrung aneignen zu können.

Zum Wachsthum einer Holzpflanze, zur Ernährung oder Erzeugung und Befruchtung des Saamens derſelben gehören und wirken folgende Theile: Das Saamenkorn, wenn es zu einer gewiſſen Zeit in die Erde geworfen, feucht und bis auf einen gewiſſen Grad warm geworden, fängt an zu keimen. Die Feuchtigkeit, welche durch die Häute deſſelben gedrungen iſt, löſet die ſchwammigte und markigte Subſtanz auf, und vermiſcht ſich damit, woraus eine Art von Milch entſteht, welche in die kleinſten Gefäße des keimenden Pflänzchens tritt, und ihm Nahrung verſchafft. Da aber alle in dem Saamenkorn enthaltene Theile durch dieſe Auflöſung aus einander getrieben werden, und die erweichte Hülſe nur bis zu einem gewiſſen Grad nachgiebt, ſo ſucht der nun verdünnte Nahrungsſaft einen Ausweg, und tritt in die Ausgänge, die nach dem Saftgang des angehenden Würzelchens führen. Das Würzelchen fängt alſo

gleichfalls an ſich zu entwickeln, wird größer, dehnt ſich immer mehr aus, und geht durch das kleine Loch an der Oberfläche des Korns heraus, treibt unmerklich in die Erde, und ſchöpft daraus allerlei ſtärkere und häufigere Nahrung. Der kleine bisher unter den Häuten des Saamenkorns verborgene Stengel geht durch die ſich geöfneten Decken heraus, durchbohrt die Erde, und erhebt ſich in die Luft.

Nun wird der in dem Saamenkorne vorher befindlich geweſene Keim eine wirkliche Pflanze, und hier muß der menſchliche Fleiß und Sorgfalt derſelben zu Hülfe kommen, wenn man anders einen ſchnellern und ſtärkern Wachsthum von ihr zu erhalten wünſcht. Bei dem Holz, welches fliegenden Saamen trägt, gehört die Pflanze nunmehr zum Anflug, bei den fallenden Saamen aber zum Anſchlag. Die Holzpflanze hat in dieſem Zuſtand eine Wurzel, ein Stämmchen, und ein oder mehrere Blätter, und dieſe Stücke ſind zu dem Leben unumgänglich nöthig, da durch ſolche die Ernährung bei allen Pflanzen betrieben wird.

Die Wurzeln ſind beſtimmt, einen Theil des Nahrungsſaftes aus der Erde an ſich zu ziehen, und ihn weiter in das Gewächs zu führen. Sie beſtehen zu dem Ende aus feinen Röhren oder Zaſern, welche das Weſentlichſte der Wurzeln ausmachen. Sie ſind eigentlich lauter kleine Röhrchen oder Saugmaſchinen, welche den Saft aus der Erde ſaugen, und den Pflanzen die nöthige Nahrung verſchaffen. Sie haben eben dieſelben Theile und eben den innern Bau, wie der Stamm, und haben alſo Mark, um daſſelbe her Holzringe, Splint, Baſt, Rinde und Oberhäutchen. Sie werden alſo eben ſo durch Anſetzen neuer Holzringe dicker, wie der Stamm und die Aeſte; ſie treiben auch Knoſpen wie die Krone des Baums. Wenn ſie unter der Erde fortwachſen, ſo werden es Seitenwurzeln oder ſchädliche Waſſerwurzeln; wenn ſie aber an den Tagwurzeln hervorkeimen, ſo werden ſie entweder Stammlohden oder Waſſerlohden.

Die Wurzel treibt ihrer Natur nach unter ſich; die Hauptwurzel, aus welcher unmittelbar der Stamm hervortritt, heiſſet die Herzwurzel. Wenn ſie auf ihrem Weg in den Boden hinein nicht gehindert wird, ſo treibt ſie bei den mehreſten Holzarten eine Pfeiler- oder Pfahlwurzel, welche

auf allen Seiten Keime ausſtößet, eben ſo wie oben der Saame die Aeſte; dieſe kriechen in die Erde umher, und werden Seitenwurzeln; diejenigen aber, welche oben in der Oberfläche herumſtreichen, heiſſen Thau- oder Tagewurzeln; findet aber die Herzwurzel unter ſich Steine, Felſen oder ſonſt harten Grund, daß ſie ihn nicht durchbohren kann, ſo zertheilt ſie ſich in lauter Seitenwurzeln. Wahrſcheinlich ſaugt die Wurzel nicht bloß mit ihren äußerſten Spitzen den Nahrungsſaft, ſondern zugleich auch durch die Dunſtlöcher auf der ganzen Oberfläche der Wurzelrinde, weil es ſonſt unbegreiflich wäre, wie eine ſo kleine Anzahl Faſern, eine ſolche große Menge Saft in den Stamm eines Baums ſollte hineinführen können, obgleich die Blätter auch vieles einſaugen.

Wenn das Holz der jungen Pflanzen gleich anfangs dem Trieb des Marks widerſtehen kann, ſo geht dieſer Trieb aufwärts, und treibt einen einfachen Stamm, woraus hernach Oberholz oder Stammholz wird. Der Stamm theilt ſich oben und ſeitwärts, in einer, jedem Geſchlechte eigenen Ordnung, in kleinere und ſchwächere Theile, die man Aeſte oder Zweige nennt, welche die große Menge der daraus hervorkommenden übrigen Theile deſto bequemer erzeugen, ernähren und tragen können. — Die Wurzel und Blätter ſind aber nicht die alleinigen Werkzeuge der Ernährung, ſondern auch ſelbſt der Stamm und die Aeſte, in welche die Nahrung durch die Poros der Rinde eindringt.

Die Blätter ſind beſondere Fortſätze, welche ſich gleich anfangs bei den Holzpflanzen an verſchiedenen Theilen zeigen. Von außen iſt das Blatt auf beiden Seiten mit einer Oberhaut bekleidet; zwiſchen dieſer doppelten Oberhaut liegt das Netz, welches aus den in zarte Aeſte getheilten Gefäßen, die aus dem Stamm in das Blatt treten, zuſammengewebt iſt. Dieſe zarten Aeſte ſind durch die Schläuche des zelligten Gewebes mit einander verbunden. In dieſen Schläuchen wird der Nahrungsſaft der Pflanzen, der durch die Gefäße des Netzes herbeigeführt iſt, ausgearbeitet, und zur Ernährung der Pflanze geſchickter gemacht, worauf er wieder in den Stamm zurück tritt und zur Nahrung und Entwickelung andrer Theile dient. — Der Stiel hat mit den

Blättern gleiche Struktur, und iſt von ihnen in nichts als in ſeiner äußern Bildung verſchieden.

Die merkwürdigſten Verrichtungen der Blätter beſtehen darin, daß ſie den Saft in die Höhe ziehen, ihn zubereiten, und vom Ueberflüßigen befreien; und dann ſind ſie auch Arten von Wurzeln, welche aus der Luft verſchiedene Flüſſigkeiten unaufhörlich einſaugen und den anliegenden Theilen zuführen (ſ. Anziehen). Das Geſchäft des Einſaugens der Nahrungstheile und des Ausdünſtens der Blätter wird vorzüglich durch die Drüſen verrichtet. Dieſe erblickt man bei den Bäumen und Sträuchern nur an der untern Fläche der Blätter, und ſie ſtellen kleine einſaugende Gefäße vor. Sie geben alſo das Hauptwerkzeug der merklichen und unmerklichen Ausdünſtung (ſ. Ausdünſten) ab.

Unter die Unterſcheidungszeichen der Holzarten gehört auch die Geſtalt der Blätter. In Anſehung ihres Umfangs giebt es runde, ovale, ſchmale, lanzettförmige, eckigte, und aus obigen verſchiedenen einzelnen, giebt es zuſammengeſetzte Blätter, welche ganz und ungezahnet oder eingeſchnitten, auch am Rande gezähnelt oder nicht gezähnelt ſind. In Anſehung ihrer Ausbreitungsart ſind ſie entweder ganz flach oder platt, oder etwas hohl, in der Mitte aufgetrieben, und am Rande flach, oder wellenförmig am Rande gebogen. — Die mehreſten Laubholzarten werfen im Herbſt ihre Blätter ab, indem ſich zu der Zeit der Saft zurückzieht, der Leim, welcher den Stiel am Holz anklebt, ſpröde wird, und alſo das Blatt bei der geringſten Bewegung abbricht. Man hat dabei die Bemerkung gemacht, daß wenn die Blätter im Herbſt ſpät abfallen, es einen naſſen und rauhen Winter bedeute, vermuthlich weil wegen der Südwinde die Feuchtigkeit und Wärme länger anhält, wogegen im Winter der Nordwind Kälte mitbringt, die deſto empfindlicher und lebhafter iſt, je mehr ſie noch Feuchtigkeit vom Herbſte vorfindet.

Die Augen und Knoſpen, welche zur Vermehrung der Holzarten das Hauptwerk ausmachen, ſind die Behältniſſe des in ihnen verborgen liegenden Pflanzenkeims, und ſie haben an allen Holzarten ihren beſtändigen Sitz auf den Wurzeln, Stämmen und Zweigen, ſowohl auf der Spitze derſelben, als auf allen Seiten nach der Länge hin. Sie

haben ihre Entſtehung von dem in den Zellen des Markes abgeſetzten Pflanzenſaft, und werden erzeugt, wenn das Mark irgendwo hervorzubrechen genöthiget wird, und an die freie Luft kommt; indem ſich da einer von den ſtärkſten Urkeimen entwickelt, vergrößert, und zum neuen Gewächs oder Aſt wird. Es kommen demnach alle Zweige oder Schoſſe und Blätter daraus hervor, und ihr jährlicher Wachsthum endiget ſich wieder bei der Reife der Triebe, mit der Bildung neuer Augen und Knoſpen, welche letztere im kommenden Jahre den neuen Wachsthum wieder anfangen. Dieſe Ordnung dauert ſo lange, bis endlich aus ihnen auch die Blüthe, und durch dieſe ein fruchtbarer Baum erzeugt wird. Uebrigens ſind die Augen und Knoſpen, in Rückſicht ihrer Keime, weſentlich unterſchieden, indem ſehr viele nur Blätter und Zweige, andere hingegen zugleich Blüthen, und folglich auch den Saamen hervorbringen. Mithin ſind es nicht bloß Holz-oder Blätteraugen, ſondern auch Trageknoſpen zugleich.

Sobald ein Gewächs ſeinen gehörigen Grad der Entwickelung und Vollkommenheit erreicht hat, ſo eilt es, ſein Geſchlecht durch Saamen fortzupflanzen, zu welchem Ende ſich nun die Blüthe erzeugt, die alle zur Erzeugung und Befruchtung eines Saamens gehörige natürliche Werkzeuge enthält, und dabei zugleich das Wachsthum aller Knoſpen, aus welchen ſie hervorkömmt, endiget. Bei den Blüthen, welche an unſern Holzarten in verſchiedener Anzahl und Ordnung hervorkommen, bemerkt man dreierlei Hauptunterſchiede, als 1) Zwitterblüthen, welche ſowohl die befruchtenden Staubfäden als die zukünftige kleine Frucht auf einem gemeinſchaftlichen Stiele ſelbſt in ſich haben, deren Saamen neue Pflanzen aus ſich erzeugen. 2) Männliche Blüthen, beſonders in beſondern Knoſpen, welche nur auf ihren Staubfäden das befruchtende Mehl und mit dieſen keine Anlage der zukünftigen Frucht hervorbringen. Sie fallen nach dem Verblühen ab, und die ganze Knoſpe vergeht. Einige Holzpflanzenarten tragen ſolche männliche Blüthen allein, und bringen folglich keinen Saamen, ſondern ſind bloß zu dem Ende da, um ihren Gegenſtand zu befruchten, und werden daher männliche Pflanzen genannt. Dieſe Arten muß man kennen, um ſie in den Forſten mit anzuziehen,

und darf ſie nicht unvorſichtig abhauen laſſen, wenn man fruchtbaren Saamen zur Saat verlangt. 3) Weibliche Blüthen in beſondern Knoſpen, ſind entweder in einer Pflanze mit den männlichen, nicht aber in einer Blüthe beiſammen, oder in einer von ihrer männlichen ganz abgeſonderten Pflanze. Dieſe enthalten die Anlage der zukünftigen Frucht ganz allein, und haben die männlichen Arten zu ihrer Befruchtung ſchlechterdings nöthig, wenn ſie nicht taube Saamen ohne Keime hervorbringen ſollen. Auf der genauen Kenntniß dieſer Umſtände der Befruchtung beruhet die Beurtheilung, ob es in gewiſſen Jahren Saamen geben werde, auch ob dieſer vornämlich fruchtbar und zur Ausſaat tauglich werden könne oder nicht, und ob nicht Koſten und Mühe mit letztern verſchwendet und weggeworfen werden würden. Ferner, wenn bei dem Anpflanzen gewiſſer Arten darnach Anſtalten zu machen nöthig iſt.

Von außen unterſcheidet man an den Blüthen den Blumenhalter, die äußern und innern Blumendecken oder die Blätter. Dieſe äußern Theile dienen bloß zur Beſchützung der innern, und hauptſächlich dazu, daß ſie die zur Nahrung und Ausbildung der Frucht erforderlichen Säfte vorbereiten. Von innern hingegen bemerkt man die zur Befruchtung weſentlichen Theile, nämlich die Staubfäden und den Blumengriffel oder Staubweg. Da ſich aber dieſe Blumentheile nicht immer in einer Blüthe beiſammen befinden, ſo machen nur diejenigen vollkommene Blüthen aus, wenn ſie, wie die Zwitterblüthen, an ſich fruchtbar ſind, nämlich Staubfäden und Blumengriffel haben. Unvollkommene hingegen ſind die von einander abgeſonderten männlichen und weiblichen Blüthen, darin ein jeder Theil, nämlich die Staubfäden und der Blumengriffel, ihren eigenen und beſondern Blumenhalter haben.

Der Blumenhalter entſteht auf der Spitze des Blumenſtiels; auf ihm haben alle Blumentheile ihren Sitz, und er dient nach dem Verblühen der ganzen Frucht oder dem Saamen insbeſondere zur Stütze und Befeſtigung.

Die äußere Blumendecke oder der Kelch iſt derjenige Theil, welcher die ganze Blüthe oder Blume gleich von Anfang in ſich hat, und folglich ganz überzieht und beſetzt. An vielen Blumen fehlt ſie, bei andern findet ſie ſich einfach,

gedoppelt, drei- vier- oder vielfach über einander. Viele Blüthen behalten dieſe äußere Decke bis zur Reife des Saamens, da ſie dann Frucht- oder Saamenkelch genannt wird; bei andern Arten hingegen fällt ſie beim Verblühen ab.

Die innere Blumendecke oder die Blumenkrone hat ihren Siz innerhalb des Kelchs, und umgiebt die weſentlichen Blumentheile. Mehrentheils hat ſie die ſchönſten Farben in verſchiedenen Abwechſelungen, beſteht oft nur aus einem Blatt, nicht ſelten aber aus mehreren, und fehlt, da ſie kein weſentlicher Theil der Blüthe iſt, bei manchen Arten ganz und gar, z. B. bei den Nüſſen, Beeren und andern Gewächſen, die ihre Blüthe und Frucht in langen oder kurzen Zapfen tragen.

Die Staubfäden oder Staubträger machen den männlichen weſentlichen Haupttheil zur Befruchtung des Saamens aus. Sie beſtehen aus den Fäden und den Staubhülſen, haben ihren Siz auf dem Blumenhalter, und befinden ſich zwiſchen der Blumendecke und dem Blumengriffel. Ihre Fäden fehlen zuweilen oder ſind doch unmerklich; die Staubhülſen hingegen fehlen in vollkommenen und für ſich fruchtbaren Blumen niemals. Dieſe leztern ſind das gemeinſchaftliche Behältniß des Blumenſtaubes, welches ſich in einer geſezten Zeit nach und nach öfnet, damit die zur Befruchtung mit eigener Materie erfüllten Bläschen, aus denen der Blumenſtaub beſtehet, nicht auf einmal davon entblößet werden.

Zu den weiblichen Zeugungstheilen gehört der Blumengriffel oder Stempel, welcher der innerſte oder mittelſte und eigentlich derjenige Blumentheil iſt, in welchem die Erzeugung und Befruchtung des Saamens geſchiehet, ſo daß er alſo mit dem Staubträger zugleich und zu einerlei Zeit zugegen ſeyn muß. Man theilt ihn ein: 1) in den Saamenſtock oder Fruchtknoten; 2) in den Staubweg oder die Befruchtungsröhre, und 3) in die Narbe, die die Oefnung der Röhre ausmacht.

Wenn nun das Geſchäffte dieſer ſämmtlichen Zeugungstheile gehörig von ſtatten geht (ſ. Befruchten); ſo entſteht die Frucht, deren weſentliche Vollkommenheit der fruchtbare Saame ausmacht. In dem Fruchtbehältniſſe werden alſo

die Saamen angetroffen, in welchen ſie ſo lange befindlich ſind, bis ſie nach ihrer vollkommenen Reiſe auf verſchiedene Weiſe ausgeſäet werden, wozu ſich alsdann dieſes Gehäuſe mehr oder weniger regelmäßig öfnet. Dieſer Fruchtbehältniſſe giebt es acht verſchiedene Arten: 1) das Kernobſt, eine fleiſchigte Frucht, in der ſich Kapſeln mit Saamen befinden; 2) das Steinobſt, eine harte oder weiche fleiſchigte Frucht ohne beſtimmte Oefnung mit einem Stein oder mit einer harten Nuß; 3) die Beere, eine fleiſchigte Frucht, mit einzelnen darin ſchwimmenden Saamen; 4) ein Zapfen, aus einem ſchuppigen Saamenbehältniſſe beſtehend, welches mit dem Saamen gebildet wird, und zwiſchen den Lagen der Schuppen den Saamen enthält; 5) die Saamenhülſe, aus einem Stück beſtehend, ſo auf einer Seite auffpringt; 6) die Hülſe, welche aus zwei Stücken beſteht, in deren Näthen jedoch der Saame nur auf einer Seite befindlich iſt; 7) die Schote, beſteht aus zwei Stücken, an deren Näthen die Saamen auf beiden Seiten ſtehen; 8) die Saamenkapſel, welche ein hohles Behältniß iſt, das ſich in beſtimmten Abtheilungen öfnet, und den Saamen ausſtreuet.

Der Saame endlich iſt der weſentlichſte und belebteſte Theil, welchen eine jede vollkommene Frucht nach den natürlichen Geſetzen des Wachsthums und der Erzeugung, ſchlechterdings hervorbringen muß; er enthält alſo den wahren Entwurf der zukünftigen Pflanze, und giebt dieſer zugleich die erſte Nahrung aus den Saamenlappen. Soll ſich aber der Keim wieder gehörig entwickeln, ſo muß das Saamenkorn bald der Erde anvertrauet werden, weil eine jede Art ihre Fruchtbarkeit, die eine früher, die andere ſpäter, nach und nach verliert. So vertrocknen die ſchleimig wäſſerigen Saamen geſchwinde; die öligen werden ſcharf und ranzig; die gewürzhaften verriechen; die mehligen und trockenen aber erhalten ſich am längſten. So wie von der Entwickelung des Saamenkeimes bereits oben gehandelt worden iſt, ſo findet man von den Kennzeichen der Güte des Saamens, deſſen verſchiedener Reifzeit, Einſammlung, Dauer und Pflege bei jeder Holzart beſonders das Nöthige angeführt.

Baumfalke, wird in zwei Arten, nämlich in den großen und den gemeinen Baumfalken unterſchieden, und gehören beide unter die Raubvögel.

Der große Baumfalke, lat. Falco ſubbuteo major, wird in den heſſiſchen und thüringiſchen Wäldern einzeln angetroffen. Er gleicht an Größe der Nebelkrähe, und iſt 1 Fuß 8 Zoll lang, wovon der Schwanz 6½ Zoll mißt. Die Flügel klaftern 3¾ Fuß. Der langgeſpitzte Schnabel iſt 1½ Zoll groß und ſo wie die Klauen hornblau; die Wachshaut ſo wie die Füße gelb; der Stern hellgelb; die Beine bis unter die Knie befiedert, 2½ Zoll hoch, die Mittelzehe 3 Zoll und die hintere 1¾ Zoll lang. Kopf und Oberhals ſind ſchwarzbraun; der Bauch ſchmutzig weiß mit einigen dunkelbraunen Querbinden. Der Schwanz aſchgrau mit 12 dunkelbraunen Querbinden. Das Weibchen iſt, wie gewöhnlich, weit größer, als das Männchen, und auſſerdem noch in allen Stellen weit regelmäßiger geſtreift; die dunkelbraune Kopffarbe läuft nach den Wangen zu nur ſchwärzlich ab; der Unterleib iſt bis zur Bruſt röthlich ſchmutzig weiß ohne alle Flecken. Dieſer Falke, den die Jäger auch den großen Schwarzbacken nennen, hält ſich in hohen Schwarzwäldern auf, wo er auch auf großen Fichten und Tannen horſtet. Er jagt nach Feldhühnern, Lerchen, Finken und Haſen.

Der gemeine Baumfalke, lat. Falco ſubbuteo, Linn. Fr. le Hobreau, Buff. Engl. the Hobby, Penn. auch kleiner Bußart; Lerchenfalke; Stoßfalke; und das Weißbäckchen genannt, und iſt in Deutſchland, beſonders in Thüringen, ſehr bekannt. Er iſt 1 Fuß 4 Zoll lang, der Schwanz 5½ Zoll und die Breite der ausgeſtreckten Flügel 3 Fuß 4 Zoll; zuſammengelegt gehen ſie über die Schwanzſpitze hinaus. Der Schnabel iſt 10 Linien lang, himmelblau, ſehr gekrümmt, mit einem großen Zahn; das Naſenwachs gelb; der Regenbogen rothbraun; die Füße gelb; die Beine 2 Zoll hoch; die Mittelzehe 1⅔ Zoll und die Hinterzehe ¾ Zoll lang, die mittlere und äußere etwas verbunden; die Nägel ſchwarz.

Der Scheitel iſt ſchwärzlich röthlich grau überlaufen; von dieſem geht auf die weißen Wangen herab ein ſchwarzer Strich; das Genick und die Seiten des Halſes ſind gelblichweiß; der Rücken und die Deckfedern der Flügel

ſchwärzlich, die Kehle und der Unterhals gelblichweiß, die Bruſt und der Bauch röthlichweiß mit länglichrunden ſchwarzen Flecken, die Schenkel und der After ſind blaß-orangengelb, die Schwungfedern bläulichſchwarz, die erſte jedoch ſchwarz und weiß gerändet, die der zweiten Ordnung an den Spitzen weiß, der Schwanz dunkelbraun mit röthlichweißen Spitzen, die untern Deckfedern der Flügel ſchwärzlich und hellroſtfarben gefleckt. — Das Männchen, das etwas kleiner, als das Weibchen iſt, wiegt 7 Unzen.

Wegen ſeiner langen Schwingen ſteigt der Baumfalke höher als eine Lerche in die Luft. Er horſtet auf den höchſten Bäumen, bauet aber zuweilen kein eigenes Neſt, ſondern bedient ſich eines alten der Rabenkrähe, und legt 3 bis 4 weiße, röthlichgefleckte Eier hinein. Er iſt ein Erbfeind der Lerchen, mit welchen er daher wegzieht und wieder zurückkömmt. Auf die Lerchenjagd iſt er ſo erpicht, daß er, ohngeachtet ſeiner Furchtſamkeit, den Jäger oft nicht ſieht, und von ihm erſchoſſen wird. Man kann ihn daher beſonders auf Wachteln, auf die er auch ſtößt, und auf Lerchen abrichten, und er hält ſich auf der Fauſt, wie der Sperber, ſehr gut ohne Kappe, und wird überhaupt ſo zahm, daß er wieder zurückkommt, wenn man ihn aus dem Zimmer ins Freie fliegen läßt. Sonſt wurde er auch zur Rebhühnerbaize gebraucht.

Man fängt ihn durch geblendete Feldlerchen, an deren einen Fuß man ein mit Leim beſtrichenes Gäbelchen oder auch einen bloßen beleimten Bindfaden gebunden hat. Eine ſolche Lerche, welche man leiſe fliegen läßt, wenn man einen ſolchen Raubvogel bemerkt, ſteigt gerade in die Höhe. Wenn ſie der Baumfalke bemerkt und auf ſie ſtößet, ſo ſchlägt das Gäbelchen über ſich, er fängt ſich, und fällt mit der Lerche herab. Will man ihn alsdann zur Baize, beſonders zum Lerchenfange brauchen, ſo wäſcht man den Leim mit Aſche, Seife und warmen Waſſer aus. Er muß, da er gar keine Kälte verträgt, immer an temperirten Orten ſeyn, und im Winter Sitzſtangen, die mit Haſenbälgen überzogen ſind, haben.

Baumfallen, ſ. Schlagbäume.

Baumfällen, Fr. abattre les arbres; iſt die erſte Arbeit der Holzmacher bei einem angehenden Holzſchlag; wie-

wohl auch zuweilen einzelne Stämme im Walde gefället werden müſſen. Die beſte Art des Baumfällens geſchieht durch das Abſägen; denn das Abſchroten (ſ. Abhauen) ſollte nie, wenigſtens in ſeltenen Fällen nur verſtattet werden, ſo wie die dritte Art, das Ausgraben, nur in wenigen Fällen anwendbar iſt. Man wähle indeſſen welche Art man wolle, ſo muß doch allemal Bedacht darauf genommen werden, beſonders bei Bau- Nuß- und Werkſtämmen, daß weder der zu fällende Baum, noch einer der nebenſtehenden von ſeinem Falle beſchädiget werde. Mithin muß man vor der Fällung eines Baums von Werth unterſuchen, ob er etwa einen andern durch ſeinen Fall, und durch deſſen Gegenwirkung ſich ſelbſt beſchädigen könne. Muß der letztere mit gefället werden, ſo fälle man ihn zuerſt, im entgegengeſetzten Falle haue man von dem erſtern einige ſtarke Aeſte dichte an dem Stamme weg, damit er den Hang auf eine andere Seite bekomme.

In Anſehung der Stellung der Bäume können viererlei Fälle vorkommen. Der Stamm ſteht entweder ſenkrecht, die Aeſte um denſelben ſind gleichförmig vertheilt, und im Gleichgewichte. Oder bei gleichem Stande ſind die Aeſte nicht gleichförmig vertheilt und im Gleichgewichte. Oder der Stamm neiget ſich nach einer Seite, und auf dieſer ſind die Aeſte dichte und ſtark. Oder der Stamm neiget ſich auf eine Seite, und die Aeſte ſind auf einer andern dichte und ſtark. Im erſten Falle, und überhaupt, wenn Stamm und Aeſte ſo ziemlich im Gleichgewichte ſind, iſt es leicht, einen Baum auf eine beſtimmte Seite zu werfen, wo er nicht, oder am wenigſten ſchadet. Je mehr aber die drei letztern Fälle von dem erſten abweichen, Stamm und Aeſte nämlich weniger im Gleichgewichte ſind, deſto vorſichtiger muß man ſeyn. Man muß daher genau unterſuchen, gegen welche Seite der Baum, wenn nichts ſeine Bewegung hinderte, von ſich ſelbſt und vermöge des Uebergewichts fallen würde, damit man zu Erreichung ſeines Endzwecks paſſende Mittel brauchen, und von deren guten Wirkung verſichert ſeyn könne. Ueberhaupt wähle der Forſtbediente zum Fällen der Bäume von Werth, ingleichen derjenigen, die als abgeſtorbene Bäume aus beſtandenen Hölzern herausgeſchafft

werden, ſolche Holzmacher, von deren Geſchicklichkeit, Sorgfalt und Aufmerkſamkeit er überzeugt iſt.

Soll ein Baum durch Abhauen oder Abſägen gefällt werden, ſo muß es ſo niedrig als möglich an der Erde tief auf den Wurzeln geſchehen, beſonders wenn der Stock nicht gerodet, oder ein friſcher Ausſchlag erwartet wird, weil durch die hohen Stöcke allemal, auch wenn man ſie rodet, dem Eigenthümer ein beträchtlicher Schade zugeht. Uebrigens iſt die Beſtimmung der Höhe der Stöcke verſchieden, in einigen Ländern 1 Fuß, in andern 1½ auch 2 Fuß, ja 4 Fuß, damit ſie Klafterlänge behalten, und quer in dieſelbe eingelegt werden können, jedoch aber nur in dem Falle, wenn das Nutzſtück nicht verringert wird.

Baumfliegen, ſ. Waldfliegen.

Baumgeſtör; wird beim Flößen 8, 10 bis 12 Stämme zuſammengebundenes Tannen- Fichten- oder Kiefernholz genannt, im Gegenſatz von den vorderſten Geſtören eines Langholzfloßes, die aus Brettern beſtehen; ſ. auch Geſtör.

Baumholz, Fr. Bois de charpente; nennt man, in Rückſicht der Beſchaffenheit des Wuchſes, ſolche Hölzer, welche nach ihrer Haupteigenſchaft, wie die Bauhölzer, zwar einſchäftig, aber nicht die Höhe, Stärke und Güte als dieſe erreichen. Man theilt das Baumholz nach ſeiner Größe in 3 Claſſen. Baumhölzer von der erſten Größe nennt man diejenigen, deren reine Schäfte gewöhnlich nicht über 30 Fuß Höhe, und in ſolcher nur eine, mit der untern unverhältnißmäßig ſchwächere Zopfdicke erlangen. Die von der zweiten Größe ſind von geringerm Wuchſe, nur bis 18 Fuß Schaftlänge. Dieſe Hölzer ſind ſämtlich zu manchem Nutz- Werk- und Brennholze dienlich, und die von der erſten Größe erſetzen im Nothfall gar oft den Mangel an eigentlichen Bauhölzern.

Unter die Baumhölzer der erſten Größe gehören: der Hornbaum, der Ahorn, Spitzahorn, die Birke, weiße Eller, der Vogelkirſchenbaum, die Sommerlinde, die Winterlinde. Zu denen von der zweiten Größe rechnet man: den Elzbeerbaum, den Holzbirnbaum, den Holzapfelbaum, den Vogelbeerbaum, den Mehlbaum, den Maßholder, die Mandelweide, die Knackweide, die gelbe Bandweide; den

Eibenbaum. Unter die Baumhölzer der dritten Größe gehören: der Traubenkirſchbaum, der Sauerkirſchbaum, der Korneelkirſchbaum, der Miſpelbaum, die Saalweide, die Lorbeerweide, die rothe Bandweide, die Hülſe, der Wachholder.

Baumkantig, Fr. Bois en grume; heißt Bauholz, das nicht an allen vier Seiten gehörig beſchlagen werden kann, ſondern noch etwas von der Rundung des Stammes behalten muß.

Baumkrankheiten, ſ. Krankheiten der Bäume.

Baumläufer, gemeiner Baumläufer, Baumrutſcher, Lat. Certhia familiaris, Linn. Fr. le Grimpereau, Buff. Engl. the Creeper, Penn. auch Baumläuferlein, Baumreiter, gemeiner Klettervogel, krummſchnäbligter Baumkleber, Grüper, Grauſpecht, Rindenkleber, Kleinſpecht, Schindelkriecher, kleiner Baumhacker, Baumklette, Brunnenläufer, Hierengryl, gemeiner grauer Baumſteiger. Iſt ein Waldvogel, und wohnt in Deutſchland überall, wo Waldungen ſind. Seine Länge beträgt $6\frac{3}{4}$ Zoll, und die Breite mit ausgeſpannten Flügeln $8\frac{1}{2}$ Zoll. Der Schwanz iſt 3 Zoll lang, und die zuſammengelegten Flügel reichen bis auf ein Drittheil deſſelben. Der dünne Schnabel iſt 9 Linien lang, ſichelförmig gebogen, und endigt ſich in eine ſcharfe Spitze, die Zunge knorpelhart, ſpizzig, ſcharf, gebogen, und unter der Spitze ſteht auf jeder Seite ein Zähnchen; die Naſenlöcher ſind mit einem Häutchen halb bedeckt, die Augen braun, die Füſſe graulich fleiſchfarben, mit ſehr langen, ſpitzigen, ſcharfen und grauweißen Nägeln, die Beine 9 Linien hoch, die Mittelzehe 8 und die hintere 9 Linien lang, wovon der Nagel allein 6 Linien mißt.

Der Oberleib iſt grau mit röthlichgelb geſprengt, der Kopf ſchwarz; die obern Deckfedern des Schwanzes ſind lang und röthlichgelb, der Unterleib ſchön weiß, die erſten Deckfedern der Flügel ſchwärzlich mit weißen Spitzen, die übrigen braungrau mit weißgedüpfelten Kanten, die Schwungfedern ſchwarzbraun, haben von außen eine lohgelbe Kante und weiße Spitzen; von der vierten bis zur vierzehnten Feder läuft querdurch ein gelblichweißes Band; der Schwanz hat 12 Federn, iſt ſtark, ſteif, ſchmal und

keilförmig, jede Feder nach dem Ende zu ſehr ſpitzig, graubraun. — Dem Weibchen fehlt das Gelbliche auf dem Oberleib, und in den Flügelfedern iſt das Band weiß.

Dieſer Vogel iſt ſo wenig ſcheu, daß man neben den Baum treten kann, an welchem er ſehr geſchwind und geſchickt, unter beſtändigem Schreien: Zieh, Zieh, Ziziey! hinaufklettert. Er fliegt auch ſchnell genug, doch ohne Dauer, und ruht beſtändig an Bäumen aus. Er wandert nicht, hält ſich im Sommer in Wäldern, beſonders gern in Schwarzwäldern, auf, und fliegt im Herbſt und Winter von einem Wald, Garten und Baum zum andern. Man trift ihn dann am meiſten bei Kopfweiden an; er klettert aber auch an Wänden, Brunnen, Mauern und alten Gebäuden herum. — Unter der Baumrinde und in allerhand Ritzen ſucht er Inſekten, Raupen, Inſekteneier, Puppen, Spinnen, beſonders Fichtenwanzen hervor, und verſchluckt auch Fichtenſaamen und andere kleine Sämereien. Im Winter weiß er beſonders die Inſektenlarven, auf den faulen Köpfen der Kopfweiden mit ſeinem langen ſpitzigen Schnabel ſehr geſchickt hervorzuſuchen.

Sein Neſt macht er nach Art der Spechte in hohle Bäume, Baumritzen, Klüfte an den Wurzeln, und in Tannenwäldern ſehr gern zwiſchen die Ritzen, wo zwei Bäume zuſammengewachſen ſind, von Moos, kleinen Reiſern, Federn und Haaren, und legt 6 bis 9 weiße, mit braunen Punkten beſtreute, ſehr abgerundete Eier, brütet 14 Tage, des Jahrs gewöhnlich zweimal, und zum erſtenmal ſchon im März. Die Jungen ſind kecke, niedliche Vögelchen, ſehen auf dem Oberleibe ſchwarzbraun und weißgedüpfelt aus, ſpringen aus dem Neſte, ſobald man ſich demſelben nähert, wenn nur der Schwanz gekielt hat, und ſchlüpfen ſogleich wie die Mäuſe in die Löcher und unter das Moos, daß man ſie ſchwerlich wieder findet. — Sie werden von grünen, fliegenden Läuſen (Hippoboſca Linn.), die ſich in ihren großen und weichen Federn aufhalten, ſehr geplagt.

Sie laſſen ſich mit der Flinte und dem Blasrohre leicht erlegen, ja mit einem langen Stock im Klettern todtſchlagen. Auch kann man ſie mit Schlingen in ihrem Neſte fangen, oder mit Leimruthen, die man an einen Baum, an welchem

man ſie immer herumlaufen ſieht, ſo anlegt, daß ſie den Stamm faſt berühren.

Durch ſeine Nahrungsmittel, wenn er ſie in Gärten und in Schwarzwäldern ſucht, wo er zur Vertilgung des Borkenkäfers, der Eier des Blüthenwicklers ſehr viel beiträgt, wird er beſonders nützlich. Auch ſchmeckt ſein Fleiſch angenehm.

Baumlerche, Lat. Alauda arborea, Fr. le Cujelier, Buff. Engl. the Wood-Lark, Penn. auch Dullerche, Waldlerche, Gereutlerche, Schmervogel, Heidelerche, Buſchlerche, Holzlerche, Steinlerche, Mittellerche. Dieſe Art Lerchen hat einen kurzen Schwanz; der Kopf iſt mit einem weißlichen Kranze von einem Auge bis zum andern umgeben; an den Flügelecken ſtehen etliche weiße Flecken. Sie iſt $6\frac{1}{2}$ Zoll lang (davon der Schwanz $2\frac{1}{4}$), und ausgeſpannt $10\frac{1}{4}$ Zoll breit. Ihr Gewicht iſt 2 Loth. Die zuſammengelegten Schwungfedern reichen bis auf die Mitte des Schwanzes. Der 5 Linien lange Schnabel iſt oben ſchwarz und unten braun; die geſchilderten Beine ſind $\frac{3}{4}$ Zoll hoch und mit Füßen und Krallen hellbraun fleiſchfarbig, die Mittelzehe 8 Linien und die hintere mit dem langen Nagel 1 Zoll lang.

Der Oberkopf iſt hellroſtfarben mit ſchwarzbraauen Strichen, und obigem weißlichen Kranze über den Augen; die Wangen ſind roſtbraun, Hinterhals, Oberrücken und Schultern hellroſtfarben, der Unterrücken und die langen Steißfedern rothgraubraun, um die Wangen herum an der Kehle, Gurgel und Bruſt weißlichgelb mit ſchwarzbraunen Längsflecken, der übrige Unterleib gelblichweiß, die Schenkelfedern rothgrau, die mittelmäßigen Afterfedern weiß, die kleinſten Deckfedern der Flügel grau, die großen Schwungfedern dunkelbraun, die großen Deckfedern und die Afterflügel ſchwärzlich mit röthlichweißen Spitzen, die Schwungfedern dunkelbraun, die Deckfedern der Unterflügel ſilberweiß, die Schwanzfedern breit, ſchwarzbraun, und die langen obern Deckfedern reichen faſt bis an die Spitze des kurzen Schwanzes. — Das Weibchen iſt ſchöner, hat immer einen längern Schwanz; die Grundfarbe iſt mehr weiß, die Zeichnung ſchwärzer, die Bruſt mehr geſprengt, der Kranz

um die Kuppe deutlicher und die Einfaſſung der Backen heller.

Dieſe Lerche lockt: Dadigoi! und gehört unter die vorzüglichſten Singvögel. Sie fliegt ſehr hoch in die Luft, und ſchwebet mit ausgebreitetem rundem Schwanze lange Zeit ſingend auf einem Fleck, ſingt aber auch ſitzend auf dem Gipfel einer Tanne oder Fichte. Ihr Flug iſt ruck- und bogenweiſe, und auf der Erde läuft ſie ebenfalls ſehr hurtig ruckweiſe, und hebt beim Ende jedes Ruckes den Hals und Federbuſch in die Höhe. Sie läßt ſich bei abwechſelndem Futter viele Jahre im Zimmer erhalten, iſt aber zärtlicher als die Feldlerche. Das Weibchen ſingt ebenfalls einige Strophen, nur weniger als das Männchen. Dieſe Lerche iſt in Deutſchland allenthalben, und bewohnt am liebſten ebene Schwarzwälder, wo Felder und Wieſen in der Nähe ſind; doch trifft man ſie auch in hohen Gebirgen an, wenn ſie mit Haiden und Wieſen abwechſeln. Außer der Heckzeit zieht ſie in kleinen Truppen zu zehn bis zwölf. Im Oktober beim Wegzug und im Anfange des Märzes beim Wiederzug trifft man ſie Truppweiſe allenthalben in den Haferſtoppeln an. Im Frühjahr hält ſie ſich auf der Erde im Felde auf, bis in Wäldern und Gebirgen der Schnee weg iſt.

Ihre Nahrung beſteht im Sommer in allerhand Inſekten, im Herbſte in verſchiedenen Sämereien, Mohn, Rübſaamen u. ſ. w. und im Frühjahr in grüner Saat, Brunnenkreſſe und andern Kräutern, und wenn die größte Noth da iſt, in Haſelzäpfchen. Im Zimmer freſſen ſie allerhand, verlangen aber immer Waſſerſand. Wenn man ſie frei herumlaufen läßt, ſingt ſie beſſer als im Käfig. Sie bauet ihr Neſt ins Heidekraut, unter die Wachholderbüſche, in Gehegen ins tiefe Gras, und in Felder nahe an Schwarzwäldern, in die Raine, oder auf den Brachäckern unter einen Raſen. Sie legt zweimal Eier, welche dunkelgrau mit braunen Flecken, beſonders am ſtumpfen Ende beſetzt ſind, und brütet das erſtemal 5, und das zweitemal 4 Junge aus, welche bis zum Wegzuge bei den Eltern bleiben. — Ihre Feinde ſind alle Raubvögel in Wäldern, und ihre Brut ſucht der Fuchs, das Wieſel, der Waldmarder und die wilde Katze auf.

Man fängt ſie im Herbſte, wie die Feldlerchen, mit dem Nachtnetze auf nahe an den Schwarzwäldern gelegenen Haferſtoppeln. Wenn im März die ganze Erde mit Schnee bedeckt iſt, ſo macht man kleine runde Plätze mit dem Beſen bloß, ſtreut Hafer und Mohn hin, und beſteckt ſie mit Leimruthen, da man ſie in großer Menge fangen kann. Im Frühjahr kann man ſie ſonſt auch mit einer Schlagwand bekommen, welche man auf dem Felde aufſchlägt, wenn man eine lockende Waldlerche in den Heerd hinein ſetzt, und die in der Gegend liegenden Waldlerchen auftreiben läßt. — Sie nützen durch ihr delikates Fleiſch und vergnügen durch ihren Geſang.

Baummaiſſel, Fr. Ciſeau des arbres; iſt ein, gegen die ungeſchickte und den Bäumen ſchädliche Heppe, ſehr nützliches Inſtrument, womit theils die verdorrten und unnützen Aeſte an hohen Bäumen, theils die Waſſerreißer und überflüſſigen Zweige der Fruchtbäume bequem und leicht abgeſtoßen werden können. Auch iſt es da ſehr nützlich zu gebrauchen, wo nach hergebrachtem Recht das Schneideln der Birken, zu Gewinnung der Viehfütterung und der nöthigen Bindewieden zum Einbinden des Wintergetraides verſtattet werden muß.

Er beſtehet aus einem 2 Zoll breiten und 4 Zoll langen Eiſen, das oben gut geſtählet und geſchärfet iſt, und unten eine 2 Zoll weite Dille oder Hülſe hat, worin der Stiel befeſtiget wird, den zu unterſt ein ſtarker eiſerner Reif umgiebt, damit er die nöthigen Schläge, ohne aufzuſpalten, aushalten kann, und deſſen Länge die Höhe der auszuäſtenden Bäume ordnet, wenn man ſich dabei nicht einer Leiter bedienen will, deren Länge den Maiſſelſtiel in gleichem Verhältniſſe verkürzet, und auf die der Baumgärtner ſteigt, wenn er den Gipfel eines hohen Baums ſo viel als nöthig ausäſten will. Die geſtählte und gut geſchliffene Schärfe geht auf der einen Seite gerade aus, und die andere iſt etwas abgeſchliffen, wie das Eiſen in dem größten Tiſchlerhobel, welches auch die Stärke des Maiſſels liefert.

Beim Gebrauche wird der Baummaiſſel mit der abgeſchliffenen Seite hart an den Stamm des Baumes unter dem Aſte der abgeſtoßen werden ſoll, angeſetzt, und dann mit einem hölzernen Hammer ſo lange unten wider den

Maiſſelſtiel geſchlagen, bis der Aſt vom Baume getrennt iſt. Bei dieſer ſehr bequemen Methode werden die Aeſte ſo glatt vom Stamme getrennet, als mit keinem andern Inſtrument ſo leicht möglich iſt, nur muß der Maiſſel immer recht ſcharf ſeyn. Schwächere Zweige können blos abgeſtoßen werden, ohne den Hammer dabei nöthig zu haben.

Baummarder, lat. Muſtela Martes, Linn. Fr. la Marte, Buff. Engl. the Pine Martin, Penn. auch Edelmarder; Gold- Wald- Buch- Büchen- Buſch- Fichten- Kiefer- Tannen- Birken- Espen- Vieh- Licht- und Feld- auch Wildmarder. Unter letztern Namen wollen einige Jäger eine beſondere Art bezeichnen, welches aber blos ein alter Baummarder iſt. Er gehört unter die Säugthiere, und verträgt das Klima von ganz Europa. Er iſt dem Steinmarder beinahe vollkommen gleich, doch unterſcheidet er ſich vorzüglich in folgenden Stücken. 1) Iſt er merklich größer, ſein Körper nämlich 2, und der Schwanz 1 Fuß lang. 2) Sein Kopf iſt kürzer und ſtärker, die Ohren ſind kurz und abgerundet, die Augen funkelnd und weit hervorſtehend. 3) Die Beine ſind höher, und iſt daher 10 Zoll hoch. 4) die Kehle iſt dottergelb, und der übrige Körper, außer den ſchwarzen Beinen und Schwanze, von ſchön kaſtanienbrauner Farbe. Die Haare ſind auch glänzender, länger, feiner, weicher, zärter und dichter, und fallen nicht ſo leicht aus, als am Hausmarder, und der Schwanz iſt viel zottiger. 5) Iſt er auch in Anſehung ſeiner Triebe von jenem unterſchieden. Er lebt blos im dichten Walde auf den Bäumen, und geht faſt gar nicht in die Häuſer. Er beläuft ſich beinahe einen Monat früher, als der Steinmarder, und ſucht ſich freie Wohnungen auf den Bäumen auf, da hingegen jener ſich blos in finſtern Winkeln aufhält, und das Tageslicht ſcheuet. Zuletzt iſt er auch wilder, flüchtiger und grauſamer in Verfolgung ſeines Raubes. Sonſt kommen dieſe beiden Thiere in Anſehung ihres äußern und innern Körperbaues, in der Anzahl und Figur der Zähne, in ihren Geberden, Stellungen und Gang, in der Natur des Haares, und in dem Geruch der Exkremente völlig mit einander überein. Die Baummarder halten ſich in Eichen- Buchen- und ſonderlich in finſtern Tannen- und Fichtenwäldern auf, wo ſie die holen Bäume, oder die wilden Tauben-

Raben-Raubvögel-und Eichhörnchensneſter, welche ſie erweitern, oder die Ritzen in felſigen Bergen bewohnen. Sie bereiten ſich mehr als eine Wohnung und wechſeln mit derſelben, ſobald ſie ſich nur im geringſten unſicher glauben.

Die vorzüglichſte Nahrung iſt Mäuſe, als Erdwölfe und andere ſchädliche Feldmäuſe, welchen letztern er auch, wenn ſie trinken, nachgeht. Als ein geſchworner Feind der Eichhörnchen, verfolgt er ſie, wie im Fluge, von einem Baum zum andern, ingleichen auch die Haſelmaus. Sonſt ſucht er die großen und kleinen Vogelneſter auf den Bäumen und Erdboden im Walde auf und trägt Eier und Junge davon. Er erſchleicht auch die alten Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner, Rebhühner, Faſanen, und andere große und kleine Vögel auf der Erde und auf den Bäumen, wenn ſie ſchlafen. Eben ſo erlauſcht er junge Haſen im Schlaf. Wenn er den Weg zur Schneuß erſt einmal ausgemacht, und ſie glücklich ausgeplündert hat, ſo plündert er ſie täglich. Einen Vogelbeerbaum können etliche in kurzer Zeit ableeren, und bei dieſer Nahrung vergeſſen ſie ganz, daß ſie Raubthiere ſind. Sie trachten auch dem Honig ſehr nach, und graben daher die Hummelneſter auf. Von dem häufigen Genuß deſſelben ſoll ihr Balg Flecken bekommen, die von Jägern und Kürſchnern, Honigflecken genannt werden. Außerdem ſoll auch Hanfſaamen eine Delikateſſe für ſie ſeyn.

Die Mutter gebiert mehrentheils in einem der obigen Neſter, ſelten aber in einem holen Baume ihre 3 bis 4 Junge. Sie wird in der letztern Hälfte des Jänners oder der erſten Hälfte des Februars belegt, und trägt 9 Wochen. Die Jungen machen ſich nach 6 Wochen ſchon ſehr poſſierlich auf den Bäumen luſtig, und ſind vorzüglich diejenigen Marder, welche die Jäger wegen ihres muntern Temperaments zähmen, und ſind unter allen wilden Thieren, die man zum Vergnügen zähmt, die artigſten und angenehmſten.

Im Winter, wo man ihnen wegen ihres koſtbaren Balges nachſtellt, verrathen ſie ſich durch ihre Fährte im Schnee, auf welchem Baume, oder in welcher Gegend ſie ſich aufhalten. Sie liegen dann meiſtentheils in einem Neſte auf einem Baume, und wenn der Jäger, ohne daß ſie ihn von weiten gewahr werden, nahe zu ihnen kömmt,

ſo bleiben ſie in ihrem Neſte ganz ſtille liegen. Wenn er keine Flinte bey ſich hat, und nur ein Kleidungsſtück auf einen Stock neben den Baum ſtellt, ſo kann er ſicher nach Hauſe gehen, das Gewehr holen, und bey ſeiner Rückkunft werden ſie noch eben ſo ſtille, mit unverwendetem Blick nach dem Stocke mit der Kleidung ſehend, liegen, und erſchoſſen werden können. Wenn man ſie mit einer kleinen Kugel erlegen kann, ſo ſchießet man ſie nicht gern mit Schroten, die den vortreflichen Balg zerlöchern. Wenn ſie Hunde hören, die ihnen nachſetzen, wenn ſie ſich auf der Erde befinden, ſo gehen ſie ungeſtört weiter fort, und fliehen nicht eher, bis dieſe ihnen ganz nahe ſind, da ſie dann erſt auf einen Baum ſpringen, ſich auf einen Aſt legen, und ſie vorüber laufen ſehen.

Außerdem werden ſie mit Schwanhälſen und Tellerfallen, die man mit gebackenen Pflaumen, oder einem Stück Fleiſch belegt, oder in Schlagbäumen, die man in ihre Gänge, entweder in die Höhe zwiſchen Bäume, z. B. wenn ſie in die Schneußen gehen, oder auf den Erdboden aufſtellt, und an deren Stellholz man einen Vogel bindet, gefangen. Sie in ein Garn, womit man eine Gegend umſtellt, zu jagen, iſt mislich und macht zu viel Mühe.

Der Nutzen des Marders beſtehet in ſeinem Balg, welcher eines der ſchönſten Rauchwerke iſt; auch iſt er den Wäldern nützlich, in ſo ferne er die dem Saamen und jungen Holzungen ſo ſchädlichen Eichhörnchen, Haſelmäuſe, und große und kleine Feldmäuſe vertilget. Sein Schaden ergiebt ſich aus ſeiner obiggenannten Nahrung.

Baumpicker, ſ. Spechtmeiſe.

Baumreiter, ſ. Baumläufer.

Baumrinde, Fr. l'écorce d'arbre; iſt das beſondere dicke Gewebe, welches alle Bäume und Gewächsarten, ſo wie die Haut die Thiere umgiebt. Sie beſtehet theils aus einer Menge von Saftgefäßen, theils aus harten und holzigen groben Röhren, und in ihr geſchieht die Zubereitung des Baumſaftes, der von hier an erſt gegen das Innere des Baums geführet, und von da zur Ausbildung anderer Theile angewendet wird; ſ. auch unter Baum.

Ob zwar einige Holzarten den Verluſt der äußern Rinde vertragen können, ſo findet es aber doch bei den wenigſten ſtatt, ſo daß, wenn die Rinde beſchädiget wird, der Baum krank wird und abſtirbt. Ohnausbleiblich geſchieht dieſes bey allen Bäumen, wenn nebſt der Rinde, zugleich die Safthaut, zunächſt dem Splinte mit weggenommen worden iſt. Dieſes iſt am beſten denjenigen bekannt, welchen noch an einigen Orten das Recht zuſtehet oder aus Gnaden erlaubet wird, die abgeſtandenen und dürren Bäume ſich ohnentgeldlich anzumaßen, daher ſie die Rinde in einiger Entfernung von der Erde rund herum vom Baume abſchälen, worauf die Forſtbediente fleißig Acht haben müſſen, um dergleichen boshafte Frevler zur gebührenden Strafe ziehen zu können. Eben ſo wenig iſt zu verſtatten, daß die Lohgerber die Rinde der Eiche und der Fichte, welche ſie zur Bearbeitung der Thierhäute nöthig haben, von ſtehenden Bäumen abſchälen, es ſey denn, daß dieſe ſogleich darauf abgeſchlagen werden ſollen. Zur regelmäßigen Forſtbenutzung gehört indeſſen, daß der Forſtbediente dergleichen Rinde durch die Holzmacher, während des Aufmachens der Hölzer, abſchälen, in Bündelchen binden und in Schocke legen läßt, und nun an die Käufer gegen einen beſtimmten Preiß abgiebt. Durch dieſe Verfahrungsart wird nicht nur aller Schaden der Bäume, ſondern auch aller Unterſchleif verhütet; ſ. Borkenſchälen.

Baumrutſcher, ſ. Baumläufer.

Baumſchule, Pflanzſchule, Eichelkamp, Fr. la Pepinière de plant champêtre. Iſt ein, gleich einem Garten wohl verzäunter, in- oder außerhalb des Waldes gelegener Erdraum, in welchem der Boden ſo zubereitet worden, daß man wilde Holzpflanzen leicht und bequem darin erziehen kann, um ſelbige nach Verhältniß des Bedürfniſſes in die Wälder zu verpflanzen.

Die Größe erner ſolchen Baumſchule richtet man nach der Größe des Forſtes und nach dem Umfang der in ſelbigem befindlichen leeren Oerter ein. Iſt der Forſt von einem beträchtlichen Umfang, ſo muß man der Baumſchulen mehrere anlegen, und zwar ſo nahe als möglich an die Plätze, welche angepflanzet werden ſollen, um theils durch die Nähe des Transports die Pflanzungskoſten zu verringern, theils die

Pflanzen ſogleich wieder in friſche Erde zu bringen, damit die Wurzeln nicht austrocknen. Ein Platz von 2 Ackern, iſt für eine Holzung von etwa 1000 oder mehr Ackern, nicht zu groß. Ehe man aber den Platz hiezu beſtimmt, iſt es nöthig den Boden zu unterſuchen, ob er zu der erzielenden Holzart tauglich iſt, jedoch wähle man dazu ein nicht gar zu fettes Erdreich, auf einem möglichſt ebenen und gegen Norden geſchützten Platz. Auch iſt es ſehr rathſam, darauf zu ſehen, daß man nahe an, oder doch in geringer Entfernung von der Baumſchule Waſſer habe, weil bei trockner Witterung die Pflanzen begoſſen werden müſſen. Am beſten legt man die Baumſchule an einem ſolchen Orte an, wo man dreierlei Boden, nämlich trockenen, gemäßigten und naſſen Boden, beiſammen hat, welches am häufigſten an Wieſengründen der Fall iſt, damit man jeder Holzart einen ihrer Natur angemeſſenen Platz anweiſen kann. Die Baumſchule theile man in drei gleiche Theile ab, in deren jeden man ohngefähr ein Viertheil oder mehr Saat und drei Viertheile zum Verpflanzen anwenden kann. Nicht aber zum Verſetzen der von den Saamen erzielten Pflanzen, ſondern weil manche Holzarten bekanntlich ſich weit geſchwinder und ſicherer durch das bloße Stecken der Zweige, durch das Ablegen oder Abſenken, durch Vertheilung der Wurzelbrut, durch das Einſtecken eines Zweigſtücks, oder einer Tragknoſpe, vermehren laſſen, iſt dieſe Art der Vermehrung dem Säen in dergleichen Fällen vorzuziehen.

Nächſtdem muß der Boden vorbereitet, und zwar entweder mit dem Pflug umgeackert, oder Falls mit ſolchem, wegen der Ungleichheit des Bodens, nicht fortzukommen iſt, umgehacket, und von allem Gras und Unkraut gereiniget werden. Einige laſſen den Boden mehrmals umackern, auch wohl düngen, welches aber, beſonders die Düngung, mehr nachtheilig als nützlich iſt, indem dadurch nur der Trieb des Graſes und Unkrauts gewinnt, wovon die jungen Pflanzen ganz überzogen und erſtickt werden. Auch ziehen ſich die Mäuſe häufig dahin, weil ſie darin gut niſten können, und zugleich große Verwüſtungen, vorzüglich in den Eichenanſaaten, anrichten.

Den Platz bringe man durch breite Kreutzwege in mehrere regelmäßige Abtheilungen, auf jeder derſelben ziehe

man Linien, zwiſchen welchen jedesmal ein Zwiſchenraum von 2 Fuß liegen bleibt. An dieſen Linien wird eine kleine Vertiefung oder Furche 6 bis 8 Zoll breit und 1½ — 2 Zoll tief mit einer Hacke gezogen, nach Art der Gärtner bei den Gurkenbeeten, und in dieſe Furchen wird der Saame reihenweis geſäet.

Vor der wirklichen Beſäung aber muß der ganze zubereitete und abgetheilte Platz mit einer guten Umzäumung, in einer Höhe von 7 bis 8 Fuß, ſo vorſichtig verwahret werden, daß auch nicht einmal ein Haſe hinein kommen kann, weil ſonſt die jungen Pflänzchen, beſonders der Laubhölzer, ganz abgefreſſen würden. Zur Erſparung der Koſten muß man die Umzäunung ins Quadrat, und nicht in ein oblongum, auch deshalb wo es ſchicklich, nicht zu kleine und hin und wieder zerſtreuete, ſondern lieber eine, und deſto größere Baumſchule anlegen.

Aller ſchwere Holzſaamen von Eichen, Buchen u. d. gl. wird entweder in den Furchen 1 bis 1½ Zoll tief in die Erde geſteckt, oder in die Furchen in einer Entfernung von 1 — 2 — 3 Fuß längs der Rinnen gelegt, und dann mit 2 Zoll hoch Erde, die man mit einer Hacke darüber her ſchiebt, und mit Laub bedeckt. Der leichte Saamen, als von Nadelholz, Birken, Erlen u. ſ. w. wird nicht mit Erde bedeckt, ſondern nur oben drauf geſäet, worauf man die Rinnen mit Reißig bedeckt, damit nicht der Wind den Saamen wegwehet, auch ſelbiger nicht von den Vögeln weggefreſſen werden könne. Viele ſtreuen zur künftigen Beſchattung der jungen Eichen beſonders, und einiger Koſtenentſchädigung, Rocken- oder Winterkorn dünne oben auf, und laſſen es gehörig unteregg-gen. Ob dieſes rathſam und nöthig iſt, muß der Forſtmann von den Umſtänden abnehmen.

Der oben angegebne Raum zwiſchen den Reihen iſt allerdings nöthig, indem er den Nutzen hat, daß die Wurzeln mehr Platz finden, und ſich deſto beſſer bilden können. Ferner kann das Gras und Unkraut durch Jäten und Hacken leicht herausgeſchaft werden, welches ſonſt die jungen Pflanzen leicht überziehen und erſticken könnte. Und dann, wenn ſie die gehörige Größe zum Verpflanzen erlangt haben, kann man ſie auch bequem, ohne die übrigen zu beſchädigen, ausheben.

Einige, z. B. von Zanthier *), von Burgsdorf **), Hartig ***) und mehrere andere pflegen neben der Baumſchule zum Anſäen (Saatſchule), noch eine daneben anzulegen, welche ſie zum Unterſchiede die Pflanzſchule nennen. Oder ſie bringen die Baumſchule gleich anfangs in zwei Abtheilungen, und widmen die eine zum Ausſäen der Saamen, und die andere zum Verpflanzen. Sie heben nämlich die aus den Saamen hervorgewachſene Pflanzen im dritten oder vierten Jahre heraus, und verpflanzen ſie in der Abſicht, daß die Wurzeln mehr in die Breite ſchlagen, und nächſtdem die Pflanzen, wenn ſie 10 bis 12 Fuß hoch ſind, an dem Ort, wo ſie bleiben ſollen, ſicherer fortkommen.

Allein dagegen iſt zu bemerken, daß durch die Verſetzung der angefühöte Zweck nicht erreicht wird, ſondern daß eigentlich die Beſchaffenheit des Bodens ſolchen bewirken muß. Ueberdies iſt es eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß keine Verpflanzung ohne einigen Nachtheil des Stammes geſchehen kann, weshalb denn auch manche kümmerlich bleiben, theils aber abſtehen und trocken werden. Dieſes geſchieht um deſto eher, wenn man, wie es bei dieſer Verfahrungsart mehrentheils geſchiehet, die Pflanzen zu hoch und zu alt werden läßt. Das Anpflanzen iſt und bleibt zwar an und für ſich unumgänglich nöthig; aber zweimal die Verpflanzung bei einem und demſelben Stamme vorzunehmen und denſelben zweimal in einen kränklichen Zuſtand und in die Gefahr des Abſterbens zu verſetzen, was doch vermieden werden kann, macht nicht nur die Forſtkultur koſtbarer, ſondern es iſt auch gegen die genugſam beſtätigte Erfahrung, nach welcher der oftmalige kränkliche Zuſtand der jungen Bäume, der von mancherlei Zufällen herrühren kann, gerade die Haupturſache iſt, daß ſie nicht zu der gehörigen Vollkommenheit gelangen können.

Freilich ſind einige Beiſpiele der glücklichen zweimaligen Verpflanzung nicht in Abrede zu ſtellen: allein bei genauerer Unterſuchung an Ort und Stelle wird man finden,

*) Sammlung vermiſcht. prakt. Abhandl. das theoret. und prakt. Forſtweſen betreffend. Berlin 1786. 8. 2te Samml. S. 59.
**) Anleitung zur ſichern Erziehung und zweckmäſſ. Anpflanzung der einheim. u. fremden Holzarten 1. Theil, Berlin 1787. 8. S. 64.
***) Anweiſung zur Holzzucht für Förſter, Marburg, 1791. 8. S. 106.

daß vornämlich ein ſehr guter Boden nebſt einer glücklichen Lage des Orts, als Schutz vor kalten Winden, vielleicht auch noch andere Hülfsmittel, die nur bei kleinen Anlagen möglich ſind, das meiſte zu deren gutem Fortkommen beigetragen haben. Aus dieſen und andern, unter Anpflanzen bereits angeführten Urſachen, und ohne den größern Koſtenaufwand in Betracht zu ziehen, iſt die öftere Verpflanzung zu widerrathen, mithin auch eine ſogenannte Pflanzſchule unnöthig, die man wohl auch gar nicht in Vorſchlag würde gebracht haben, wenn man nur den Unterſchied zwiſchen Erziehung der Bäume in Gärten und Parks, und der in offenen Wäldern gehörig beherziget hätte.

Baumtrockniß, Wurmtrockniß, Fr. Sécheresse des Pesses. Wird die Krankheit eigentlich genannt, welche an den Fichten vorzüglich vorkommt, wenn in ihnen der Zufluß des öligten und harzigten Nahrungsſaftes entweder ganz aufhöret, oder auch gemindert wird, und durch dieſen Mangel bald eine gewiſſe Gährung der in dem Holze unbeweglichen wenigen, mehr wäſſerigen als öligen und harzigen, Theile entſtehet, worauf alsdann der Borkenkäfer die Bäume anfällt, darin ſeine Nahrung, nämlich ſtockende und faulende Säfte ſucht, und das eigentliche Werkzeug des Todes der Bäume ausmacht.

Faſt allgemein herrſchte vormals die Meinung, daß der Borkenkäfer bei den Fichten die einzige Urſache ihres Krankwerdens ſey, und man verfiel daher auf allerhand unnütze, ja wohl gar läppiſche und abentheuerliche Vorkehrungen, dieſes Inſekt auszurotten, verſäumte aber leider darüber die wahre Urſach der Krankheit zu erforſchen, noch weniger dachte man alſo an die künftige Abwendung und Verhütung derſelben. Ja mancher vergaß aus Hitze bei dem Streit, der über den Käfer geführet wurde, das Holz zu irgend einem Gebrauch noch zu retten.

Wahr iſt es, daß der Anblick in manchen Gegenden, beſonders auf dem Harz, traurig genug war; und in ſo fern ganze Berge auf einmal dürre wurden, und in allen Fichten die Arbeit des Borkenkäfers augenſcheinlich war: ſo war freilich auch der Gedanke, daß die Trockniß von dem Käfer herrühre, gemeinen Förſtern um ſo faßlicher. Der Harz würde auch nicht nur in den Jahren 1779 bis 1785 am

ſtärkſten von dieſem Uebel betroffen, ſondern laut älteren Nachrichten iſt er mehrmals am empfindlichſten gegen andere Gegenden heimgeſucht worden. Jedesmal aber, ſetzt die Geſchichte hinzu, ſind heftige Stürme, ſtarke Kälte und vorzüglich lang anhaltende Dürre vorhergegangen.

Daß der Borkenkäfer, ſobald Stockung in den Säften des Baums entſtanden iſt, zumal wenn, wie der Fall beſonders bei anhaltender Dürre iſt, auch zu gleicher Zeit ſein baldiges Ausfliegen und ſeine Vermehrung begünſtiget wird, herbeieilet und das völlige Abſterben befördert und beſchleuniget, iſt eben ſo wahr, als dieſes falſch iſt, daß er ganz geſunde Stämme anbohre und ſelbſt krank mache. Fleißige Naturforſcher und eben ſo eifrige als kaltblütige Beobachter haben ſich von dieſer Wahrheit ſchon längſt, und nicht etwa einmal, ſondern mehrere hundertmale überzeugt. Ein Naturforſcher am Schreibtiſch hat in dieſer Sache eben ſo wenig eine geltende Stimme, als der gemeine, aller Naturkenntniſſe ſowohl als aller Beobachtungskunſt ermangelnde Forſtbediente, und gerade dieſe beiden behaupteten die Schädlichkeit des Borkenkäfers am heftigſten. Bis jetzt iſt auch, ſo vieler überzeugender und auffallender Beobachtungen ohngeachtet, der Streit bei weitem noch nicht geſchlichtet, dies beweiſen noch neuere (ſ. unter Borkenkäfer) darüber erſchienene Schriften, und wer weiß, wie lange noch die Meinungen verſchieden bleiben werden? Gewiß ſo lange, als die meiſten Forſtbedienten nicht das ſind, was ſie ſeyn ſollen!

Daß Krankheit der Bäume dem Aufenthalte der Käfer in ſelbigen vorangeht, beweiſen die häufigen Anfälle, die er an geſunde Stämme macht, und ohne Erreichung ſeines Endzwecks wieder verlaſſen muß. Noch mehr überzeugend ſind ohnſtreitig diejenigen Beobachtungen, daß, da ſich der Borkenkäfer in bereits wirklich kranke Bäume hineinbohrte, er dieſe dann, als ſie ſich zu rechter Zeit durch Hülfe der Natur, nämlich günſtige Witterung von ihrer Krankheit wieder erholten, auch wieder verlaſſen mußte. Sollte daher nicht bei denjenigen die gröbſte Unwiſſenheit oder die ſtrafbarſte Hartnäckigkeit zu vermuthen ſeyn, welche ohne Grund eine irrige Meinung beibehalten, und lieber dagegen die forſtwidrigen Behandlungen fortſetzen, wodurch die Krankheit der Bäume befördert wird.

Die Krankheit der Bäume entſteht aber: durch heftige Windſtürme; große Kälte; Duftbrüche; zu häufiges Ausſchneideln der Bäume; Streu- und Moosharken; übertriebenes Harzen beſonders Flußſcharren; häufige Viehtriften; durch das Auslichten; endlich und vorzüglich, beſonders wenn eine oder mehrere der genannten Urſachen vorhergegangen ſind, durch heftige und lang anhaltende Dürre.

Um das Uebel ſo unſchädlich als möglich zu machen, hat der Forſtmann allerdings wohl auf Mittel zur Verminderung oder Vertilgung des Käfers ſelbſt, als auch insbeſondere zur gänzlichen Verhütung aller Trockniß, ſo weit menſchliche Kräfte reichen, zu denken. Er muß daher ſowohl die Fledermäuſe, Finken, Nachtſchwalben, beſonders die Fliegenfänger und andere inſektenfreſſende Vögel, als auch die Spechte, Spechtmeiſe, Wendehälſe und Baumläufer ſchonen; denn jenen ſind die fliegenden Käfer, und dieſen die Maden zwiſchen der Borke theils zur Haupt- theils zur Nebennahrung angewieſen. Die Stöcke der Bäume darf er nicht ſtehen, ſondern muß ſie ſogleich ausroden laſſen, weil ſich ſonſt der Borkenkäfer in die Schale derſelben einniſtet. Aus gleicher Urſache darf er nicht geſtatten, daß das Scheit- Bau- und Werkholz, das im Winter und Frühjahr geſchlagen wird, länger als Johannis liegen bleibt, ſo wie auch das im Sommer gefällte ſogleich fort und das Herbſtholz noch vor Ausgang des Winters aus dem Walde geſchaft werden muß. Aus gleicher Urſache müſſen die ausgehaltenen Bloch- und Werkhölzer, in ſo fern dieſe bis zur Abpoſtung des ganzen Holzſchlags liegen bleiben müſſen, ſogleich geſchälet werden.

Die Bäume, welche durch Wind- Duft und Schneebrüche, durch Riſſe und Froſt beſchädiget, oder durch Stürme umgeriſſen worden ſind, muß der Förſter ſogleich zu Brenn- und Kohlholz verarbeiten und aus dem Walde ſchaffen laſſen. Auch ſobald er bemerkt, daß der Gipfel oder die obern äußern Spitzen der Zweige an einer Fichte verdorret ſind, muß er dieſe umhauen laſſen, weil es ein Zeichen iſt, daß der Saft in der Gefäßhaut entweder nicht mehr Kraft hat, bis an die äußerſten Enden zu dringen, oder daß er in ſeinem Laufe geſtöret iſt. Im erſtern Fall iſt der Baum zu Wurmwohnungen fähig, nämlich daß ſich der Käfer in ihn

hineinbohren kann; im andern hat er ſchon Larven. Am beſten werden dieſe Bäume noch benutzt, wenn man ſie gleich friſch verkohlen läßt; bleiben ſie aber lange liegen, ſo werden die Kohlen und das Holz taub. Sobald auch Wurmmehl in den Spinnegeweben oder in den Schuppen der Fichten liegt, ſo laſſe man den Baum beſteigen und zuſehen, ob über der Hälfte Löcher eingefreſſen ſind. Iſt dieſes, ſo haue man ihn ab, und ſchäle oder verkohle ihn ſogleich. Endlich muß er das einzige und durch die Erfahrung beſtätigte Verhütungsmittel zu keiner Zeit aus der Acht laſſen, die Reviere nämlich ſo viel möglich geſchloſſen halten, und alle Blöſen, unregelmäßigen Abtrieb und alle übrige oben angezeigte ſchädliche Behandlungen, zu vermeiden und abzuwenden ſuchen.

Baumwanze, Erdwanze, Lat. Cimex, Fr. Punaiſe; gehört unter die nützlichen Waldinſekten. Sie nähren ſich als Larven und auch nach der Verwandlung theils vom Safte der Pflanzen, theils auch von den weichen Arten der kleinen auch mittlern Inſekten. — Die Fliegenwanze (Cimex perſonatus) frißt die Bettwanzen, und iſt ein ſicheres Vertilgungsmittel derſelben, wenigſtens einer Zeugung. Durch die Qualſter (Cimex Baccarum) nehmen die Johannisbeere, wo ſie ſich gewöhnlich aufhält, zuweilen einen häßlichen Geſtank an.

Bauſtamm, ſ. Bauholz.

Bedecken, ſ. Beſchlagen.

Bedecken, Fr. abriter; macht ſich bei allen Holzanſaaten nöthig, ſowohl bei dem Anſäen ganzer Schläge, als auch in Baumſchulen; ſ. unter Anſäen.

Beerreiß, Fr. Verge à la quelle on attache l'appât; heißt bei den Vogelſtellern ein ſchwaches Reiß, welches ſie in dem Geſchneide, ſowohl um die Bügel, als auch unten um die geflochtenen Baſtdohnen flechten, um die Vogelbeere dazwiſchen zu befeſtigen.

Beflogen, Flugbar, Fr. dru, e; heißt, wenn das junge Federwildpret und die Vögel von allerhand Gattung flügge ſind, und ſo viel Federn haben, daß ſie alleine fliegen können.

Beflügelter Wald; Fr. Foret ailé; nennt man ein Revier, das mit den zur Jagd dienenden gehauenen Flügel- und Stellwegen verſehen iſt; ſ. auch unter Allee.

Beflüſchen, Fr. couvrir la pile de bois, le Fourneau de branchage; ſagt man, wenn die Köhler ihren zum Verkohlen angeſetzten Scheithaufen mit grünen Tannen- oder Fichtenreiſig bedecken.

Befurchtung, heißt die Benennung aller Grundeigenthümer, welche an ein Stück anſtoßen.

Befriedigen, Fr. enclorrer, remparer, fermer de haies; iſt ein altes Wort, und bedeutet: einen Platz mit einem Geheege verwahren. Im Forſtweſen geſchieht es entweder durch einen Graben oder durch einen Zaun.

Befruchten, Fr. fertiliſer, féconder. Iſt ein weſentlich erforderliches Stück zur Fortpflanzung eines jeden Geſchöpfs, und beſteht in der Vermiſchung beider Geſchlechte, des männlichen und des weiblichen. Daß bei allen Geſchöpfen, ſowohl des Thier- als Pflanzenreichs, eine Befruchtung wirklich vor ſich gehet, wiſſen wir, aber wie dieſes geſchieht, darüber herrſchen zwar verſchiedene Meinungen, aber noch iſt es dem Menſchen als ein Geheimniß verborgen.

In ſo fern hier nur von der Fortpflanzung der Bäume und Sträucher die Rede iſt, ſo verhält ſichs damit folgendergeſtalt. Wenn die männlichen und weiblichen Zeugungstheile derſelben (ſ. unter Baum) vollkommen ausgebildet ſind, ſo kömmt es bei der Befruchtung der Blüthen blos darauf an, daß der Blumenſtaub der Staubfäden der männlichen Blüthe, auf den Staubweg des weiblichen Blumengriffels geſtreuet werde, es mag durch die Bewegung der Luft oder auf eine andere Art geſchehen. Damit dieſer Endzweck deſto ſicherer erreicht werde, ſo iſt die Narbe des Blumengriffels, die zu der Befruchtungszeit geöfnet iſt, zu dieſer Zeit feuchte, indem durch ihre feinſte Oefnung ein eben ſo feiner ölichter Saft hervorkömmt, wie der iſt, welcher aus den Bläschen des Blumenſtaubs dringt. Wenn nun der Blumenſtaub von der Narbe empfangen, durch den Staubweg hinunter geführt, und vom Fruchtknoten und dann ſelbſt vom Saamen aufgenommen worden iſt, ſo hat die Blüthe ihrem Zweck Genüge geleiſtet. Sobald dieſes

geſchehen iſt, ſchwellen die Staubwege auf, die Narbe ſchließt ſich, in den Saamen wird hierauf der Entwurf des zukünftigen Saamenkeims gebildet, und alle Theile des Saamens nehmen eine Veränderung und ſichtbare Geſtalt an. Die Blumenkrone, die Staubfäden und der Blumengriffel fallen ab, hingegen fängt der Fruchtknoten nun an, durch den Blumenſtiel, der nun zum Fruchtſtiel wird, genährt zu werden; er wird zur Frucht, dieſe wächſt bis zu ihrer Vollkommenheit, wo ſie alsdenn, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, abfällt, und den fruchtbaren Saamen enthält.

Regen, Sturm, brennende Hitze, Froſt, Dürre, oder überhaupt eine widrige Witterung vereiteln ſehr oft die natürliche Vereinigung gedachter Säfte, ſo wie es auch ſelbſt eine innerliche fehlerhafte Beſchaffenheit des Markes thun kann. Wo daher dieſe Befruchtungsart nicht hat vor ſich gehen können, giebt es allemal nur taube Saamen oder Früchte.

Begehen, ein Revier, Fr. viſiter, faire le circuit de la Verderie, die Gränzen, regarder de près les frontières, les limites; heißt, wenn der Forſtbediente und Jäger in ſeinem ihm anvertraueten Reviere hin und her gehet, und alles genau beobachtet, was ſich darin zuträgt. Von Rechtswegen muß der Forſtbediente, wenn ihn nicht andere dringende Geſchäfte abhalten, täglich auf ſeinem Reviere anzutreffen ſeyn, indem es keinesweges hinlänglich iſt, wenn er ſeine Burſche blos dazu commandirt; und überhaupt das Revier erſt und nur dann zu beſuchen, wenn es beſtimmte Geſchäfte im Walde erfordern, iſt der Dienſtes-Obliegenheit eines ſolchen Mannes ſchnurſtraks zuwider. Zudem zeigt es an, daß der Forſtbediente wenig Eifer für ſeine Beſtimmung hat, da in den Geſchäften ſelbſt ſchon ſo viel reitzendes liegt, und gewiß ſelten ein Tag vorübergeht, an welchem er nichts neues bemerken wird.

Die Hauptſache eines Forſtmanns und Jägers iſt ohnſtreitig, daß er die Natur ſtudirt, für ihn aber nicht hinlänglich, daß er dieſes zu Hauſe in Büchern blos thut, ſondern er muß das erlernte mit den Originalen ſelbſt vergleichen, d. i. die Natur praktiſch ſtudiren, und zum Beſten ſeines Dienſtes anwenden. Der Natur-Gegenſtände, auf

die der Forſtbediente ſein Augenmerk zu richten hat, ſind überhaupt ſo viele, daß man auch bei ſeiner Wiſſenſchaft ſagen kann: die Kunſt iſt lang, und das Leben iſt kurz (ars longa, vita brevis); mithin würde es ein Beweis von grober Unwiſſenheit ſeyn, wenn ein Förſter ſagen ſollte, daß er alles wiſſe. Hieraus iſt auch erſichtlich, daß das bloße Begehen des Reviers nicht hinlänglich iſt, indem es vorzüglich darauf ankommt, daß er die Gegenſtände mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet, nämlich darauf ſieht, in welchem Zuſtande die erwachſenen Hölzer ſowohl, als auch die Anſaaten, Köhlereien, Schläge, Pflanzungen ꝛc. ſind; ob durch Wildfraß, Viehtrift, u.ſ.w. Schade geſchehen iſt; ob neue Wege gemacht worden ſind; ob er Holzdiebſtahl bemerkt; ob die Holzmacher ihre Arbeit gehörig verrichten, und bei allen dieſen erwähnten Gegenſtänden braucht ihm dennoch nichts zu entgehen, was auf das Jagdweſen Bezug hat, oder ob hie und da an den Gränzſteinen eine Veränderung vorgegangen iſt.

Bekanntlich pflegen Perſonen, die auf Holzdefraudationen ausgehen, ſich immer nach den Geſchäften eines Forſtbedienten zu erkundigen, um, wenn ſie ſelbigen nicht im Walde vermuthen, deſto ſicherer bei ihrem Diebſtahl ſeyn zu können. Daher iſt es gerade an den Tagen am nöthigſten, wo keine beſtimmte Geſchäfte vorgenommen werden, wobei aber erforderlich iſt, daß der Forſtbediente nicht immer eine und dieſelbe, ſondern bald dieſe bald jene Tageszeit wählt, und eben dieſes muß er in Anſehung ſeiner Touren beobachten, um dergleichen boshafte Leute in ſteter Ungewißheit zu erhalten.

Sonach möchte ein Forſtbedienter, der ſein Revier von der Stube aus commandiren, und nur zu manchen ſorgfältig ausgeſuchten, und zuvor bekannt gemachten Zeiten daſſelbe durchwandern und beſichtigen will, wohl nicht viel Gutes ſtiften, ſondern vielleicht in wenig Jahren großen Schaden anrichten. Mancher wendet wohl dagegen ein, daß er dafür ſeine Burſche habe, welche ihm täglich rapportiren müßten, mithin durch ſein Zuhauſebleiben nichts verabſäumet werde: allein ſo nöthig den Forſtbedienten ein oder mehrere Burſche ſind, indem die meiſten Reviere gewiß mehr als einen Aufſeher erfordern; ſo iſt doch aber immer

dieſes dabei zu bedenken, daß die Burſche nicht den Dienſt des Forſtbedienten verwalten, ſondern ihn blos in ſeiner Dienſt-Verwaltung unterſtützen ſollen. Ein eifriger und rechtſchaffener Forſtbedienter wird ſich auch nie auf die Relation ſeiner Burſche, wäre er auch noch ſo gut von ihrer Accurateſſe überzeugt, ganz verlaſſen, ſondern gewiß gelegentlich mit eigenen Augen, von der Wahrheit ihrer gethanen Meldung und Anzeige ſich ſelbſt zu überzeugen ſuchen; denn dann erſt kann er mit pflichtmäßiger Wahrheit den Vorgang beſtätigen. Und wie würde auch ein Forſtmann ſeine Pflicht in Anſehung des ſeinen Burſchen zu ertheilenden Unterrichts erfüllen, wenn er ſie nicht an Ort und Stelle den Weg der Natur kennen lehrte, und zu ihren Geſchäften praktiſch anführte?

Um keinen Misverſtand zu erregen, muß man noch dem Einwand begegnen, den vielleicht mancher machen möchte, daß nämlich, da anjetzt von einem Forſtbedienten auch Wiſſenſchaften gefordert würden, ihm zu ſelbigen keine Zeit übrig bleibe, wenn man es ſo ſtrenge mit dem Begehen ſeines Revieres nehmen wolle! Allein, ſo wie in einer guten Sache auch zu viel gethan werden kann, ſo wird von einem Forſtbedienten keinesweges verlangt, daß er vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht im Walde liegen ſoll, ſondern oft wird es hinlänglich ſeyn, wenn er ſich nur eine oder ein Paar Stunden bald hie bald da darin ſehen läßt, und ſonach wird er übrige Muße genug behalten, in ſeinen Wiſſenſchaften fortgehen zu können. Denn daß er die vorzüglichſten Kenntniſſe bei ſeinem Dienſtes-Antritt ſchon beſitzt, wird ohnehin vorausgeſetzt.

Da der Verfaſſer dieſes Artikels ein Forſtbedienter iſt, ſo wird man ihm noch ein Paar Worte zu ſeiner Herzens-Erleichterung erlauben, mit dem Wunſche: daß ſie zu ſeiner Zeit geſagt ſeyn möchten. Bekanntlich beſitzen die wenigſten Forſtbedienten bei ihrer Anſtellung alle die Kenntniſſe, welche der Dienſt eigentlich erfordert; gleichwohl hat mancher einen reifen Verſtand, guten Mutterwitz und den beſten Willen, um alles gerne nachzuholen, was ihm noch mangelt, wäre nur jemand da, der ihn leitete, führte, auf dies und jenes aufmerkſam machte, und beſonders ſeine Verrichtungen öfters unterſuchte. Ein anderer bringt zwar gu-

te Kenntniſſe mit, wendet ſie auch wohl in ſeinen erſteren Dienſtjahren zum Beſten des ihm anvertrauten Revieres an, aber jedermann iſt ſein Bemühen gleichgültig, oder, und welches häufig der Fall iſt, Haß, Neid und Verfolgung ſeiner dümmern Collegen, ja ſogar oft ſeines Chefs ſelbſt, folgen ihm auf dem Fuße nach. Im erſtern Falle wird der Forſtbediente ſeines zuvor gehabten guten Vorſatzes bald nicht mehr eingedenk ſeyn; im andern, zumal wenn er von Natur etwa furchtſam iſt, ſeine Beharrlichkeit für einen Subordinations-Fehler hält, und beſonders bei einer künftig zu hoffenden Verbeſſerung zurückgeſetzt zu werden befürchten muß, wird er er ſein Pfund gerne vergraben.

Die Schuld an der ſchiefen Richtung ſolcher Männer haben einzig und allein die Chefs. Würden dieſe, und welches doch ihre Dienſtes-Pflicht mit ſich bringt, außer den gewöhnlichen und lange vorher, auf gewiſſe Tage und Stunden, anberaumten Geſchäften auf den Revieren, auch manchmal einen Spazierritt ſich machen, und die Forſtbedienten überrumpeln, ſich genau nach deren Geſchäften und nach den Vorfällen auf den Revieren überhaupt erkundigen, gute Anſtalten loben, verkehrte verbeſſern, neue in Vorſchlag bringen, Fleiß und Geſchicklichkeit gegen Neid und Verfolgung ſchützen, und wie billig, aller Vorzüge höheren Orts gedenken; ſo würde man nicht ſo häufig hören, daß viele Forſtbediente, ſtatt ihr Revier fleißig zu begehen, entweder zu Hauſe der Ruhe pflegen, oder ihre Zeit mit Nebenſachen hinbringen. Mit wahrem Unwillen muß man leider oft ſehen, daß mancher Chef für die mehrentheils anſehnliche Beſoldung dem Staate nicht nur nichts leiſtet, ſondern auch noch dadurch, daß er Kenntniſſe bei ſeinen Untergebenen verachtet und unanwendbar macht, aufs empfindlichſte ſchadet.

Begehren, avoir chaleur; ſagt man von wilden Thieren, wenn ſie in der Brunft oder Falzzeit, jedes nach ſeiner Art, einander rufen, um ſich zu begatten.

Begehren, Fr. déſirer; heißt es von einem Stück Wild, wenn es über den Zeug, nachdem ſelbiger geſtellt worden, zu fliehen und wieder ins Freie zu kommen ſucht.

Begehren, Fr. acharner, être ardent; ſagt man von einem angeſchoſſenen oder gehetzten Thiere, wenn ſelbi-

ges, wie es beſonders die wilden Sauen thun, die Hunde oder auch wohl gar einen ihnen zu nahe gekommenen Menſchen anzufallen ſucht.

Behältniß, Fr. le Repaire, la Retraite; nennt man ein Hauptdickigt, oder einen moraſtigen Ort, worin ſich das Wildpret, beſonders die Sauen gern aufhalten.

Behängen, Behängzeit, Fr. le Temps que l'on dreſſe le limier à entendre le forhus et à quêter le cerf. Iſt diejenige Zeit, da der Leithund gearbeitet und abgerichtet wird, womit im Monat Mai, nachdem ſich die Hirſche und das Wildpret völlig gefärbet haben, angefangen, und in den folgenden Monaten, zuweilen bis zur Brunftzeit fortgefahren wird. Es geſchiehet dieſes der Vorſuche halber, um die Hirſche oft zu verneuern und zu beſtätigen, damit, wenn etwa ein Jagen gehalten werden ſoll, dieſes ſogleich bewerkſtelliget werden kann; ſ. Beſtätigen und Beſtätigungsjagd.

Behangen, Fr. Limier bien coëffé; der Hund iſt wohlbehangen, ſagt man, wenn ein Leit- oder Jagdhund brave lange Ohren hat, und die Lefzen an den Seiten recht lang herunter hängen.

Behätzen, Einhätzen, Fr. dreſſer pour la chaſſe; heißt, wenn der Jäger die Hatzhunde an zahme Schweine, Kälber oder anderes kleines Vieh, alsdenn an Friſchlinge und ſchwache wilde Sauen, auch wohl an ein verwundetes Thier hetzet, damit ſie, weil dieſe leicht zu bezwingen ſind, alsdenn deſto mehr Courage bekommen, und alles friſch anpacken.

Beiler, wird beim Holländerholzhauen derjenige Arbeitsmann genannt, welcher das geſpaltene Holz, wenn es bereits abgeſägt und geſpalten iſt, ausbeilt, und demſelben die weitere Façon giebt, das iſt, die rauhe Seite, welche durch das Spalten entſtanden iſt, eben und glatt macht, auch die Rinde der äußern Seite weghaut.

Beinbrecher, ſ. Seeadler.

Beitreiben, Fr. la Pourſuite; wird ein jedes Treiben, nach den verlohrnen Treiben, genannt, welches bei einem Hauptjagen ſo lange wiederholt wird, bis die Hirſche und das Wildpret wirklich in das Zwangtreiben, und in die Jagensrundung gebracht worden ſind.

Beitritt, Fr. Mémarchure; heißt, wenn der Edelhirſch erfüllet und feiſt iſt, und mit dem hintern Laufte um ein merkliches, ohngefähr eines Fingers breit, neben den vordern tritt, doch ſo, daß die Fährten einander gleich ſtehen. Er iſt auch ein gutes Zeichen, den Hirſch vor dem Thiere zu erkennen, weil letzteres den Beitritt nicht leicht eher nachmacht, als wenn es hochbeſchlagen geht.

Beizen, Sulzen, Fr. Maſſe d'argile ſalée; werden die Salzlecken genannt, welche zuweilen an die Vorhölzer auf die wilden Tauben geſchlagen werden.

Bekaſſine, ſ. Heerſchnepfe.

Belaufen, Fr. être en chaleur, Acouplement; heißt es von Hunden, wenn ſie ſich mit einander vermiſchen, und zuſammenhängen.

Belegen, Fr. couvrir; ſagt man, wenn man eine hitzige Hündin mit einem Hunde einſperrt, damit ſie ſich mit einander vermiſchen.

Bellen, ſ. Melden.

Bengel, wird in Niederſachſen geſagt für Prügel, und die Hunde bebengeln heißt daher, ſelbigen Querknippel anhängen, damit ſie nicht nach Wildpret jagen ſollen.

Berbisbeerſtrauch, Lat. Berberis vulgaris, Linn. Fr. L'épine vinette. Engl. the common Barberry, the Pipperidge-Buſh; auch Saurach, Sauerdorn, Sauerachdorn, Berberisſtaude, Berbis, Berbisbeere, Berberigen, Erbſelbeere, Erbſeldorn, Eſſigdorn, Verſichdorn, Salſendorn, Weinäugeleinſtrauch, Weinlägelein, Weinzäpfel, Weinſchürlein, Weinſcherlinge, Weinſchädling, Wütſcherling, Rhabarberbeere, Reißbeere, Payſelbeere, Peiſelbeere, Bayſelbeere, Reiſelbeere, Paſſelbeere, Briſelbeere, Prummelbeere. Iſt ein einheimiſcher, ſommergrüner, ganzer und harter Strauch, der in Gartenhecken und Feldbüſchen häufig vorkommt, ſich auch zu einem Baume erziehen läßt, und zu einer geraden Höhe von 7 bis 10 Fuß gelangt.

Die Rinde des Hauptſtammes iſt gelblichgrau und gefurcht, an den Zweigen aſchfarbig und glatt, die darunter liegende Safthaut ſo wie das Holz, hochgelb, die Markröhre weiß, und mit einem gelben Rand umgeben; die Zweige ſind mit ſpitzigen Dornen beſetzt. Die Blätter ſind ei-

rund zugeſtumpft, am Rande gezahnt und mit zarten Stacheln beſetzt, oben hellgrün und glatt, unten aber weißlicher und voll feiner erhabener Adern. Sie kommen zu Anfang des Maies auf kurzen oben gefurchten Stielen gewöhnlich zu 5 Stück aus Knoſpen hervor, die wechſelsweiſe an den Zweigen ſind, und fallen in der Mitte des Oktobers ab.

Er bringt fruchtbare Zwitterblüthen, welche im Mai als Traubenbüſchel erſcheinen. Die gelbe Blumendecke beſteht aus 6 abfallenden Blättern, darin ſich ſechs gelbe Staubfäden mit 2 gelben Staubhülſen befinden. Der grüne Saamenſtock hat die Länge der Staubfäden, und iſt mit keinem Staubweg, ſondern nur mit einer aufſitzenden runden Narbe verſehen. Bei der Befruchtung kann man mit bloßen Augen ſehr deutlich ſehen, wie ſich die Staubfäden mit ihren Staubbeuteln einer um den andern, gegen die runde, mit einem ſcharfen Rande verſehene Narbe, neigen und ſie mit dem Saamenſtaube beſtäuben. Die Frucht iſt eine faſt cylindriſche Beere, die anfangs grün, und dann bei ihrer Reiſe im Oktober ſcharlachroth wird; ſie enthält ein auch zwei länglichrunde Saamenkörner.

Den Saamen ſäet man im Herbſt in Rinnen, und wird nur mit ein wenig Erde bedeckt. Im Frühjahr geht die Saat auf, und nach ein paar Jahren verpflanzt man die jungen Sträucher, welches im Frühjahr oder Herbſt geſchehen kann. Außerdem kann die Vermehrung durch Ableger und Wurzelſchößlinge geſchehen. Der Anbau dieſes Strauches dient zu Heckenanlagen auf trocknen aus Sand mit Dammerde vermiſchten Boden, nur kann er das Beſchneiden nicht vertragen, wenn er Früchte bringen ſoll, da ſeine Blüthen mehrentheils an den äußerſten Zweigen ſitzen.

Das Holz von ſtärkern Stämmen wird von Schreinern zu eingelegten Arbeiten genommen. Es iſt von alten Stämmen oder Wurzeln unter allen Europäiſchen Holzarten das gelbſte, ſehr hart und gut zu poliren. Es giebt gute Tobaksröhre und Spazierſtöcke. Die Wurzeln ſind officinell. Die jungen zarten Blätter ſchmecken faſt wie Sauerampfer, und werden in Holland zu Salat gebraucht, und ſelbſt in Suppen mit Fleiſch gekocht. Im Färben zeigen ſie ſich nach Suckows Verſuchen nicht beſonders brauchbar. Die äuße-

re Rinde haben Cluſius und van Swieten in der Waſſerſucht empfohlen. Die innere gelbe Rinde wird gegen die Mundfäule gebraucht, und dient auch zum Gelbfärben des Saffians, dem ſie eine hohe Farbe und vorzüglich ſchönen Glanz mittheilt. Mit der Wurzelrinde wird in Schweden die Wolle gelb gefärbt. Auch wird in der gelben Lauche der Wurzel allerhand feine Nürnberger Holzwaare gebeizt und dann mit Firniß überzogen.

Den meiſten Nutzen liefern die Früchte dieſes Strauchs. In Gehägen und Wildbahnen äſet ſich allerlei Wildpret damit. Zum roh eſſen ſind ſie zwar zu ſauer, aber ſie werden mit Zucker eingemacht. Um Saft daraus zu machen, welcher die Stelle des Citronſafts vertreten, und zu Punſch und rother Dinte gebraucht werden kann, zerquetſcht man die Beere mit einer hölzernen Keule in einem ſteinernen Mörſer, ſtellt ſie einige Tage in den Keller, preßt ſodann den Saft aus, und ſtellt dieſen wieder in den Keller. Hat er ſich durch die untere Gährung gereiniget; ſo füllt man ihn in Bouteillen, gießet etwas reines Baumöl eben darauf, bindet das Glas zu und verwahrt es an einem kühlen Orte. Auch wird ein Mus daraus verfertiget, indem man von dieſem Safte 4 Pfund und 1 Pfund weißen Zucker nimmt, und beides in einem irdenen Gefäße unter fleißigem Umrühren bis zur Honigdicke einkocht. Wo die Früchte häufig zu haben ſind, bereitet man Branntwein und Eſſig daraus. Mit römiſchem Alaun gekocht, geben ſie eine ſchöne hochrothe Dinte.

Berg, Fr. Montagne. Iſt ein über den Waſſerſtand hervorragender Theil der Oberfläche der Erde, in ſo fern er von mehreren Seiten abhängig iſt. Die niedern Berge von geringerm Umfange heiſſen Hügel. Eine Reihe an einander hangender Berge heißt ein Gebirg, und der Obertheil deſſelben ein Bergrücken. Sämtliche Gebirge theilt man nach den Zeiträumen, in denen ſie ihr Daſeyn erhielten, und nach der Art, wie ſie entſtunden, in 4 Claſſen, wovon unten das weitere.

Wenn die Sonne die Ebenen verläßt, ſo beſcheint ſie doch noch die Hügel und Berge, und die höhere Atmoſphäre. Die Berge bleiben alſo länger erwärmt, als die Ebene, die Luft aber länger, als die Berge. Die Berge dünſten alſo bei dieſer Wärme noch häufig aus. Zu ihren Dünſten ſam-

meln ſich die Dünſte, welche von der Ebene aufſteigen, wie auch die, welche in der annoch warmen Luft unterſinken. Es ſiehet daher aus, als wenn alle dieſe Dünſte aus den Bergen kämen, da ſie doch den geringſten Theil dazu hergeben. Die niedere Gegend der Luft iſt allemal dichter, als die höhere, und alſo auch fähiger, einen größern Grad der Wärme anzunehmen.

Aus eben dieſem Grunde häufen ſich auch, wie alle übrigen, die brennbaren Dünſte in der untern Region ſtärker an, reiben ſich an einander, und erhitzen die Luft. Endlich aber prallen die Sonnenſtrahlen von den Bergen ab, und faſt in ſich ſelbſt zurück, daß ſie daher die Wärme in den Thälern, wo nicht verdoppeln, doch augenſcheinlich vermehren müſſen, um ſie ſelbſt aber findet dieſe Vermehrung nicht ſtatt. Hauptſächlich wird die Atmoſphäre nicht ſowohl von den durch ſie gehenden Sonnenſtrahlen, als vielmehr von der erhitzten Erdfläche, die ſie berührt, erwärmet, und zwar deſto mehr, je näher ſie derſelben iſt, und deſto weniger, je weiter ſie davon entfernt iſt. Diejenige Luft aber, die den Gipfeln der Berge gleich ſtehet, iſt viel weiter von der Oberfläche der Erde entfernt, als die andere in den Thälern; daher muß ſie auch weit kühler ſeyn.

Die Vortheile, die uns die auf der Oberfläche der Erde verbreiteten Gebürge verſchaffen, nehmen freilich die wenigſten bei dem erſten Anblick wahr; ja manche ſind wohl ſo unwiſſend, ſie bloß für Zufall oder gar für Unordnung oder Unvollkommenheit in der Natur zu halten, da nach aufgeklärter Vernunft tiefe Weisheit, überdachte Ordnung und hohe Vollkommenheit des Schöpfers darin unverkennbar iſt. Nicht ohne Zweck ſind feſte Steinmaſſen mit unſerm Erdkörper verbunden; ſie ſind gleichſam der Kern unſerer Erde, an den ſich alle lockere Materien derſelben anſchließen; nicht ohne Abſicht und Nutzen erheben ſie ſich an vielen Orten ſo hoch über die Oberfläche; ſie ſind die Vormauern gegen den Stoß der Winde und das Toben der Wellen; ſie ſind die Werkſtätte der Steine und Metalle und die Sammelkäſten der Waſſer, die den Quellen, Bächen und Flüſſen immer neuen Vorrath verſchaffen. Wäre die ganze Erde eine Ebene, ſo würde ſie das Meer überall bedecken, und ſie würde dann nur eine Wohnung für die Fiſche und Waſſerthiere ſeyn; wäre das lockere Land ganz eben, ſo würde es

nach Beſchaffenheit des Erdbodens entweder ſumpfiger Moor oder eine dürre Sandwüſte ſeyn. Ohne Berge würde kein Bach unſere Fluren tränken, kein reines Quellwaſſer unſern Durſt löſchen, kein mächtiger Strom unſern Städten Nahrung und Ueberfluß zuſtrömen. Selbſt die Schönheit einer Gegend gewinnt durch die angenehme Vermiſchung der Berge und Thäler, und die Geſuudheit zieht davon nicht minder wichtige Vortheile.

Die Berge ſind ſelten auf der Ebene einzeln zerſtreuet, ſondern meiſt ſtoßen mehrere mit ihren Grundflächen an einander, und bilden eine Bergkette, die ſich wieder in mehrere Arme vertheilt. Sie ſind nicht von gleicher Höhe; die niedrigen im platten Lande ſind meiſtens aus Erde zuſammengehäuft, und haben einen abgerundeten Gipfel, der mit Gras und Bäumen beſetzt iſt; die hohen Gebirge aber beſtehen aus Felſen, die Pyramiden gleich, hinter einander aufgethürmt ſind, und ihre mit immerwährendem Schnee bedeckten Häupter hoch in die Wolken erheben. Einige Gegenden der Erde kann man als die Mittelpunkte anſehen, von denen ſich die Gebirge nach allen Gegenden ausbreiten. Von der Schweiz aus verbreiten ſich die Alpen mit ihren Aeſten durch Deutſchland und Frankreich, bis nach Spanien, wo ſich die Pyrenäen anſchlieſſen, und in den Apenninen durch Italien. Aus den Gegenden in Rußland, wo der Don und Wolga enſpringen, laufen nach mehreren Gegenden Gebirgsketten aus. Das carpathiſche Gebirge geht vom ſchwarzen Meer nach Presburg, durch die Moldau, Siebenbürgen, Schleſien und Polen. Das hercyniſche Gebirge geht in vielen Wendungen faſt durch ganz Deutſchland, geſchweige der Gebirge anderer Welttheile. Der Fall der Berge wird entweder bloß nach dem Fall des Barometers geſchätzt oder geometriſch abgemeſſen.

In Anſehung ihrer Zuſammenſetzung ſind die Gebirge ſehr von einander verſchieden, und werden in uranfängliche, Flötz= Vulkaniſche und aufgeſchwemmte Gebirge abgetheilt. Die älteſten Gebirgsmaſſen beſtehen aus feſtem Granit, in dem man weder Metalle, noch Salze, noch auch die geringſte Spur von Verſteinerungen oder Abdrücken organiſirter Körper antrifft, in ihren Spalten höchſtens Kies und Kryſtalle, wie es ſich z. B. in den Alpen findet. Auf und

theils neben dieſen Granitgebirgen laufen die einfachen oder Ganggebirge fort, die aus Gneuß, Glimmerſchiefer, Thonſchiefer, Porphyr, Serpentinſtein, Hornblendeſchiefer, alten Kalkſtein und mehr andern beſtehen. Sie ſind häuſig durch weite Klüfte getrennet, die entweder mit Metallen und Erzarten (edlen Gängen) oder mit Thon und ſchlechter Erde (unedlen Gängen) ausgefüllet ſind. In dieſen Gebirgen trifft man hauptſächlich alle Arten der Erze an, aber keine Verſteinerungen, die ſchwereren Metalle und die edelſten Edelgeſteine häuſiger gegen den Aequator; die leichtern, als Zinn, Eiſen und Kupfer, mehr gegen die Pole. Auf dieſen ruhen erſt die Flötzgebirge, die aus Flötzen oder abwechſelnden Lagen verſchiedener Erd- und Steinarten, als Flötzkalkarten, Sandſteinarten, Gipsarten, Thonarten und Steinkohlen beſtehen, und die eigentlichen Lagerſtätten des Kupferſchiefers, Alauns, Vitriols, Gallmeys und der Salzquellen ſind. Nach ihnen entſtunden erſt die aufgeſchwemmten Gebirge, die bloß aus Tuffarten, Sand, Leim, Thon, bituminöſem Holze, und ſogenanntem Gerülle beſtehen, und ein Werk neuerer Ueberſchwemmungen ſind, daher man auch Ueberbleibſel von Landthieren, Gartenſchnecken und Gewächſen in ihrem Innern antrifft. In den Flötzgebirgen findet man außer den Verſteinerungen von Thieren, Bäume und Pflanzen, ganze Haufen von Muſcheln, Schnecken und andern Seegeſchöpfen, wie ſie im Meere liegen, ſo daß man nothwendig ſchließen muß, daß ſie ehemals Meerboden geweſen ſind, und daß das Meer zu verſchiedenen Zeiten dieſe oder jene Länder niedergelegt habe. Die Gebirge, die aus vulkaniſchen Ausbrüchen entſtanden zu ſeyn ſcheinen, durchbrechen häufig die andern, oft alle drei ältern Gebirgsarten, und finden ſich auch in ſolchen Gegenden, wo die Geſchichte von keinem feuerſpeienden Berg weiß. Noch iſt der große Streit, welchen die Mineralogen über die Entſtehung der Baſaltgebirge führen, ob ſie auf naſſem oder auf trocknem Wege entſtanden ſind, nicht beigelegt.

Allein auch dieſe Gebirge haben große Veränderungen erlitten. Sie liegen nicht in der angeführten Ordnung, ſondern ſind vielmehr häufig unterbrochen; man findet oft abgeriſſene Trümmer alter Granitfelſen auf jüngern Gebirgen, und oft ſind auch jene ältern durch die neuern ſo hoch bedeckt,

daß man erſt anſehnliche Tiefen zu ihnen durchgraben müßte. Die höchſten, ſchärfſten und kahlſten ſind die Granitgebürge; die Thon- Kalk- und Flötzgebirge machen die Mittelgebirge aus, und ſind auf ihrer Oberfläche mit fruchtbarer Erde, Leimen und Sand bedeckt, in denen Pflanzen und Bäume wurzeln, und Nahrung finden können.

Alle dieſe Berge ſind keinesweges nach einem bloßen Zufall hingeworfen, ſondern ſo weiſe vertheilet, daß mehrere Gegenden an ihren Geſchenken Antheil nehmen können. Sie liegen meiſt in der Mitte der Länder, um Bäche und Flüſſe auf allen Seiten ausſtrömen zu laſſen; und ihre Entfernung iſt ſo abgemeſſen, daß ſich die Dünſte, welche ihre Gipfel eingeſaugt haben, bequem ſammeln, an ihren Seiten hervordringen, und in den dazwiſchen liegenden Thälern fortrinnen können. Die Berge kann man alſo mit allem Recht die Vorrathskammern der Bäche und Flüſſe nennen. Die Natur hat hier eben die Einrichtung mit den Bergen und ihrer Ausbeute gemacht, die ſie mit den Blumen machte. Nicht zu allen Zeiten blühen die Pflanzen; auch wechſeln ſie ab; bald blüht dieſe, bald jene, damit wir zu allen Zeiten Wohlgerüche und Früchte einärndten möchten. Eben ſo geben nicht alle Berge zu allen Zeiten Waſſer. Geben die Berge nicht im Winter von ihrem Waſſer Vorrath ab, ſo geben ſie doch im Sommer, damit nie Mangel, ſondern zu allen Zeiten hinlänglicher Vorrath da ſeyn möge. So findet man am Fuß der Berge, die beſtändig mit Schnee bedeckt ſind, wie die Alpen und pyrenäiſchen Gebirge, Quellen, die im Mai zu fließen anfangen, und im September verſiegen. So lange die Sonne dem Wendekreis nahe genug iſt, um die Gipfel dieſer Berge zu erwärmen, ſchmilzt der darauf befindliche Schnee, dringet durch die Erde, und ſammelt ſich unten, oder auch in den Bergen zu einer Quelle. Sobald die Sonne zurückkehrt, und die Wärme abnimmt, verſieget auch die Quelle, weil jetzt kein Schnee mehr ſchmilzt, ja einige fließen nur, ſo lange die größte Hitze des Tages währt. In Modena und Steiermark hat man wieder andere Bemerkungen. Dort gräbt der Brunnengräber ſeinen Brunnen ab, bis er auf den Tufſtein kommt; iſt er auf dieſem, bis wohin er noch an kein Waſſer gedenkt, ſo mauert er ſeinen Brunnenſchacht aus, ohne daß er Mangel an

Waſſer befürchtet; iſt dieſes geſchehen, ſo fängt er nun an ein Loch durch den Tufſtein zu bohren, und ſteigt aus dem Brunnen heraus, bevor er den Bohrer herausziehet; denn ſobald dieſes geſchiehet, ſpritzet das Waſſer mit Ungeſtüm in den Brunnen, füllt ihn in weniger Zeit bis oben ab, und läuft wohl öfters bis über den Rand heraus. Dieſes Waſſer kann von nichts anders, als von dem apenniniſchen Gebirge herrühren, an dem Modena liegt. Es hat ſeinen ordentlichen Lauf unter der Erde, und ſucht durch die gemachte Oefnung wieder eben ſo hoch zu ſteigen, als es in dem Sammelkaſten ſtehet. Sonſt aber kömmt folgende Bemerkung überall überein: Sind die Gebirge nur im Winter mit Schnee bedeckt, ſo werden die daraus entſtehenden Quellen und Flüſſe im Frühling bei Thauwetter anlaufen, und im Sommer vertrocknen. Werden die Gebirge nur vom Regen benetzt, aber nicht mit Schnee bedeckt, ſo ſind die Bäche, die daraus entſpringen, im Herbſt und Winter, wo der meiſte Regen fällt, angefüllt, im Sommer und Frühling im Gegentheil ſehr ſchwach. Wo es gar keine Berge giebt, da verlieret ſich der Regen und der Schnee in der Erde und in den Flüſſen, wo faſt an allen Plätzen auf Quellen abzuteufen iſt. Aus vorgeſagtem ergiebt ſich, daß man da, wo im Frühjahr Holz geflöſſet werden ſoll, nicht ſo lange wartet, bis das Schneewaſſer verlaufen iſt, weil ſonſt ein beträchtlicher Verluſt erwächſt, wenn die Waſſer alle verlaufen ſind, ehe man das Holz an den beſtimmten Ort bringt.

Wenn man an Bergen Holzungen hat, ſo muß man ſolche von unten, nämlich vom Fuß des Berges an bis an deren Ende, und nicht von oben nieder abtreiben, auch keine breite, ſondern den Umſtänden angemeſſene ſchmale Schläge führen. Thut man dieſes nicht, ſo müßte man immer die obern Hölzer auf die untern werfen, und ſo auch die obern über die jungen Schläge abführen, wodurch denn dem Wiederwuchs vieler Schaden zugehen würde.

An Bergen muß man weniger Oberholz — verſteht ſich in Laubhölzern — aber ſtärkeres, als auf Ebenen und im gelinden Klima ſtehen laſſen. Weil die Berge rauher ſind, der Duft und Schnee ſich ſtärker anhängt, der Boden rauher und unfruchtbarer, die Winde gewaltiger, und die Sonne ohnnhin nur ſchief mit ihrer Wärme einfällt, und

die Fruchtbarkeit bewirken kann, der Anflug aber Schutz und Schirm will. Gute Saamenbäume auf den Anhöhen der Berge muß man nicht abtreiben, ſondern ſie immer ſtehen laſſen, beſonders an den Gegenden, wo die herrſchenden Winde ſtreichen, indem ihr Saame gegen die Abhänge fällt, und ſomit die Berge in Anflug bringen. Deshalb iſt es auch ein Fehler, wenn man die Hölzer auf den Anhöhen der Berge zuerſt wegſchlägt; denn allemal müſſen wegen des Anflugs die Berge zuerſt, und dann die Anhöhen abgetrieben werden.

Von dem unrichtigen Klaftermaaſe an ſteilen Bergen wird unter Ausmeſſung und Klafter gedacht.

Bergahorn, ſ. unter Ahorn.

Bergammer, lat. Emberiza montana et muſtelina, Linn. Fr. Ortolan de paſſage (das Weibchen), Buff. Engl. Tawny Bunting; Mountain Bunting, Latham; auch Wintervogel, Schneevogel, Neuvogel, ſchäckiger Emmerling genannt. Dieſe Art Ammer hat zum Kennzeichen einen braunen Oberkopf, gelben Schnabel, ſchwarze Füſſe, und die zwei äußerſten Schwanzfedern weiß. Er iſt 7 Zoll lang, der Schwanz $2\frac{3}{4}$ Zoll, die ausgebreiteten Flügel $12\frac{1}{2}$ Zoll. Die Flügel legen ſich auf der Mitte des Schwanzes zuſammen. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, pomeranzengelb, mehr finkenartig, doch mit allen Kennzeichen des Ammers, der Augenſtern braun, die geſchilderten Beine 1 Zoll hoch und mit den Zehen ſchwarz, die Hinterkralle lerchenartig, $\frac{1}{2}$ Zoll lang, die Mittelzehe 1 Zoll und die Hinterzehe 14 Linien lang.

Der Kopf iſt rund, oben hellkaſtanienbraun, nach der Stirn dunkler, die Kehle ſchmutzig weiß; über die röthlichweiße Bruſt geht ein braunröthliches Band; der Bauch iſt weiß, das Knie grau eingefaßt, der Hinterhals rothgrau; der Rücken und die Schultern ſind ſchwärzlich mit breiter gelblicher und weißer Einfaſſung, die Federn des erſten Flügelgelenks mit ihren Deckfedern ſind grauſchwarz, die Unterflügel weiß; der Schwanz iſt etwas gabelförmig, ſeine zwei äußerſten Federn faſt ganz weiß, die übrigen mehr ſchwarzgrau gelblich eingefaßt. — Das Weibchen iſt am Kopfe abwechſelnd ſchwarz, rothgelb und weiß, am Hinter-

hals rothgelblich grau, und der Bauch iſt rothgelblich weiß.

Man trifft dieſen Vogel faſt alle Jahre auf ſeinem Rückzuge im März, auf den Straßen und Fahrwegen, wo er den Pferdeexcrementen und den Wegebreitſaamen nachgeht, paarweiſe an. Mit ſeiner hellen Stimme lockt er: Zörr, zörr! ſingt hell abgebrochen, wie faſt alle Ammern, nicht unangenhm, und läßt ſich im Zimmer an der Erde oder in einem weiten Vogelbauer durch Hafer, Mohn, Brod, Hirſen, Hanf u. ſ. w. ſehr leicht unterhalten. Die Jungen, die man zuweilen unter einer Familie antrifft, ſind auf dem Oberleibe rothgrau, auf dem Kopf gelblich, und auf dem Rücken dunkelbraun gefleckt. Er hat viele kleine Läuſe mit braunen Köpfen. Man fängt ihn mit Leimruthen oder kleinen Netzen, die man auf Pferdeexkremente, die mit Hafer beſtreut werden, ſteckt. Sein Fleiſch ſchmeckt angenehm.

Bergbohrer, Erdbohrer, Lat Terebra monticolarum, Fr. Sonde. Iſt ein eiſernes Werkzeug, ſo aus vielen cylindriſchen Stücken beſtehet, welche an einander geſchraubt, und dadurch der Bohrer nach Gefallen verlängert werden kann. An dem unterſten Theil iſt eine Schraube, an welche eigentlich der mit einer Mutter verſehene Bohrer angeſchraubt wird. Hiezu hat man dreierlei Bohrer: Meiſſelbohrer, Kronenbohrer und Kolbenbohrer; die vorzüglichſten ſind die Meiſſelbohrer, nur erfordern ſie einen geſchickten Arbeiter. Wenn mit einem von dieſen Bohrern ein Stück in den Boden hinein gebohret iſt, wird die losgemachte Erdart mit dem ſchneckenförmig geſtalteten ſogenannten Löffel, welcher ebenfalls angeſchraubt wird, herausgeſchafft. Dieſer Bohrer wird gebraucht, ein ziemliches Stück in den Grund oder Boden zu bohren, um zu erkundigen, aus was für Lagen derſelbe beſteht. Denn bei dem Herausziehen des Löffels erfährt man alle Erdſchichten durch ihn, weil ſie ſich, da der Löffel hohl iſt, darin feſtſezzen. Kömmt man auf Steine, ſo verſpührt man ſolches gleich an dem Widerſtand. Iſt Waſſer darunter, ſo ſiehet man ſolches an den leeren Stellen des Bohrers und an der Näſſe deſſelben; desgleichen wird man den Thon und andere Erdarten gewahr. Zeigt nun der Grund nach dem

Erdbohrer eine Tiefe von drei bis fünf Fuß, ſo iſt er ſchon tauglich, um ſtarkes Stamm- und Zimmerholz zu tragen.

Um aber die Beſchaffenheit des Bodens noch genauer durch den Erdbohrer prüfen zu können, ſo bringt man die durch ihn herausgebrachte Erde in ein großes irdenes Gefäß, gießet es voll Waſſer, und rührt alles tüchtig unter einander, bis alle Klumpen recht zerfallen und zerweicht ſind, und alles in einer hinreichenden Menge Waſſer ſchwimmt. Dieſes Gefäß wird ſodann hingeſtellt, und nicht weiter bewegt, bis nach einigen Tagen ſich alles geſetzt hat, und das Waſſer für ſich erſcheint.

Das obere klare Waſſer wird hierauf behutſam abgegoſſen, das übrige aber an einem warmen Orte nach und nach abgedünſtet, bis alles im Topfe trocken iſt, worauf dieſer ſachte entzwei geſchlagen wird, da ſich denn die Erdarten in ihrer vorhandenen Menge ſchichtenweiſe zeigen. Kleine Steinchen und Sand liegen ganz unten, hierauf folgen die bindenden Erden, über dieſen die leichten, und die Decke iſt der thieriſche und pflanzenartige körperliche Urſtoff.

Der Forſtwirth kann ſich des Erdbohrers auch zur Erforſchung der Steinkohlen und des Torfes, ingleichen zu Auffindung der Steinbrüche und der Thon- und Leimengruben bedienen, ob dergleichen in ſeinem Reviere befindlich ſind.

Bergente, lat. Anas Marila, Linn. Fr. le Milloui-nan, Buff. Engl. the Scaup Duck, Penn. auch Moderente, Schaufelente, Moorente, unterirdiſche Ente, Schimmelente, Aſchenente; und die Jäger nennen die Männchen auch Warten. Dieſe Ente wohnt in den nördlichſten Gegenden, und zieht im Oktober häufig nach den ſüdlichen; in harten Wintern findet ſie ſich zuweilen auf den warmen Kieſelbächen in den Gebirgen des Thüringerwaldes ein, und von da geht ſie ſogar bei ſtürmiſchem Wetter in die Walddörfer hinein. Sie iſt 18 Zoll lang, und die ausgebreiteten Flügel 23 Zoll. Der Schwanz mißt 3 Zoll, und die Flügel erreichen zuſammengelegt das Ende deſſelben. Das Männchen wiegt 1½ Pfund, und das Weibchen 2 Unzen mehr. Der bläulichgraue Schnabel iſt 2 Zoll lang, ſtark, breit, an der Wurzel erhaben, in der Mitte ausgebogen, und an der Wurzel etwas breit auslaufend,

der Oberkiefer an den Seiten überſchlagend, an der Spitze ein hakenförmiger Nagel, die Naſenlöcher längliche kleine Ritzen, der Stern gelb, die Füße dunkler als der Schnabel, die Beine 2¾ Zoll hoch, die Mittelzehe 3 Zoll lang, die hintere ¾ Zoll hoch ſtehend und belappt.

Sie iſt ſchwarz, die Achſeln weiß und mit ſchwarzen Linien durchzogen, der Bauch weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hintern weiß mit ſchwarzbraunen Spitzen, und ſcheinen daher einen weißen Spiegel zu bilden. Das Weibchen iſt etwas größer, und da, wo das Männchen ſchwarz iſt, mehr braun. Dieſe Enten tauchen ſehr gut unter, haben ein dumpfiges und trauriges Geſchrei, wie das Stöhnen der Tauben, und freſſen Schaalthiere. Sie können, wenn man ſie fängt, unter den zahmen Enten auf dem Hofe gehalten werden, und freſſen gern in Waſſer eingetauchtes Brod, trocknen und eingequellten Hafer und Gerſte. Sie ſind eben nicht ſonderlich ſcheu. Ihr Fleiſch ſchmeckt thranig und unangenehm.

Bergfalke, Lat. Falco peregrinus, Linn. Fr. le Faucon, Buff. Engl. the peregrine Falcon, Penn. auch Wanderfalke, Fremdlingsfalke. Iſt ein im Thüringerwalde ſehr gemeiner Raubvogel, wovon man immer da, wo eine hohe Felſenwand oder ein einzelner ſchroffer Felſen in die Luft ragt, im Sommer ein Pärchen antrifft, das unaufhörlich ſein Geya! Geya! ſchreit. Er iſt 1 Fuß 10 Zoll lang, der Schwanz 7 Zoll lang, und die Flügel, welche ſich über der Mitte des Schwanzes kreuzen, klaftern 4 Fuß. Der Schnabel iſt 1 Zoll 3 Linien lang, ſtark, ſehr gekrümmt und bläulich, die Wachshaut gelb, die Naſenlöcher rund, der Stern nußbraun, die Hände gelb, die Beine 2½ Zoll hoch, der Mittelfinger, der 2 lange Ballen hat, 2¾ Zoll, der hintere 2 Zoll lang, die Nägel lang, ſcharf, ſehr gekrümmt und hornbraun.

Der Scheitel und Hintertheil des Kopfs iſt dunkelbraun, an der Stirn weißlich; an dem Unterkiefer läuft ein ſchwarzer Streif herab bis an die Mitte des Halſes; der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel (Wannen) ſind aſchgraubraun, die Kehle weiß, der Hals und obere Theil der Bruſt weiß mit einzelnen braunen Flecken, der übrige Unterleib weiß mit vielen dunkelbraunen Quer-

binden; die vordern Schwungfedern ſind dunkelbraun, die hintern ſo wie der Schwanz aſchgraubraun, die untern Deckfedern der Flügel ſchwärzlich mit vielen weißgelben Flecken. — Das Weibchen iſt merklich größer und auf dem Rücken dunkelblau und ſchwarz geſtreift.

Dieſe Falken haben einen ſehr hohen und ſchönen Flug. Da ſie von Natur ſchnelle, ſehr gelehrige und geſchickte Vögel ſind, die ſich zur Baize abrichten laſſen, und ſich erſt im Auguſt mauſern, ſo können ſie vom Mai an bis zum Auguſt ſehr gut zur Jagd gebraucht werden. Als Zugvogel kommen ſie in der Mitte des Maies, und gehen im Oktober wieder fort. Zu ihrem Aufenthalte wählen ſie nur die höchſten, ſteilen und felſigen Gebürge, die mit Bäumen und Gebüſchen bewachſen ſind, und begeben ſich auch ſelten ins freie Feld den Sommer über.

Zu ihrer Nahrung ſind ihnen Auerhühner, Birkhühner und Haſelhühner, die ihnen nahe wohnen, vorzüglich angewieſen, auf welche ſie von der größten Höhe blitzſchnell herabſtürzen, ſie mit ihren Klauen durchgreifen und auf eine Felſenbank tragen, und daſelbſt verzehren. Auf ihren Wanderungen ſtoßen ſie auch auf Tauben, Rebhühner, Wachteln, Droſſeln und dergl. Daß ſie auch vierfüßige Thiere angehen, hat man in Thüringen noch nicht bemerkt.

Sie horſten in den Ritzen ſchroffer Felſen; das Neſt beſteht aus einem ſchlechten Gewebe von dürren, großen und kleinen Reißern, und giebt auch zugleich die Tafel ab, auf welcher die Alten ihren Jungen die Speiſen vorſetzen. Drei bis vier gelbröthliche braungefleckte Eier liegen darin, und werden in 18 bis 21 Wochen von dem Weibchen ausgebrütet.

Wegen ihres außerordentlich feinen Geſichts und Geruchs kann man gar ſelten an ſie und zum Schuß kommen. Doch glückt es zuweilen dem Jäger, ſie zu erſchleichen, wenn ſie eben ihr Neſt bauen, und deshalb auf den Bäumen dürre Aeſte abbrechen, oder wenn ſie nach Verfehlung einer Beute zu ihrer Erholung auf dem Gipfel eines hohen Baumes ausruhen. Außerdem kann man ſie auch, wie die edlen Falken, auf ihren Zügen fangen.

Ihr vorzüglichſter Nutzen beſteht in dem Gebrauch zur Falkenjagd, und außerdem dienen die Dunen oder Pflaum-

federn zu weichen Betten. Ihr Schaden ergiebt ſich aus ihrer Nahrung.

Abweichungen ſind: 1) der ſchwarze Falke oder ſchwarzbraune Habicht (Faucon paſſager), welcher aber nichts anders als das Weibchen iſt, und von den Jägern Kohlfalke genannt wird. 2) Der gefleckte Falke oder Habicht (Falco maculatus ſ. naevius, Engl. the ſpotted Falcon). 3) Der Amerikaniſche Wanderfalke, welcher etwas größer als der Europäiſche iſt.

Bergfinke, Lat. Fringilla montana, Fr. Pinçon montain; auch Gägler, Quecker, Goldfinke, Waldfinke, Tannfinke, Schneefinke, Nikowitz. Iſt ein Singvogel, der als Zugvogel ſich in den mitternächtlichen Gebirgen aufhält, und im Herbſt zu Ende des Septembers zu uns kommt. Im Frühjahr ziehen ſie wieder in ihre Heimath zurück, um ihre Brut daſelbſt zu verrichten, welches ſie im ſüdlichen Deutſchland niemals zu thun pflegen. Sie haben einen ſchlechten Geſang; ihr Fleiſch iſt wohlſchmeckend. Ihre Nahrung beſtehet in allerlei Geſäme, beſonders in Hirſen und Bucheckern. Uebrigens ſind dieſe Vögel in Deutſchland durch ihre Züge überall bekannt.

Berghirſch, Gebirghirſch, Fr. Cerf des montagnes. Iſt ein ſolcher Hirſch, welcher in tiefen Gebirgen ſeinen Standort hat. Dieſe Hirſche ſind gemeiniglich kürzer, ſtärker, ſchwerer und ſchwärzlicher oder dunkelbrauner als die übrigen, und haben einen längern behaarten Kopf, niedrigere und ſchwärzlichere Geweihe, ſtumpfere Schaalen, größere Fährten und ſchmackhafteres Fleiſch.

Berglerche, Lat. Alauda alpeſtris, Linn. Fr. l'Alouette de Virginie, Buff. Engl. the Shore-Lark, Lath. auch Schneelerche, Winterlerche, Alpenlerche, gelbbärtige Amerikaniſche Lerche, gelbköpfige Lerche, gelbbärtige Lerche aus Virginien und Carolina, Virginiſche Lerche, gelbbärtige nordiſche Schneelerche, Türkiſche Lerche, Uferlerche. Kennzeichen der Art iſt: gelbe Kehle und Hals, und quer über den obern Theil der Bruſt geht ein breites ſchwarzes Band. Sie hat den Bau und die Größe der Feldlerche, iſt aber etwas ſtärker, faſt 7¼ Zoll lang, und 14 Zoll breit. Der Schwanz mißt 2¾ Zoll, und die Flügel reichen bis einen Zoll vor das Ende. Der Schnabel iſt 6 Linien lang,

an der Wurzel bläulich, nach der Spitze zu ſchwarzbraun, der Augenſtern kaſtanienbraun, der Augenliederrand gelb, die Füße ſind ſchwarz, die geſchilderten Beine 1 Zoll hoch, die Mittelzehe und die hintern 10 Linien lang, der Nagel gerade.

Die Stirn iſt hellgelb, der Vorderkopf ſchwarz, der Hinterkopf und Rücken braungrau, die ſehr langen Deckfedern des Schwanzes roſtbraun, die Zügel und Wangen ſchwarz, oder bei ſehr alten ein ſchwarzer Streif von dem Schnabel unter den Augen weg bis an die Mitte des Halſes, die Schläfe und Kehle hellgelb, der Unterhals hellgelb, über dieſen und an der Bruſt ein breites ſchwarzes Band, der Unterleib gelblichweiß, die Seiten- und Deckfedern der Flügel rothbraun und grau mit röthlichen und weißen Kanten, die Schwungfedern dunkelbraun, der Schwanz etwas geſpalten, ſchwarz, alle Federn an der Spitze ſchmal weiß eingefaßt. — Das Weibchen iſt an der Stirn blaßgelb, auf dem Kopfe ſchwarz und braun gefleckt, der Rükken grau mit dunklern Streifen, die Wangen ſchwarz und gelblich gefleckt, die Kehle weißgelb, das ſchwarze Halsband ſchmäler, die kleinern Deckfedern der Flügel röthlichgrau.

Ihr Geſang gleicht dem ſchwachen Geſange der Feldlerche. Sie fliegt ſehr ſchnell, läuft in kleine Löcher, und hält ſich immer dicht an der Erde auf. Sie bewohnt eigentlich die nördlichſten Weltgegenden, beſucht oft im Winter dir nördlichſten Gegenden von Deutſchland, und wird auch zuweilen im December und Jänner in Thüringen angetroffen, wo man ſie mehrentheils paarweiſe auf den Triften, Haferäckern, und unter den Sperlingen auf den Straßen ſieht.

Ihre Nahrung beſteht in ihrer Heimath in Hafer, allerhand Grasſaamen und in den Knoſpen der Birkenſchößlinge. Bei uns genießet ſie auch Hafer, ließt im Pferdemiſte die Haferkörner aus, und ſucht den Grasſaamen aus den Triften und Aeckern aus. Ihre Feinde ſind im Winter bei uns die Sperber.

Man ſchießt ſie und fängt ſie mit kleinen Garnen und mit Leimſpindeln. Zuweilen werden ſie auch noch bei dem letzten Strich, wenn ſchon Schnee fällt, mit den ſich verſpäteten Feldlerchen in Lerchengarnen gefangen, wenn man

vorher den Schnee wegkehrt und den Boden mit etwas Stroh und Haſer bedeckt. — Sie nützen durch ihr fettes und delikates Fleiſch.

Bergreiher, ſ. Purpurreiher.

Beſaamungsſchlag, ſ. Holzſchlag.

Beſchläge, Garnitur, Fr. Garniture; wird die Beſetzung des Hirſchfänger-Kuppels und Hornfeſſel-Riemens mit Silber oder einem andern Metalle genannt. Auch wird unter Beſchläge verſtanden, wenn eine Büchſe oder Flinte geſchäftet worden, und ihre Kleidung, als Blatten, Hülſen, Bügel, Seiten-Blech- und Daumenſtück bekommen hat.

Beſchlagen, Fr. couvrir, s'accoupler; heißt, wenn ſich der Hirſch in der Brunſt auf das Thier ſetzt, und mit ihm ſich fleiſchlich vermiſcht. Die Meinung, daß das Thier ſich vom Hirſch vorzüglich gegen den Morgen beſchlagen laſſe, iſt eine wahre Grille, weil viele Jäger alt werden und ſterben, ohne dieſen Liebesaktus nur Einmal geſehen zu haben; denn nur in ſolchen Revieren, wo Brunſtplätze ſind, hat ein Jäger Gelegenheit, ſolches zu ſehen und zu beobachten. Wollte man ja eine gewiſſe Tageszeit zu dem Beſchlagen vorzüglich beſtimmen, ſo wäre es noch eher die Abendzeit, weil es zu ſelbiger auf Brunſtplätzen am öfterſten beobachtet worden iſt.

Beſchlagen, das Holz, Fr. équarrir, démaigrir; heißt, mit der Zimmeraxt dem Baume eine viereckigte Geſtalt geben.

Beſchleichen, Fr. épier, attraper; vom Luchs, surprendre; ſagt man, wenn der Jäger weidewerken oder birſchen gehet, und ſo lange herumſchleicht, bis er etwas findet und zum Schuß bekommt.

Beſchneiden, die Bäume, Fr. tondre les arbres; geſchieht am häufigſten an Frucht- und Gartenbäumen, aber auch an Waldbäumen, welches jedoch die meiſten, da es zuweilen ſchlimme Folgen hervorgebracht hat, verwerfen, und nur allenfalls an Laßreiſern zugeben wollen.

Als allgemein gilt von den Waldbäumen, daß alles Holz, das dick und geſchloſſen ſteht, ſich von ſelbſt reiniget, mithin keines gewaltſamen und zu frühen Schneitelns bedarf; und ſteht es nicht geſchloſſen, ſo wäre es unnöthig, dieſen Bäumen Holz zu nehmen, da es bei ſolchen doch

eigentlich auf Holz ankommt. Indeſſen können doch auch Fälle vorkommen, wo das Beſchneiden ſowohl an kleinen oder großen, als auch an jungen oder Waldbäumen nothwendig wird, und wobei beſonders ſehr viel auf die Jahreszeit ankommt, in wie fern ſolche der Operation günſtig iſt.

Denn wenn Nadelhölzer mit harzigten Säften in der Saftzeit beſchnitten werden, ſo läuft das Harz aus der Wunde, der Baum erſchöpft ſich und erkranket, und bleibt alſo, wenn er auch nicht abſterben ſollte, doch wenigſtens im natürlichen Wachsthum zurück. Größtentheils iſt auch unnöthig, die Nadelholzbäume zu beſchneiden, außer wenn der Gipfel zuweilen doppelt wächſet; und dieſes muß im Winter geſchehen, wo ſich der Saft als verdicktes und unflüſſiges Harz im Baume befindet. Gegen die Zeit der Verdünnung und des Umtriebes der Säfte, iſt alsdenn die Wunde verhärtet und geſtattet kein Verbluten, ſondern kann mit der Zeit verwachſen. — Die doppelten Gipfel kann man auch ſo fortſchaffen, daß man die Mittelknoſpe des kleinſten zu aller Jahrszeit abkneipet, wodurch der Wachsthum deſſelben in die Länge ſogleich verlängert wird.

Will man die Laubhölzer beſchneiden, ſo darf dieſes nicht im Frühling geſchehen, weil ſonſt während des Sommers mehr Waſſerreißer und Stammlohden erſcheinen, als vorher daran befindlich waren, wodurch ſolche junge Bäume, die zu guten Stämmen erwachſen ſollen, zu ſehr erſchöpfet werden. Daher iſt die Mitte des Sommers die bequemſte und unſchädlichſte Zeit, überflüſſige Baumtheile von Laubhölzern durch den Schnitt hinweg zu ſchaffen. Denn alsdenn iſt der Trieb bereits vorbei, und es bleibt noch Zeit genug übrig, daß die Wunde im Herbſte beim Wachsthum in die Dicke verwachſen und überzogen werden kann. — Im Herbſt die Laubhölzer zu beſchneiden, iſt in keinem Falle anzurathen, weil die Bäume dadurch allzuſehr verzärtelt werden; die Kälte dringt in die wäſſerigte Wunde, und richtet diejenigen Schäden an, welche in der Folge, durch eisklüftig, brandig und kernfaul, auch wohl gar durch plötzlicheſi Erfrieren der Stämme bis an die Wurzel an den Tag kommen.

Beſchoſſen, Fr. la Bête effarouchée; ſagt man vom Wildpret, wenn man unter ein Rudel deſſelben mehr als einmal gefeuert hat, ſo daß es furchtſam iſt, und ſich überall wahrnimmt, auch, wenn es einmal geſprenget worden, alsdann beſtändig flüchtig, und nicht wohl wieder zum Stehen zu bringen iſt. Ingleichen ſagt man auch beſchoſſen von Feldhühnern, wenn, nachdem unter dieſelben geſchoſſen worden, ſie weder den Hund halten, noch den Schild annehmen, ſondern von weitem aufſtüben und fortgehen.

Beſenpfrieme, Lat. Spartium Scoparium, Linn. Fr. le Genet à balai, Engl. the common Broom; auch Färberpfrieme! Ginſter; Günſt; Genſter; Rehkraut; Geneſte; Geniſter; Pfriemen; Pfriemenholz; Pfriemenkraut; Stechpfriemen; Pfingſtpfriemen; Heidepfriemen; Witſchen; Haſengeil; grüner Genſter; Kunſchroten; Kühſchröten; Kühnſchröten; Grinizſch; Brom; Bromen; Bramen; Gaſt; Geſt; Geſter; Gieniß; Haaſenheide; Wildholz; Rehheide; Grinſche; Grichſche, Schachtkraut; Frauenſchüchel; Grünſpan; Grünling. Gehört, als ein ſommergrünes Laubholz unter die halben Sträucher, und iſt die einzige urſprüngliche Art in Deutſchland, obgleich in den wärmnen Gegenden noch eine andere aus den angränzenden Ländern, nämlich das Spartium junceum; (die Binſenpfrieme, Spaniſch Geniſt) herüber gekommen iſt. Sie iſt ein dauerhafter vom Anſehen ſchöner Strauch, mit vielen dünnen, grünen, eckigten, gerad aufgeſchoſſenen Lohden, und welcher auf den unfruchtbaren, ſandigten und hohen lettigen Blöſen eine Höhe von 3 — 5 Fuß erreicht.

Die Wurzel iſt zähe, feſt, faſerig, und ausbreitend; die Rinde an den Zweigen grün, an dem Stock aſchgrau. Das Holz an dem Stock iſt ſchön gelblich, zähe und ſehr hart; die Blätter ſind lanzettenförmig, ſehr klein, und ſtehen häufig unmittelbar an den Ruthen paarweis. Alle aber ſind glattrandig, hellgrün und auf beiden Flächen mit feinen, weißen Härchen beſetzt. Die Blütenſtiele ſind rund, glatt, einblütig und mit ihrer Blüte abwärts gebogen. Die hochgelbe Schmetterlingsblüte erſcheint im Mai und Junius. Sie enthält 10 Staubfäden; der Staubweg iſt lang und die Narbe wollig. Das Fruchtbehältniß iſt eine ſchwarzbraune lange, ſtumpfe Schote, die in zwei Schalen auf-

ſpringet, und 10 bis 12 nierenförmige glatte, gelbliche Saamenkörner enthält, welche zu Ende Auguſts ihre Reiſe erlangen.

Dieſer Strauch wird von manchen für der Forſtkultur ſchädlich gehalten, ob er gleich ſehr nützlichen Schatten und Schutz zum Aufkommen beſſerer Holzarten gewährt, dieſen auch in der Folge gern Platz macht. Denn er ſtirbt in einem 8 bis 10jährigen Alter von ſelbſt aus, und ſchlägt überdem ſchwer nach dem Hiebe in den heißen Sommermonaten wieder aus. In Gegenden, wo die Beſenpfrieme häufig wächſt, ziehen ſich die Rebhühner und einige Arten von ſchwarzem und anderm Wildpret hin, ſuchen ſie bei tiefem Schnee auf, und freſſen ſie bis auf das dickſte Holz ab. Da, wo große Strecken mit dieſem Strauche beſtanden ſind, theilt man ſie in 4 bis 5 Abtheilungen, und treibt alle Jahre im Spätherbſt, eine ab; denn dieſer Strauch giebt ein gutes Feuerungs-Reiſſig, das zum Backen, Bierbrauen, ja zum Kalch- und Ziegelbrennen genommen wird. Auch unterhält man ihn bisweilen um der Schafe und Bienen willen, wo es ohne Nachtheil der übrigen Grundſtücke geſchehen kann. Die Aſche iſt wegen ihres vielen Salzes ſehr gut.

Der Blüte fliegen die Bienen nach. Die kleinen Blumenknoſpen in Salzwaſſer eingemacht, ſind eben ſo gut, wo nicht beſſer als Kapern, und werden in Artois unter dem Namen Ginſtkapern als eine Delikateſſe weit und breit verſchickt. Die Saamen dienen unter dem Kaffee geröſtet Kaffee geröſtet zu einem guten Getränke. Nach Kalm ſoll man die Zweige ſtatt des Hopfens zum Bier nehmen können, welches davon ſehr ſtark und berauſchend werden ſoll. Man kann ſie auch wie Hanf röſten, und der dadurch erhaltene Baſt giebt grobe aber feſte Fäden zu Säcken. In Ermangelung der Birken, kann man auch das Reiſſig zu Beſen nehmen. Auch in der Färberei und Gerberei iſt dieſer Strauch brauchbar, und liefert mit ſchicklichen Zuſätzen verſchiedene gute Farben. Zu Heckenanlagen ſchickt er ſich nicht, wohl aber kann man ihn zur Dämpfung des Flugſandes anwenden.

Beſenreißig, Fr. Rameaux de bouleau; wird gewöhnlich im Frühling von der Birke genommen, ehe ſie ausſchlägt, und iſt für die Birkenwaldungen eine Art Peſt, weil

ſich mehrentheils Leute aus nahen und entfernten Orten dahin ziehen, und das Reiſſig meiſtentheils aus dem jungen Holze herausſchneiden, und den Bäumen dadurch den empfindlichſten Schaden zufügen. Am unſchädlichſten wird es von den Birken genommen, die entweder in demſelben oder im nächſten Frühjahr gefällt werden ſollen, daher der Forſtmann am beſten thut, wenn er gute und angeſeſſene Leute zu bekommen ſucht, die er an die Oerter anweiſet, damit kein Schaden geſchehen kann. — Zu Beſenreißig dient auch die Beſenpfrieme.

Beſtand, Fr. Qualité; zeigt die Beſchaffenheit eines Forſtes, in Anſehung der Menge und Güte des Gehölzes an, daher wohl beſtanden bedeutet, wenn er voll wüchſigen Gehölzes iſt.

Beſtanden Holz, Fr. Bois vif; heißt ein Ort, welcher mit ſchönen Bäumen dichte bewachſen iſt, und wo gleichſam Baum an Baum ſtehet, ſo daß man ſagt, der Ort iſt ſchön mit Holz beſtanden. Dieſe Benennung wird aber nur bei ſchon ziemlich erwachſenem Holze, es ſey Nadel- oder Laubholz, gebraucht, denn wenn das Holz noch nicht ſtärker, als ohngefähr ein Mannsarm iſt, und dicke ſtehet, ſo heißet es eine Dickung oder ein Dickig.

Beſtandjagd, Fr. Chaſſe louée; ſ. Gnadenjagd.

Beſtätigen, Fr. détourner; heißt, wenn man mit dem Leithunde einen gewiſſen Bezirk ſo bezogen hat, daß alle Ein- und Ausgänge eines Wildes eingeſchloſſen ſind, und man gewiß weiß, daß ſich ein oder mehrere Hirſche oder ein anderes Wild in dem umgangenen Bezirke befinden. S. Leithund und Beſtätigungsjagd.

Beſtätigungsjagd; Fr. Chaſſe détournée. Iſt ein ſolches Jagen, wenn das mit dem Leithunde beſtätigte Wildpret ſogleich, und eigentlich ohne Treiben, mit dem hohen Zeuge eingeſtellet, und her Herrſchaft, um ſolches zu erlegen, vorgejagt wird. Hieraus iſt ſchon zu erſehen, daß dergleichen Jagen weder ſo viel Zeit erfordern, noch auch ſo koſtbar und für die Unterthanen ſo läſtig und drückend ſind, als die Hauptjagen, zumal auch bei letzteren vieles Holz verwüſtet wird.

Beſtätigungsjagen können gleich nach Johannis gehalten werden; es gehören aber dazu erfahrne, geübte und

fleißige Jäger, um ſowohl bei der Vorſuch mit dem Leithunde, als auch bei der nachherigen Einrichtung des Jagens ſelbſt, keinen Fehler vorkommen zu laſſen.

Zuerſt müſſen die Reviere mit dem Leithunde hin und wieder beſuchet werden, um zu wiſſen, was für Wildpret da iſt, und wenn der Jäger anzeigt, was er beſtätiget hat, ſo muß es auch im Jagen richtig zutreffen, weil es ſonſt Schande für ihn, und er mit nichts zu entſchuldigen iſt. Auch müſſen die hohen Zeuge in Bereitſchaft ſtehen, damit der Jäger auf erhaltenen Befehl alle Tage im Stande iſt, ein Jagen einzurichten, weil die Ordre ſo kurz kommen kann, daß kaum 4 bis 5 Tage Zeit dazu ſind. In dieſem Falle kann alſo der Jäger das Jagen nicht mit Bequemlichkeit nach und nach fertig machen, und ſich nicht auf die Jagdleute verlaſſen, ſondern er muß beſtändig zugegen ſeyn, die Jagdleute anordnen, auch ſelbſt mit Hand anlegen, die Leinen ſelbſt ausbinden, nachſtellen, und auf das Befeſtigen und Verhacken ſehen. Bei der Vorſuch muß er ſich auch darin nicht übereilen, daß er mehr angiebt, als nachher im Jagen befunden wird, daher es beſſer iſt, etwas zu wenig anzugeben, als zu viel. Er muß auch, wenn er beſtätiget hat, ſchon faſt gewiß wiſſen: wie viel Zeuge nöthig ſind; wo aus einander gebunden wird; ob auf einen Flügel mehr Zeug als auf den andern gehört; indem die Gelegenheiten nicht allemal gleich ſind. Wenn das Jagen eingerichtet, und er ſich darin nur einmal oder um ſelbiges herum beſehen hat, muß er ſogleich wiſſen, wo der Lauft hinkommen kann, und auf welche Art er ſich am beſten ſchickt, damit auch die am Holze ſtehenden Feldfrüchte nicht ſo ſehr verderbet, oder aber viel Holz abgeräumet werden müſſe, auch muß er zu mehrerem Vergnügen das Jagen nicht immer auf einerlei Art, ſondern bald dieſe bald jene Veränderung bei ſelbigem machen. Das vorzüglichſte Stück zu einem ſolchen Jagen aber iſt ein recht guter, richtiger und wohlgearbeiteter Leithund.

Wenn nun Befehl zu dem Jagen gegeben worden, ſo ziehen die Jäger zur Vorſicht noch einen oder ein paar Morgen mit den Leithunden aus, beſuchen nochmals die Oerter, wo ſie gedenken ein Jagen hin zu machen, kommen nach dem Vorſuch zuſammen, und geben einander davon Nach-

richt, was da und dort ein-und ausgewechſelt hat. Des Morgens, wenn das Jagen eingerichtet werden muß, ziehen ſie wieder aus, und erneuern die Hirſche, ein jeder auf ſeinem Zug.

Die Züge müſſen ordentlich eingetheilt werden, und nachdem das Revier weitläuftig iſt, werden zu einem Orte zwei, auch drei Leithunde genommen, in bergigten Gegenden aber und großen Wäldern oder Heiden braucht man auch mehrere. Wenn zu dem Orte 12 Fuder Zeug nöthig ſind, ſo können den Zug 2 Leithunde thun, indem auf jedem Flügel ein Jäger mit ſeinem Leithunde des Morgens vorſuchet, zwiſchen Acker, Wieſen, jungen Schlägen und Dickigen oder hohem Holze, wo die Hirſche des Nachts auf ihrem Geäſe geweſen, und des Morgens wieder zu Holze gezogen, oder von einem Orte zum andern gewechſelt, welches der Jäger alles durch ſeinen Hund erfahren, ſich aber in den Wechſeln ſehr wohl in Acht nehmen muß. Sind die Ein- und Ausgänge ungleich, ſo kann man ſich leicht helfen. Sind nämlich die Hirſche dreimal hinein und zweimal heraus, ſo ſind ſie drinne geblieben, hingegen dreimal heraus und zweimal hinein, ſo ſind ſie haußen, und ſo verhält ſichs mit allen ungeraden Wechſeln. Sind aber die Wechſel gerade, als zwei-oder dreimal hinein, und auch ſo vielmal hinaus; ſo muß man überlegen, ob man geſichert iſt, daß die Hirſche des Tages vorhero in dieſem Orte ihren Stand gehabt, da ſie denn auch wieder drinne ſind. Iſt dieſes aber nicht, ſo muß man weit vorgreifen, daß man meiſt auf jenſeits, wo ſie etwa ihr Geäſe gehabt, ziehet, da man denn finden muß, ob ſie jenſeit hinaus oder herüber gewechſelt ſind. Sind ſie denn nicht auf jenſeit des Geäſes hinaus, ſo iſt leicht zu ſchließen, daß ſie in dem vorgeſuchten Orte ſtecken, vornemlich aber muß man auf ſeinen Hund wohl Achtung geben, welche Gänge derſelbe am liebſten ſucht, denn bekanntlich ſucht der Hund die warmen und neuen lieber und freudiger, als diejenigen, welche etliche Stunden vorher geſchehen ſind.

Ein jeder ziehet ſeinen Zug am Holze herum, nämlich ſo wie die beiden, welche ihren Beſuch zu einem Holze haben, an den Wald gekommen, da von einander, und einer auf der rechten, der andere auf der linken Seite fortgezogen

ſind, ſo kommen ſie auch auf jener Seite oder hinter dem Walde wieder zuſammen. Iſt etwa der Wald zu groß, ſo ziehet noch einer oder zwei mitten durch, kommen ebenfalls mit jenen beiden, die auswendig auf den Flügeln vorgeſucht, zuſammen, geben einander Nachricht, was einem jeden auf ſeinem Zuge angegangen, oder gewechſelt, da denn der eine auf ſeinem Flügel oder Zuge ſo und ſo viel Hirſche anſagt, eins, zweimal herein, und einmal heraus; der auf dem andern Flügel giebt gleichergeſtalt an, was, und wie viel Wechſel, Aus- oder Eingänge er hat, auch was es für Hirſche, jagdbare oder ſchlechte ſind.

Derjenige, ſo mitten durchgezogen, muß wiſſen, auf welcher Seite die meiſten Hirſche ſtecken und bleiben, ob die, ſo auf dem rechten Flügel zu Holze gezogen geweſen, über ſeinen Zug in der Mitten herüber, und nach dem linken Flügel gezogen, oder ob ſie von dieſer Seite nach ſeinem Flügel gewechſelt. Deswegen ziehet man nun in der Mitte mit einem Hunde durch, damit ſogleich das Jagen enger gefaſſet werden kann. Der in der Mitte durchziehende muß aber auch, wenn Hirſche bei ihm herüber gewechſelt, nicht gute für ſchlechte, oder ſchlechte für gute anſehen und angeben, ſondern ſowohl alle Stücke, als auch deren Güte vollkommen beobachten. Wären daher die Hirſche, oder nur etliche davon, von einer Seite nach der andern zu jenen gewechſelt; ſo wird der eine Flügel mit dem Zeuge gleich in der Mitten durchgeſtellet, und das Jagen gefaſſet, wo die meiſten und beſten Hirſche ſind.

Man muß ſich nach der Größe des Waldes und den Zeugen richten, wie weit ſie zureichen. Wenn ſie nun aus ihrer einander gegebenen Nachricht wiſſen, daß es gute Hirſche ſind (denn ſchlechter Hirſche halber allein wird kein Jagen gemacht), ſobald theilen ſie ſich wieder aus einander, und ziehen ihren Zug entweder zurück, oder aber, wenn Alleen oder Stellwege vorhanden, ſuchen ſie es enger zu machen, und greifen auf den Alleen oder Stellwegen vor, doch ſo, daß ſie dem Hirſche nicht zu nahe kommen und ſelbigen gar ſprengen; während der Zeit ſchickt man fort nach den Federlappen.

Auf gedachte Art ziehen alſo die Beſuchjäger entweder auf ihre Flügel zurück, oder wenn ſie einander nicht recht

trauen, oder um ſicher zu gehen, ob etwa ein Hund etwas übergangen, verwechſeln ſie die Züge, ſo daß der, welcher auf dem rechten Flügel ſeinen Zug gehabt, nun den linken nimmt, und jener den rechten Flügel, damit ſich ein jeder verſichere, daß es nicht fehl gehe, und beide alsdenn genau wiſſen können, was zu Holze gerichtet worden. Es verſteht ſich, daß ein jeder die Hirſche, und zwar Stück vor Stück, verbrochen hat, auch werden von einigen die Brüche auf die Hirſchfährten, mit den abgebrochenen Spitzen vorwärts, und auf die Thiere mit dem Laube vorwärts, wo die Hinfährte iſt, und alſo verkehrt gerichtet. Wenn ſie ſo im Zurückziehen ſind, ſo merken ſie die Schritte mit, und ſchneiden ſie von hundert zu hundert Schritten auf einem Stocke auf, bis ſie beide mit ihrem Zuge und Leithunde wieder zuſammen kommen.

Wenn es nun ſeine Richtigkeit behält, nichts überzogen, oder während der Zeit aus dem Orte herausgeſchlichen iſt, ſo iſt es alsdann eigentlich recht beſtätiget. Wenn hierauf die Federlappen angekommen ſind, ſo ordnen diejenigen, welche beſtätiget und zugleich abgeſchritten haben, an, wie viel nach den angemerkten Schritten Bund Lappen nöthig ſind, und laſſen ſolche von den Jagdbauern vom Wagen nehmen.

Die Beſuchjäger ziehen mit ihren Leithunden, jeder auf ſeinem Flügel, voran, und die andern Jäger mit Lappen aufs eiligſte hinter drein. Mit dieſem Verlappen werden die Hirſche zurück gehalten; denn wenn ſie auch bis an die Lappen kommen, ſo werden ſie doch, wenn ſie dieſelben ſich rühren ſehen, zu welchem Ende auch an den Lappen hin und wieder ein Bauer ſtehen, und ſelbige immer bewegen muß, gar bald wieder einwenden. Wenn dann nun nochmals mit dem Leithunde vorgezogen und verlappet iſt, ſo rücken während der Zeit die Wagen mit den Tüchern herbei, welche gleich nach den Federlappen auf zwei Flügel eingetheilt werden. So viel Bund Federlappen verbraucht worden ſind, eben ſo viele Tücher ſind auch nöthig.

Der erſte Befehlshaber theilt einem jeden Jäger nach der Nummer zu, was er zu verrichten hat, er ſelbſt commandirt den rechten, und der im Range ihm folgende den linken Flügel. Der Jäger, welcher beſtätiget hat, ziehet mit ſeinem Leithunde auf ſeinem Flügel wieder voran; die

ſind, ſo kommen ſie auch auf jener Seite oder hinter dem Walde wieder zuſammen. Iſt etwa der Wald zu groß, ſo ziehet noch einer oder zwei mitten durch, kommen ebenfalls mit jenen beiden, die auswendig auf den Flügeln vorgeſucht, zuſammen, geben einander Nachricht, was einem jeden auf ſeinem Zuge angegangen, oder gewechſelt, da denn der eine auf ſeinem Flügel oder Zuge ſo und ſo viel Hirſche anſagt, eins, zweimal herein, und einmal heraus; der auf dem andern Flügel giebt gleichergeſtalt an, was, und wie viel Wechſel, Aus- oder Eingänge er hat, auch was es für Hirſche, jagdbare oder ſchlechte ſind.

Derjenige, ſo mitten durchgezogen, muß wiſſen, auf welcher Seite die meiſten Hirſche ſtecken und bleiben, ob die, ſo auf dem rechten Flügel zu Holze gezogen geweſen, über ſeinen Zug in der Mitten herüber, und nach dem linken Flügel gezogen, oder ob ſie von dieſer Seite nach ſeinem Flügel gewechſelt. Deswegen ziehet man nun in der Mitte mit einem Hunde durch, damit ſogleich das Jagen enger gefaſſet werden kann. Der in der Mitte durchziehende muß aber auch, wenn Hirſche bei ihm herüber gewechſelt, nicht gute für ſchlechte, oder ſchlechte für gute anſehen und angeben, ſondern ſowohl alle Stücke, als auch deren Güte vollkommen beobachten. Wären daher die Hirſche, oder nur etliche davon, von einer Seite nach der andern zu jenen gewechſelt; ſo wird der eine Flügel mit dem Zeuge gleich in der Mitten durchgeſtellet, und das Jagen gefaſſet, wo die meiſten und beſten Hirſche ſind.

Man muß ſich nach der Größe des Waldes und den Zeugen richten, wie weit ſie zureichen. Wenn ſie nun aus ihrer einander gegebenen Nachricht wiſſen, daß es gute Hirſche ſind (denn ſchlechter Hirſche halber allein wird kein Jagen gemacht), ſobald theilen ſie ſich wieder aus einander, und ziehen ihren Zug entweder zurück, oder aber, wenn Alleen oder Stellwege vorhanden, ſuchen ſie es enger zu machen, und greifen auf den Alleen oder Stellwegen vor, doch ſo, daß ſie dem Hirſche nicht zu nahe kommen und ſelbigen gar ſprengen; während der Zeit ſchickt man fort nach den Federlappen.

Auf gedachte Art ziehen alſo die Beſuchjäger entweder auf ihre Flügel zurück, oder wenn ſie einander nicht recht

trauen, oder um ſicher zu gehen, ob etwa ein Hund etwas übergangen, verwechſeln ſie die Züge, ſo daß der, welcher auf dem rechten Flügel ſeinen Zug gehabt, nun den linken nimmt, und jener den rechten Flügel, damit ſich ein jeder verſichere, daß es nicht fehl gehe, und beide alsdenn genau wiſſen können, was zu Holze gerichtet worden. Es verſteht ſich, daß ein jeder die Hirſche, und zwar Stück vor Stück, verbrochen hat, auch werden von einigen die Brüche auf die Hirſchfährten, mit den abgebrochenen Spitzen vorwärts, und auf die Thiere mit dem Laube vorwärts, wo die Hinfährte iſt, und alſo verkehrt gerichtet. Wenn ſie ſo im Zurückziehen ſind, ſo merken ſie die Schritte mit, und ſchneiden ſie von hundert zu hundert Schritten auf einem Stocke auf, bis ſie beide mit ihrem Zuge und Leithunde wieder zuſammen kommen.

Wenn es nun ſeine Richtigkeit behält, nichts überzogen, oder während der Zeit aus dem Orte herausgeſchlichen iſt, ſo iſt es alsdann eigentlich recht beſtätiget. Wenn hierauf die Federlappen angekommen ſind, ſo ordnen diejenigen, welche beſtätiget und zugleich abgeſchritten haben, an, wie viel nach den angemerkten Schritten Bund Lappen nöthig ſind, und laſſen ſolche von den Jagdbauern vom Wagen nehmen.

Die Beſuchjäger ziehen mit ihren Leithunden, jeder auf ſeinem Flügel, voran, und die andern Jäger mit Lappen aufs eiligſte hinter drein. Mit dieſem Verlappen werden die Hirſche zurück gehalten; denn wenn ſie auch bis an die Lappen kommen, ſo werden ſie doch, wenn ſie dieſelben ſich rühren ſehen, zu welchem Ende auch an den Lappen hin und wieder ein Bauer ſtehen, und ſelbige immer bewegen muß, gar bald wieder einwenden. Wenn dann nun nochmals mit dem Leithunde vorgezogen und verlappet iſt, ſo rücken während der Zeit die Wagen mit den Tüchern herbei, welche gleich nach den Federlappen auf zwei Flügel eingetheilt werden. So viel Bund Federlappen verbraucht worden ſind, eben ſo viele Tücher ſind auch nöthig.

Der erſte Befehlshaber theilt einem jeden Jäger nach der Nummer zu, was er zu verrichten hat, er ſelbſt commandirt den rechten, und der im Range ihm folgende den linken Flügel. Der Jäger, welcher beſtätiget hat, ziehet mit ſeinem Leithunde auf ſeinem Flügel wieder voran; die

andern Jäger aber ſtellen mit den Jagdleuten aufs geſchwindeſte die Tücher hinter drein.

Wenn auf jedem Flügel 4 bis 5 Jäger und 40 bis 50 Bauern ſind, ſo können ſie in 2 bis 3 Stunden 12 Fuder Tücher abſtellen, wo nämlich die Tücher mit den Wagen voraus und abgefahren werden können; in Gebirgen aber, Moräſten, oder unordentlichen Wegen, wo nicht wohl gefahren werden kann, braucht man auf jedem Flügel etliche Jäger und wohl 100 Bauern mehr, die letztern die Zeuge zu tragen, und die erſtern ſie anzuweiſen. Die Zeugwagen, wenn ſie zum erſten Ausbinden auf jeden Flügel getheilet ſind, fahren alle hinter dem Jäger, der mit dem Leithunde ziehet, und vor das Stellen voran. Iſt ein Wagen Tücher abgeſtellt, ſo wird er auswendig an den Wechſel ſeines letzten Tuches gerückt, wo er ſtehen bleibt.

Die Jäger und Jagdbauern werden folgendergeſtalt nach ihrer Nummer eingetheilt: der erſte Jäger bindet vor, der zweite bindet nach, und knebelt ein, der dritte ſtellet nach, der vierte bindet die Windleinen an, der fünfte verhackt und befeſtiget das Jagen. Wenn aber das Jagen enge iſt, und es ſtille zugehen muß, ſo werden Anfangs weder Löcher zu Stellſtangen vorgeſtoßen, noch die Unterleine aufgehaket, bis das Jagen erſt im Ganzen und zu iſt.

Von den Jagdleuten kommen auf jeden Flügel: 2 zum Einknebeln, 8 Mann zu Hebegabeln, 2 Mann zu Pfahleiſen, 2 Mann mit Schlägeln beim Verbinden, im Fall ſtarke Häftel zu den Oberleinen einzuſchlagen nöthig ſind, 1 Mann mit dem Schlägel bei dem Anbinden der Windleinen, 2 Mann zum Anbinden der Windleinen, 6 Mann die Stellſtangen zu tragen, 4 Mann zu den Haken, die übrigen werden zum Ausſchlagen hinter den Tüchern her, und zum Anziehen der Hauptleinen genommen.

Hiebei muß aber auch beobachtet werden, daß wie das Tuch vom Wagen kommt, es auch gerade ſo fort ausgeſchlagen werde, damit es nicht verdrehet liege, und die Unterleine über die Oberleine komme, auch das Tuch öfters nachgezogen werde, damit es fein glatt, und keine Falten oder Beutel ſtelle. Die, welche einknebeln, nehmen zugleich einen Knebel oben, und einen unten. Wenn die beiden Knebel erſt eingeknebelt, kann der Wagen immer gleich fort-

Den Hund trägt man bald ab, und greift vor, wo die Sauen hergekommen; fällt der Hund an, ſo läßt man ihn wieder ſpringen, und muß gegen die Fährten nachhängen, bis man auf einen freien Weg kommt, oder ſind Wildfuhren gepflüget, iſt es deſto beſſrr, und ſo läßt man den Hund nahe vor dem Wege zeichnen, und trägt ihn ab; man muß ihn aber kürz von der Fährte wieder hinſetzen, weil die Sauen gar oft weit aus einander gehen, damit man auch nichts überziehe, oder den Hund darüber hin trage. Ueberdies ſchleichen die Sauen gar leicht über, beſonders bei hartem Boden, weshalb man ſich bei der Vorſuch derſelben wohl in Acht zu nehmen hat.

Wenn man nun Sauen nach den Dickigten hinein hat, und die Fährten ordentlich verbrochen ſind, ſo kommen alsdenn die Beſuchjäger mit 2, 3 — 4 Hunden auf einem Platze zuſammen, und geben einander an, was ein jeder auf ſeinem Vorſuch hat; alsdenn ziehen ſie wieder auf ihre Flügel zurück, auf daß ſie ſich nochmals verſichern, daß die Sauen in dem Orte geblieben ſind, und werden alſo beſtätiget.

Die Sauen kann man aber nicht, wie die Hirſche, mit Federn verlappen, indem ſie ſolche nicht ſonderlich achten, und daher nimmt man Tuchlappen, womit man aber nicht hoch verlappt, ſondern ſo, daß ſie faſt an die Erde ſtreichen, worauf man mit den Tüchern herbei eilet. Indeſſen, wenn die Sauen in ſtarken Dickigten ſtecken, braucht man kein Verlappen, ſondern es wird gleich auf zwei Flügeln mit den Leithunden wieder vor dem Zeuge her gezogen, und mit den Tüchern geſchwind hinter drein geſtellt, wozu man die halben Tücher am bequemſten brauchen kann, und alsdenn wird eben ſo, wie oben beim Hirſchjagen, fleißig Wache gehalten, und die Treiben an- und fortgeſtellet.

Wie man den Lauft hiezu am ſchicklichſten einrichtet, davon ſehe man unter Lauft.

Beſtecken, tendre; heißt, wenn die Hühnerfänger die Steckgarne aufſtellen, und damit die Feldhühner zu fangen ſuchen.

Beſtüben, couvrir de terre; heißt, wenn die Köhler, nachdem ſie den von Holz zuſammengeſetzten Haufen mit grünem Reißig oder Moos, auch wohl nur mit Stroh bedecket haben, ſelbigen nun mit klarer Erde und Kohlen-

leſche bewerfen, womit ſie das Feuer dämpfen und aufhalten.

Beſuchen, aller en quête; iſt, wenn die Leithundsjäger und Beſuchknechte mit dem Leithunde ziehen und vorſuchen.

Beſuchknecht, Valet de la quête. Wird ein bei der Parforcejagd angeſtellter Jäger genannt, welcher hirſchgerecht ſeyn, ſeinen Leithund wohl und tüchtig zu arbeiten verſtehen, und bei der Jagd mit reiten und blaſen und alles, gleich den Piquirs, mit verrichten muß, ſo daß zwiſchen beiden bloß dieſer Unterſchied iſt, daß der Piquir älter iſt, und dem Beſuchknecht im Range vorgeht. Dagegen hat ein Beſuchknecht die Ausſicht, beim Abgang eines Piquirs in deſſen Stelle einzurücken. Wo keine Burſche mit bei der Jagd reiten, muß der jüngſte Beſuchknecht das Blatt oder Weidmeſſer mit ſich führen. Wenn Curée gemacht und der Hirſch zerwirkt wird, muß ſolches von einem Beſuchknecht verrichtet werden.

Betreten, côcher; heißt, wenn der Auerhahn und anderes dergleichen Federwildpret in der Falzzeit die Henne beſteiget, und ſich mit ihr begattet.

Bette, la Muette du cerf, la Repoſée; wird der Ort und das Lager genannt, wo ſich ein Hirſch oder Thier niedergethan und darauf geſeſſen hat.

Bettſeiten, werden in Schwaben diejenigen Bretter genannt, welche einen halben Zoll dicker als die ganzen Bretter ſind, und ihren Namen wohl daher haben, daß ſie zu den Seiten der Bettſtellen gebraucht werden, und darum dicker ſeyn müſſen, weil 2 auch 3 runde Vertiefungen, als eine Verzierung in dieſelben eingehobelt werden.

Betze, Hündin, Debe, Luppe, la chienne; heißt das weibliche Geſchlecht von jeder Art Hunden.

Beuchel, Courbure, Curbité; wird der in der Fährte eines Hirſches einem halben Eie gleiche Hügel genannt, welchen der Hirſch an einer Seite macht, wenn er an einem Abhange oder längs an einem Berge hin fliehet.

Beulen, Knorren, Excreſcences des arbres; ſind erhabene mit Rinden überzogne Hügel an den Bäumen.

Beutelmeiſe, lat. Parus pendulinus, Fr. la Meſange de Pologne, ou Remiz, Buff. Engl. the Penduline-Titmouſe, Lath. auch Pendulin; Pendulinmeiſe; Florentinermeiſe; Pohlniſche Beutelmeiſe; Sumpfbeutelmeiſe; der Remitz; der Cottonvogel. Die Kennzeichen dieſer Art Meiſe ſind: aſchgrauer Hinterkopf und Hals, unter den Augen weg läuft ein ſchwarzer Streifen, und die Flügel und Schwanzfedern ſind dunkelbraun mit weißen Rändern. Sie hat die Größe der Blaumeiſe, iſt 5 Zoll lang und 8 Zoll breit, die Schwingen der Flügel legen ſich auf dem dritten Theile des Schwanzes zuſammen. Der Schnabel iſt länglich, ſpitzig, 5 Linien lang und aſchgrau; der Augenſtern dunkelbraun; die geſchilderten Füße ſind röthlichaſchgrau, die Klauen ſchwärzlich; die Beine 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 8 und die hintere 6 Linien lang.

Der Vorderkopf iſt weißlich; der Hintertheil und Nacken ſind aſchfarben; die Stirn ſchwarz; der Oberrücken und die Schulterfedern grau mit röthlich gemiſcht; der Unterrücken und Steiß blaßgrau; die Kehle und der Vorderhals ſehr blaß aſchfarben, röthlich geſprengt; der übrige Unterleib blaß gelbroth, am After ſchwarz; die Deckfedern der Flügel braun und ſchwärzlich mit röthlichgelben Spitzen; die Flügel- und Schwanzfedern dunkelbraun, weiß gerändet, und letztere auch weiß geſpitzt. — Das Weibchen iſt weniger roth als das Männchen, und ſeine Farben ſpielen etwas ins Grüne. — Sie haben einen nur mittelmäßigen Geſang.

Dieſe Meiſe hält ſich in Pohlen, Litthauen und Ungarn, Italien, einzeln in Schleſien, und häufig in Rußland auf. Sie wohnt gern in waſſerreichen Gegenden, wo Weidenbäume und Stauden, und Schilf ſich befinden. Ihre Nahrung beſteht hauptſächlich in Waſſerinſekten. Vorzüglich merkwürdig iſt ſie durch ihr künſtlich gebautes Neſt, welches ein Oval iſt, in Geſtalt eines Beutels, das unten ſeinen kleinen Eingang in Geſtalt eines Halſes hat, und dieſer iſt ein Schutz gegen alles Wetter. Es iſt an die Spitzen von ſchlanken Weidenäſten oder an Rohrſtengel über das Waſſer geflochten. Es beſteht aus Hanffäden, Baſtfäden, Grashalmen, Wolle von Pappeln, Weidenkätzchen,

Diſtelflocken, Teichkolben, welche zu einem dichten, zähen, kaum zerreißbaren Filz verwebt worden. Durch dieſes künſtliche Neſt ſchützt ſie ihre Brut gegen verſchiedene Raubvögel und Raubthiere, die ihre Feinde ſind. Sie brütet des Jahrs zweimal 5 ſchneeweiße, grauröthlich gewölkte Eier in 12 Tagen aus; das erſtemal im April.

Sie nützt durch ihre Neſter, welche in Pohlen und Rußland Sackweiſe für einen Dukaten verhandelt werden; ſie haben oft ſchon die Geſtalt der Schuhe, und die Ruſſen erwärmen ihre Füße damit. Die Wolle derſelben ſoll die Geſchwulſt der Hälſe vertreiben.

Bewaldechten, oder

Bewaldrapen, Bewaldrechten, Fr. dégroſſir, équarrir; heißt zwar ſo viel als Beſchlagen, doch verſteht man darunter eigentlich, wenn das in Wäldern angewieſene Bauholz nur auf zwei Seiten aus dem gröbſten gehauen wird, um die Abfuhre dadurch zu erleichtern. Mehrentheils geſchieht dies an ſtarken Bauſtämmen, an einigen Orten aber, wo die davon abfallende Späne ein Accidenz des Forſtbedienten ſind, muß es an allen ohne Unterſchied geſchehen.

Bezogen, la Chienne a retenu; heißt es von einer Hündin, wenn ihr ein Hund zugelaſſen worden, und ſie auch aufgenommen hat und trächtig worden iſt.

Biber, Lat. Caſtor Fiber, Linn. Fr. le Caſtor, Buff. Engl. the Beaver, Penn. gemeiner Biber, Caſtor; Erd- oder Landbiber. Gehört unter die nagenden Säugethiere, und wird in Deutſchland nur noch ſelten angetroffen, iſt $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, ſein Schwanz hält über 11 Zoll Länge und 5 Zoll Breite. Der Kopf iſt kurz, die Schnauze dick und ſtumpf, die unterſten gelben Vorderzähne ſind 1 Zoll und die obern 10 Linien lang. Backenzähne ſtehen auf jeder Seite oben und unten 4. Die Augen ſind klein; die Ohren kurz, zugerundet, und im Pelze verſteckt; der Hals kurz und dick; der Rücken gewölbt; der Schwanz zunächſt am Leibe den vierten Theil behaart, weiter hin länglichtoval, glatt, in der Mitte der Länge nach erhaben, und ſchuppig, mit dazwiſchen ſtehenden einzelnen ſteifen Haaren. Das Thier trägt ihn horizontal. Die Beine ſind kurz; die Füße ſtehen etwas einwärts. Die Vorderfüße haben 5 ge-

chen gehen ſie mit der Mutter aus. Wenn ſie erwachſen ſind, übergeben ihnen die Eltern ihr Haus, und bauen ſich, wo möglich, ein anderes daneben. Im dritten Jahre ſind ſie erſt völlig ausgewachſen und zur Zeugung geſchickt. Sie laſſen ſich leicht zähmen.

Außer dem Vielfraß und Fiſchotter, welche große Feinde der Biber ſind, haben ſie von andern Thieren wegen ihres ſcharfen Gebiſſes und ihrer Behutſamkeit wenig zu befürchten. Denn auf dem Lande trifft man ſie, der ſtärkern Raubthiere halber, ſelten 20 Schritte weit von ihrer Wohnung an, und auſſerdem gehen ſie in Geſellſchaft mit Wache aus, welche ihnen die Gefahr meldet, worauf ſie ſich ins Waſſer flüchten.

Der Biber gehört zu den Regalien der Fürſten. Man ſpürt ihn an ſeiner Fährte, die der Fiſchotterfährte nicht unähnlich iſt, nur daß die Vorderfüße ſich ohne Schwimmhaut ausdrücken, und an den geſchälten und gefällten Stämmen und Bäumen. Von ſeinem Fang ſehe man unter Biberfang.

Das Wildpret der vordern Theile des Bibers bis zu den Nieren hat faſt den Geſchmack des Dachſes; das übrige aber von den Schenkeln und Schwanze hat den Geruch und Geſchmack des Fiſches. Man iſſet es in Klöſtern zur Faſtenzeit und in Cartheuſerklöſtern zu allen Zeiten gern. Der Schwanz, der oft 3 bis 4 Pfund ſchwer iſt, und die Hinterpfoten ſind ein beſonderer Leckerbiſſen. — Der reine Balg iſt ein vortreffliches Pelzwerk; die ſchwarzen werden am meiſten geſchätzt, und die weißen ſind die ſeltenſten. Das Haar der Biber wird vornämlich zu Caſtorhüten verarbeitet. Das Leder wird vom Sattler zum Beſchlagen der Koffer und Reiſekaſten, vom Schuhmacher zu Pantoffeln, und vom Siebmacher zu Sieben verbraucht. Der Vorderzähne bedient man ſich zum Vergülden und Glätten, und die Wilden brauchen ſie ſtatt der Meſſer und Meiſſel. Das ausgeſchmolzene Fett iſt officinell, ſo wie auch der Bibergeil. — Da die Biber viele Bäume umhauen und die Dämme verwüſten, ſind ſie den Waldungen und Waſſerbauen ſchädlich.

Biberfang, Fr. Chaſſe du Caſtor; geſchieht auf folgende Arten: Einmal fängt man den Biber mit einem gu-

ten Tellereiſen, das zwei gute Federn hat. Dieſes legt man an den Ort, wo er aus ſeiner Burg ſteigt, ſchneidet dieſes Eiſen in die Erde ein wenig ein, bedeckt es mit Laub, und legt darum friſche eſpene, weidene oder haſelne Reißer. Wenn er nun ausſteigt, Bäume zu ſchälen oder umzuhauen, ſo will er die Reißer wegnehmen, worüber er von dem Tellereiſen erwiſcht und gefangen wird. Das Eiſen muß man aber an eine Kette legen, weil er es ſonſt mit fortnimmt. Da der Biber nicht, wie andere Raubthiere, ſonderlich Witterung annimmt, ſo braucht man das Eiſen nur mit eſpenen und haſelnen Knoſpen zu reiben, und ſodann, auf die angezeigte Art, in die Erde, oder bei ſeiner Burg, wo er aus- und einſteigt, ins Waſſer einzulegen.

Auf eine andere Art macht man zum Fangen des Bibers folgendes Netz: Man ſtrickt ein Netz auf die Art, wie ein Wachtelgarn, von dünnen Leinen, eines kleinen Fingers dick. Das Inngarn muß ſo ſtark wie das Rehgarn ſeyn. Die Höhe muß 3 Ellen, die Spiegel-Maſchen 18 Zoll Weite haben; die Länge macht man nach Gefallen und nach der Größe des Waſſers; am dienlichſten und beſten iſt es, wenn die Länge 50 Schritte in ſich hält. Dieſer Netze muß man jederzeit 3, 4 bis 6 in Vorrath haben, beſonders wo es viel Biber giebt. Sie werden ordentlich an Stangen von 3½ Ellen lang, gleich einem Stellnetze eingebunden. Dieſe Netze nimmt man, und ſtellt ſie auf das Land an den Orten, wo der Biber ſeinen Aus- und Eingang hat.

Wenn das Netz geſtellet iſt, ſo ſuchet ihn einer mit dem Hunde auf, und ſiehet, wo er ſchälet. Der andere aber muß an dem Orte des Netzes liegen bleiben, und Acht haben, wenn der Biber kommt, welches er daran merken kann, wenn der Biber an die Netze und Leine rückt, da er dann hinzu läuft, und ihn todt ſchlägt. Denn wenn dem Biber Zeit gelaſſen wird, frißt er ſich durch die Netze. Oder man ſtellt die Netze ferne und weit ab um des Bibers Bau und Burg herum in das Waſſer.

Wenn die Stellung fertig iſt, ſo läſſet man Dachshunde in die Burg hinein, welche ihn heraus treiben müſſen, und giebt genau Acht, wenn er kömmt, und ſich in die Netze fängt, damit er ſich nicht durchfrißt. Erſteres

geſchiehet bei der Nacht, letzte Methode aber verrichtet man am Tage.

Noch auf eine andere Art kann man den Biber mit der Wathe fangen. Man macht nämlich eine Wathe von 15 bis 18 Ellen lang, wie eine gewöhnliche Fiſcherwathe mit einem ziemlich langen Küttel und mit Geſenke und Blei. Dieſe nehmen ihrer zwei oder drei, und ſtellen ſie um den Bau und die Burg. Man muß aber ganz ſtille und behutſam hinzugehen, auch die Wathe behutſam und vorſichtig ins Waſſer bringen. Hernach ſchickt man einen Dachshund in den Bau, der ihn heraus ſtöbert. Wenn er nun kömmt und in die Wathe fährt, muß man die Wathe geſchwind aufheben, in welcher er wie ein Fiſch liegt, worauf man ihn todt ſchlägt.

Bibergeil, Lat. Caſtoreum. Fr. Caſtorée. Iſt das in der Weichen- oder Leiſtendrüſe des Bibers befindliche gelblichte zähe und ſchmierigte, nach dem Austrocknen dunkelbraune bröcklichte Weſen, von einem durchdringenden, flüchtigen und ſtechenden Geruch, und ekelhaft bittern Geſchmack. In der Arzneikunſt iſt es eines der allervorzüglichſten Nervenſtärkenden und antihyſteriſchen Mittel, auch in der Fieberſtärke, wenn die Nerven anfangen konvulſiviſch oder zuckend erſchüttert zu werden, iſt es überaus wirkſam u. ſ. w. und wird auch von Jägern als eine ſehr gute Witterung bei den Raubthieren benutzt. Das beſte iſt das Ruſſiſche, welchem man das Preußiſche an die Seite ſetzen kann. Von 3 Bibern erhält man etwa ein Pfund.

Biberhaar, Fr. Poil de Caſtor. Iſt ſehr zart und weich, und wird zu feinen Strümpfen, Tüchern, Handſchuhen und vornämlich zu Caſtorhüten verarbeitet. Ein Pfund wird mit 9 Thalern bezahlt.

Biberhund, Fr. Chien pour le Caſtor. Iſt ein zum Biberfang abgerichteter Dachshund, welchen man in den Bau des Bibers hinein ſchickt, daß er ihn heraus ſtöbert; ſ. Biberfang.

Biberneß, Fr. Paneau pour le Caſtor; ſ. unter Biberfang.

Bienenfreſſer, ſ. Weſpenfalke.

Bietſchalen, Fr. Bois à l'enfonçure. Heißt in Weinländern Eichenholz von unbeſtimmter Länge und Dicke, das zu dem Boden oder Biet der Weinkeltern gebraucht wird.

Bindelbäume; heiſſen in einigen Orten die Stangen, womit Heu und Stroh auf dem Wagen feſtgebunden werden. Auf der Weſer kommen ſie mit in Holzhandel.

Bindeſtock, Bindraitel, Bindeknebel, Fr. Garrot; ſind Knüttel von verſchiedener Stärke, welche am meiſten bei beladenen Frachtwagen gebraucht werden, indem ein Seil oder eine Kette um die aufgeladenen Frachtſtücke geſchlagen, in dieſe der Knüttel geſteckt, und damit zuſammengezogen wird. Im Zelliſchen wird er ein Wreil genannt.

Birke, Lat. Betula alba, Linn. Fr. le Bouleau, Engl. the common or white engliſh Birch Tree; auch Maye, weiße Birke, gemeine Birke, Waſſerbirke, Mutterbirke, Hangelbirke, Pfingſtmaie, der Maienbaum, Wunnebaum. Iſt ein Sommergrünes Laubholz, und gehört, da ſie unter günſtigen Umſtänden bis auf 50 Fuß hoch wird, unter die Baumhölzer der erſten Größe, und wegen ihres zähen harten Holzes unter die harten Hölzer. Man findet ſie faſt in allen europäiſchen Wäldern, beſonders aber in kalten Gegenden, und iſt daher ſehr gemein. Sie erreicht in 40 Jahren ihre Vollkommenheit im Wachsthum.

Die Wurzel der Birke iſt ſtark und äſtig, geht aber nicht tief in die Erde, daher ſie unter jungen Eichen und andern Holzarten, die tiefe und ſtarke Pfahlwurzeln treiben, ſehr nutzbar erzogen werden können. Die Rinde beſteht aus verſchiedenen Lagen. Die äußere iſt ein dünnes, weißes, zähes Oberhäutchen, das faſt unverweslich iſt. Darunter liegt eine etwas ſtärkere, weiße, unten röthliche, ins grüne ſpielende Rindenlage, die ſich leicht abſondern läßt. Beide laſſen ſich in viele Schichten zertheilen. Auf jene Lagen folgt eine ziemlich dicke, rothbraune, feſte holzige Rinde. Die Zweige bleiben dünne, ſind biegſam, mit einer glatten, braunen, weißpunktirten Rinde bekleidet, und hängen bei der Hangelbirke zur Erde. Die Blätter ſtehen abwechſelnd an glatten, oben gefurchten Stielen, ſind herzeiförmig, ſcharf zugeſpitzt, mit unter manche ein wenig ſtumpf, am Rande hie und da eingeſchnitten und mit ungleichen, eifór-

migen, ſcharfen Zähnen rund um geſägt, glatt, glänzend, wohlriechend, auf der untern Fläche mit einem weißlichen Netze durchzogen, beim Ausbruch klebrig.

In Anſehung der Blüthe gehört die Birke unter die Zwitterpflanzen, indem ſie auf einem Stamme männliche und weibliche Blüthen beiſammen hat. Die männlichen Blüthenkätzchen ſind größer als die weiblichen, ſehen bei der Befruchtungszeit gelb, die weiblichen kleinern aber grün aus. Jene kommen ſchon im Herbſt, nachdem die Blätter abgefallen ſind, hervor. Sie erſcheinen an den äußerſten Spitzen der zarteſten Zweige, aus eignen Knoſpen, und ſehen anfänglich bräunlich aus. Die weiblichen kommen aus den Blätterknoſpen, ſtehen aufwärts und ſind anfänglich röthlich, hernach blaßgrün. Sie brechen mit den Blättern zugleich hervor, und werden von dem männlichen Blumenſtaube befruchtet. Der recht reife und gute Saame iſt klein, zart, gelblich und braun und geflügelt; der ſogenannte taube Saame unterſcheidet ſich dadurch, daß er weit größer iſt als der gute, daher er auch von vielen für den rechten gehalten wird. Das Holz iſt zähe und feſt, mehr oder weniger nach dem Standorte dieſer Bäume. Auf alten Stämmen findet man häufig Schwämme.

Unter den Birken muß man vorzüglich zwei Abänderungen unterſcheiden. Die eine iſt die Sommerbirke, welche früher blüht und ſchon im Julius ihren, nach vorſichtig angeſtellten Verſuchen reifen und zum Aufgehen tüchtig befundenen Saamen bringt. Die andere iſt die Winterbirke, deren Saame erſt zu Ende des Septembers reif wird, und und öfters erſt auf den Schnee abfliegt. Außerdem unterſcheidet man noch als Abarten folgende: Die Maſerbirke, wächſt auf hohen Hügeln, und hat von der Wurzel an einige Ellen hoch eine grobe, höckrige Rinde. Die Hangelbirke, deren Holz bräunlich, die Blätter kleiner und bittrer ſind, und die das Vieh nicht frißt. Die Zweige hängen nieder. Ferner: die Brockenbirke. Die Blätter ſind kleiner, dunkelgrüner, weniger glänzend, auf der untern Fläche mehr rothfarbig grün. Die Rinde iſt ſchwärzlich. Sie bleibt ganz niedrig. Die Waldbirke in Nordeuropa. Dieſe wird groß, ſtark, hat ein hartes braunes Holz, und unterſcheidet ſich beſonders durch ihr Laub.

Auf die oben angegebene Zeit der Reiſe der Saamen muß man genau Acht haben, weil der Saame ſonſt leicht binnen 48 Stunden alle verfliegt. Die rechte Anzeige der Reiſe iſt, wenn die Knoſpen an den ſogenannten Schäfchen anfangen braun zu werden; alsdann muß man mit dem Einſammeln der Schäfchens ſehr eilen, ſie auf einem trocknen Boden ſo dünne als nur möglich ausſtreuen, und oft umharken, ſonſt brennt ſich der Saame und verdirbt binnen wenig Stunden. Er erhält alsdenn die Nachreiſe binnen etwa 14 Tagen auf dem Boden, welche ſich dadurch zeigt, daß die Schäfchen ganz braun werden.

Da der Saame, wenn er friſch auf einander geſchüttet wird, ſehr leicht und geſchwind binnen wenig Stunden verdirbt, ſo muß man außerordentlich vorſichtig mit ihm umgehen, und ihn ſo dünne als möglich aus einander ſtreuen; iſt er aber einmal trocken und aus einander gerieben, ſo läſſet er ſich an einem luftigen Orte wohl ein Jahr und länger gut aufbehalten. Den Saamen ganz rein zu machen, iſt unnöthig und zu beſchwerlich, zumal aus 20 Pfund Schäfchen kaum ein Pfund guter, reiner Saame herausgebracht werden kann; und man braucht daher nur die Schäfchen mit den Händen zu zerreiben, und alles mit einander, aber ſehr dicht, auszuſäen.

Das Anſäen des Birkenholzes verdient um ſo mehr alle Aufmerkſamkeit, da es in allen Gegenden und ſelbſt in dem unfruchtbarſten Boden gut fortkommt, und am erſten einem Holzmangel vorbeugen kann, beſonders aber da es einen ſchlechten Boden verbeſſert, und zu andern Holzarten tauglich macht, auch zwiſchen allen andern Hölzern geſäet werden kann, denen es, da es geſchwinder wächſet, vor Froſt und Hitze zum Schutz und Schatten dient, ſo daß andere Holzarten weit beſſer fortkommen, wenn im Freien zugleich Birkenſaame mit ausgeſtreuet wird. Die Ausſaat kann zwar im Frühling oder Herbſt geſchehen; doch iſt ſie im erſten Herbſt allemal am vortheilhafteſten. Sie geſchieht am beſten bei ſtillem Regen, der den zarten Saamen mit ſeinen Flügeln an die Erde ziehet; denn er verträgt nicht die mindeſte Bedeckung, und muß daher oben aufgeſtreuet werden. Es gehört dazu ein wund gemachter Boden, der aber nicht aufgelockert ſeyn darf. Wenn im Frühjahr, im März oder

April, noch Schnee fällt, ſo kann man ihm mit gutem Erfolg auf denſelben ſäen. Denn der Schnee, weil er gewöhnlich bald ſchmelzt, nimmt ſo den Saamen mit auf die Erde, giebt ihm aber zugleich Feuchtigkeit, daß er deſto eher keimen und aufgehen kann. An Bergen, beſonders an ſteilen, iſt indeſſen das Säen auf Schnee nicht ſo vortheilhaft, weil beim Schmelzen der ſtarke Abfluß des Waſſers den Saamen mit ſich fortnimmt.

Die Birke gedeiht in allerlei Grund und Boden, und da ſie in vielem Betracht eine ſehr nützliche Holzart iſt, ſo hat man um ſo mehr Urſache, den Saamen da, wo wüſter, ſteinigter, unfruchtbarer Boden iſt, wo keine Eichen noch Buchen mehr fortwollen, zu ſäen. Vornämlich auch an ſolchen Orten, wo Holzmangel einreißet, und wenige oder gar keine Holzarten fortkommen wollen, ingleichen auf ganz kahl abgetriebenen Bergen u. ſ. w. Man kann die Birke auch zwiſchen andern Holzarten als Baumholz ziehen, unter welchen ſie zeitig genug einen gar ſchönen Ertrag im Voraus geben.

Die Birke läßt ſich leicht ins Freie verpflanzen, und dieſes geſchieht am beſten im Frühjahr, wenn die Pflanzen 3 — 4 Jahr alt ſind, in einer Entfernung von 4 Fuß. Bei mittelmäßigem Boden kann ein ſolcher bepflanzter Ort ſchon im 12ten und 13ten Jahr zu gutem Klafterholz gehauen werden.

Wegen ihres ſchnellen Wuchſes, der Güte des Holzes, da ſie mit dem ſchlechteſten ſandigen Boden vorlieb nimmt, wenn er nur nicht mehr fliegend und ganz dürre iſt, und da ein ſolcher Boden ſelbſt durch deſſen Anbau noch verbeſſert wird; ſo verdient ſie als ein Mittel gegen den drohenden Brennholzmangel angeſehen, und fleißig angebaut zu werden. Nur muß man noch bemerken, daß die Birke nicht wohl gegen Mittag gedeihet, und daß ſie in Ebenen und gelinden Himmelsſtrichen nicht über 30 Jahr, an Bergen aber höchſtens 40 Jahr alt werden dürfe, wofern ein guter Stammausſchlag erfolgen ſoll.

Als Bauholz werden gewöhnlich diejenigen Birken benutzt, die unter dem Nadelholze ſtehen, und zu dieſer Abſicht einzeln ausgehauen. Das Werkholz, das man von ſolchen Bäumen erhält, iſt nach Alter, Grund und deſſen

Lage verſchieden, am Stammende aber allezeit härter und ſchwerer als am Zopfende. Als Brennholz giebt es eine ſtarke Hitze, brennt leicht, und ſchickt ſich ſehr gut zu Kohlen für Hüttenwerke. Da es aber ſehr leicht ſtockt und ſeine Feuchtigkeiten lange behält, ſo muß man es nicht lange in der Rinde, noch in großen Haufen und an feuchten Orten liegen laſſen, ſondern es bald ſpalten, und in trocknen luftigen Holzlagen aufbewahren, weil es ſonſt leicht ſtockt und viel an ſeiner Güte verliert. Es kann dieſes Holz in Oefen, Backöfen, Caminen, Brauhäuſern, auch Ziegeleien ganz vorzüglich genutzt werden; nur muß man es wohl trocknen laſſen und nicht feuchte verbrennen. Zu Kohlen ſchickt ſich das recht reife und geſunde Birkenholz beſonders gut, weil dieſe Kohlen wegen ihrer Dichtigkeit, und weil ſie ein ſtarkes beſtändiges und gleiches Feuer geben, zum Schmelzen, auch zu einigen Fabriken und bei chemiſchen Proceſſen vorzüglich brauchbar ſind, indem auch ihr Dampf weder ſtark noch ſchädlich iſt. Iſt das Holz reif und geſund, ſo erhält man eine Menge Kohlen.

Selbſt Ruß und Aſche von dieſem Holze ſind brauchbar. Der Ruß iſt zur Buchdruckerfarbe der beſte. Die Aſche dient zur Verfertigung der Pottaſche ſo gut, als die Aſche von hartem Holz. Mit der trocknen Birkenaſche laſſen ſich dunkel angelaufene Fenſterſcheiben am beſten reinigen. Bereitet man mit Tannenharz eine Lauge daraus, ſo iſt dieſe zum Beizen der Leinwand und zum Bleichen von ungemeinem Nutzen. Auch kann der Seide und Wolle ihre verlohren gegangne grüne Farbe mit dieſer Aſche wieder gegeben werden.

Die Rinde iſt nicht allein ſelbſt faſt unverweslich, ſondern ſchützt auch anderes Holz vor der Verweſung. Man legt ſie daher ſolchen Hölzern unter, welche von der Feuchtigkeit leicht Schaden leiden würden, daher die Balken, ſo in maſſive Häuſer kommen, mit großem Nutzen an denjenigen Stellen mit dieſer Rinde bekleidet werden, wo ſie auf Steine zu liegen kommen. Da ſie ſehr gerne brennt, ſo gebrauchen ſie die Köhler zum Anzünden ihrer Meiler. Im Haushalt kann ſie in Ermangelung der Kühnſpähne zum Feueranmachen dienen. Die Gerber nehmen ſie auch zur Lohe, ob ſie gleich nicht ſo wirkſam als die eichene iſt. Mit

Alaun gekocht, färbt ſie Garn rothbraun. Man deſtillirt ein ſtinkendes Oel (Oleum ruſci ſ. betulae) daraus, womit das Juchtenleder eingeſchmiert wird. Auch bei einigen Arbeiten auf Meſſingwerken wird dieſes Oel gebraucht. Die Knoſpen und feinen Zweige ſind die Lieblingsäſung der Birkhühner.

Eine beſondere Nutzung der hochſtämmigen Birken geſchieht auf ihrem Saft oder ſogenannten Birkenwaſſer, welches einen Zucker enthält, der ſich jedoch nicht kryſtalliſiren läßt. An hellen nicht kalten Tagen, nach vorhergegangenem Nachtfroſte, läuft es am ſtärkſten, bei Oſtwind läßt es nach, und bei eintretender Hitze hört es gar auf zu laufen. Auf der Südſeite wird des Nachmittags ein Loch ſchräge von unten nach oben, 1 oder 2 Zoll tief eingebohrt, eine kleine Röhre hineingeſteckt, und ein Gefäß untergeſetzt. Die Oeffnung im Stamme ſteckt man nachher mit einem hölzernen Pflock zu. Einige hauen oder bohren die großen Zweige nahe am Stamme, an der gegen die Erde gekehrten Seite an, wodurch man eben ſo viel Saft erhält und dem Baum weniger Gefahr ausſetzt. Er wird als ein blutreinigendes Mittel gebraucht. Andere verfertigen einen Meth daraus, indem ſie ihn mit Honig und Gewürz abkochen. In den nordiſchen Ländern wird der Birkenſaft zum Bierbrauen genommen, auch läßt ſich ein dem Champagner ſehr ähnliches Getränke daraus bereiten.

Als Nutzholz betrachtet, iſt die Birke nicht weniger wichtig; das Holz iſt zähe, hart, läßt ſich am obern Ende gut ſpalten und bearbeiten; doch iſt es nach der Gegend, wo es wächſt, an Härte verſchieden, und in hohen kalten rauhen Gegenden beſonders hart. Das untere Stammende iſt allezeit an und vor ſich härter und ſchwerer, und auch ſchon ſpaltiger als das Zopfende. Die Sieb- und Korbmacher, Böttcher, Drechsler und Tiſchler nehmen es gern zu ihren Arbeiten. Es taugt zu Faß- und Bottichreifen in lüftige trockne Keller. In Ermangelung eines härtern Holzes iſt es zu Radzähnen und Drillingen brauchbar, beſonders wenn man dieſe mit heiſſem Talg tränkt, ehe man ſie einſetzt. Die Wagner haben es zu vielen Arbeiten nöthig, die Deichſeln und Leiterbäume werden daraus gemacht, auch zu Pflugarbeiten nimmt man daſſelbe. So werden auch Hopfenſtangen

Joche, Sättel, Stühle, kleine Mulden, Bergtröge und Schlagraitel für die Hüttenwerke daraus gemacht. Aus ihrem Reißig werden Beſen verfertiget (ſ. Beſenreiß).

Die ſognannte Maſerbirke kann bei Hammerwerken zu Hammerſchaften, Druckern und Hebarmen gebraucht werden, wenn man ſie eine Zeitlang unter Dach trocken liegen läßt. Den Maſer ſelbſt unterſcheidet man in den von Wurzeln, Stämmen und Aeſten. Der von der Wurzel wird für den gröbſten, und der von den Aeſten für den ſchönſten gehalten. Er iſt aber auch ſelten und nur auf Aeſten großer alter Bäume in kleinen Knaueln zu finden. Von dieſem Maſer macht man Schäfte zu Büchſen und Piſtolen, Meſſerhefte, Stockknöpfe, Doſen, Pfeifenköpfe u. ſ. w.

Dem Saamen gehen beſonders die Zeiſige nach. Die Blumenkätzchen mit Waſſer gekocht, liefern eine Art Wachsſeife. Das Laub iſt ein geſundes Futter für die Schaafe, und bewahrt ſie vor der Waſſerſucht. Auch dient es zur Färberei, wo es mit Alaun auf Wolle eine brauchbare gelbe Farbe giebt. Setzt man Scharte hinzu, ſo wird die Farbe noch dauerhafter. Durch den Abſud des Laubes mit Waſſer und Alaun erhält man durch Niederſchlag mit dem Laugenſalze das Schüttgelb. Man kocht nämlich junges Birkenlaub mit Koſent bis zur Hälfte ein, rührt geſchabte Kreide darein, daß die Miſchung dick wird, ſetzt noch ein wenig Alaun zu, ſiedet alles bis auf die Hälfte ein, ſeihet es durch, und trocknet das, was auf dem Seihetuche zurück bleibt.

Eine andere Art Birke, welche Herr von Wangenheim *) bekannt gemacht hat, iſt die Nordamerikaniſche ſchwarze Zuckerbirke, Lat. Betula nigra, Fr. le Bouleau canot, Engl. the black Sugar Birchtree, deren Anbau deutſchen Forſten ſicherlich zur Aufnahme, Nutzen und Verbeſſerung dienen kann; weil unſere hohen bergigten Gegenden ſich ebenfalls zu ihrem Anbau ſchicken, weil ihr Wuchs nicht allein ſchnell, ſondern auch weit anſehnlicher iſt als derjenige unſerer Birke, indem ſie nach Verhältniß des Bodens, worauf ſie ſteht, eine Höhe von 40 — 60 Fuß,

*) Beſchreibung einiger Nordamerikaniſchen Holz- und Buſcharten ꝛc. Göttingen, 1781. S. 92.

und eine Stärke von 2 — 3 Fuß im Durchſchnitt erhält, auch die Güte des Holzes jener noch vorzuziehen iſt; weil ſie durch ihren ſchnellen Wuchs eine derjenigen Holzarten abgiebt, wo der in vielen Gegenden eingeriſſene Holzmangel dadurch erſetzt werden kann; und weil ſie endlich in einem ſehr mittelmäßigen zu keinem Fruchtbau geſchickten Boden fortkommt, und gegen andere auf einem ſolchen Boden wachſende Hölzer den Vorzug behauptet.

Die Blätter der Zuckerbirke ſind glatt und langoval, der Rand doppelt ausgezahnt. Männliche und weibliche Blüthen ſtehen von einander unterſchieden auf einem Baum; die männlichen hängen in cylindriſchen Schäfchen an der Spitze, die weiblichen ſtehen aber an der Seite der Zweige. Die äußere Rinde iſt glatt, bräunlich und baſtartig, das Holz iſt weiß, zähe und ziemlich feſt. Die Zuckerbirke ſteht in Nordamerika auf eben dem Boden, wo die weiße Birke zu wachſen pflegt, und iſt häufig mit dieſer untermengt.

Die Ausſaat geſchieht im April; der Saame kann mit Sand vermiſcht ſeyn, weil er leichte iſt; man ſäet ihn oben auf, und deckt ſolchen nicht. Die Zubereitung des Bodens vor der Ausſaat iſt nur gering. Iſt der Boden feucht, ſchwer und beraſet, ſo wird er flach aufgehauen, iſt er aber leicht und ſandigt, ſo iſt dieſes nicht nöthig. Die übrige Behandlung iſt mit derjenigen bei der vorigen Birke gleich.

Birkfuchs, ſiehe Fuchs.

Birkheher, ſ. Mandelkrähe.

Birkhuhn, lat. Tetrao Tetrix; Linn. Fr. le petit Tetras ou Coq de Bruyere à queue fourchue, Buff. Engl. the black Grous, Penn. the Heath Cock; auch der kleine Auerhahn; Heidelhahn; Laubhahn; Brennhahn; Spillhahn; Spielhahn; Mooshahn; Schildhahn; ſchwarze Waldhahn; Kurre; Mohrhuhn; und gehört mit dem Auerhuhn zu einer Familie. Die Kennzeichen der Art ſind ein ſehr geſpaltener oder aus einander gezogener Schwanz, ein weißer Fleck auf den Flügeln und weiße Afterfedern. Die Länge des Birkhuhns beträgt 1 Fuß 10 Zoll; der Schwanz 6 Zoll und die Flügelbreite 3 Fuß. Die Flügel reichen zuſammengelegt, ein Drittheil auf den Schwanz hinein. Der Schnabel iſt kurz, einen Zoll lang, dick, gekrümmt und ſchwarz; die rundlichen Naſenlöcher, ſo wie die Schnabel-

wurzel ſind bis dahin dicht mit Federn bedeckt; der Augenſtern bläulich; die Ohren groß; die Füße bis zu den Zehen beſiedert; die Zehen gefranzt oder kammförmig gezackt, geſchuppt, dunkelbraun; die Beine $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch, die Mittelzehe 2, die äußern $1\frac{1}{3}$ und die hintere $\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Die Farbe des Birkhahns iſt überhaupt ſchwarz. Der Kopf, Ober- und Unterhals, Mittelrücken, Unterrücken und Steiß haben einen ſtahlblauen Glanz, der Oberrücken und ganze übrige Unterleib ſind ohne Glanz; die Schulterfedern, die kleinen und einige der hintern großen Deckfedern der Flügel, ſind fein roſtfarben, unordentlich gewellet und beſpritzt, die mittlern und vordern Deckfedern der Flügel blaßſchwarz, und die Deckfedern der untern Flügel weiß. Der Steiß iſt ſehr fein weiß beſpritzt; die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes ſind ſchwarz; die Federn um den After herum weiß gewölkt; die untern Deckfedern des Schwanzes hingegen lang und ſchön weiß. Ueber den Augen liegt ein acht Linien langer hochrother warziger Fleck. Die kurzen etwas einwärts gekrümmten Schwungfedern ſind dunkelbraun, mit weißen Schäften, an der ſchmalen Kante roſtfarben geſprengt, von der fünften an aber an der Wurzel weiß, welches Weiß nach den hintern Federn zu immer breiter wird, und mit den von der Wurzel an halb weißen großen Deckfedern einen großen weißen Spiegel bildet. Auch ſind dieſe Deckfedern und die hintern Schwungfedern an den Spitzen weiß geſäumt, und an der äußern Fahne weiß und roſtfarben beſpritzt. Der Schwanz hat 18 breit auslaufende Federn, und iſt ſo ſehr gabelförmig, daß die mittlern Federn nicht nur ſehr kurz ſind, und von den weißen untern Deckfedern des Schwanzes ſogar etliche hervorragen, ſondern daß auch die drei äußerſten Federn ſich ſtark auswärts krümmen und den Schwanz breit und gleichſam linienförmig machen; ja auch die mittlern Federn haben ſchmale weiße Säumchen. Die Schenkel und beſiederten Beine ſind weißgrau, und dunkelbraun gefleckt.

Die einjährigen Männchen unterſcheiden ſich von den ältern nur dadurch, daß ihr Kopf und die obern Rücken- und Deckfedern des Schwanzes roſtfarben geſprengt ſind.

Dir Birkhenne (Poule de bois) gleicht dem Männchen in der Farbe gar wenig. Die bloße Haut über den Augen iſt heller; Kopf und Hals ſind roſtfarben mit egalen ſchwarzen Querbinden. Der Rücken, Steiß und Schwanz ſchwarz mit roſtfarbenen Querbinden, und die beiden äußern mit dergleichen, dabei aber ſchwarz beſpritzten Rändern; auch hat der Schwanz noch überdies eine weißliche, ſchwarz-beſpritzte Kante, und iſt überhaupt nicht ſo gabelförmig, noch viel weniger ſo ſehr auswärts geſchweift, als am Männchen, allein die Federn ſind auf beiden Seiten ſo ausgeſchliffen, daß ſie in der Mitte eine ſtumpfe Spitze machen. Die Bruſt und der After ſind weiß, roſtfarben und ſchwarz gebändert; der Bauch iſt ſchwarzbraun mit ſchmalen zackigen röthlichweißen Querbändern. Die langen weißen Afterfedern ſind mit einzelnen ſchwarzen roſtfarbenen Querbinden eingefaſſet; die roſtfarbenen Seiten aber ſchwarz und weiß bandirt; die Schenkel und Beine weißgrau mit ſchmalen dunkelbraun gezackten Querbinden. Die vordern dunkelgrauen Schwungfedern ſind auf der äußern Fahne röthlich gefleckt, die hintern wie die vordern nur von der Wurzel an bis zur Mitte weiß. Die Deckfedern der Flügel ſind wie der Rücken, nur einige der größern haben noch weiße Spitzen. Uebrigens iſt die Birkhenne noch um vieles kleiner, und wiegt kaum 3 Pfund, da hingegen das Männchen 4 Pfund hat.

Das Birkhuhn iſt ein wilder, ſcheuer und liſtiger Vogel, der vermöge ſeines ſcharfen Geſichts, Gehörs und Geruchs (Witterung), den mannigfaltigen Nachſtellungen der Menſchen faſt immer glücklich entgeht. Allein wegen ſeiner kurzen Flügel hat er einen ſchweren Flug, und kann weder weit noch hoch, jedoch aber höher und weiter als der ſchwere Auerhahn fliegen. Er wohnt ſehr häufig in der nördlichen gebirgigten Gegend von Europa und Aſien, und erſtreckt ſich in Lappland und Sibirien ſo weit, als Birken wachſen; in Deutſchland hingegen trift man ihn nur in ſolchen Gebirgsgegenden an, wo Birken- und Buchwaldungen ſind, und in Fichtenwaldungen hält er ſich nur alsdann gerne auf, wenn große wüſte Haideplätze und Gründe in der Nähe ſind. Er gehört zwar eigentlich nicht unter die Zugvögel, demohngeachtet aber wechſelt er ſeinen Stand

mehr als die andern wilden Hühnerarten, und ziehet im Winter gemeinſchaftlich ſowohl von einem Berge zum andern, als auch in die Feldhölzer. In den nördlichen Gegenden endlich verſammeln ſie ſich ſogar vom Herbſte bis zum Frühjahr, in großen Truppen, und ſind alsdann auch weniger ſcheu, wie ſonſt.

Die Nahrung der Birkhühner beſteht vorzüglich aus Knospen und Zäpfchen von Birken, Haſelſtauden, Fichten und Erlen, aus Heidel- Preiſel- Brombeeren, Himbeeren, Moosbeeren, den Früchten des Spindelbaums, aus den Blättern genannter Beeren tragender Stauden, aus Inſekten, Ameiſeneiern, Wachholderbeeren, wildem Heidekorne, Wicken und Waitzen.

Wenn die Birken anfangen Knospen zu tragen, ſo fühlen die Birkhähne den Fortpflanzungstrieb am ſtärkſten, und die Falzzeit dauert vom März bis in den April. Jeder Hahn hat wie der Auerhahn, ſeinen eigenen Stand, wo er alle Jahre falzet und ſeine 2 bis 3 Weiber dorthin locket. Wohnen zwei Männchen einander ſo nahe, daß ſie ſich rufen hören, ſo fliegen ſie zuſammen, und kämpfen ſo lange mit einander, bis der Schwächere dem Stärkern weicht, und ſeinen Stand in einer ſolchen Entfernung wählt, wo er von ſeinem Ueberwinder nicht mehr gehört werden kann.

Die Birkhähne falzen nicht allein auf Bäumen wie die Auerhähne, ſondern auch auf der Erde. Sie ſträuben dabei die Federn, breiten die Flügel fächerförmig aus, ſchlagen mit denſelben um ſich, taumeln im Kreiſe herum, tanzen hüpfend auf den Aeſten und auf der Erde, und rufen dabei dem Weibchen durch ein außerordentlich ſtarkes dem Worte Frau ähnliches Geſchrei, welches von einer Tertie zur andern in die Höhe ſteigt, und von einem beſondern Gurgeln und Pullern begleitet wird.

Sobald nun die Birkhennen auf dieſes Rufen herbeikommen, ſo fliegen ihnen die Hähne entgegen, ſtreichen einigemal fliegend neben ihnen über der Erde weg, und treten ſie alsdann wie die Haushähne. Alles dieſes geſchieht in der Morgendämmerung, denn wenn es ganz hell wird, begeben ſie ſich mit den Hennen auf Bäume, und bleiben bis ohngefähr um 9 Uhr bei ihnen, aber alsdann trennen ſich Männchen und Weibchen von einander, und ſuchen diejeni-

gen einſamen Oerter wieder auf, wo ſie häufige und gute Nahrungsmittel für ſich finden. Des Abends begiebt ſich der Hahn wiederum auf ſeinen Stand, falzt des Morgens wieder, worauf die Henne ebenfalls auf ſeinen Ruf mit einem ganz eigenen zärtlichen Geſchrei zurück kömmt. Um ſeine ganz eigenen ſonderbaren Gebährden und Stellungen beim Falzen zu beobachten, baut man ſich in der Nähe ſeines Standes eine dichte mit Schießlöchern verſehene geräumige Hütte von Birken, und verbirgt ſich in dieſelbe vor Eintritt der Morgendämmerung, auch kann man ihn aus derſelben ſchießen, ohne nöthig zu haben, ihn, wie den Auerhahn zu beſpringen.

In Gegenden, wo die Birkhähne in Menge ſind, ſieht man ſie in der Falzzeit täglich des Morgens zu hunderten, an einem erhabenen ruhigen von Moraſt umgebenen und mit Haidekraut bewachſenen Orte, mit einander kämpfen und ſich ſo lange verfolgen, bis die ſchwächſten alle die Flucht ergreifen. Nach vollendetem Kämpfen treten die Sieger ſogleich auf niedrige Baumäſte, oder auf die erhabenſten Stellen ihrer Gegend, machen die luſtigſten Sprünge und rufen die Weibchen zur Begattung herbei.

Nach der Befruchtung begeben ſich die Weibchen einzeln in die jungen Schläge, und legen daſelbſt auf bloßen Anhöhen oder alten Stöcken in ein aus vielem Geniſte beſtehendes Neſt, 8 bis 16 ſchmutzig weißgelbe und roſtfarben punktirte Eier, von der Größe der Hühnereier, und brüten ſie in 3 Wochen aus. Bei jeder Entfernung deckt die Henne ihre Eier ſorgfältig mit dem ums Neſt herum gelegten Geniſte zu. Nach dem Ausbrüten begleitet die Alte ihre Jungen allenthalben hin, führet ſie vorzüglich zu den Ameiſenhaufen und auf Heidelbeerplätze, und verſammelt bei übler Witterung ihre Jungen unter die Flügel. Vor einem zweimonathlichen Alter können ſie ſich nicht mit derſelben auf die Bäume begeben, und ſind während dieſer Zeit vielen Verfolgungen ausgeſetzt. Die Jungen und Alten laſſen ſich viel leichter, wie die Auerhähne, zähmen, wollen aber doch eine ganz eigene Wartung, verlangen nicht bloß Körner, ſondern auch Baumknospen zu ihrer Nahrung, und halten ſich ſelten über ein Jahr.

Die Birkhühner haben mit den Auerhühnern gleiche Feinde. Außer den Füchſen, Mardern, wilden Katzen, Wieſeln, welche viele Eier und Junge vertilgen, und den großen Raubvögeln, z. B. den Stock- und Wanderfalken, werden ſie noch mehr wie die letztern von Läuſen geplagt. Auch findet man Madenwürmer in ihnen.

In einigen Gegenden werden ſie zur hohen, in andern zur mittlern, in den meiſten aber zur nieden Jagd gerechnet, und man ſchießet oder fängt ſie ſowohl in als außer der Falzzeit. Wenn ſie ſich in der Falzzeit in Dickigten aufhalten, wo ſich der Jäger verbergen kann, ſind ſie leichter zu erlegen, als die Auerhühner; in Vorhölzern aber und auf freien Plätzen iſt es viel ſchwerer, ihnen auf die Schußweite ſich zu nähern. Die Jungen pflegt man in einem Hinterhalte durch eine Lockpfeife, welche ihre Töne nachpfeift, zum Schuß zu bringen, indem die Mutter glaubt, es befinde ſich ein verirrtes Junges daſelbſt, und führt die ganze Brut dahin.

Will man ſie in Schlingen oder Dohnen fangen, ſo muß man dieſelben im Frühjahr, wo ſie wegen der Falzzeit den Hals gerade und den Kopf in die Höhe tragen, allemal höher ſtellen, wie im Sommer und Herbſte, wo ſie gebückt nach den Beeren gehen. Im Herbſte fängt man ſie mit Dohnen oder Maſchen, die gemeiniglich von Schuſterdrath, beſſer und für den Fang ſicherer aber von Pferdehaaren gemacht werden. Die Dohnen von Schuſterdrath muß man gut mit Pech beſtreichen, damit ſie im Regen aushalten, immer ſtraff bleiben und nicht ſchlaff werden. Man nimmt hiezu einen Stab von einer Birke, einer Elle lang, macht auf beiden Seiten ein Loch, und ſteckt auf beiden Seiten zwei ſpannenlange Hölzer hinein, die man wohl verkeilet. An dieſe Hölzer bindet man eine ſtarke Schnur, beſtreicht ſie ebenfalls mit Pech, und macht die Maſchen daran, daß ſie von dem unterſten Spitzſtabe eine kleine Spanne hoch aufgerichtet hängen; die Maſchen müſſen aber im Aufrichten mit Talg wohl beſtrichen werden. Damit die Dohnen von der Luft nicht abſchleifen, ſo heftet man die Schlinge oben mit einem etwas eingefugten Hölzchen, ſo wie auch eine Maſche in der Mitte zu der andern auf gleiche Weiſe, alsdenn können ſie ſich nicht verdrehen, und der Vogel kann

frei ſitzen. Wenn nun alles angeheftet iſt, ſo bohrt man in der Mitte des Stabes ein Loch, und ſteckt ſolchen auf den höchſten Gipfel des Baumes feſt an.

Bei Schneewetter ſucht man ihren nächtlichen Stand auf, und geht mit noch einer Perſon dahin, einer iſt mit einer Fackel oder einem großen Feuerbrande, der andere aber mit einem Decknetze verſehen. Wenn ſie damit dem Vogel ſich nähern, ſo wird er in der Beſtürzung auf das Feuer los fliegen, und der andere kann ihm in dieſem Zeitpunkte das Decknetz überwerfen und ihn fangen.

Sie werden auch auf folgende Art gefangen. Man macht aus 3 bis 4 Ellen langen Stäben ein Rundel, wie ein Waſſereimer geſtaltet, welches oben 3 Ellen, unten im Boden aber nur 6 bis $\frac{7}{4}$tel Ellen weit iſt. In der Mitte richtet man eine etwas höhere Stange, als die Seitenſtäbe ſind, ſenkrecht auf, und verſieht ſie oben mit einem Querſtabe, welcher aber loſe befeſtiget ſeyn muß, daß er hin und her ſchwanken kann. In einer Entfernung von einer Viertelelle davon, macht man auf einige Stöcke eine lange Stange feſt, die eben ſo hoch, als der erwähnte Schwankfaden (die Wippe), von der Erde ſeyn muß. Wenn ſich nun der Vogel auf dieſe Stange ſetzt und merkt, daß ſie feſt iſt, ſo hüpft er weiter auf die in der Rundung aufgeſtellte, und mit einer Lockſpeiſe verſehene Wippe, die alsdann ſogleich umſchlägt, und den Vogel in das Rundel ſtürzt. Hieraus kann er in Ermangelung des nöthigen Raums nicht wieder herausfliegen. Eine dergleichen Fangmaſchine wird mit großem Nutzen bei Buchwaizen- und Haferfeldern angebracht, welche Früchte man auch, nebſt Birkenknospen, zur Lockſpeiſe braucht.

Der Birkhahn wird auch noch auf eine andere Art geſchoſſen, die man auf den Balbhahn ſchießen nennt; ſiehe, Balbhahn.

Das Birkhuhn nützt vorzüglich durch ſein ſehr ſchmackhaftes Fleiſch, das aber, wenn es nicht ganz jung und daher hart und zähe iſt, zuvor in Eſſig gebeizet und geklopft werden muß, und durch ſeine Inſektennahrung. In Finnland und andern Gegenden dient das Birkhuhn dem gemeinen Mann zum Wetterpropheten, indem es, wenn es im Winter, ſo wie der Grünſpecht, zu den Dörfern kommt, ſtür-

miſches Wetter bedeutet; ſetzt es ſich auf die Gipfel der Bäume, oder auf die neuen Schößlinge, bedeutet es gutes Wetter; findet man es niedergedruckt ſitzend auf den unterſten Zweigen, ſo zeigt es ſchlechtes Wetter an. — Da es die Knospen verſchiedener Bäume frißt, ſo wird es auch gewiſſermaßen, doch unbeträchtlich, ſchädlich.

Spielarten des Birkhuhns ſind: das weiße Birkhuhn (Tetrao tetrix alba), welches man in den nördlichen Gegenden von Schweden antrift. Es hat einen ſchwarzen Schnabel, roſtfarbene Füße und eine ſchmutzigweiße Hauptfarbe; aber jede Feder am Halſe, Rücken und der Bruſt iſt mit drei ſchwach roſtfarbenen Querlinien beſetzt. Das bunte Birkhuhn (Tetrao tetrix varia) ändert nur bei den Männchen die gewöhnlichen Farben ab, und iſt am Körper ſchwarz und weiß gefleckt.

Birnbaum, ſiehe Holzbirnbaum.

Birſch, Birſche, Pirſch, Pürſch, Fr. Chaſſe au fuſil; auf die Birſche gehen, aller tuer une bête; heißt, wenn der Jäger mit der Birſchbüchſe auf ſeinen Birſchſteigen oder Schleichwegen ſo lange ſtille herumgehet, bis er ein Stück Wildpret erſchleicht und ſolches zum Schuß bekommt.

Beim Birſchgehen hat der Jäger auf folgende Stücke zu ſehen. Auf ein gutes Gewehr; ſiehe Birſchbüchſe. Auf gutes Pulver; ſ. Schießpulver. Ferner auf gutes Blei; Kugeln; Kugelpflaſter; und das Lademaaß. Endlich hat er dabei den Wind wohl in Acht zu nehmen, damit das Wild nicht den Wind von ihm bekomme. Denn da bekanntlich alle wilden Thiere einen überaus ſtarken Geruch von dem Menſchen, und einige ein beſonderes leiſes Gehör haben, mithin alles riechen, und auch die geringſte Bewegung wahrnehmen; ſo muß ſich ein Jäger an einem bequemen Ort, wo er etwas vom Wilde überzuwechſeln oder überzuziehen vermuthet, ſich des Abends, nach Untergang der Sonne, oder des Morgens mit Anbruch des Tages, hinter einen Baum, oder von grünem Reiſig gemachten Schirm ſtellen, und daſelbſt genau aufpaſſen, bis ihm das Verlangte kommt. Doch darf er ſich durchaus nicht ſo hinſtellen, daß er dem Wildpret über dem Wind ſteht. An Oertern, als an den Gränzen, und wo es ſonſt nicht anders ſeyn kann, muß man, bei widrigem Winde, auf einen hiezu geſchick-

ten Baum ſteigen, und ſich ſo viel möglich verbergen, doch ſo, daß man aller Orten hinſehen kann, auf welche Art kein wildes Thier Wind von einem bekommen kann.

Muß man die Nacht über paſſen, ſo decke man ein weißes Papier auf das Korn, und beuge es auf dem Lauf und Schaft herum daß es hinter dem Ladeſtock feſt eingeſteckt werden kann; damit ſiehet man ſchärfer, und es fällt beſſer in die Augen.

Iſt ein Stück Wild angeſchoſſen worden, ſo muß der Jäger mit dem Schweißhunde zum Anſchuſſe gehen, und ſuchen, ob er Schweiß oder Haare auf dem Stande oder der Flucht des Wildes finde, den Hund an die Fangleinen nehmen, und dem Schweiße nachfolgen und ſuchen. Sollte das Thier nicht geſtürzet oder geendet haben, ſo muß er demſelben weiter folgen. Glaubt er aber, daß es noch zu friſch ſey, ſo halte er ein wenig inne, damit es ſchwächer werde, und ſuche dann auch auf dem Schweiß wieder nach. Wenn er an den Ort kömmt, wo es ſich niedergethan, oder aber es fährt vor ihm heraus, ſo löſet er ſeinen Hund, welcher hierauf das Thier weiter verfolget. Wenn der Hund gut iſt, jaget er fort, daß es ſich vor ihm ſtellet, der Jäger aber eilet nach, und ſchießt das Thier noch einmal auf den Kopf. Da ſich indeſſen ein Wild, Hirſchkalb und Reh nicht gern vor dem Hunde ſtellet, ſo muß man ſelbigem anfangs mehr Zeit gönnen, daß es kränker wird, mit dem Hunde behutſam nachſuchen, und einen guten Hund (ſ. Birſchhund) haben, der es bald fange. — Die Sauen ſtellen ſich ſchon leichter. Wenn ſie angeſchoſſen ſind, ſo kann man den Hund alsbald daran laſſen, und ſobald er es geſtellet, hinzueilen, und demſelben noch einen Schuß geben. Nur muß man, wenn es des Nachts geſchieht, ſich ſehr wohl in Acht nehmen, weil man ſehr leicht im Dunkeln dem Schweine zu nahe kommen, und von ihm geſchlagen werden kann.

Birſchbüchſe, Fr. Arquebuſe à giboyer. Iſt diejenige Art Schießgewehr eines Jägers, das einen ſtarken mit Reifen verſehenen Lauf hat, und mit einer einzigen Bleikugel, die genau in denſelben paſſet, geladen wird, und deſſen ſich die Jäger zur Erlegung des großen Wildprets, oder überhaupt des zur hohen Jagd gehörigen Wildes bedienen.

Eine Birſchbüchſe muß, ihrer Abſicht gemäß, proportionirt, d. i. weder zu kurz, noch zu lang ſeyn, ſo daß ſie ohne große Beſchwerde von dem Jäger getragen werden, und man auf einer Weite von 100, höchſtens 200 Schritten mit gleichem Abkommen ein gewiſſes Ziel erreichen kann. Denn eine zu kurze Büchſe, die zwar bequem zu führen iſt, ſchießet nie ſo ſcharf, als eine etwas längere, und aus einer zu langen wird die Kugel nicht ſo viel Gewalt haben können, als wenn ſie aus einer kürzern mit eben der Ladung Pulver geſchoſſen würde.

Am beſten ſchickt ſich alſo zur Birſchbüchſe ein Lauf von mittelmäßiger Länge, der, wenn man ihn erwählt hat, durch einen geſchickten Büchſenmacher zuerſt mittelſt einer angeſpannten Saite von allen Krümmungen befreit, und hernach durch einen ſogenannten Kolben inwendig Kugelgleich gearbeitet wird. Wenn der Lauf, welches beſonders nothwendig, allenthalben gleich weit iſt, werden die Züge nach einer richtigen Abtheilung eingeſchnitten, und zwar ſo, daß ſie in der Wendung einander immer parallel bleiben, damit ſie der Kugel eine gleichförmige Bewegung anweiſen können. Die Züge, deren gewöhnlich acht oder ſechs ſind, müſſen gleich eingetheilet, und einer ſo tief als der andere ſeyn, jedoch nicht gar zu tief, weil alsdann das Pflaſter die Züge nicht gänzlich ausfüllen kann, und das Pulver alſo neben der Kugel Raum behält, ſich auszudehnen und derſelben die ganze Kraſt nicht mittheilt, ſo wie hingegen bei zu flachen Zügen die Kugel nicht gezwungen werden kann, eine drehende Bewegung anzunehmen, mithin der Nutzen eines gezogenen Rohres nicht erhalten werden kann. Weil eine Büchſe gar zu lang ſeyn muß, um mit Nutzen einen doppelt gewundenen Zug zu haben, ſo werden die Büchſen mit einem einfachen Zug für die beſten gehalten, wenn der Lauf zwei Rheinländiſche Fuß lang, und der Zug völlig einmal herumgeht.

Nachdem der Lauf gehörigermaßen gezogen worden, muß der Lauf an dem Hintertheil, mittelſt einer tüchtigen und dauerhaften Schwanzſchraube, verſchloſſen werden, deren Gewinde aber ſo in einander greifen muß, daß nicht die geringſte Luft durchdringen kann. Juſt auf das Ende der Schwanzſchraube muß das Zündloch gerichtet werden; da-

mit aber dieſem das Pulver ſich deſto beſſer nähere, ſo wird auf die Seite des Zündlochs eine kleine Lücke in die Schraube gefeilet, und das Zündloch ſelbſt wird inwendig gleich einem Trichter erweitert, doch ſo, daß die auswendige Oefnung nicht größer wird, als daß nur ein Pulverkorn das andere frei berühren und entzünden kann.

Um aber ein gewiſſes Ziel zu treffen, gehört auswendig auf den Lauf ein Viſier und Korn, welches in den Lauf eingefalzt, und nachdem die Büchſe weit oder nahe eingeſchoſſen werden ſoll, hoch oder niedrig gemacht wird; wenn das Einſchießen geſchehen iſt, wird das Viſier ſowohl als das Korn mit einigen Strichen bezeichnet, damit man gleich wahrnehmen kann, wenn eines oder das andere ſich verrücken ſollte. Das Viſier wird mehrentheils von Eiſen verfertiget, und damit es den Schützen nicht blende oder durch zu viele gekünſtelte Ecken im Geſchwindſchießen irre mache, ſoll es entweder ganz platt oder rund abgeſtoßen, und dabei blau angelaufen ſeyn. Die Lücke in dem Viſier, wodurch das Korn bemerkt wird, ſoll billig ſehr zart ſeyn, jedoch nachdem es die Augen des Schützen erfordern. Gleichergeſtalt muß auch das Korn verhältnißmäßig mit der Lücke des Viſiers mehr oder weniger ſtark ſeyn, je nachdem die Lücke weit oder enge iſt, wenn man accurate Schüſſe thun will. Das Korn iſt gemeiniglich von Meſſing; einige nehmen auch Silber, weil die Weiße des Silbers in der Dämmerung ſichtbarer erſcheint.

Ferner gehört dazu ein gutes Schloß, deren man zweierlei Arten hat, deutſche und franzöſiſche. Letztere, weil ſie ſich geſchwinder ſpannen laſſen, haben zwar die erſtern verdrängt, viele Jäger jedoch ziehen die deutſchen aus folgenden Urſachen vor. 1) Kann ein deutſches Schloß nicht eher losgehen, bis der Stein aufgeſetzt worden, mithin kein Unglück dabei entſtehen. 2) Wenn zwiſchen dem Stein und der Pfanne ein Tuchlappen gelegt wird, bleibt Pulver, Rad und Stein trocken, und kann man nach abgezogenem Lappen gleich los drücken, ſollte es auch regnen. 3) Kann das Rad ohne den geringſten merklichen Ruck los gehen, und alſo aus freier Fauſt viel ſicherer geſchoſſen werden, als bei einem franzöſiſchen Schloſſe, wo das Losſchlagen des Hahns, ſey es auch noch ſo leicht, immer merklicher iſt. — Bei

einem franzöſiſchen Schloß darf der Hahn nicht zu hoch, und in der Ruhe nicht zu weit vorſtehen, oder wenn er geſpannt iſt, gar zu weit hinter ſich hängen.

Endlich iſt noch der Garnituren und des Schafts zu gedenken. Zu den Garnituren oder Beſchlägen gehören die Kappe, der Bügel, das Seitenblech, die Röhrchen zum Ladeſtock, und die Riemenbügel. Für einen Jäger ſchicken ſich diejenigen am beſten, die aus reinem Meſſing gegoſſen und ohne viele Künſteleien ausgearbeitet ſind. — Jetzt macht man Gewehre ohne alle metallene Garnitur, die man, ihrer einfachen braunen Geſtalt wegen, Capuzinergewehre nennt, und die nebſt dem Vortheil, ſehr leicht zu ſeyn, noch den Nutzen haben, daß einem im Winter die Finger daran nicht frieren, als wenn man den meſſingenen Beſchlag in der Hand hält. Der Bügel an ſelbigen iſt von Holz gleich mit dem Schaft aus einem Stück gearbeitet, und die Röhrchen von Horn gedrechſelt, ſo wie unten, ſtatt der Kappe, zwei hörnerne Scheibchen angeleimt ſind, um die Kolbe gegen das Aufſtoßen zu verwahren.

Der Schaft iſt der aus Holz verfertigte Theil an einer Büchſe, und dieſer muß aus zähem, dauerhaftem und wohl ausgetrocknetem Holz, vorzüglich Nußbaumholz, verarbeitet werden. Der Anſchlag muß ſeine gehörige Länge haben, er darf ſo wenig zu tief geſenkt ſeyn, als zu gerade aus ſtehen, noch auch zu wenig oder zu viel Holz haben, welches alles auf die Gewohnheit des Schützen ankömmt, wovon er den Schäfter benachrichtigen muß. Im Schafte wird ein Behältniß eingehauen, und durch Hülfe einer eiſernen Feder mit einem Schieber verſchloſſen, darin Kugel, Pflaſter, Krätzer u. d. gl. zum Gebrauch aufbehalten werden. Oben an die Mündung wird der Schaft mit einem Stück Horn eingefaſſet, damit bei ohngefährem Aufſtoßen der Schaft nicht ſplittere oder aufreiße. Ein gleiches gebühret dem Ladeſtock, welcher von zähem Holz, als Rüſtern, Masholder, Rheinweide ꝛc. gemacht werden muß. Man macht auch das Pulvermaas an den Ladeſtock, um es jederzeit bei der Hand zu haben.

Wenn nun auch die Büchſe nach allen Regeln gut gemacht iſt, ſo muß ſie doch erſt eingeſchoſſen werden, um dadurch die Ladung des Pulvers zu der Schwere der Kugel

und die Höhe des Viſiers zu der beliebigen Entfernung, in welcher man gewöhnlich zu ſchießen gedenkt, zu beſtimmen. Weiß man die Schwere der Kugel, ſo können alle Ladungen durch das Gewicht des Pulvers beſtimmt werden, indem ſich die Kugel zum Gewicht des Pulvers verhalten muß wie 11 zu 2. Die Büchſenmacher beſtimmen es auf eine mechaniſche Art; ſie nehmen die Kugelform der zur einzuſchießenden Büchſe gehörigen Kugel, und füllen ſie zweimal ganz und einmal halb mit Pulver an, und dieſes trift mit dem obigen Verhältniß überein und wird 5 zu 1. Dergeſtalt wieget z. B. die Kugel einer gewöhnlichen Rehbüchſe $\frac{5}{4}$tel Quentchen, und das Pulver zu derſelben $\frac{1}{4}$tel Quentchen.

Da mit einer Birſchbüchſe nicht weiter wie 100, höchſtens 120 bis 150 Schritte geſchoſſen wird, ſo muß das Viſier darnach ſo eingerichtet werden, daß, wenn man in dieſer Weite auf einen Fleck, wie ein ganzer Thaler groß, unten anhält, es in die Mitte hineingeht. Schießet eine Büchſe zu hoch, ſo wird das Viſier niedriger gemacht, ſchießt ſie zu niedrig, ſo wird es erhöhet; ſchießt ſie aber beſtändig auf eine Seite, ſo wird das Korn nach derſelben Seite herübergeſchlagen, oder das Viſier wird nach der andern Seite verſchoben. Wer keine ſtete Hand hat und überhaupt kein firmer Schütze iſt, thut beſſer, wenn er ſich zum einſchießen einer eigenen Maſchine bedient, auf welcher die Büchſe in einer horizontalen Lage und gleicher Höhe mit dem Ziel, angeſchraubet und ſo abgeſchoſſen wird.

Um eine Büchſe zu laden, fängt man damit an, etwas Papier auf die Pfanne vor das Zündloch zu legen, damit durch daſſelbe nicht etwas von dem eingelaufenen Pulver durchlaufen möge, und ſchließet die Batterie zu. Hierauf füllet man das Lademaas mit Pulver, ſchüttet es in den Lauf, legt das mit Talg oder Fett geſchmierte Kugelpflaſter auf die Mündung des Laufs, und ſetzt die Kugel dergeſtalt auf, daß der abgezwickte Theil derſelben nicht auf die Seite, ſondern entweder oben oder unten kömmt, ſo wird die aufgeſetzte Kugel mit einem Stein oder ſonſt Etwas in die Mündung hineingeſchlagen, und mit dem Ladeſtock auf das Pulver hinuntergeſtoßen. (Zu dieſem Einſchlagen bedienen ſich einige eines kleinen hölzernen Hammers mit einem dünnen ſchwanken Stiel, den ſie beim Birſchgehen an dem Riemen der

Pulverflaſche bei ſich füh führen). Wenn der Ladeſtock von ſelbſt wieder aufſpringt, ſo iſt man geſichert, daß die Kugel feſt auf dem Pulver ſitzt. Endlich nimmt man den Vorſchlag von der Pfanne ab, und ſchüttet Pulver darauf, ſo iſt die Ladung fertig.

Zu einer Birſchbüchſe bedient man ſich gewöhnlich beſſeren Pulvers als zu einer Flinte, daher auch das beſte Pulver den Namen Birſchpulver führet; ſ. Schießpulver.

Birſchen, ſiehe Schießen.

Birſchgeld, ſiehe Schießgeld.

Birſchhund, Schweißhund, lat. Canis ſeoticus, Fr. Dogue de forte race, Engl. Blood Hound, Penn. Iſt nächſt dem Leithunde der nöthigſte und nützlichſte Jagdhund, welcher dem Schweiß verwundeter Thiere nachgeht, und anzeigt, wo ſich dieſelben befinden. Es kann ein mittelmäßiger großer Jagdhund ſeyn, nur iſt ihm auch eine breite Naſe nöthig. Diejenigen, welche von einem däniſchen Hunde und einem Jagdhunde erzeugt worden, und von dunkler Farbe ſind, als braun, dunkelgelb, rothbraun, oder grau, werden für die beſten gehalten. Sonſt braucht man auch dazu die Dachs- und Hirtenhunde, welche leicht nach dem Schweiße gehen. Ein geübter und guter Schweißhund jagt, wenn er geſundes Wildpret antrift, daſſelbe erſt weg, ſucht alsdann die Fährte des angeſchoſſenen Thieres wieder auf, um es nun ungehinderter verfolgen zu können.

Wenn der Hund dreiviertel oder ein Jahr alt iſt, führt man ihn an einem Riemen gebunden mit hinaus, und hält ihn beim Gehen ſtets hinter ſich; weicht er ab, und will er vor oder zur Seite gehen, ſo giebt man ihm einen Streich mit einer Ruthe oder Peitſche, die man ſtets bei ſich trägt, mit dem Worte zurück (der Hund muß immer hinten zur linken Seite gehen). Ferner muß man den Hund gewöhnen, bei dem Büchſenſack angebunden liegen zu bleiben. Hierzu nimmt man am beſten eine kleine mit Leder überzogene Kette, und legt ſie dem Hunde an, weil er ſich ſonſt leicht das Abkauen angewöhnt, welches aber durch die Kette verhindert wird.

Mit dem Hunde gehet man ſehr oft an einen Ort, wo Wildpret ſtehet, daß er ſolches ſiehet und in den Wind

kriegt, zeigt er ſich nun wild und fängt an zu pfeifen, wie die jungen Hunde gemeiniglich thun, ſo muß man ihn ſtrafen und zurück halten; denn dieſes Uebel muß man dem Hunde bei Zeiten abgewöhnen, weil es ſonſt eine verdrießliche Arbeit iſt, mit einem ſolchen Hunde birſchen zu gehen, da er durch ſeine Hitze jedesmal das verhunzen wird, wornach man ſchleicht. Wollte man ſich mit dem Hunde erſt ſchlagen, wenn man was anſchleicht und ſchießen will, ſo wird man niemals zum Schuſſe kommen und ſeinen Zweck nie erreichen.

Will man den jungen Hund zum Schweißſuchen und zum Hetzen anführen, ſo iſt es beſſer daß man Schnee abwartet. Dann ſuche man ein Stück Wild mitten durch oder weidewund zu ſchießen, und laſſe dieſes ohngefähr eine Stunde lang ruhig ſitzen, damit es erſt krank werde und ſich nieder thut; dann nimmt man den jungen Hund auf den Riemen oder Leine, zeigt ihm die Fährte und Schweiß, und ſucht mit dem Worte, Such, Verwund! auf der Fährte nach. Hierbei muß dem jungen Hunde alle Nachſicht und ſein Wille vergönnet und gelaſſen werden, wenn er auch die Fährte verliert; und man muß ihn ſo lange ſuchen laſſen, bis er ſie wieder findet, und dieſe ihm nicht eher wieder zeigen, bis man ſieht, daß er ganz davon weg iſt, und ſie nicht wieder finden kann. Iſt der Hund auf der rechten Fährte, ſo ſuchet man immer mit ihm drauf fort; findet man Schweiß, ſo zeigt man ſolchen dem Hunde, kareſſirt ihn, und ſpricht, ſo recht! Verwund! Man gebe dem Hunde auf der Fährte immer recht, ſuche mit ihm fort, bis man dahin komme wo das angeſchoſſene Wild geſeſſen, oder zuvor weggegangen iſt; dann laſſe man ihn auf der Fährte los. Jagt nun der Hund ſo lange daran, bis er es ſtellet, ſo läßt man den Hund ſo lange davor ſtehen, als es möglich iſt, und ſchießt alsdann dem Stück Wild auf den Kopf, daß es vor dem Hund niederſtürzet. Läßt man den Hund zum zweiten mal an ein Stück Wild, und er ſtellet es, ſo kann man ihn wohl eine Stunde davor ſtehen laſſen, nachdem die Umſtände ſind. Und man ſiehet daraus wie der Hund zum Stellen Luſt hat.

Bei der Anführung eines jungen Schweißhundes iſt es überhaupt ſehr gut, einen guten ſchon brauchbaren, und ein-

gearbeiteten Schweißhnnd bei ſich zu haben, damit, wenn der junge Hund an das verwundete Stück Wild gelaſſen iſt, ſich auf der Fährte verſchießt, oder nicht lange anhält bis ſich das Stück Wild vor ihm ſtellte, man gleich mit dem alten Hunde nachſuchen, aufſpüren und den jungen Hund wieder dran laſſen kann. Ohne alten Hund würde man in ſolchen Fällen viele Mühe haben, ja in Gefahr ſtehen das angeſchoſſene Wild nicht zu bekommen, welches dann ein Fraß der Füchſe werden würde.

Schießt man ein Stück Wild, daß es auf der Stelle ſtürzt, ſo muß man niemals mit einem jungen Hunde gleich grade darauf zu, ſondern mit demſelben weit herum gehen, ſuchen wo es hergekommen iſt, und dann mit dem Hunde auf der Fährte bis an das geſtürzte Wild hin ſuchen; denn geſchiehet dieſes nicht, ſo gewöhnen ſie ſich gar zu leicht in den Wind zu ſuchen an, und halten die Naſe in die Höhe, wenn man mit ihnen nachſucht, wodurch ſie denn die Fährten leicht verlieren können.

Wollte man im Sommer, oder wenn kein Schnee iſt, einen jungen Hund gern an ein Stück Wild laſſen, ſo muß man einen alten Hund, worauf man ſich verlaſſen kann, bei ſich haben. Hat man nun ein Stück Wild angeſchoſſen, ſo ſucht man mit dem jungen Hunde daran, und der alte muß folgen, damit der alte Hund die Fährte behalte, wenn ſie der junge verfehlte, um denſelben wieder darauf bringen zu können. Läßt man den jungen Hund auf das vor ſich niedergethane oder losgehende kranke Wild, ſo ſuchet man immer mit dem alten Hunde nach, damit, wenn der junge Hund das kranke Wild durch ſeine Hitze verfehlte, oder das erſte beſte geſunde Stück Wild, das er zu ſehen oder im Wind bekäme, nachjagte, man durch den alten Hund erfahren kann, wo das kranke geblieben iſt; in dieſem Fall kann man dann den alten Hund daran laſſen.

Einen jungen in der Lehre ſtehenden, und einen alten ſchon brauchbaren Hund, muß man nie zugleich an ein Stück Wild laſſen, weil der junge Hund, wenn er zu viel Feuer hat, daſſelbe leicht niederreißen möchte, und ſich dadurch das Niederziehen angewöhnen könnte, ſo daß, wenn man ihn nachher an ein Schmalthier ließe, er ſolches anſtatt zu ſtellen, niederziehen würde. Hat ein Schweißhund die-

ſes Uebel an ſich, ſo weiß und hört man nicht wo er mit dem Stücke Wild geblieben iſt, indem er bei dieſer Arbeit nicht laut bleibt.

Auch muß man einen jungen Schweißhund niemals zuerſt an ein Reh anführen, oder ihn gar daran laſſen, weil faſt ein jeder Hund die Rehfährte weit mehr als die von irgend einem andern Stück Wild liebt, und daher in der Folge weit lieber nach dem Reh jagen würde, ſo daß, wenn man ihn an ein verwundetes Stück Wild ließ und er daſſelbe verfolgte, er aber bei dieſem Verfolgen auf ein Reh von ohngefähr ſtieße, er das verwundete Thier verlaſſen und dem geſunden Reh nachſetzen möchte. — Man muß ihn auch nicht geſundes Wildpret, oder gar Haſen u. d. gl. jagen laſſen, ſondern blos bei angeſchoſſenem Wildpret gebrauchen.

Schießet man des Abends beim Birſchen oder Weidewerken ein Stück Wild an, wo es gemeiniglich zum Hetzen zu dunkel und zu ſpät wird, ſo muß man doch dem Hunde die Fährte und den Schweiß zeigen, und mit dem Hunde bis dahin nachſuchen, wo das angeſchoſſene Wild in die Dickung hinein iſt, damit der Hund ſiehet, daß das Wild getroffen und verwundet iſt; dadurch bekömmt der Hund weit größere Luſt zum Suchen, wenn man den andern Morgen mit ihm nachſucht. Sollte es auch die Nacht geregnet haben, mithin ſehr mislich ſeyn, das angeſchoſſene Wild zu finden, ſo wird ſich der Hund doch alle mögliche Mühe geben, daſſelbe aufzuſuchen und zu finden.

Einen ausgearbeiteten und ſchon öfters gebrauchten Hund kann man auch dazu anführen, daß man einen feiſten Hirſch damit losmacht und zum Schuſſe bringt, wenn man ſolchen aus dem Felde, oder vom Heye in die Dickung ſpürt. Alsdenn treten einige Schützen vor den Ort, wo man den Hirſch hineingeſpürt, und wo man vermuthet, daß er ſeinen Wechſel durch hat. Dann nimmt einer den gut ausgearbeiteten Hund auf den Riemen oder Linie, geht zu dem Ort, wo der Hirſch hinein iſt, zeigt ihm die Fährte und ſucht auf ſelbiger ſo lange fort wie der Hirſch in der Dickung iſt. Kommt der Hirſch dem Schützen nicht zum Schuſſe und gehet nach einem andern Ort, ſo ruft man die Schützen ab und zeigt ihnen wo der Hirſch wieder hinein iſt. Will man

nun wiſſen, ob der Hirſch in der Dickung ſtehen geblieben, ſo nimmt man den Hund auf die Linie oder Riemen, läßt ihn vor ſich hergehen, und kreiſet auf ſolche Art um den Ort herum. Iſt der Hirſch nun heraus ſo wird der Hund die Hund die Fährte bald anfallen, und darauf nachziehen. Steckt aber der Hirſch noch darin, ſo ſtellen die Schützen ſich wieder vor, und man ſucht wie zuvor mit dem Hunde den Hirſch auf der Fährte wieder nach, und ſo verfährt man ſo lange bis der Hirſch zu Schuſſe kommt.

Wenn der Hirſch nun zu Schuſſe kommt, und angeſchoſſen, von dem Hunde geſtellt und vor ihm todtgeſchoſſen wird, ſo darf dieſes nur einigemal geſchehen, ſo wird man in der Folge mit dem Hunde einen Hirſch auf eine weite Strecke verfolgen können. Der Hund wird die Fährte nicht verlaſſen und keine Fährte von einem andern Thiere anfallen, und man wird denn ſicher darauf rechnen und ſagen können, ob der Hirſch in einen Ort hinein iſt, ob er darin ſteckt oder durchgegangen iſt, wenn man den Ort mit dem Hunde umkreiſet hat. Dieſes muß man aber blos mit feiſten Hirſchen exerciren, und nie auf die Fährte eines geſunden Thieres mit dem Hunde nachſuchen, weil er dadurch bald würde verdorben werden.

Hat ein Jäger ein Revier, worin viele Brücher ſind, oder beſtehet wohl gar aus lauter Brüchern, und will er daſelbſt einen Schweißhund anführen, ſo muß er mit dieſem jungen Hunde das angeſchoſſene Wild nicht bis dahin nachſuchen, wo es ſich niedergethan hat, oder kurz vor dem Hunde weggegangen iſt, ſondern er muß ihn zuvor auf der Fährte löſen, und ihn allein ſuchen laſſen, damit der Hund lerne, wenn er auf eine Fährte gelöſet wird, dieſe ohne Führer zu verfolgen, weil es ein Uebel ſeyn würde, wenn der Hund der Fährte im Bruche nicht folgen wollte, wo ſich doch gemeiniglich Stellen finden, auf welchen man unmöglich mit dem Hunde auf dem Riemen nachſuchen und folgen kann.

Auf dem Trocknen, wo man dem Hunde aller Orten folgen kann, findet das Nachſuchen nur ſtatt bis an den Ort, wo das angeſchoſſene Wild ſich nieder gethan oder eben weggegangen iſt, und dabei iſt man immer verſichert, daß der Hund allemal an das rechte Stück Wild kommt. Dieſes geht aber in Brüchern nicht an, weil man daſelbſt nur ſo

weit nachſuchen kann, wo man ohngefähr glaubt, daß das angeſchoſſene Stück Wild geſtürzt ſeyn kann; dieſes könnte ohngefähr in einer Strecke von 2—300 Schritt geſchehen, und ſo weit muß wenigſtens, wenn es möglich iſt, nachgeſucht werden. Macht man es nicht auf dieſe Art, ſondern läßt den Hund gleich los, und das Stück Wild iſt geſtürzt und verendet, ſo wird der junge Hund ſich dabei niederlegen, und, wenn er merkt, daß ſein Herr nicht kömmt, ſchneidet er ſelbiges wohl gar an, welches ihm äußerſt ſchwer wieder abzugewöhnen iſt. Schneidet er auch das geſtürzte Wild nicht an, ſo bleibt er doch gewiß eine Zeitlang dabei liegen, und man lauert vergebens auf die Zurückkunft des Hundes, die man dennoch abwarten muß; und kömmt er auch dann zurück, ſo iſt es doch ungewiß, ob er dahin führt, wo das Wild geſtürzt iſt.

Wenn man des Abends ein Stück Wild anſchießet, ſo muß man befürchten, daß es den andern Morgen ſchon verendet ſey. Um daher ſicher zu gehen, muß man, ſogleich mit Anbruch des Tages, mit dem Hunde auf den Riemen nachſuchen und ſich gefallen laſſen dem Hunde durch Dick und Dünn zu folgen und, ſollte es auch noch ſo tief ſeyn, durchzuwaden, ſo viel nur immer ohne Gefahr möglich iſt.

Birſchpulver, ſiehe Schießpulver.

Birſchſtatt, Fr. la Place de bête tirée; heißt der Ort, wo ein erlegtes Stück Wildpret im Walde liegt, und welcher den Jagdleuten oder Fröhnern angezeigt wird, um es zu holen, und in das Haus des Jägers oder Forſtbedienten zu führen.

Birſchweg, Schleichweg, Fr. le Sentier couvert; ſind die ausgehauenen und ausgeräumten Fußſteige, welche durch die Dickigte an den Schlägen und Wieſengründen hin gemacht werden, damit auf ſelbigen der Jäger ſowohl ſtille, als verborgen fort, und ſchußmäßig an das Wildpret kommen kann.

Biſamente, Lat. Anas moſchata, Linn. Fr. le Canard musqué, Engl. the Indian Duck, Latham; auch Indianiſche, Kaiviſche und Libyſche Ente; und anjetzt unter dem Namen der türkiſchen Ente allgemein bekannt. Das Kennzeichen der Art iſt das bloße und warzige Geſicht. Sie ſtammt eigentlich aus Braſilien, wo ſie auf den Baumſtrün-

ken niſtet. Sie iſt faſt noch einmal ſo ſchwer, als die gemeine Hausente, 2 Fuß 10 Zoll lang und 3 Fuß 4 Zoll breit. Die Länge des zugeſpitzten Schwanzes beträgt 7 Zoll, und die zuſammengelegten Flügel reichen nur bis auf die Wurzel deſſelben. Der Schnabel iſt 2¼ Zoll lang, roth, an der Wurzel des Oberkiefers, um die Naſenlöcher herum und am Nagel braunſchwarz; die Füße ſind roth, die Nägel weißlich, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 2¾ Zoll lang, die hintern 10 Linien, und die Knie 6 Linien nackend. Diejenigen, welche mehr weiß ſind, haben auch gelbe Schnäbel und Füße.

Um die Augen liegt eine nackte, mit rothen Fleiſchdrüſen und weißen oder ſchwarzen Punkten beſetzte, Haut, die ihr, wie der Puterhuhn, ein ganz eignes Anſehen giebt, beim Kämpfen aufſchwillt und feuriger wird. Der Kopf iſt ſchwarzgrün glänzend, und vom Scheitel an laufen am Hinterhals etwas lange Federn herab; der übrige Leib iſt ſchwärzlich, oder ſchwarzbraun glänzend und mit weiß melirt, die Deckfedern der Flügel ſchwärzlich mit einem Violetglanze, der Oberbauch weiß, die drei erſten Schwungfedern weiß, die übrigen dunkelbraun, die zwanzig Schwanzfedern ſchwärzlich grünglänzend, die äußerſte weiß. Jedoch giebt es auch bei ihnen in Anſehung der Farben Verſchiedenheiten.

Dieſe Ente iſt ſehr träge und boshaft gegen andere Vögel, fliegt gern kreisförmig in der Luft herum, ſchwimmt nicht gern, taucht gar nicht, geht ſehr ſchwerledig und ſchwankend; das Männchen hat eine ſchwache heiſere, das Weibchen aber, welches viel kleiner iſt, auch viel kleinere Fleiſchwarzen im Geſichte hat, eine laute Stimme, und das Männchen duftet vorzüglich einen Biſamgeruch aus, der zur Paarungszeit am merklichſten iſt, von der Fettdrüſe auf dem Schwanze entſteht, und immer dem Fleiſche einen ähnlichen Geſchmack mittheilt.

Mit den zahmen Enten haben ſie faſt alles gemein, nur weichen ſie in der Fortpflanzung ab. Sie werden faſt immer bloß zur Zierde gehalten, doch ſind die Jungen gut zu verſpeiſen. Das Männchen iſt zur Paarungszeit außerordentlich hitzig, geht alles Federvieh, ſogar die Gänſe an, und tritt ſie. Mit den gemeinen Hausenten zeugt es ſchöne große Baſtarde, die viele Eier legen, aus denen aber keine

Jungen kommen ſollen. Sein eignes Weibchen bauet 14 Tage lang an einem warmen Neſte. Dieß legt ſie ins dunkelſte Geſträuche an, ſcharrt ein tiefes Loch in die Erde, legt Reißer, Gras :c. rund um ſich herum, und rupft ſich eine Menge Dunenfedern zur Ausfütterung unter dem Leibe aus. Sie legt 8 bis 14 Tage faſt walzenförmige, an beiden Seiten gleich zugeſtumpfte, glattſchaalige, weißliche oder grünliche Eier, brütet 4½ Wochen, und entkräftet ſich ſo ſehr, daß ſie eine matte und blaſſe Farbe bekömmt. Wenn die Jungen gut gedeihen ſollen, ſo müſſen ſie viel Inſekten oder mageres, kleingeſchnittenes Fleiſch, und Gerſtenſchrot bekommen. Nach dem zweiten Mauſern bekommen ſie das gewöhnliche Entenfutter. Die glatte drüſige Haut am Schnabel und den Augen bekömmt erſt im zweiten Jahr die ſiegellakrothe Farbe und verſchönert ſich bis ins vierte. Im Winter müſſen ſie vor allzugroßer Kälte geſchützt werden, ſonſt erfrieren ſie die Füſſe leicht. Sie werden von kriechenden Läuſen (Pediculus A. moſchatae, Linn.) geplagt.

Man hat von ihr zwei Abarten: eine kleine, welche zimmetfarbige Federn hat, und eine Baſtardart von ihr und der gemeinen Ente. Dieſe paaret ſich ſehr gern mit ihr, iſt hitzig, begattet ſich (reihet) beſtändig, und bringt eine häufige Brut. Das Fleiſch der jungen Baſtarden, die beiden Eltern in der Farbe und Geſtalt etwas gleichen, und immer einige Fleiſchdrüſen im Geſichte haben, iſt delikat. Mann ſperrt daher gern einen Biſamentrich mit zwei zahmen Enten ein.

Bitterſüß, ſ. Alpranke.

Blabarack, ſ. Mandelkrähe.

Bläßchen, ſ. Waſſerhuhn.

Blatt, Bug, Fr. Epaule. Hierunter verſteht man an dem Wildpret die Schultern, oben über den vordern Läuften.

Blatt, der Bäume, Fr. Feuille; ſiehe unter Baum.

Blatten, Fr. ſiffler; ſ. Rehblatten.

Blattkäfer, Lat. chryſomela, Fr. chryſomèle. Sie ſind länglichrund und gehörenunter die ſchädlichen Waldinſekten. Ihr Bruſtſchild und die Flügeldecken ſind

meiſtens geſäumt; die Fühlhörner ſind ſchnurförmig. Die Larven ſind länglich. Aus der unvollſtändigen Puppe kriecht nach 14 Tagen der Käfer aus. Sie wohnen inwendig in dem Marke der Blätter und Blätterſtiele und ſceletiren das Laub, oder verderben es auf der untern Seite. Die kleinern Arten verwüſten die Holzſaat zuweilen ungemein, und verzehren die erſten Saamenblätterchen.

Der ſchwarze glatte Blattkäfer (chryſ. alni), ſo wie der grüne glänzende eiförmige Blattkäfer (chryſ. aenea) halten ſich auf der Erle auf; und der gelbe eirunde Blattkäfer (chryſ. vitellina) bewohnt die Aſpe und glatten Weidenarten. Sie ſind wegen ihrer Zerſtörung des Laubes völlig einander gleich, da ſie das Mark verzehren und die Blätter ſceletiren.

Blattlahm, Fr. Epaulé, qui s'eſt disloqué; heißt, wenn ein Hund die Läufte oben im Schultergelenk verrenkt hat, ſo daß er auf den Vorderläuften lahm wird.

Blattlaus, Mehlthau, Lat: Aphis, Fr. le Puceron. Sind ſchädliche Waldinſekten, die ſich auf ſehr vielen Bäumen und Pflanzen finden, und zwar hat faſt jede Pflanze ihre eigene Art, ob gleich auch einige Arten auf mehrern Pflanzen leben. Sie ſitzen meiſt dicht neben einander an den Stengeln der Pflanzen, haben meiſt die Farbe der Pflanzen, von denen ſie leben, und die beſtäubten Arten nennt man Mehlthau. Die Männchen erſcheinen nicht eher als im Herbſt, wo ſie ihre Weibchen befruchten, die kurz darauf Eier oder vielmehr Hülſen von ſich geben, in welchen zwar die jungen Blattläuſe ſchon völlig ausgebildet liegen, aber doch nicht eher als im folgenden Frühjahr hervorbrechen, und zwar ſind alle dieſe nunmehr ausgekrochenen Blattläuſe durchgehends weiblichen Geſchlechts, ſo daß im Frühjahr und Sommer ſchlechterdings keine männliche Blattlaus zu ſehen iſt. Und deſſen ohngeachtet ſind doch alle jene jungfräuliche Blattläuſe im Stande, ohne Zuthun eines Gatten ihr Geſchlecht fortzupflanzen, ſo daß jene einmalige Begattung im Herbſte ihre befruchtende Wirkung im folgenden Frühjahr und Sommer bis ins neunte Glied äuſſert. Alle die Millionen von Blattläuſen, die während dieſer Zeit jung werden, ſind fruchtbar, gebähren alleſamt Junge, ohne je ein männlich Thier ihrer Art geſehen, und

ohne ſich gepaart zu haben. Erſt gegen den Herbſt kommen endlich, wie vorhin gemeldet, auch wieder Männchen zum Vorſchein, die ſich paaren, und ebenfalls die ganze weibliche Nachkommenſchaft des künftigen Sommers wieder mit befruchten müſſen.

* Die Blattlaus der Rüſter (Aphis ulmi), die Lindenlaus (A. Tiliae), die Kieferlaus (A. pini) und viele andere ſaugen den Saft aus dem jungen Laube, Stengeln, Augen und Trieben; ſie beſchmieren daſſelbe, daß es vertrocknet, oder im Wachsthum wenigſtens weit zurückbleibt.

Blattlauskäfer, Lat. Coccinella, Fr. Coccinelle, Scarabé hemiſphérique, Bête à Dieu, Vache à Dieu, Bête de la Vierge; auch Sonnenkäfer, Marienkäfer; Gotteskühchen, Gotteslämmchen genannt. Gehört unter die nützlichen Waldinſekten, da er ſich von den ſchädlichen nähret, und alſo die Holzarten von denſelben reiniget. Ihr Körper iſt halb kugelförmig, Bruſtſchild und Flügeldecken gerändert. Ihre Maden reinigen das Laub von Blattläuſen, Eiern, Puppen und Maden anderer weichen Inſekten. Sie verwandeln ſich unter den Blättern in unvollſtändige Puppen. Die Käfer haben theils rothe oder gelbe Flügeldecken mit ſchwarzen oder weißen Flecken, oder ſchwarze Flügeldecken und rothe Flecken.

Blattſauger, Fichtenſauger, Lat. chermes Pini, Piceae et abietis, Fr. Kermes, Galle-inſecte. Hat in der Bildung viel Aehnliches mit den Blattläuſen, und iſt in Menge ein ſehr ſchädliches Waldinſekt nicht nur für die Fichte, ſondern auch für andere Nadelhölzer, die es anfällt. Es zerſtört die neuen weichen Enden oder Spitzen des Maienwuchſes dergeſtalt, daß ſie unterwärts gleich zu Anfange ausgedehnt, verkürzet und aufgetrieben werden, und eine ſchuppige ſtachliche Frucht vorſtellen, welche einem jungen Zapfen gleicht. Die Nadeln, welche ſehr verkürzt, ſehr dünne und hart werden, ſtehen als feine Stacheln überall hervor. Dieſer Zufall verurſacht in jungen Anſaaten und im Anfluge, in den dick bewachſenen Schonungen, in manchen Jahren einen erſtaunenden Schaden, und macht lauter Mißgewächſe, Krüppel und Strauchholz von eben der Beſchaffenheit. Da nun in einem Jahr faſt alle oder doch ein großer Theil der Spitzen an den Trieben auf einmal in der-

gleichen Misgewächſe ausarten, ſo trocknen die jungen Zweige auch nach und nach zurück; ſie laſſen die braun werdenden Nadeln fallen, und der gute friſche und unentbehrlich regelmäßige Holzwuchs, worauf bei der Eziehung des Bau- Schiff- und ſtarken Holzes doch alles ankömmt, iſt dadurch geſtört oder gar aufgehoben.

Blattſchieſſen, Fr. Siriaſis; ſiehe Rehblatten.

Blattſchlagen, Weidemeſſer geſchlagen, Fr. recevoir des coups du couteau de la chaſſe. Iſt die bei Endigung eines großens Jagens mehrentheils vorkommende Gewohnheit, da die beim Jagen vorgegangenen Fehler, wenn etwa einige nicht gut weidmänniſch von dem Wildpret geſprochen haben, oder aber mit den Füßen auf und über das Wildpret geſchritten oder getreten ſind, oder ſich ſonſt unrein in dem Jagen verhalten haben, mit drei Schlägen mittelſt des Weidemeſſers beſtraft werden. Da ſolches zu einem Kurzweil für die Herrſchaften dient, ſo giebt immer einer auf den andern Acht, bis ſich einer vergeht, um ihn anklagen zu können. Den Adelichen und Standesperſonen giebt es der Oberjägermeiſter, den Perſonen bürgerlichen Standes aber giebt es einer von den Hofjägern im erſten Range.

Es werden nämlich von dem beſten jagdbaren Hirſche die darauf gedeckten Brüche abgehoben, derſelbe mit dem Kopfe vorwärts gelegt, und darüber muß ſich derjenige, welcher das Weidemeſſer kriegen ſoll, legen, ſein anhabendes Seitengewehr aber vorher ablegen. An einigen Orten müſſen die Cavaliers und Jäger ihre Hirſchfänger nur etwas weniges herauszucken, und wenn es einer oder der andere verſiehet, ſo krieget er auch das Weidemeſſer; an einigen Höfen aber iſt das Zucken des Seitengewehrs nicht üblich. Durchgängig iſt aber gebräuchlich, daß der, ſo ſich vergangen, den Rock über den Hintern aufnehmen muß, da er ſodann auf die bloßen Beinkleider drei Schläge oder Pfund erhält. Wenn nun der Oberjägermeiſter das Weidemeſſer herausgezogen, ſo nehmen die dabei herumſtehenden Jäger ihre Hüfthörner und blaſen.

Bei dem erſten Streiche ſpricht der Oberjäger mit lauter Stimme; Jo, ho! das iſt für meinen gnädigſten Fürſten und Herrn; — bei dem andern: Jo, ho! das iſt für Ritter, Reuter und Knecht; — bei dem dritten;

Jo, ho! das iſt das edle Jägerrecht; worauf die Jägerei mit einem Waldgeſchrei die Ceremonie beendiget. Derjenige aber, welcher das Weidemeſſer empfangen, muß ſich mit einer Verbeugung bedanken.

Blattweſpen; lat. Tentredo, Fr. Mouche à terrière. Gehören unter die minder ſchädlichen Waldinſekten. Die Larven haben 18 bis 22 Füſſe, einen runden Kopf, und auf jeder Seite ein Auge, ſind meiſt glatt, und rollen ſich zuſammen, wenn man ſie berührt. Sie halten ſich zuſammen in gewickelten Blättern, Blumenbüſcheln, Stielen und Zweigen auf, und zerſtören Blätter, Schöße und Blüthzweige. Sie verpuppen ſich aber in der Erde. Die ſchwarze Blattweſpe der Rothtanne (Tentredo abietis), hält ſich zwiſchen jungen Blumenbüſcheln, Fruchtſtielen und Sproſſen in den zuſammengezogenen Nadeln auf, wo ſie ſich nährt und ihre Zerſtörung anrichtet. Die gelbe Blattweſpe (Tentr. lutea) wohnt auf Erlen und Birken in dem zuſammengelegten Laube, Stielen und jungen Trieben, die ſie wie jene zerſtöret.

Blattwickler, lat. Phalaenae Tortrices, Fr. Liſets. Gehören unter die minder ſchädlichen Waldinſekten. Die Raupen haben 16 Füſſe, ſind klein, wohnen in Blättern, die ſie zuſammenwickeln und ausfreſſen, wodurch ſie Schaden verurſachen; die Flügel der Blattwickler ſind ſehr ſtumpf, und ihr Vorderrand meiſt bogenförmig. — Der gelbgrüne weiß punktirte Blattwickler (Phal. Tortr. Praſſinaria) hält ſich auf den Eichen- Erlen- Werft- und Saalweiden auf.

Blaubäckchen, ſiehe Sperber.

Blauer Habicht, ſ. Bleifalke.

Blaufuß, lat. Falco ſtellaris, Linn. Engl. the Starry Falcon, Latham. Zu den Kennzeichen dieſer Art Raubvögel gehört: der ſchwärzliche Oberleib, mit ſternförmigen Flecken beſtreut, und blaue Füße. Fälſchlich verſtehen unter dieſem Namen viele Jäger den Stock- oder Wanderfalken, und allemal einen Falken mit gelben Füßen. An Größe und Geſtalt hat der Blaufuß viel Aehnlichkeit mit dem Wanderfalken; doch kürzere Flügel und einen etwas längern Schwanz; auch der Leib iſt länglicher. Die Augen ſind hell, die Regenbogen goldgelb und die Pupille ſchwarz.

Die Füße ſind groß, ſtark und himmelblau. Oben iſt er ſchwärzlich, unten weiß und ſchwarz gefleckt.

Er horſtet in Wäldern auf hohen Bäumen und auf alten Thürmen und Mauern, und zieht zur Herbſtzeit weg. Man legt ihm im Fangen und Würgen einen großen Vorzug bei, indem er Enten, Faſanen, Rebhühner und Tauben, und zwar nicht, wie andere Falken, mit dem erſten Schlage fängt, ſondern mit ſeinen Krallen vorher dergeſtalt ſchlägt, daß ſie zu Boden ſtürzen, und von da erſt von ihm aufgenommen und zerfleiſcht werden. Er wird deshalb von den Falkenieren vorzüglich geſucht, und wie der Stock- und edle Falke gefangen. Man richtet ihn auch gern zur Krähen- und Elſterbaize ab.

Blaukehlchen, lat. Motacilla ſuecica, Linn. Fr. la Gorge-bleue ou la Gorge-bleue à tache blanche, Buff. Engl. the blue throated Warbler, Penn. auch blaues Rothkehlchen, Bleikehlchen, Blaukehlein, Spiegelvögelchen, Schildnachtigall, Wegflecklein, Weidenguckerlein, Carlsvogel, Oſtindiſche und Italiäniſche Nachtigall, Blaukröpfel genannt. Iſt eine Art von der Gattung der Sänger, und zwar von der Familie der Wurmfreſſer, deren Kennzeichen iſt: die Kehle und der Unterhals blau mit einer roſtrothen Binde nach der Bruſt zu eingefaßt, der Schwanz an der Wurzel roſtroth. Von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende iſt er 6 Zoll lang, und mit ausgebreiteten Flügeln 9¼ Zoll breit. Der Schnabel iſt 7 Linien lang, rund, ſchwärzlich, an den Ecken gelb; der Augenſtern braun; die geſchilderten Füße fleiſchfarben, und die Zehen und Klauen ſchwärzlichbraun; die Beine 1 Zoll, 5 Linien hoch, die mittlere Zehe 8, und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf, Oberhals, Schultern, Rücken und die Deckfedern der Flügel ſind aſchgrau braun; die Wangen dunkelbraun; der Unterrücken ſcheint ins roſtfarbene; die Steißfedern ſehen wie der Rücken aus; die Augenlider ſind röthlich weiß; über jedem Auge eine weißliche Linie; die Kehle bis zur halben Bruſt ſchön himmelblau, mit ein, zwei, auch wohl drei weißen Flecken, wie Perlen, die einen ſchwarzen Fleck zur Seite haben; das Blaue verliert ſich in eine ſchwärrliche Binde und dieſe in eine gelbrothe; der Bauch iſt ſchmutzig weiß; die Schenkel und Seiten roth-

grau; die Schwungfedern dunkelbraun; die untern Deckfedern der Flügel ſchmutzig roſtgelb; der Schwanz roſtroth. — Dem Weibchen, ſo wie auch manchen Männchen, fehlen die weißen Flecken unter dem Halſe, und das Blaue iſt auch weniger ſchön, der gelbrothe Bruſtſtrich fehlt; die Kehle iſt weißlich mit einem ſchwarzen Strich an den Seiten und die Füße ſind fleiſchfarben.

Dieſer ſchöne Vogel hat vieles mit der Bachſtelze, dem Rothſchwänzchen, und dem braunkehligen Steinſchmätzer gemein. Er ſchnellt den Schwanz in die Höhe, breitet ihn oft fächerförmig aus, ruft immer Fied, fied! und ſchnalzt darzu; ſingt aber leierartig. Sein Geſang ähnelt mehr dem der weißen Bachſtelze, und er wird daher mit Unrecht Waſſernachtigall genannt. Im Freien ſingt er beſonders bei Sonnen Auf- und Untergang, er iſt nicht ſcheu, aber ſehr zornig und eiferſüchtig auf ſeines Gleichen. Im Zimmer iſt er mit dem Nachtigallenfutter leicht zu erhalten. Er iſt auch des Nachts munter. Er verliert im Zimmer beim erſten Mauſern den ſchönen Glanz ſeiner Federn.

Das Blaukehlchen bewohnt, obgleich in geringer Anzahl, ganz Europa, und liebt vorzüglich die gebirgigten Gegenden. Als Zugvogel zieht es Ende des Septembers weg, und kömmt zu Anfang des Aprils wieder an, da man es in den Hecken, an kleinen Bächen, und wenn noch ein Schnee fällt, auch auf den Höfen findet, wo es auf dem Miſt ſeine Nahrung ſuchet. Seine Züge macht es gewöhnlich zu zwei, vier und höchſtens ſechſen. Wenn der Schnee in Gebirgen weg iſt, begeben ſie ſich in die Thäler derſelben an ſolche Oerter, wo feuchte Wieſen, Moräſte, Erlengebüſche, Weiden, Teiche, Bäche u. ſ. w. ſind. Nach der Heckzeit, im Auguſt, gehen ſie wieder heraus in die Gärten und an Hecken, wo Küchengewächſe in der Nähe gebautwerden.

Sie nähren ſich im Freien von Inſekten, Fliegen, Käfern, Räupchen, Mücken, und lieben beſonders die Waſſerinſekten. Sie baden ſich ſehr gern, und faſt allezeit des Nachmittags. Im Herbſt leſen ſie Räupchen von den Kohlſtauden ab, und freſſen auch Hollunderbeeren, beſonders rothe. Sie niſten einzeln in den von Bächen durchſchlängelten Thälern in dem Gebüſche, in den Walddörfern in den dichten Hecken und an den Teichufern in den ausgewa-

ſchenen Wurzeln der Sträucher. In dem aus Grashalmen und Thierhaaren gut gebauten Neſte findet man 5 bis 6 längliche bläulichgrüne Eier. Die Jungen ſind vor dem erſten Mauſern am Oberleibe ſchwärzlichbraun, am Unterleibe weiß, und an den jungen Männchen ſieht man auf der weißen Kehle und Bruſt einige braune Flecken.

Man fängt ſie mit Leimruthen, die man im Frühjahr an Hecken auf einen von Gras und Moos gereinigten kleinen runden Platz ſteckt, und einige Regen- und Mehlwürmer hin legt. Hierauf geht man längs der Hecke hin und treibt ſie langſam nach dem Orte zu, da ſie bei Erblickung ihrer Lockſpeiſe ſich ſogleich fangen. Eben das thut man auf der Miſtſtätte, wenn ſie auf die Höfe kommen, und an den Bächen, wo man ſie bemerkt. Sie gehen auch bei der nämlichen Lockſpeiſe auf die horizontal in die Hecken geſteckten Stäbe, die mit Leimruthen beſteckt ſind, in das Nachtigallengarn und in den Meiſenkaſten, wenn man die beiden letztern an die Bäche ſtellt, wo ſie in ſeichtem Waſſer Inſekten ſuchen. Auf den Tränkheerd gehen ſie im Herbſt nur ſehr ſelten. — Ihr Fleiſch ſchmeckt ſehr angenehm und ihres Geſangs und ihrer ſchönen Farbe halber hält man ſie in Käfigen, wo man ſie 4 bis 6 Jahre leicht am Leben erhalten kann.

Blaukopf, lat. Phalaena Bombyx coeruleo-cephala. Iſt ein minder ſchädliches Waldinſekt, deſſen große ſtarke Raupe ſehr gemein und gefräßig iſt. Im Mai und Junius und der beſten Zeit der Baumblüthe überhaupt, thut dieſe Raupe an der Blüte der Obſtbäume und dem jungen Laube in Wäldern und Gärten großen Schaden. Sie iſt außer einigen wenigen Haaren glatt und meergrün, mit drei ſchwefelgelben Linien nach der Länge geſtreift.

Blaukrähe, ſiehe Blabarack.

Blaumeiſe, lat. Parus coeruleus, Linn. Fr. la Meſange bleue, Buff. Engl. the blew Titmouſe, Penn. auch Bleimeiſe; Pimpel- Jungfer- Mehl- Käſe- Merl- Pinelmeiſe; Blaumüller. Kennzeichen der Art iſt, weiße Stirn und blauer Scheitel. Sie iſt 5¼ Zoll lang, der Schwanz 2½ und die ausgeſpannten Flügel 8½ Zoll breit. Der Schnabel iſt ¼ Zoll lang und ſchwärzlich; der Augen-

ſtern dunkelbraun; die geſchilderten Füße ¾ Zoll lang und mit den ſcharfen Klauen bleifarbig.

Die Stirn und die Wangen ſind weiß; von der Schnabelecke geht durch die Augen ein ſchwarzer Strich; der Scheitel iſt hoch hellblau; die ſchwarze Kehle wird an den Seiten des Halſes zu einem dunkelblauen Bande, das den Kopf einfaßt; hinter dem Nacken iſt ein weißlicher Flecken; der Rücken hellzeiſiggrün; der Schwanz hochhellblau; die Deckfedern der Flügel hellblau, die untern mit weißen Spitzen; die Schwungfedern ſchwärzlich; die Unterſchwingen grau mit gelben Deckfedern; der Unterleib gelb; in der Mitte des Bauchs der Länge nach ein blauer Strich. — Das Weibchen iſt etwas kleiner, hat ein mit Aſchgrau vermiſchtes Blau, und der Strich am Bauche iſt kaum merklich.

Dieſe Meiſe lockt: Si Querrrreteteh! und ſingt nur einige undeutliche Strophen. Sie läßt ſich leicht zähmen, lebt in Zimmern 2 bis 3 Jahre, iſt eben ſo boshaft und zänkiſch, wie die Kohlmeiſe, und ſträubt die Kopffedern beſtändig, iſt aber dabei wegen ihrer Schönheit, Munterkeit, und Keckheit ein ſehr angenehmer Vogel. Sie kriecht und durchſucht alle Winkel und klettert allenthalben ſchief an rauhen Gegenſtänden hinauf; hüpft auch ſchief.

Als Strichvogel zieht ſie in kleinen Heerden von einem Gehölze zum andern, und iſt im Herbſt and Winter ſehr häufig da. Sie nährt ſich von allerhand Inſekten, beſonders Raupen und Inſekteneiern. Im Herbſt frißt ſie allerhand Beeren und Kerne. Im Winter wird ſie durch ihren Fraß vorzüglich den Obſtgärten nützlich. Im Zimmer nährt man ſie wie die Kohlmeiſe. Sie badet ſich im Waſſer. In Thüringen niſtet ſie nur einzeln, in andern Gegenden ſehr häufig, und zwar in Eichen- und Buchenwäldern. In eine kleine Baumhöle weit von der Erde legt ſie 8 bis 10 röthlichweiße fein braun gedüpfelte und gefleckte Eier. Die Jungen ſehen vor dem erſten Mauſern ſehr blaß aus. Ihre Feinde ſind im Winter beſonders die Sperber.

Sie werden wie die Kohlmeiſen gefangen, und ſehr häufig in Sprenkeln, wo ſchwarze Hollunderbeeren vorhängen. Ihr Nutzen beſteht in dem ſchmackhaften Fleiſch, und übrigens in der Nahrung. Schaden thut ſie gar nicht.

Blauracke, ſiehe Mandelkrähe.

Blauſpecht, ſiehe Spechtmeiſe.

Blei, Lat. Plumbum, Fr. le Plomb. Iſt das nach ſeinem Weſen gnugſam bekannte unedle Metall, welches nach dem Golde, der Platina und dem Queckſilber das ſchwerſte iſt, und dem Jäger als ein unentbehrliches mechaniſches Mittel zum Schießen dient. Zum Gießen der Kugeln muß der Jäger Blei wählen, welches rein, nicht mit Zinn vermengt und weich iſt. Vorzüglich gut dazu ſind die von reinem Blei gemachten und unbrauchbar gewordenen bleiernen Dachpfannen, weil ſie durch den Regen und feuchte Witterung recht weich geworden ſind.

Bleifalke, Lat. Falco cyaneus, Linn. Fr. l'Oiſeau St. Martin, Buff. Engl. the Hen-harrier, Penn. auch blauer Habicht; St. Martin; grauweißer Geier; weiße Weyhe; blauer Falke; Schwarzflügel; kleiner Spitzgeier; blaues Geierle, genannt. Dieſen Raubvogel trift man im freien Felde auf ſeinem Zuge im Herbſt und Frühjahr ſehr häufig an, und er geht in Europa nicht höher als England und Deutſchland hinauf. Die Kennzeichen ſeiner Art ſind: weiße Wachshaut, gelbe Füße, und bläulichgrauer Körper. Er iſt 19 Zoll lang, und von einer Flügelſpitze zur andern 3 Fuß breit. Der Schwanz iſt 6 Zoll und die Flügel endigen ſich zuſammengelegt an ſeiner Spitze. Der ſtark gekrümmte, ſchwarze Schnabel iſt 7 Linien lang, die Wachshaut gelblich weiß; der Augenſtern gelb; die Beine 3 Zoll hoch und mit den Füßen gelb; die Klauen ſchwarz, die mittlere Zehe 1¼ Zoll und die hintere 1 Zoll lang.

Der ganze Oberleib iſt bläulich aſchgrau, am Kopf weißer und zuweilen bräunlich gefleckt, über die Augen geht ein weißer Strich, der die Kehle einfaßt; die vordern Schwungfedern ſind ſchwarz; der Unterleib weiß; am Bauch braune Querbänder; die Schwanzfedern röthlichaſchgrau, die beiden mittelſten ganz, die übrigen aber mit weißen großen Flecken. Nach der Veränderung der Farben dieſes Vogels bis ins dritte Jahr, hat er von den Jägern verſchiedene Namen bekommen. Im erſten Jahre iſt er röthlichgrau gewäſſert, und hat am Unterleibe auf ſchmutzigweißem Grund bräunliche Streifen, da er Terſch heißet. Im zweiten Jahre wird der Grund am Unterleibe lichter,

und die Streifen werden bräuner; er heißt dann Martin. Im dritten Jahre bekömmt er erſt ſeine unveränderliche Farbe und iſt der olaue Habicht. — Das Weibchen iſt merklich größer und am Oberleibe heller, welches man auch von weiten ſehr deutlich ſieht, indem es in der Luft faſt ganz weiß erſcheint.

Dieſer ſcheue Vogel macht ſich vor andern Raubvögeln durch ſeine ſchwarze Schwingen und bläuliche Farbe gar ſehr kenntlich. Er flieget ſchnell aber nicht hoch, ſondern ſtreicht faſt immer, beſonders des Abends und Morgens, niedrig auf der Erde, und fängt die Lerchen, Wachteln, Rebhühner im Sitzen weg; denn im Flug fängt er nicht, daher auch alle dergleichen Vögel ſogleich auffliegen, wenn ſie ihn gewahr werden. Auch junge Haſen, Hamſter, Feldmäuſe, Schlangen und Eidechſen ernähren ihn. Er verſchluckt nicht, wie die andern Raubvögel, ſeinen Raub ganz, ſondern zerfleiſcht ihn erſt, wie die Würger. Sein Nutzen beſteht darin, daß er viele Mäuſe verzehrt, ſchädlich aber iſt er durch ſeine übrigen Nahrungsmittel.

Blenden, des Hirſches, Fr. porter le pied de derrière dans celui de devant; wird genannt, wenn der Hirſch zuweilen mit den hintern Schaalen in die vorderſte Fährte tritt, ſie aber etwas länger oder breiter macht. Bei dieſem Zeichen muß man aber wohl Acht haben, weil ſonſt leicht ein ſchlechter Hirſch für einen guten angeſprochen werden kann.

Blenden, die Vögel, Fr. crever les yeux, faire perdre la Vue; heißt, wenn man den Singfinken, die auf den Vogelheerd gebraucht werden ſollen, die Augen mit einem glühenden Drath nach und nach ausbrennt, und dadurch blind macht.

Bliß, Fr. la Foudre, le Feu du ciel. Iſt das elektriſche Feuer, welches in Geſtalt eines Feuerballens aus den Wolken herabfällt, der aber ein länglicher Stral zu ſeyn ſcheint, weil er ſich ſo ſchnell bewegt, und ſchon am Ende ſeiner Bahn iſt, wenn man eben ſeinen Ausbruch wahrgenommen hat. Der Bliß bricht offenbar aus den Wolken hervor, man mag ihn beobachten von welcher Seite man will, man mag auf einem Berge über den Wetterwolken, oder am Fuß deſſelben ſtehen. Er nimmt ſeinen Weg nicht

gern durch die atmosphäriſche Luft, ſondern beugt mit einer ſchlängelnden Bewegung aus, um dichtere Wolken oder einen feſten Körper zu erreichen. Eben daher ſucht er auch auf ſeinem Weg zur Erde hohe Bäume, Thürme, und andere Gebäude vorzüglich aus, und wenn er ſie erreicht, ſo folgt er immer der Leitung feſterer Körper, ohne den Luftraum, oder die daneben liegenden dünneren zu berühren. Nicht leicht werden Perſonen von ihm berührt, wenn ſie ſich mitten im Zimmer aufhalten, aber wohl wenn ſie ſich nahe an Pfeilern, Mauern, oder andern feſten Maſſen, beim Ofen, und auf dem Felde unter den Bäumen aufhalten. Daher muß man ſich auch beim Gewitter enthalten, die in die Erde gehenden Stangen von den Blizableitern zu betaſten.

Wird man auf dem freien Felde von einem Gewitter überraſcht, ſo entferne man ſich von allen hohen Gegenſtänden, als Bäumen, Stangen, Hügeln, Pferden, Pfählen u. d. gl. Man beobachte den Zug der Wetterwolke, und ſetze ſich in einiger Entfernung von wenigſtens 24 Fuß oder 12 Schritten, von einem Baum, Hügel, Pfahl ꝛc., doch aber ſo, daß man dergleichen Gegenſtand zwiſchen ſich und dem Wetter habe; je höher der Baum oder der Hügel, je ſicherer iſt die Stelle. Hölen oder Klüſte in Bergen und Hügeln geben ſichere Zuflucht. Niemals aber darf man ſich in einem Heuhaufen, in Korngarben u. d. gl. verbergen; von allen Viehheerden muß man ſich entfernt halten, und von allen Teichen, Flüſſen und andern Waſſern wegbegeben: ſondern man muß lieber einen holen Weg oder eine etwas niedrige Stelle des Bodens ausſuchen, und zwar ſo, daß der daran ſtoßende Hügel, oder ein Baum der Gegend, woher das Gewitter kömmt, zugekehrt ſey. Ein Graben aber, woran eine Hecke oder Zaun ſtehet, iſt eine gefährliche Stelle. Iſt der Forſtbediente oder Jäger zu Pferde, ſo ſollte er eigentlich abſitzen, und ſich auch nicht zu nahe bei ſeinem Pferde aufhalten. So muß man auch von einem offenen Fuhrwerk abſteigen, und nicht nahe bei den Pferden bleiben, ſondern ſich hinter dem Wagen in einiger Entfernung halten. Wegen der Sicherheit im Walde iſt bereits unter Ableiter das nöthige gedacht worden.

Der Bliß beim Gewitter bringt nicht allein den Donner hervor, ſondern er bewirkt vorzüglich auch eine Veränderung in der Luftmiſchung, und in der atmosphäriſchen Luft verurſacht er, daß fire Luft ſich daraus entbindet, niederſchlägt, ſie vermindert, und phlogiſtiſirt. Hieraus wird begreiflich, warum noch einem Gewitter die ſchwüle Luft kühl und erfriſchend wird. Durch die Zerſeßung der Luft, die nichts als Bliß und Donner hervorbringt, wird die fire Luft abgeſchieden, und dieſe fällt ſodann nebſt andern Lufttheilchen durch den Regen zur Erde nieder, welcher Niederſchlag die größere Fruchtbarkeit, gegen andere Strich- und Landregen, bei allen Pflanzen bewirkt und hervorbringt.

Der Forſtmann und Jäger muß wiſſen, wenn er vom Sehen des Blißes bis zum Donner 18 Pulsſchläge zählen kann, daß das Gewitter annoch eine deutſche Meile von ihm entfernt iſt. Hiernach kann er ſich alſo, wenn er bei einem ſtarken Gewitterregen im Wald, oder im Freien unter einem Baum gegen denſelben Schuß ſuchet, richten, um im nöthigen Fall entweder die hier, oder die unter Ableiter angegebene Vorſicht in Zeiten beobachten zu können.

Bloch, Sägeblock, Blöcher, Bretklöße, Fr. Bloc, Doubleaux. Sind kurze dicke und ungeſpaltene faſt gleich ſtarke und gerade Stücken Holz, woraus gewöhnlich Bretter und Bohlen geſchnitten werden. Sonach gehören die Blöcher unter die Werkhölzer, und mithin müſſen ſie auch darnach taxiret werden, nämlich der Forſtbediente muß ausmitteln, wie viel ein Bloch Cubikſchuhe an körperlichem Inhalt hat.

In ſo fern ein Bloch als ein Cylinder betrachtet und berechnet werden muß, ſo muß man alſo bei demſelben wie bei einem jeden Körper von cirkelrunder Fläche, deſſen Superficialinhalt ſuchen. Z. B. bei einem Bloch, das in Vergleichung der beiden Durchmeſſer 12 Zoll hat, und welches 14 Schuh lang iſt, findet man den Superficialinhalt folgendergeſtalt:

```
7 — 22 — 12''00
          22
        ------
          2400
         24
        ------
         26400 | 6600
         AAAA  |  1200
               --------
                1320000
                 6600
               --------
                7920000 | 1,'131,''428''.
                ꝛꝛꝛꝛꝛꝛꝛ |
```

Der Cubikinhalt von einer Schuhlänge in einem 12zölligen Bloch iſt ſonach 1 Cubikſchuh, 131 Zoll und 428 Linien. Da nun dieſes Bloch 14 Schuh lang iſt, ſo muß man ſolche mit 14 multipliciren:

```
  1131428
       14
  -------
  4525712
 1131428
 ---------
 15,839,992
```

Der körperliche Inhalt eines 12zölligen Bloches alſo, das 14 Schuh lang iſt, iſt 15 Cubikſchuh 839 Zoll und 992 Linien. Iſt das Bloch kürzer oder länger, ſo nimmt man deſſen Länge, und multiplicirt die obige Summe 1131428 damit, als welche der Gehalt von einer Schuhlänge iſt.

Iſt das Bloch 24 Zoll im Durchſchnitt, und 14 Schuh lang, ſo erfährt man ſeinen Inhalt auf folgende Art:

```
7 — 22 — 24''00
          22
        -----
         4800
        48
       ------
       52800 | 13200
       44444 |   2400
             ---------
              5280000
             26400
            ----------
            31680000 | 4525714''
            77777777 | Länge des
                     | Blochs   14
                       ----------
                       18102856
                       4525714
                      -----------
                      63,359,996
```

Vergleicht man nun ein 12zölliges Bloch mit ſeinem 24zölligen, ſo findet man, daß der körperliche Inhalt bei leztern nicht noch einmal ſo viel hat, als der 12zöllige, ſondern viermal mehr. Der Beweis iſt, daß der Inhalt

des 12zölligen beträgt	15839992
und wenn man dieſes multipliciret mit	— — 4
ſo erhält man	63,359,968

Dieſes Produkt iſt nun dem Produkt des 24zölligen gleich, und hieraus iſt auch erſichtlich, daß ein Baum, der im Umfang noch einmal ſo dick iſt, als ein anderer, viermal ſo viel Werth und Inhalt hat; ſ. auch unter Spannholz.

Nach dieſer Berechnung, wenn man die Blöcher von 14 Schuh Länge annimmt, hat alſo ein Bloch von

8 Zoll im Durchmeſſer	7 Cubikſchuh	039	Zoll.
10 — — —	10 — —	999	—
12 — — —	15 — —	839	—
14 — — —	21 — —	560	—
16 — — —	28 — —	159	—
18 — — —	35 — —	639	—
20 — — —	43 — —	999	—
22 — — —	53 — —	379	—
24 — — —	63 — —	359	—
26 — — —	74 — —	359	—
28 — — —	86 — —	240	—
30 — — —	98 — —	999	—
32 — — —	112 — —	639	—
34 — — —	127 — —	159	—

Der Preis eines Cubikſchuhes in Blöchern, da hiezu das beſte geſundeſte Holz ausgewählt wird, muß billig um ein Drittheil gegen 1 Cubikſchuh in Klaftern erhöhet werden. Wenn z. B. 1 Cubikſchuh in letztern 4 Pfennige gilt, ſo kann man ſolchen in Blöchern zu 6 Pf. annehmen. Darnach alſo, indem ein 12zölliges Bloch 15′839″ enthält, koſtet ſelbiges 8 gr. Ein 14zölliges enthält 21,560″ und koſtet mithin 11 gr. u. ſ. w. da es ſehr leicht iſt, bei den übrigen den Preis zu beſtimmen.

Bei Verfertigung der Blöcher muß der Forſtbediente genaue Aufſicht über die Holzmacher haben, daß ſie dazu Holz ausſuchen, das geſund, nicht äſtig, feſt, und von gleich dickem und geradem Wuchſe iſt. Da aber ein jeder Baum, wenn er auch noch ſo ſchlank und gerade iſt, nach oben allemal abfällt, ſo muß der Forſtmann die Meſſung des Durchmeſſers nicht an den dicken, zuvor nach dem Stammende gerichtet geweſenen Enden, ſondern an den nach dem Gipfel gekehrten Enden vornehmen, weil ſonſt der Käufer betrogen würde. Aus gleicher Urſache darf das Bloch nicht ausgemeſſen werden, wenn es noch die ſcharfe Kante von dem Abſchnitt hat, ſondern dieſe Kante muß vorher verloren abgehauen (das Bloch geſchnuppt) werden. Endlich muß der Forſtmann auch ſeine Holzmacher anhalten, daß ſie die Blöcher ſogleich nach dem Abſchnitt ſchälen.

Blochbaum, Bohlenſtamm, Brettbaum, Fr. Bois équarri à faire des planches. Sind die geſunden, geraden und ſtarken Bäume, welche in Blöcher von verſchiedener Länge getheilt und als Werkholz ins Geld geſetzt werden; ſ. Bloch.

Block; iſt ein im Preußiſchen und in einigen andern Gegenden Deutſchlands durch deutliche Grenzen abgeſonderter Theil eines Reviers, der nach der vorliegenden Holzart, z. B. im Nadelholz in 70, in rothbuchenem Schlagholz in 40, in anderm Schlagholz in 25 bis 30 ſo viel als möglich gleiche Theile oder Schläge getheilt wird. Dieſe Blöcke oder Abtheilungen werden durch kenntbare Geſtelle, oder durch beſtändige Wege von einander unterſchieden, und auf den Schlagpfählen mit einem Buchſtaben, und zwar auf der Seite des Pfahls, nach dem Geſtelle zu, bemerkt.

Blohmplatz, ſ. Brunſtplatz.

Blöſen, Fr. Lieux vuides, incultes. Sind lichte Gegenden im Walde, wo keine Bäume ſtehen; und ſolche ſind entweder noch nie mit Holz bewachſen geweſen, oder durch forſtwidrige Behandlung zu holzleeren Stellen erſt geworden. Vormals bekümmerte man ſich wenig um dergleichen leere Plätze, und wenn ja etwa einer auf die Gedanken kam, daß der Forſtertrag in der Zukunft dadurch verringert würde, ſo hielt er ſie doch für nothwendige Uebel, welchen nicht abzuhelfen ſey. Meiſtentheils entſtanden ſie aus Unwiſſenheit in der Holzkultur, ingleichen aus Nachläßigkeit, in vielen Fällen auch aus Eigennutz des Forſtbedienten, um nur viele Grasplätze zu ſeiner Benutzung zu erhalten. Blöſen entſtehen überhaupt durch das Kohlenbrennen, durch Fällung einzelner Bäume in Dickigen und in Schlägen (ſ. Ausplentern), durch unzeitige Abführung und Aufmachung des Holzes, durch Viehweiden, durch Moräſte, und durch zu ſtarke Wildpretshägung. Auch alte Bäume, die man zuweilen in jungen Schlägen ſtehen läßt, können durch ihren Schatten, Umſturz, Windbrüche, Wetterſchläge und dergl. Blöſen verurſachen.

Bei einer guten Forſtaufſicht gehört daher mit unter die erſten nothwendigſten Stücke, daß durch vernünftige Veranſtaltungen die Entſtehung der Blöſen verhindert wird, und daß, wenn ja welche vorhanden ſind, ſolche ohne Anſtand

wieder zum Forſthaushalt gezogen, nämlich entweder durch Anſäen oder Anpflanzen angebauet werden.

Blühen, Fr. fleurir; iſt das den Bäumen und Gewächſen eigenthümlich zukommende Geſchäfte, wodurch der Saame erzeugt und befruchtet wird. S. unter Baum.

Blume, Sturz, Fr. Queue du cerf; wird der kurze Schwanz oder Zahl genannt, welcher dem Rothwildpret über das Weideloch hänget. — Blume heißt auch die äußerſte Spitze an der Ruthe des Fuchſes.

Blume, Blüthe, Fr. la Fleur. Iſt die eigentliche Werkſtatt der natürlichen Erzeugung und Befruchtung eines zukünftigen Saamens, und beſteht aus vielen Theilen, deren jeder unumgänglich nöthig iſt, wenn die Frucht, die aus der Blume entſteht, ihre gebührende Geſtalt gewinnen ſoll; ſ. unter Baum.

Blumendecke, Blumenkrone, Lat. Perianthium, Fr. Périanthe; ſ. unter Baum.

Blumengriffel, Blumenſtempel, Lat. Piſtillum, Fr. le Piſtill; ſ. unter Baum.

Blumenhalter, ſ. unter Baum.

Blumenkelch, Lat. Calix, Fr. Calice de fleur, Gobelet; ſ. unter Baum.

Blumenkrone, Fr. Couronne de fleurs; ſiehe unter Baum.

Blumenſtaub, Lat. Pollen, Fr. Pouſſière prolifique. Iſt die an den Staubfäden, in Geſtalt eines feinen Mehls oder Pulvers, befindliche, zur Fortpflanzung der Gewächſe beſtimmte edelſte Subſtanz, welche, mit bloßen Augen betrachtet, als ein bloßer trockner Staub, bald gelb, bald weiß, roth, braun oder ſchwärzlich erſcheint; mittelſt des Vergrößerungsglaſes aber ſiehet man, daß er aus lauter hohlen Körperchen beſtehet, welche ſogleich aufſpringen, wenn ſie feucht werden. Die Figur dieſer Körperchen iſt ſehr verſchieden, bald kugelrund, eiförmig, bald paternoſterförmig, durchlöchert, nierenförmig, eckig, und quaſtenfömig.

Sobald der Blumenſtaub auf die Narbe fällt, welche feucht iſt, ſo ſpringt er auf, und der feinſte, nicht ſichtbare Dunſt, dringt durch die Griffel bis auf die Saamenkeime in dem Fruchtknoten, und befeuchtet ſie.

Saamenſtaub giebt es unbeſchreiblich viel, weit mehr als weibliche Narben, und zwar unſtreitig deswegen, damit, da jede Blüthe, und jede Befruchtung ſehr vielerlei Schickſalen unterworfen iſt, dieſe deſto ſicherer erfolgen möge. Außerdem ernähren ſich davon, da er aus Fett und Flüſſigkeit beſtehet, unzählig viele Inſekten, und können alſo ſelbſt dem Menſchen den Ueberreſt zu dem nöthigen Honig und Wachs ſammeln, ohne dadurch die Befruchtung zu verhindern.

Blumenſtempel, ſ. Blumengriffel.

Blumenſtengel, Blumenſtiel, Fr. le Dard; ſ. unter Baum.

Blümchen, Federlein, Fr. petite queue des lièvres; wird von einigen Jägern der Schwanz des Haſen genannt.

Blutfink, ſ. Gimpel.

Bluthänfling, ſ. Hänfling.

Bock, Lat. Capra Cervicapra, le Bouc-cerf, Tragelaphe; wird das männliche Geſchlecht der Rehe genannt.

Boden, Lat. Fundus, Fr. le Fond, la Terre. Iſt der Erdgrund, auf dem eine Pflanze zur gehörigen Vegetation geſäet oder gepflanzt werden ſoll. Da der Boden ſo verſchiedene Eigenſchaften hat, ſo iſt auch leicht begreiflich, daß dieſe Verſchiedenheit einen großen Einfluß auf die gleichfalls große Verſchiedenheit der Pflanzen überhaupt, als auch insbeſondere der Holzgattungen haben muß. Hieraus folgt alſo, daß der Forſtmann eine genaue Kenntniß von der verſchiedenen Art des Bodens haben, und allemal, ehe und bevor er eine Anſaat oder Anpflanzung unternimmt, die Beſchaffenheit des Bodens unterſuchen und beurtheilen muß. Eben deswegen, weil die Beurtheilung des Bodens unterlaſſen wurde, iſt auch ſo mancher Holzanbau verunglückt; denn zuweilen wollte man unüberlegter Weiſe etwas erzwingen, da doch die Wirkungen der Natur ſich keine Gewalt anthun laſſen.

Im allgemeinen iſt ein jeder Boden, ſo ſchlecht er auch iſt, zu der Ernährung und dem Fortwachſen der einen oder der andern Holzart geſchickt, ja ſelbſt in Steinen, Felſen, Sümpfen, Sandſchollen, verfallenen Mauern und alten Gebäuden iſt dieſes möglich. Daher iſt es nicht Mangel an Kräften des Erdreichs, wenn ſo viele Flächen von ehe-

maligen ſchönen Waldungen jetzt öde liegen; zudem wirkte die Natur von jeher, und bleibt ſich auch in ihren Wirkungen immer gleich, nur darf man ſie nicht ſtören, ſondern man muß ſie unterſtützen. So wahr und richtig dieſer Grundſatz in Anſehung unſerer Holzarten iſt, ſo ſagen doch verſchiedene Forſtmänner, daß gewiſſe Holzarten auf dem Boden, der ſie lange Zeit hervorgebracht, und auf welchem ſie am ſtärkſten und beſten vegetirten, nicht mehr wachſen. Allein dies kann wohl nur von ausländiſchen, und durch Kunſt und Wartung veredelten Gewächſen gelten, und iſt daher zu bezweifeln, daß ſich der Boden für ein Gewächs austrägt, welches die Natur freiwillig für ihn beſtimmt hat, und am allerwenigſten iſt dieſes Austragen bei perennirenden Gewächſen einzuräumen.

Zwar haben Erfahrungen beſtätiget, daß an manchen Orten Eichen und ähnliche Holzarten nicht mehr fort wollen, wo ſie ſonſt freudig wuchſen; allein hier lag doch gewiß der Grund davon mehr in Vernachläßigung und verſäumter Forſtkultur als am Boden ſelbſt. In Forſten, die im Stande erhalten ſind, am wenigſten aber in geſchloſſenen Orten findet dieſe Klage ſtatt, ſondern nur da, wo durch Sorgloſigkeit Gegenden verödet ſind, und man wieder anfängt, Holzarten anzuziehen. Daher bleibt es immer ein Grundſatz, daß, je länger ein Forſtgrund öde liegt, deſto unfruchtbarer derſelbe werde. Das Abſterben des Holzes bewirkt die Unfruchtbarkeit; denn während der Boden mit Holz beſtand, war er nicht allein in der obern Krume, ſondern auch tiefer urbar, nämlich vermögend, ohne weitere Vorbereitung edle Pflanzen hervorzubringen und ſie zu erhalten, und durch die Wurzeln, verfaulenden dürren Zweige und Blätter wurde er locker und fruchtbar erhalten. Durch das Abſterben eines Holzreviers wird der Boden verunedelt; Heide, Moos und ähnliche Sträucher oder Kräuter überziehen ihn völlig, und verſchließen ihn vor der fruchtbaren Atmoſphäre, vor Regen und Thau, hierdurch verhärtet er, wird ſteif, unartbar und unfähig, andere Gewächſe wie Unkräuter zu erzeugen. Sollen daher verödete Forſte wieder hergeſtellt werden, ſo iſt unumgänglich nöthig, den Boden, beſonders bei Anziehung der Eiche, in ſo weit vorzubereiten, daß die wilde Erde allmälig wieder

vermindert, und für die fruchtbaren Theile, welche Luft, Thau und Regen enthalten, empfänglich gemacht werde.

Zur zweckmäßigen Fortpflanzung jeder Holzgattung iſt die Beſchaffenheit des Bodens, und dann deſſen Lage zu beobachten. Die Beſtandtheile der Oberfläche der Wälder ſind Erde, Waſſer, Salz, Luft und Oele, und ſo wie es entſchieden iſt, daß jeder ſich ernährende Körper von Subſtanzen ernährt werden muß, aus denen er beſteht und zuſammengeſetzt iſt, und daß er aus Subſtanzen zuſammengeſetzt iſt, in welche er ſich nach ſeiner endlichen Vernichtung wieder auflöſt; ſo müſſen auch zur Nahrung der Pflanzen erdigte, wäſſerigte, ſalzigte und öligte Theile, wozu noch Luft nöthig iſt, angewieſen werden. Demnach muß der Boden jährlich einen großen Theil ſeiner erſtbenannten Beſtandtheile zur Nahrung des auf ihm wachſenden Holzes hergeben, und dieſe ſind auch zur erforderlichen Nahrung des Bodens für ſein Gewächs allerdings hinreichend, ſo daß es unnöthig iſt, dieſe verlohrnen Kräfte durch Düngung oder Ruhe dem Waldboden wieder zu erſetzen.

Der Boden, als Erde betrachtet, enthält das nicht, was das Weſentliche der Pflanzen ausmacht; ſie giebt bloß ihr Quantum, und dient beſonders zur Aufnahme und zum Vermiſchungsbehälter der mehreren Pflanzennahrung, welche, nach Verſchiedenheit der Pflanze, die Natur ihr allein und von ſelbſt in ihren Schooß giebt, oder in größerer Menge durch Düngmittel ihr gegeben werden muß. Die Erde iſt demnach nicht nur als ein Hülfsmittel, wodurch die Pflanzen ihre Nahrung erhalten, ſondern auch als Materie oder als ein Nahrungsbeſtandtheil für Pflanzen anzuſehen. Beides ſetzt nun einige Kenntniß von den verſchiedenen Eigenſchaften des Erdreichs voraus.

Bei der Beurtheilung eines Waldbodens kommt es hauptſächlich darauf an, in wie fern derſelbe zur Annahme, Aufbewahrung, Vorbereitung und Mittheilung des allgemeinen Nahrungsſaftes geſchickt ſey. Dieſes erfordert aber einige Kenntniß von den auf der Oberfläche befindlichen Erdarten, um ſolche nach ihren Lagen, Schichten und Miſchungen bis in derjenigen Tiefe beurtheilen zu können, in welcher ſie auf das Wachsthum der Bäume noch Einfluß haben.

Zwar möchte manchem nach obiger Bemerkung, daß auch der ſchlechteſte Boden zum Holzanbau tauglich ſey, die Kenntniß von den verſchiedenen Eigenſchaften des Bodens nicht ſo unumgänglich nöthig ſcheinen: allein dieß würde doch auch Unwiſſenheit ſeyn, wenn man von einerlei Boden, beſonders magern, verlangen wollte, daß er alle mögliche Holzarten zur Vollkommenheit bringen ſollte. Die Kenntniß der verſchiedenen Erdarten oder des Bodens, und welche Holzarten ſich auf jeden ſchicken, enthält daher einen wichtigen Theil der Forſtwiſſenſchaft, um die ſich ein Anfänger vorzüglich beſtreben ſollte; zudem iſt dieſe Kenntniß das kräftigſte Mittel, oder die beſte Düngung, den Wuchs der Wälder zu verbeſſern und zu beſchleunigen. Sonach muß der Forſtwirth zuerſt den Boden ſeines Diſtrikts unterſuchen, und dieſer iſt in einem Revier und Diſtrikt nicht immer einerlei, ſondern überall verſchieden, ja ſelbſt die Lage des Grundes in einem und eben demſelben Orte iſt öfters in der Tiefe von anderer Beſchaffenheit als auf der Oberfläche.

Betrachtet man die beiden Gattungen unſerer Grundarten, wohin überhaupt die Thon= Lehm= und Mergelarten und der Sand zu rechnen ſind, als ganz reine und ohne unter ſich vermiſchte Erdlagen, ſo ſind ſie nicht vermögend, irgend eine Holzpflanze zu ernähren und fortzupflanzen; und es gilt auch hier die allgemeine Regel, je unvermiſchter eine Erdart iſt, deſto weniger iſt ſie der Gewächskultur günſtig. So iſt reine Thonerde ohne Vermiſchung mit einer Erdart, welche ihren bindenden Zuſammenhang trennt, keiner Holzart zuträglich, ob es gleich welche giebt, die mit einem ziemlich thonigen Boden vorlieb nehmen, andere, die ihn erfordern. So iſt auch bloßer Sand und ſeichte Steinlagen dem Holzanbau ganz ungünſtig. Allein da obige Grunderden niemals auf unſerer Oberfläche ganz rein, ſondern immer die eine mit der andern vermiſcht oder mit andern zerſtörten Pflanzen und Thiertheilen angetroffen werden; ſo iſt eine jede ſolche natürliche Miſchung von Erdarten geſchickt, Holzpflanzen hervor und zu ihrer Vollkommenheit zu bringen. Je vermiſchter alſo ein Boden iſt, deſto beſſer iſt er für die mehreſten unſerer Holzpflanzen.

Auf das verſchiedene Verhältniß ſolcher Miſchungen, mit Inbegriff der körperlichen Urſtoffe, beruht die Fruchtbarkeit eines jeden Bodens. Indeſſen iſt es ſchwer, ſich einen recht deutlichen Begriff von der Fruchtbarkeit eines Bodens überhaupt zu machen, indem man dabei auf gar zu viele Umſtände zu ſehen hat, unter welchen eine Erde fruchtbar genannt zu werden verdient. Denn nicht eher kann man von der Fruchtbarkeit einer Erde gründlich urtheilen, als bis man ſie zugleich unter allen den Umſtänden, unter und bei welchen ſie ihre Fruchtbarkeit äußert, und in Beziehung der Pflanzen betrachtet hat.

Indeſſen ſcheint für die mehreſten unſerer Holzarten derjenige Boden der beſte und fruchtbarſte zu ſeyn, welcher viele Nahrung aus der Luft anzuziehen, dazu rohe Materialien zu verarbeiten, und den zum Wachsthum erforderlichen Grad der Feſtigkeit und Feuchtigkeit anzunehmen vermag. Die Kennzeichen eines ſolchen fruchtbaren Holzbodens ſind, wenn die Erde wenigſtens auf 3 Fuß tief von dunkeler oder ſchwärzlicher Farbe iſt, wenn ſie die durch Schnee und Regen empfangene Feuchtigkeit bei ſich behält, und nach dem Regen einen angenehmen Geruch bei Sonnenſchein ausduftet, und wenn ſie außerdem noch milde, locker, fettig und ſandig anzufühlen iſt. Aus der ſchwärzlichen Farbe eines Bodens läßt ſich auch immer mit großer Wahrſcheinlichkeit beurtheilen, daß in ſolcher Erdart ſehr viele fettigte und öligte Materien enthalten ſeyn; denn alle Erd- und Pflanzenöle nehmen dieſe Farbe an, wenn ſie eine ſtarke Beimiſchung von Erde enthalten. Eben dieſen Oelen iſt es auch zuzuſchreiben, daß alle vegetabiliſche und thieriſche Körper ſchwarz ausſehen, wenn ſie in die Verweſung übergehen.

Aus den Miſchungen der verſchiedenen Erdarten unter einander, und noch anderer den Pflanzen zur Nahrung dienlichen Theile, beſteht alſo gemeiniglich die Oberfläche des Waldbodens, und nach ſolchen Theilen wird der Waldboden eingetheilt:

In fetten und fruchtbaren Boden, nämlich einen ſolchen, wie er eben beſchrieben worden iſt.

In ſtarken Boden, der größtentheils aus Thon, Lehm oder Mergelarten beſteht, und mehr oder weniger mit

Dammerde, die ihre Anweſenheit durch die dunklere Farbe zeigt, vermiſcht iſt; er befindet ſich entweder in ſumpfiger, naſſer, oder gemäßigter, trockner und dürrer Lage, und hiernach beſtimmt ſich der verſchiedene Grad ſeiner Fruchtbarkeit für verſchiedene Holzarten.

In Mittelboden, welcher faſt aus einer gleichmäßigen natürlichen Vermiſchung von thonigten, lehmigten oder ſandigten Erden beſteht. Seine mehrere oder mindere Güte hängt ebenfalls von Beimiſchung der Dammerde und von der verſchiedenen Lage ab, in welcher er ſich befindet.

In leichten Boden; dieſem fehlt die zum Zuſammenhange ſeiner lockern Theile erforderliche Menge bindender Thon- und Lehmerden, welche ſich nur ganz ſpärlich darin befinden. Nach Beſchaffenheit der Lage iſt er mit mehr oder weniger Dammerde vermiſcht.

In fliegenden Boden, welcher mit dem vorhergehenden aus gleicher Miſchung beſteht, und jederzeit in einer ſolchen Lage gefunden wird, wo ſich keine Feuchtigkeit erhalten kann, weil die Lage hoch und immer bis in eine ſehr beträchtliche Tiefe nichts als reiner, ſchmelzbarer, weißer Sand und Stauberde befindlich iſt.

In allen ſolchen Böden können ſämtliche Holzarten ihre gehörige Vollkommenheit und Stärke erlangen, nur die Extremen ſind ſchädlich und mißlich. Unter dieſe gehören vorzüglich der Flugſand und Brücher; ſ. Flugſand u. Bruchörter.

Alle dieſe benannten, verſchiedenen Boden, der bruchige ausgenommen, können noch überdieß entweder trocken oder naß ſeyn. Trocken pflegt jederzeit der Obertheil eines Abhanges von Natur zu ſeyn, in ſo fern nicht noch mehr Anhöhe darüber befindlich iſt. Die Dürre iſt ein abwechſelnder noch höherer Grad der Trockniß, die von der Witterung, den Erdarten, der Lage des Bodens und von den Himmelsgegenden abhängt. Unter naſſen Boden verſteht man gemeiniglich, in Abſicht des Fortkommens der verſchiedenen Holzarten, einen ſolchen, der im Sommer niemals über der Oberfläche Waſſer behält. Dieſes muß beim Aufbruch der Knoſpen davon ablaufen und einziehen können; denn außerdem iſt er unter ſolchen Umſtänden für alle Holzarten völlig unfruchtbar, weil die darauf befindlichen Holzpflanzen erſaufen. Dergleichen naſſer Boden kann entwe-

der feſt oder ſumpfig ſeyn. Das Mittel zwiſchen naß und trocken iſt der gemäßigte Boden; dieſer iſt für die mehreſten Holzarten fruchtbar, wenn er nicht aus allzuſchweren, bindenden Thon und Lehm beſteht.

Nach Vorausſetzung ſolcher bei der Forſtkultur nothwendigen Kenntniſſe iſt nun zuvörderſt, wenn eine Pflanzung oder Ausſaat vorgenommen werden ſoll, Unterſuchung anzuſtellen, von welcher Beſchaffenheit der Boden ſey. Die Erdart erkennt man: 1) am äußern Anſehen, 2) an den Gewächſen, die darauf wachſen und 3) durch den Erdbohrer. Nach einer ſolchen Verfahrungsart wird man in Stand geſetzt, den ſchicklichen Boden für eine Holzart, und die ſchickliche Holzart für einen Boden zu wählen, und die rechte Wahl deſſelben iſt der Grundſtein, auf welchem das Gebäude der Forſtwiſſenſchaft ruht.

Die Beſchaffenheit des Bodens lernt man demnach, außer dem äußern Anſehen, noch durch gewiſſe auf demſelben wachſende Gewächſe, erkennen und prüfen. So wird Stauberde durch Erdrauch (Fumaria officinalis) und durch gemeine Alſine (Alſine media) angezeigt; hingegen Thonerde, durch Wund-Anthyllis (Anthyllis vulneraria) und durch Huflattig (Tuſſilago farfara). Wo Krötenkraut (Senecio nemorenſis) wächſt, iſt gewiß ein feuchter Boden, und mit vieler Zuverläßigkeit läßt Torfbinſe (Scirpus ceſpitoſus) auf unterliegenden Torf ſchlieſſen. Filzkraut (Filago germanica) verräth Sand und dürren Boden, ſo wie Erica tetralix, einen ſchlechten, harten ſteinigten Grund und verödeten Boden; letzteres aus dem Grunde, weil ſie keine Kultur verträgt und durch dieſe ausgerottet wird.

Dieſe Unterſuchung und Beurtheilung des Waldbodens könnte zwar für flachwurzelnde Holzarten hinreichend ſeyn, allein nicht für ſolche, deren Wurzel von Natur ſtark in die Tiefe gehen, wie z. B. die Eichen. Von der Beſchaffenheit der Tiefe unter 2 bis 2½ Fuß, unterrichtet uns die hohe oder ſeichte Lage des Waſſers, das Wachsthum nebſt dem übrigen Anſehen einiger Holzarten, die ſich von ſelbſt darauf befinden, und ihr Holz lange genug darin und vollkommen gut erhalten haben. Weil man aber bei alle dem doch oft hintergangen werden kann, ſo behält der Gebrauch des Erdbohrers immer ſeine Vorzüge, weil man dadurch in zweifelhaften Fällen

von einem halben Fuß bis zu dem andern, die Erdlagen genauer erforſchen kann; ſ. Bergbohrer.

Wenn demnach der Forſtwirth den Boden aller Orten in ſeinen Revieren kennt, ſo weiß er aus der Forſtbotanik, was für eine Erdart jedes Holzgeſchlecht liebt, kann alſo beſtimmen, welche Holzarten er erziehen könne. Indeſſen muß er auf jedem Boden diejenigen Hölzer zu erziehen ſuchen, welche auf demſelben am liebſten wachſen. Bei jeder Holzart wird der ſchicklichſte Boden angegeben, und alſo ſoll hier nur im Allgemeinen davon geſagt werden.

Da der Boden aus ſo mannigfaltig gemiſchten Erdarten beſtehet, ſo giebt es auch mancherlei Arten Bäume, deren körperliche Einrichtung für jeden Boden beſonders abgetheilt iſt. Sumpfiger naſſer Boden, Sandhügel und Flächen, felſigte und ſteinigte Berge, wo kaum öfters eine Hand voll Erde zu finden iſt, führen laut Erfahrung alle Nahrungsmittel in ſich, gewiſſe Holzarten zu ihrer Vollkommenheit zu bringen, ſo daß man ſogar nicht ſelten Bäume auf den Felſen findet. Jeder Boden enthält daher nach ſeinen Beſtandtheilen gewiſſe Salze oder gemiſchte flüßige Theilchen in ſich, die der Einrichtung einer oder etlicher Holzarten, aber nicht allen zugleich gemäß ſind, und deren Wachsthum befördern. Es iſt alſo kein Boden ſo ſchlecht, daß er nicht eine oder die andere Holzart zu tragen im Stande ſeyn ſollte; er verbeſſert ſich noch nach und nach, wenn er eine Zeitlang Holz getragen hat.

Viele Holzarten erfordern aber ihren eigenen Boden, wenn ſie Nutzen bringen ſollen; andere verſchlimmern ſich eben ſo merklich in verſchiedenem Boden, als ſich manche verbeſſern. Man bringe daher jede Holzart auf den für ſie beſtimmten Boden; ſo werden ſie mit Vortheil freudig darauf fortkommen. Und wenn auch manche Holzarten auf allen Boden fortkommen, ſo iſt es gewiß nicht mit gleichen Vortheilen. So wachſen z. B. die Fichten und Tannen, außer dem naſſen, faſt in allen Boden; allein in einem ſchwarzen grobkieſigten etwas mit Leim vermiſchten Boden werden ſie in 40 Jahren weit anſehnlicher, als die, ſo auf ſehr leichtem Lande ſtehen, in 80 Jahren.

Einen trocknen Boden, worin die herrſchende Erdart in Sand mit Dammerde vermiſcht, beſteht, liebt: die

Zitteraſpe, die Traubeneiche, der deutſche Spitzahorn oder die Lenne, die gemeine Birke, der Berbisbeerſtrauch, der virginiſche Schotendorn, die glatte Rüſter, die gemeine Kiefer, die canadiſche weiße Fichte, die Jerſeykiefer, die virginiſche dreinadeliche Kiefer.

Einen trocknen Boden, welcher größtentheils aus Leimen oder Thon mit Dammerde vermiſcht beſteht, liebt: die nordamerikaniſche weiße Ulme, die gemeine glatte Ulme, die nordamerikaniſche ſchwarze Birke, die canadiſche Birke, der Mehlbaum, die Weymuthskiefer, die Fichte, die gemeine Rothtanne.

Einen mäßig friſchen Boden, welcher größtentheils aus Sand mit Dammerde vermiſcht, beſteht, liebt: die glattblätterige Eſche, die Silberpappel, die Balſampappel, die Maſtbüche, die gemeine Eſche, die gemeine Steineiche, die nordamerikaniſche Scharlacheiche, der Hornbaum, der gemeine Liguſter, die Holzbirn, der Holzapfel, die Weymuthskiefer, der Lerchenbaum.

Einen mäßig friſchen Boden, welcher mehrentheils aus Lehm oder Thon mit Dammerde vermiſcht, beſteht, liebt: die Ulme, der gemeine Ahorn, der Hornbaum, der Hopfenhornbaum, die nordamerikaniſche weiße Eiche, die Sommerlinde, die Winterlinde, der Maßholder, der Hartriegel, der Schlehendorn, die Weißtanne, die nordamerikaniſche Schierlingstanne. Alle dieſe Holzarten gedeihen auf friſchen Boden im Sande mit Dammerde vermiſcht.

Einen feuchten Boden, welcher mehrentheils aus Sand mit Dammerde vermiſcht, beſteht, liebt: der nordamerikaniſche Zuckerahorn, die gemeine Eller, die große weiße Baumweide, der Meerkreuzdorn, der gemeine Kreuzdorn, die gelbe Bandweide, die rothe Bandweide.

Einen feuchten Boden, welcher mehrentheils aus Leim oder Thon mit Dammerde vermiſcht, beſteht, liebt: der Eibenbaum, die gemeine Eller, die große Baumweide, die Hülſe, die Miſpel, die Quitten, die gelbe und rothe Bandweide.

Bodenholz, Fr. Enfonçure, Traverſin; iſt eine Gattung eichenes Stabholz, das 5, 6 bis 7 Zoll breit gemacht, und eben ſo wie das andere Stabholz Ringweis

verkauft wird. — Unter Bodenholz wird auch das Schlag- oder Unterholz verſtanden, beſonders wenn es verbuttet worden, und wird dem Oberholz entgegen geſetzet.

Bodenſtäbe; heißen auf der Weſer die breitgeſpaltenen Eichenenden-Hölzer, die zum Boden der Fäſſer gebraucht werden.

Bohlen, Fr. Planche épaiſſe; heiſſen die dickeſte Gattung von Brettern, und werden ſowohl von weichem als hartem Stammholz gemacht. Gewöhnlich ſind ſie auf den Schneidemühlen wie die Bretter geſchnitten, und 1½, 2, 3, 4 bis 6 Zoll dick und von 12 bis 24 Zoll breit. Im nördlichen Deutſchland wird aber auch eine Gattung von bloß geſpaltenen halbgewachſenen Bäumen gemacht, um Klafterholz auf den Flüſſen darauf zu führen, und dieſe heiſſen Carin-Bohlen; wenn dieſelben in 3 oder 4 Stücke zerhauen und zu den Zäunen gebraucht werden, ſo werden, ſie auch Zaunbohlen oder Planken genannt.

Die wichtigſte Art Bohlen ſind die eichenen, welche zum Schiffbau gebraucht werden, und ſo wie das geſpaltene Holländer Eichenholz nach Wagenſchuß berechnet zu werden pflegt, ſo wird dieſe eichene Schnittwaare nach Caravellen auf folgende Art berechnet:

1. Bohle 4 Zoll dick, 40 Fuß lang, macht 4 Caravellen à 24 Fuß lang.

1. Bohle 3½ Zoll dick, 36 Fuß lang, macht 3 Caravellen à 24 Fuß lang.

1. Bohle 3 Zoll dick, 30 Fuß lang, macht 1 Caravelle à 24 Fuß lang.

1. Pfoſten 4 Zoll dick, 18 Fuß lang, macht 1 Caravelle à 24 Fuß lang. So, daß

15 Bohlen 4 Zoll dick, 40 Fuß lang, 60 Caravellen
20 Bohlen 3½ Zoll dick, 36 Fuß lang, 60 Caravellen
30 Bohlen 3 Zoll dick, 30 Fuß lang, 60 Caravellen
40 Bohlen 2½ Zoll dick, 36 Fuß lang, 60 Caravellen
48 Bohlen 2½ Zoll dick, 30 Fuß lang, 60 Caravellen
60 Bohlen 2½ Zoll dick, 24 Fuß lang, 60 Caravellen
60 Pfoſten 4 Zoll dick, 18 Fuß lang, 60 Caravellen
ausmachen.

Das Nutzholz-Magazin in Berlin verkauft 4zöllige, 3zöllige, 2½zöllige und 2zöllige kieferne Bohlen; rothbu-

chene, weißbuchene und birkene Bohlen, werden daſelbſt im Preiß den eichenen gleich gehalten.

Böhmiſch, Fr. Filet. Sind Stellungen mit einem Garn, die Raubvögel, Raben und dergl. damit zu fangen, und werden alſo gemacht: Man nimmt zwei Stöcke, von der Dicke eines Rechenſtiels, von Haſeln-Weiden- oder anderm dergleichen zähen Holz, welche drei bis viertehalb Ellen lang ſeyn können. Dieſe Stöcke werden gebngen, daß ein jeder wie ein halber Mond, und alſo beide zuſammen einen Zirkel bilden. An den Enden wird ein Loch durchgebohret, worin ein feſtes Leinchen iſt, damit die Stöcke zuſammengebunden ſind, doch ſo, daß ſie leicht aus einander, als wie in einen Zirkel, gelegt werden, und beim Fange ſchnell aufſchlagen können.

Bei der Verfertigung des Garns hiezu, ſtrickt man erſt 16 Maſchen, alsdenn faſſet man den mittelſten Knoten ganz allein, und ſtrickt rund herum, bis es auf eine Klafter lang wird, zieht es alſo aus einander, und probirt, ob es in den von einander gelegten Bügeln zureicht. Es muß aber auch nicht zu ſtraff, ſondern etwas Buſen darin ſeyn, ſo wird nun das Garn rund um an den Bügeln feſt gemacht.

Wenn man es ſtellt, bereitet man einen Pfahl, welcher 14 Zoll lang, vierecfigt, und 3 Zoll breit iſt. Hierein macht man ein 4 Zoll langes Loch; ferner eine 10 bis 12 Zoll lange und 3 Zoll breite Zunge, die an einem Ende alſo eingeſchnitten iſt, daß ſie in das Loch des Pfahls einpaſſet, da denn durch den Pfahl und die Zunge ein Loch gebohret, und ein hölzerner Nagel gemacht wird; vorne hinauswärts aber iſt die Zunge ganz dünne, damit ſie im Stellen nicht zu ſchwer ſey, ſondern ſich gar leicht hinauf und herunter drehen kann.

In den Pfahl wird über der Zunge eine Kerbe eingeſchnitten, desgleichen auch auf der Zunge. Ferner wird ein zäher Stock, der Armes ſtark und 9 Fuß lang iſt, etwa 5 Fuß weit von dem Böhmiſch geſtochen. An dieſen Stock werden 3 fein gezwirnte Leinchen gebunden, welche, wenn man den Stock biegt, hinunter an die Stellung reichen. An dem einen Leinchen wird ein Stellholz von 4 bis 5 Zoll lang gemacht, welches an beiden Seiten breit geſchnitten iſt,

die andern beiden Leinchen werden an jedem Bügel des Böhmiſches feſt angebunden.

Die Stellung ſelbſt geſchieht alſo: Wo Raubvögel, Krähen oder Dohlen ſich aufhalten, daſelbſt ſchlägt man die Böhmiſche auf; man ſchlägt den Pfahl mit der Zunge feſt in die Erde, jedoch daß die Zunge frei über der Erde ein paar Zoll bleibe. Ferner legt man den Böhmiſch um den Pfahl, daß alſo die Stellung in der Mitten ſtehe. Anbei muß man zwei Haken haben, womit man die Bügel feſt aufhakt; doch werden die Haken dahin eingeſchlagen, wo die Bügel mit dem Leinchen zuſammen gebunden ſind.

Hierauf ſteckt man, wie oben geſagt, den Stock mit den Leinchen fünf Fuß neben dem Böhmiſch ein, bieget den Stock, und faſſet das Stellholz, ſetzt es mit einem Ende an den Pfahl, mit dem andern aber auf die Zunge in die Kerbe. Die beiden Nebenleinen werden an die Bügel des Böhmiſches gebunden, ſo iſt es aufgeſtellt. — Vorhero aber muß an der Zunge ein Stück von Wildprets-Geſcheide oder Fleiſch angebunden werden. Kommt ſolches nun den Krähen in die Augen, ſo ſuchen ſie es wegzunehmen, und indem ſie ſolches nun von der Zunge abhacken wollen, ſo fährt alsbald die Zunge vom Stellholze ab, und der Stock ſchnellet die Bügel auf und oben zuſammen, ſo daß ſie im Garne ſtecken.

Auf dem Schnee iſt dieſer Fang am beſten, ob man gleich mit einem Froſtbohrer zum Pfahlhaken und Stocke vorbohren muß; man kann aber den Böhmiſch gut mit Schnee bedecken, ſo daß die Vögel deſto eher eingehen.

Bohrer, lat. Terebra, Fr. Perçoir. Iſt ein Werkzeug von Eiſen, um welches herum Stahl geſchweißt worden, und wegen ſeines allgemeinen Gebrauchs hinlänglich bekannt iſt. Auch der Forſtmann hat dergleichen Werkzeuge nöthig, nämlich zum Anbohren des Holzes, um zu ſehen, ob es faul oder geſund iſt, auch zum Anbohren der ausgegrabenen Stöcke (ſ. Ausroden), wenn man ſie mit Pulver zerſprengen will, wozu der engliſche Holzbohrer, der im Bohren zugleich das Holz auswirft, der beſte iſt. Von einem andern nöthigen Bohrer, ſehe man unter Bergbohrer.

Bord; heißt in einigen Gegenden ſo viel als Bretter. Außerdem wird unter Bord alles geſchnittene Nutzholz, als Bretter, Latten, Dielen, Schenkel, Ramſchenkel und Zweiling verſtanden. Funfzig Zweiling gelten alſo ſo viel als 400 Latten, und 100 Ramſchenkel ſo viel als 100 Bretter.

Bordfloß, Bordflotz. Heißt ein Floß, deſſen Ladung aus Daubholz, Pfoſten und anderm Nutzholz beſteht. Ein Bordfloß mittlerer Gattung iſt gemeiniglich von 10- ſeltener von 20- hoͤchſtens von 24000 Bord in Sorten — naͤmlich zu Brettern berechnet; ſ. unter Bord — 150 Fuß lang, 18 Fuß breit, ohne die ſogenannte Fuͤttert. Der unterſte Bretterboden wird mit Latten, auch Ramenſchenkel uͤberſpannt, und dadurch ſteif gemacht, uͤber dieſes die uͤbrigen Latten quer und der Laͤnge nach Lag auf Lag geſetzt, und mit haſelnen Wieden verbunden; 100 Bretter erfordern auch 100 Wieden, der Floß darf 3 — 4 Fuß unter Waſſer gehen, daran finden ſich vorne und hinten eine Ruderſtreiche aus doppelten 40ger oder 50ger Baͤumen zuſammen gemacht; auf das 100 Bretter rechnet man 2 Floͤſſer. Die Borde, welche vom Mayn herkommen, ſind geringer, als die Rheinborde, indem ſie nur 11 Schuh lang, 10 Zoll breit, und ¾ Zoll dick ſind, dahingegen die Rheinborde 15 bis 16 Schuh lang, 12 Zoll breit und 1 Zoll dick ſind.

Borke, Fr. Ecorce d'arbre; iſt ſo viel als die Rinde des Baums.

Borkenkaͤfer, Lat. Dermeſtes Typographus, Linn. Fr. Scarabée Diſſequeur; auch Buchdruckerkaͤfer, Rindenkaͤfer, ſchwarzer Wurm, Holzwurm, fliegender Wurm, Harzbaummoͤrder genannt. Iſt der beruͤchtigte Kaͤfer, welchem man als der Urſache des Abſterbens der Fichtenwaͤlder, die ſogenannte Wurm- oder Baumtrockniß, zugeſchrieben hat.

Der Borkenkaͤfer iſt ganz haarig, dritthalb bis drei Linien lang, 2 Linien breit und uͤberall gleich rund und dick; die Augen ſind laͤnglich, dunkelſchwarz und ſehr geduͤpfelt. Am Munde hat er eine duͤnne, cylindriſche, unzertheilte, haͤutige und hervorragende Lippe; auf ihrer Spitze ſitzen die zwei hintern aus drei gleichen Gelenken beſtehenden Freßſpitzen; die zwei vordern aber ſtehen auf der Kinnlade, ſind

übrigens mit den hintern von gleicher Größe, und beſtehen wie ſie aus drei doch nicht ſo ganz gleichen Gelenken, auch ſind dieſe vordern Freßſpitzen in der Mitte dicker, ihre Kinnladen hornartig, dick, kurz und ſpitzig, die eine ohne Stacheln, mehr gewölbt, die andern aber gerade, ſteif, cylindriſch, ungetheilt und nicht ſo ſpitzig als jene, das ganze Freßgebiß überhaupt ſehr ſtark, wie eine hornige Schaufel, welche der Käfer in die weiche Rinde einſetzt, und mit dem Leibe fortſchiebt. An den kleinen Fühlſtangen iſt das erſte Gelenk etwas länger als die übrigen, die folgenden ſehr kurz gerundet, die drei äußerſten aber verlängert, dick, eirund, und der Kolben, den ſie an der Spitze tragen, am Ende platt, und die Gelenke, woraus er beſteht, wie ein Herz geſtaltet. Der Halsſchild iſt hart, vorwärts buckeligt, nach hinten aber abſchüßig, und mit dem Kopfe zuſammen ſo lang, als der übrige Leib. Seine 6 Füße ſind ſtachelich, ziemlich dick und die Schenkel ſcharf gezahnt. Die Flügeldecken ſind aber meiſtens mit mehrern der Länge nach laufenden Reihen vertieften Punkten geſtreift, nach hinten zu breiter, ſchließen da feſt an einander an, ſind am Ende ſchräg abgeſtutzt, und haben daſelbſt am Rande jede 6 bis 7 Zähne. Die ſchräge Fläche nach hinten iſt etwas hohl und glatt, ſo daß jene Zähne im Kreiſe herum gleichſam eine Krone machen. Das Weibchen ſoll ſich nur durch ſeinen kaum merklich hervorragenden Hintertheil unterſcheiden. Sie erreichen höchſtens ein Alter von einem Jahr, nämlich von einem Mai zum andern.

Dieſer Käfer greift die Fichten, ſeinen eignen Wohnort, wo er ſich ernährt, theils unten am Stamme, theils in der Mitte des Stammes, am gewöhnlichſten aber oben im Gipfel, wo die Sonnenſtralen eher hinkommen und die Borke weicher iſt, zuerſt an; bisweilen geht er auch in die Rinde der blos liegenden Wurzeln. Hier kneipt nun der Käfer meiſtens paarweiſe, zuweilen auch drei mit einander, mit ſeinem ſcharfen Gebiß in die Rinde, und dreht ſich nebſt ſeinem Gehülfen mit dem Leibe rund herum, ſo daß ſie im Mittelpunkte ſtehen, und wie der ſchärfſte Bohrer wirken. Nach einem vier-bis ſechsmaligen Anſetzen, macht er in einer halben Stunde ein cylindriſch ſchiefes ¾ bis 1 Zoll langes von unten nach oben zu gehendes Loch, und in 4 bis 5 Stun-

den iſt er bis auf die Holzfaſern, wo er gemeiniglich das, was er mit dem Freßgebiß zernagt hat, mit den Flügeldecken hinter ſich zurücke ſchaufelt, und wobei ihn ſeine Geſellſchafter unterſtützen, ſo daß wegen der Menge in die Rinde der Fichten eingedrungenen Käfer, die Rinde wie mit Hagel durchſchoſſen iſt. Hat ſich nun der Käfer auf dieſe Art zwiſchen die Rinde und das Holz, nämlich in die Safthaut hineingearbeitet, ſo geht er in gerader Richtung bis zum Gipfel in der Safthaut auf und nieder, zernagt ſie in Wurmmehl, macht ſich mit ſeinem Gebiſſe cylindriſche Gänge, und zu beiden Seiten derſelben 1 bis 2 Linien von einander ſtehende kleine kugelförmige reihenweiſe Aushölungen, in deren jede das Weibchen ein Ei legt, es anſchmiert, und mit Wurmmehl bedeckt, ſo daß in einem 2 bis 4 Zoll langen Gange 50 bis 100 Eier, wenigſtens 25, in der ſchönſten Ordnung liegen.

Die Eier ſind durchſcheinend weiß, ohngefähr ſo groß wie ein Hirſenkorn, und werden immer länglicher je näher ſie der Entwickelungszeit kommen. Bei günſtiger warmer Witterung kriechen in einer Zeit von 14 Tagen die Räupchen oder die weißen Maden oder Larven aus, wenden ſich nach der vom Hauptgange abgehenden Seite, machen ſich die Gänge weiter in verſchiedenen Wendungen, und wölben ſich in Wellenlinien 1 bis 2½ Zoll weit von ihrem Geburtsorte, einen neuen cylindriſchen Gang. Alle dieſe ausgearbeiteten Gänge haben das Anſehen, als wenn lauter Buchſtaben hingezogen wären, weswegen er auch der Buchdrucker heißet.

So ſitzen viele Kolonien dieſer Käfer dicht neben einander, ohne daß die Gänge der einen Familie die Gänge der andern durchkreuzen; und in jeder läßt ſich der erſte Gang des Stammkäfers noch deutlich erkennen.

Die Larven oder weißen Maden haben auf den Rücken der Länge nach einen rothen Streif, beſtehen aus vielen kleinen abgebrochenen und unter einander befindlichen aufgetriebenen Runzeln, laufen hinten ſehr ſpitzig zu und haben ſehr zarte Füße. Wird die kleine Made etwas älter, ſo wird ihr Gebiß bräunlich, der Kopf aber gelblich; der Halsſchild iſt mehr rundlich, und an den Enden nach dem Kopfe und Halſe zu abgeſtumpft und kegelförmig, wodurch man dieſe Raupengattung leicht von andern Raupen und

Maden, vorzüglich aber von den Maden des großen Holzbocks unterſcheiden kann. In dieſem Zuſtande zerſtören ſie die Safthaut, und verzehren die ſtockenden Säfte. Gegen die Luft und Sonne, ſo ſehr ihnen auch ſonſt die Wärme behagt, ſind ſie ſehr empfindlich, und wenn die Rinde abgeſchält wird, wälzen ſie ſich ſtark herum, und gehen bald drauf, welches noch geſchwinder erfolgt, wenn ſie ohne Bedeckung der ſtrengen Kälte ausgeſetzt werden. Bleiben hingegen die Maden ungeſtört unter der Rinde, ſo wachſen ſie zu einer Größe an, welche ſie als entwickelte Käfer nicht mehr haben. Die Maden haben an den drei erſten Ringen des Leibes ſechs hornartige Füße, eine lederartige Haut, oft wie der Kopf hornartig, im Maule Zähne nebſt kleinen Bartſpitzen, überhaupt ein ſcharfes ſchwarzbraunes Gebiß und keulartige aus zehn bis eilf Gelenken beſtehende kleine Fühlhörner. Dieſe alles zernagende Maden ſind es eigentlich, welche den bereits kranken von dem Käfer angeborten und ebenfalls zerfreſſenen Fichten vollends den Garausmachen, indem ſie die ganze noch übrige Baſt- oder Safthaut ohne Ordnung hin und her nach dem Gipfel zu zerſchroten. Muß die Made durch Zufall die Rinde verlaſſen, ſo ſtirbt ſie bald, beſonders in Hitze, Kälte und Näſſe. Die Larven verwandeln ſich meiſtens da, wo ſie bisher gelebt haben, langſam und ohne Geſpinſt, und zerſtreuen ſich erſt nach ihrer Entwickelung. Berührt man ſie, ſo ziehen ſie ihre Glieder zuſammen, ſtellen ſich wie todt, und halten ohne ſich zu rühren, ſelbſt einige Schmerzen und Dämpfe aus.

Vor der Verwandelung ſind ſie vier bis acht Tage lang krank und unbeweglich; ſtreifen zuletzt die äußere Haut ab, und erſcheinen nun als eine ſehr weiße Puppe ohne Schale. Die Puppe iſt äußerſt weich, faſt wie geronnene Milch, ſo daß ſie die geringſte Berührung zerquetſcht; gegen Kälte und Näſſe ſehr empfindlich, und je näher es zur Entwickelung kommt, deſto empfindlicher. Von vieler Näſſe zerfließet ſie, und von lange anhaltender, ſtarker brennender Hitze ſchrumpft ſie zuſammen, und wird verhindert ſich auszudehnen, ſo wie ſie auch in freier Luft bald ſtirbt. Sie bewegt ſich beinahe gar nicht, nur mit dem Hinterleibe etwas, hat glänzende ſchwarze Augen, und iſt überhaupt faſt wie der Käfer ſelbſt gebildet. In 2 bis 3

Wochen geht die weiße Farbe in eine gelbliche über, ſelten in eine rothgelbe, noch ſeltener aber in braungelb. Nunmehr erheben ſich auch die Flügeldecken von den Seiten auf den Rücken, die Füße löſen ſich vom Leibe ab, alles wird ſteifer und härter, und der Käfer fängt jetzt an unter der Borke lebhafter ſich zu bewegen. Die gelbliche Farbe wird hellbraun, dieſe alsdann dunkelbraun, und wenn der Käfer zum Ausfliegen bald reif iſt, geht die letztere in eine beinahe ſchwarze Farbe über, worauf ihn die erſten warmen Frühlingstage aus ſeiner Winterwohnung hervorlocken. Fällt dieſer Zeitpunkt der vollkommenen Entwickelung in einen kalten, naſſen und unfreundlichen Herbſt, ſo bleibt der Käfer wie todt unter der Rinde bis in den folgenden Frühling liegen; entwickelt er ſich aber früher, z. B. im Julius oder Auguſt, befördert warmes Wetter nebſt reichlicher Nahrung, nämlich viele ſtockende und faule Säfte, ſein Gedeihen, und lockt ihn die Wärme noch mehr an, ſo fliegt er nicht nur aus, fliegt ſehr hoch in ganzen Schwärmen, ſondern begattet ſich auch im Freien, bohrt ſich wieder ein, und hat im ſechſten Monat ſeine Nachkommenſchaft. Daher kömmt es, daß man Eier, weiße Maden, gelbliche, hellbraune und ſchwarze Käfer im Februar bei einander angetroffen hat: denn unter der Rinde, wenn Eier, Maden und Käfer von der äußern Luft nicht berührt werden, ſind ſie äußerſt unempfindlich, auch gegen die ſtrengſte Kälte, welche ſie nur betäubt nicht aber tödet, ſo daß die Wärme des Athems, der Hand, des Ofens und der Sonnenſchein ſie wieder belebt. Inzwiſchen hält doch eine lange, naſſe und kalte Witterung, wenn ſie beſonders in die Zeit ſeines Ausfliegens fällt, ſeine Begattung und ſeine auf einander folgende Entwickelung auf, wodurch ſeine ſtarke Vermehrung vermindert wird.

Die wirkliche Gegenwart des Borkenkäfers im Baume kann man nicht ſowohl durch das Schwärmen deſſelben, ſondern mehr aus den von ihm in die Borke gebohrten, wie mit Hagel durchſchoſſenen, Löchern erkennen. Dieſe Löcher aber ſind oft, wenigſtens aufangs, in einer Höhe und an Stellen, die das Auge nicht erreichen kann, wenn man nicht ein Stück Rinde abſchält. Die Borke ſelbſt geht leichter ab, als an ganz geſunden Bäumen, und da der Kä-

ſer in den Baum oben zuerſt einbohrt, kann man ſich von der Gegenwart des Käfers verſichern, wenn man am Gipfel des Baums ein Stück Borke öfnet, und zuſieht, ob es leicht losgeht. Hat der Käfer, nachdem er mit ſeiner Brut die Rinde ganz durchwühlt und zerſtöhrt hat, den Baum verlaſſen, ſo geht ſie öfters von ſelbſt ganz oder in großen Streifen ab. Oder man kann auch in einer beträchtlichen Höhe vier, etwa 3 Zoll lange und 2 Zoll breite Einſchnitte in die Borke machen, dieſe mit einem Meſſer ablöſen, und die entblößte Stelle genau beſehen; ſieht das Holz daſelbſt gelb, gelbröthlich oder ſchwärzlich aus, ſo iſt der Baum krank und trocken.

Die gewiſſeſten Merkmale ſind einzelne Tropfen Harz, die hin und wieder am Baume hängen, und das Wurmmehl, das man in dem am Baume befindlichen Spinnegewebe, ſo wie in den Schuppen der Rinde gewahr wird; kommt es weiter, ſo werden die Nadeln zuerſt am Gipfel, dann auch an den Aeſten blaßgrün, nachher gelb, zuletzt roth, und ſchlägt man mit einem Beil an den Baum, ſo fallen Nadeln (zuletzt von ſelbſt) und Wurmmehl herunter; letzteres ſtäubt oft noch, wenn man ſolches angegriffenes Holz in Scheite ſpaltet, in die Höhe, wird Augen und Bruſt empfindlich, und giebt bei warmen und feuchten Wetter einen eigenen faulartigen Geruch von ſich, den man öfters ſchon von ferne wahrnimmt. Endlich erfolgt das plötzliche Vertrocknen und Abſterben der Fichten.

Dieſer Käfer iſt zu allen Zeiten in den Fichtenwaldungen anzutreffen, und je nachdem die Witterung ſeinem früheren Ausfliegen und ſeiner Begattung günſtig iſt, je mehrere kranke Bäume er findet, deſto zahlreicher und häufiger vermehrt er ſich: im entgegengeſetzten Falle in deſto geringerer Zahl und ſeltener. In ältern Zeiten, aber auch noch in den neuern, wurde dieſer Käfer allgemein beſchuldiget, daß er die Urſache an der Baumtrockniß ſey, nämlich durch ſeine Zerſtöhrungen die geſunden Bäume krank mache und dieſer Glaube fand um ſo mehr Beifall, wenn man ganze Berge — aber nur von ganz andern Urſachen — abſterben ſah, und zu gleicher Zeit den Käfer in ganzen Schwärmen bemerkte. Man bedachte nicht, daß die Krankheit der

Bäume und die Menge der Käfer in ſolchen Fällen von einerlei Urſache abhieng; in ſo fern nämlich durch anhaltende Dürre vorzüglich den Fichten die Nahrung entzogen und ihre Krankheit erregt wurde, ſo wurde zu gleicher Zeit das frühere Ausfliegen und die Erhaltung der Käfer befördert, und dieſen durch die häufige Zahl kranker Bäume, welche ſie vorfanden, auch überflüſſige Nahrung angewieſen. Folgten nun vollends dergleichen dürre und heiße Jahre auf einander, ſo mußten natürlich die Käfer ſich bis zu einer außerordentlichen Menge vermehren.

So viel Mühe ſich manche Forſtmänner gegeben haben gründlich zu beweiſen: daß nicht der Borkenkäfer Schuld an der Krankheit der Bäume habe; daß der Käfer mit nichts weniger als mit dem Anbohren geſunder Bäume zu beſchuldigen ſey; daß die Krankheit der Bäume von anhaltender Dürre, Windſtürmen, Duftbrüchen, Auslichten und andern forſtwidrigen Anſtalten herrühre; ja daß nach richtigen und unumſtößlich wahren Beobachtungen der Käfer ſogar die Bäume wieder verlaſſen müſſen, als ſie ſich noch zu rechter Zeit wieder erholen konnten; ſo hat es doch noch immer Zweifler gegeben. Dieſe zu bekehren, möchte ein unnützes Unternehmen ſeyn, da ihre Meinung weder auf unpartheiiſche und richtige Beobachtungen, noch auf geſunde und naturhiſtoriſche Begriffe, ſondern mehr auf Vorurtheil und eine elende Empirie gegründet iſt. Indeſſen war es immer auffallend, daß Herr Profeſſor Leonhardi in ſeinem Forſt- und Jagdcalender auf 1794. Seite 264. den Borkenkäfer alles Verdachts entledigte, und in eben dieſem Calender auf 1795. S. 242. blos auf die Verſicherung eines Oberforſtmeiſters, ohne Bedenken die Meinung annahm, daß der Käfer auch geſunde Bäume angreife. Forſtbediente mit Namen und in der That, verſichern dagegen einhellig, daß der Käfer keine Baumtrockniß verurſache, wohl aber, wenn die Bäume bereits krank, der Zutritt ihrer Säfte nämlich gehemmt, und die darin befindlichen Säfte in eine Gährung gerathen ſind, die gänzliche Trockniß beſchleunigen könne.

Außer den ältern Forſtſchriftſtellern als: Büchting, Beckmann, von Carlowitz, von Göchhauſen, Böſen, Döbel, Grote, Forſtmagazin 6. B. u. a. haben auch noch folgende neuere über dieſen Gegenſtand geſchrieben.

Jägers Beiträge zur Kenntniß und Tilgung des Borkenkäfers der Fichte oder der ſogenannten Wurmtrockniß fichtener Waldungen. Jena, 1784. 8.

Unterhaltung für alle Stände. Eine Monatsſchrift, 3tes Stück, März. Zwickau, 1785. 8.

Etwas über den Borkenkäfer, oder die Baumtrockniß fichtener Waldungen, Leipzig, 1786. 8.

Gmelin, Abhandlung über die Wurmtrockniß. Leipzig, 1787. 8.

Beyträge zur Geſchichte der Wurmtrockniß in der Harzgegend von 1779 bis 1785 von C. G. F. C. Frankfurth am Mayn. 1787. 8.

Bechſtein, kurze aber gründliche Muſterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als ſchädlich geachteten und getödteten Thiere ꝛc. Gotha, 1792, 8.

von Uslar, forſtwirthſchaftliche Bemerkungen auf einer Reiſe geſammlet. Braunſchweig, 1792. 8. S. 152. ff.

von Haas, Beobachtungen über den Rinden- oder Borkenkäfer und die daher entſtehende Baumtrockniß oder Abſtand der Fichtenwälder ꝛc. herausg. von Köhler. Erlangen, 1793. 8.

von Sierſtorpf über einige Inſektenarten, welche den Fichten vorzüglich ſchädlich ſind ꝛc. Helmſtedt. 1794. 8.

Bernſtein, Antitypographus, oder Widerlegung der Meinung, daß der Borkenkäfer an der Trockniß fichtener Waldungen ſchuld ſey ꝛc. Leipzig, 1793. 8.

Borkenſchälen, Borkenreißen, Fr. ôter l'écorce, écorcer. Iſt eine Nebennutzung im Forſtweſen, da die Rinde von einigen Bäumen, beſonders den Eichen, Birken und Erlen, geſchälet, in Bündel gebunden, und gemeiniglich Schockweiſe (60 Stück) an die Rothgärber und Färber zur Bereitung des Leders und anderer Waaren verkauft wird. Wenn der Forſtmann des Abſatzes dieſes Bedürfniſſes verſichert iſt, ſo muß er bei Anlegung ſeiner Holzſchläge ſogleich darauf Rückſicht nehmen, und die nöthige Rinde nach Möglichkeit ſo zu ſchaffen ſuchen, daß er nicht nöthig hat, dieſerhalb ſeinen Holzſchlag zu vergrößern und den Abtrieb zu vermehren, er muß aber auch die ſchickliche Zeit zum Schlagen und Schälen des Holzes wählen, damit der Stockausſchlag nicht gehindert werde. Ein Forſtmann, wenn er nur irgends wirthſchaftlich zu Werke geht, wird die Käufer wohl allemal zu befriedigen wiſſen, ohne andere Stämme noch angreifen zu müſſen; indeſſen giebt es doch Gegenden, wo der ſtarke Abſatz es nöthig macht, daß eigene Plätze zu dem Borkenſchälen angelegt werden.

Im Frühjahr, wo der Saft ſich zu verdünnen anfängt, löſet ſich die Rinde am leichteſten von den Bäumen, weshalb auch zu dieſer Zeit das Borkenſchälen mit Vortheil vor-

genommen wird. Dieſe nämliche Zeit iſt zugleich auch die Fällung des Schlagholzes, ſo daß man alſo auch in dieſer Rückſicht nichts widriges für den Ausſchlag zu befürchten hat. Die einzige Ausnahme hievon machen die Erlen, welche man lieber im Winter fällt, wo die Brüche gefroren ſind, ſodann auf einen feſten und trocknen Platz bringt, und daſelbſt ſchälet, ſobald die ſtehenden zu treiben anfangen; denn zu gleicher Zeit wird auch der Saft in den gefällten mehr flüſſiger, und der Zuſammenhang der Rinde mit dem Holze vermindert. Will man auch die Rinde von dem Stammholze nützen, ſo kann man ſelbiges entweder im Frühlinge fällen, da man in dieſem Falle nichts an der Güte des Holzes verliert, oder geſchält bis in den ſpäten Herbſt auf der Wurzel ſtehen laſſen, in welchem Falle man auch durch Vermehrung der Härte gewinnt, welches, obſchon nicht allein, doch vornämlich von der Eiche gilt.

Das Schälen der Rinde von den ſtehenden Bäumen geht leichter von ſtatten, als von den gefällten, weshalb auch einige lieber vor, als nach der Fällung ſchälen laſſen. Jedoch ſollte dieſer Vortheil nur in Anſehung des Stammholzes benutzt werden, weil bei dem Schlagholz, deſſen Fällung durch das vorhergehende Schälen verſpätet wird, man Gefahr läuft, den Ausſchlag wenigſtens für ſelbiges Jahr zu verlieren. Daher möchte es rathſam ſeyn, das Schlagholz gleich unmittelbar nach der Fällung ſchälen zu laſſen.

Am vortheilhafteſten iſt es, wenn der Förſter das Schälen ſelbſt übernimmt, und nicht den Käufern überläßt, weil er auf alle Fälle dabei gewinnt, und der Unterſchleif dadurch am beſten verhütet wird. Auch wenn der Förſter für rathſam hielt das Schlagholz auf der Wurzel ſchälen zu laſſen, ſo darf er nur beſtimmen, wie tief herunter die Bäume geſchält werden ſollen, auf welche Art er des guten Ausſchlags verſichert iſt, ſo wie er hingegen den Ausſchlag gänzlich verlieren kann, wenn dieſe Vorſicht, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, von dem Käufer oder deſſen angeſtellten Arbeitern vernachläſſiget wird.

An ſtehenden Bäumen geſchieht das Borkenſchälen auf folgende Weiſe. Die Bäume werden ſo hoch, als ohne große Mühe geſchehen kann, ausgeäſtet, und oben und

unten, wo der geſchälte Baum abgehauen wird, Einſchnitte um ſelbigen herum bis auf das Holz gemacht. Von einem Einſchnitte zum andern wird mit einem ſpatelförmigen, doppelſchneidigen Meſſer die Rinde der Länge nach losgemacht, worauf die abgeſchälten Rindenſtücke geſammelt, in einander geſteckt, und getrocknet werden.

So wie die Rinde einer Holzart immer brauchbarer iſt, als die Rinde der andern, ſo hat auch in einer und derſelben Holzart die jüngere vor der ältern, und die Rinde des Schlagholzes vor der des Stammholzes den Vorzug. Die Eichenrinde iſt unter allen die beſte zum Gargärben, und die Birkenrinde die beſte zur Treibfarbe. Die Birkenrinde wird nur von ſtarken Bäumen, die nicht mehr vom Stocke ausſchlagen, die Eichenrinde aber ſowohl von dem Stamme als Schlagholze geſchält. Die Eichenrinde vom Schlagholze verhält ſich zu der vom Stammholze, wie 3 zu 2, und wieder dieſe letztere zur Birkenrinde wie 3 zu 1. Die Erlenrinde ſteht dieſen beiden als Gärbemittel weit nach, dagegen iſt ſie zum Schwarzfärben ſehr brauchbar.

Die Rinde von Fichten rechnet man zwar unter die von geringſtem Gehalt, wird aber doch auch häufig von Rothgärbern, beſonders an ſolchen Orten gebraucht, wo die Eichenrinde nicht in genugſamer Menge zu haben iſt. So geringe die Nutzung davon zu ſeyn ſcheinet, ſo iſt ſie doch nicht ſo ganz unbeträchtlich, zumal wo die Gelegenheit ſich vorfindet, daß die Rinde, getrocknet und geſtampft, in andere Gegenden geſchaft werden kann. Seit kurzem hat man auch angefangen, die Fichtenrinde bei Kunſtzeugen in Bergwerken zu brauchen. Man füttert nämlich die ſogenannten Kolben, welche zu Hebung der Waſſer in den Sätzen auf- und niedergehen, mit dieſer Rinde, und bewirkt dadurch eine beträchtliche Koſtenerſparniß, indem man kaum die Hälfte mehr Sohlenleder nöthig hat, welches gewöhnlich allein dazu genommen wurde.

Die abgängige Rinde, die in der Klafter wieder durch Holz erſetzt werden muß, beträgt bei dem Eichenholze $\frac{1}{6}$ und bei dem Birkenholze $\frac{1}{8}$ Klafter, und drüber. Dieſer Erſatz ſchützet den Käufer des geſchälten Holzes gegen allen Verluſt, auch wenn es, als Brennholz, durch die Fällung im

Frühling etwas von ſeiner Güte verloren hätte, und verdient um ſo mehr bei Beſtimmung der Rindenpreiſe in Betrachtung gezogen zu werden.

Borſten, Fr. Soies de ſanglier. Sind die ſehr ſtarken und langen, mehrentheils ſchwarzen, und oben in eine graue oder röthliche Spitze ſich endigenden Haare oder Federn, welche ſo wie die Borſten der zahmen Schweine, zu Bürſten, Pinſeln, Kehrbeſen, zu beweglichen Stielen bei künſtlichen Blumen von den Putzmacherinnen verarbeitet, auch von dem Schuhmacher an ſeinen Schuhdräthen ſtatt der Nadeln gebraucht werden. Die unter den Borſten befindlichen kurzen, feinen wolligen und grauen Haare laſſen ſich ſpinnen und zu Unterfütterungen gebrauchen.

Boſchen, iſt ſo viel als Anflug.

Böttcherſcheite, Böttcherholz, Fr. Bois merrein. Hiezu werden bei einem Holzſchlage die geſundeſten, gutſpaltigen Scheite ausgehalten und geſchälet, und von den Böttchern, vornämlich zu den Dauben der Fäſſer verarbeitet. Die Mühe und der Verluſt, gegen das Klafter-Brennholz, wird dem Forſteigenthümer dadurch belohnet, daß dieſes Holz als Werkholz betrachtet höher im Preiſe ſtehet.

Botten, ſiehe Floßwiede.

Brachamſel, ſiehe Waſſerſtaar.

Brachlerche, Lat. Alauda campeſtris, Linn. Fr. la Spipolette, Buff. Engl. the Field-Lark, Penn. auch Löwerke; Feldbachſtelze; grüne Bachſtelze; Guckerlein; Hüſter; braunfalbe Lerche; Kothlerche. Kennzeichen dieſer Art ſind: ein langer Schnabel; über den Augen befindet ſich ein weißer Strich; die beiden äußern Schwanzfedern ſind nach außen weißlich, und an der Bruſt ſtehen nur einzelne Striche. Dieſe Lerche iſt 7½ Zoll lang, der Schwanz 4 Zoll lang, und die Flügelbreite 12¼ Zoll. Die Flügel legen ſich über der Hälfte des Schwanzes zuſammen. Der Schnabel iſt ¾ Zoll lang, ſpitzig; der Oberkiefer ſchwärzlich, der Unterkiefer hellfleiſchfarbig; an dem Winkel des Oberkiefers ſtehen drei ſchwarze Bartborſten und über den runden Naſenlöchern eine Menge kleiner Borſtenhaare; der Augenſtern iſt graubraun; die Augenlider ſind röthlichweiß eingefaßt; die geſchilderten Füße 1 Zoll hoch, blaß fleiſch-

farbig; die Mittelzehe 9 Linien und die hintere 7 Linien lang und die Klauen aſchgrau.

Der Oberleib iſt graubraun, ins Olivengrüne ſchimmernd, von den runden Naſenlöchern läuft über die Augen weg ein weißlicher Streif bis an den Hinterkopf; die Backen ſind olivengrau; Kehle, Vorderhals und Bruſt ſind gelblichweiß; der übrige Unterleib ſchmutzig weiß; die Schwungfedern graubraun und die Flügel weißgefleckt; die Schwanzfedern zugeſpitzt, ſchwärzlich, die beiden äußerſten mit großen weißen Flecken nach der Spitze, und die beiden mittelſten ſehr ſpitzig und braungrau; die Unterflügel weißgrau. — Am Weibchen fehlen die Flecken der Bruſt faſt gänzlich; der Rücken iſt mehr dunkelgrau als graubraun, und der Oberrücken verloſchen weißlich gewölkt. Dieſe Lerche iſt ſcheu, hat eigentlich keinen Geſang, ſteigt ſehr hoch und fällt in großen Bogen, und ſchreit unaufhörlich dazu: Zirhü und Dazida! Im Frühjahr lockt ſie dagegen, auf der Erde ſitzend: Djäk, Djäk! und im Herbſte Quiquá! Tziu! — In Deutſchland iſt ſie nicht ſo häufig als anderer Orten. In Thüringen findet man ſie den Sommer faſt allein an bergigen und ſteinigen Anhöhen, die aus Aeckern, Wieſen und Triften beſtehen, und an Wälder gränzen. Sie kömmt zu Anfang des Maies, und geht im September wieder fort, wo man ſie einzeln oder zu 2, 3 bis 4 auf den Wegen, in den Haferſtoppeln, auf Brachäckern, Wieſen und Rieden antrift.

Sie nährt ſich von kleinen ſchwarzen Käfern, Flügeldecken von Käfern und Heuſchreckenköpfen, wenigſtens findet man nie etwas anders bei ihnen. — Sie legt des Jahrs einmal im Julius in hohes Gras, unter einen Buſch in die Fußtritte des Viehes, hinter einen Stein oder unter ein Raſenſtück in ein einfaches Neſt 4 bis 6 röthlichweiße mit rothbraunen Flecken und ungleichen Strichen beſetzte Eier. Wenn ſie einen Menſchen oder Hund ſich dem Neſte nähern ſieht, ſo ſetzt ſie ſich, wie die Pieplerche, nicht weit davon auf einen Stein, Pfahl oder Aſt und ſchreit ängſtlich: Zirrp!

Die Jungen ſehen im Neſte, und ehe ſie ſich mauſern, faſt gerade aus wie die jungen Männchen der Feldlerche. Alle Federn am Oberleibe ſind dunkelgraubraun, weiß, wie geſchuppt, eingefaßt; Kehle, Hals und Bruſt röthlichweiß

mit vielen dreieckigen ſchwarzen Flecken. Nach der erſten Mauſer verändern ſie ihre Farben wieder, und dann erſt bekommen ſie obige. — Mit den andern Lerchenarten haben ſie gleiche Feinde.

Um ſie lebendig zu fangen, könnte man den Ort, wo ſie ſich am meiſten im Sommer hinſetzt, mit Leimruthen belegen; außerdem kann man ſie wohl nicht anders als durch eine mit Vogeldunſt geladene Flinte bekommen. — Da ſie keinen Geſang hat, ſo nützt ſie nur durch ihr ſehr ſchmackhaftes Fleiſch.

Brachvogel, Doppelſchnepfe, Fr. Scolopax arquata. Linn. Fr. le Courlis, Buff. Engl. the Curlew, Penn. auch großer Brachvogel; Keilhaake; Wettervogel; Brachhuhn; Giloch; Windvogel; Gewittervogel; Güthvogel; Geisvogel; Himmelsgeis; Goiſar; Brachſchnepfe; Kronſchnepfe; Regenworp; Regenwulp; braunſchnäblige Schnepfe; Krummſchnabel; Faſtenſchlier. Die Kennzeichen dieſer Schnepfengattung ſind: ein gekrümmter Schnabel, dunkelolivengrüne Füße, dunkelbraune mit weißen Flecken gezeichnete Flügel.

Dieſer Vogel gehört unter die Sumpfvögel, und iſt ohngefähr ſo ſtark, obgleich länger, als eine kleine Henne, 2 Fuß 4 Zoll lang, 3 Fuß 10 Zoll breit, und 22 bis 37 Unzen ſchwer, je nachdem er mager oder fett iſt. Der Schwanz mißt 3¾ Zoll, und die zuſammengelegten Flügel reichen bis über das Ende deſſelben. Der Schnabel iſt 5 Zoll lang, rund, dünne, von der Mitte nach der Spitze zu abwärts gebogen, an der Wurzel gelblich, an der Spitze olivenbraun; der Augenſtern nußbraun, die Beine netzförmig, etwas über den Zehen geſchildert, 3¾ Zoll hoch, über den Knieen 1¼ Zoll hoch nackend, die Zehen bis zum erſten Gelenk mit einer Haut verbunden, alle Zehen mit einer Haut gerändet, die ganzen Füße dunkelolivengrün, die Nägel dunkelbraun.

Die Farbe überhaupt iſt weiß und dunkelbraun gefleckt. Das Weibchen iſt am Kopfe, Hals und Bruſt blaßgrau, zuweilen etwas ins Grüne glänzend, voller dunkelbraunen länglichen Striche, dir zuweilen röthlichweiß eingefaſſet ſind; der Rücken dunkelbraun mit grauen und grauröthlichen Flecken beſprengt. Ueberhaupt iſt das Weibchen, ſo wie die Jungen beiderlei Geſchlechts im erſten Jahre weit dunkler, als das alte Männchen.

Die Brachvögel ſind, wie faſt alle Schnepfenarten, ſcheue Vögel, doch in Vergleichung mit andern noch am leichteſten zu berücken; denn wenn man ſich auf die Art nahe zu ſchleichen weiß, daß ſie einen nicht von ferne bemerken, ſo bleiben ſie furchtſam ſitzen, kauern ſich nieder, glauben ſich dadurch verborgen genug, und können geſchoſſen werden. Mit grünen Kräutern unter Gerſtenſchrot und Brod gemengt, kann man ſie verſchiedene Jahre lebendig unterhalten. Sie fliegen nicht ſo ſchnell wie andere Schnepfen, und ſind in der Luft leicht an ihrem langen gekrümmten Schnabel, noch leichter an ihrem ſtarken, hellen, zweitönigen Geſchrei zu erkennen, das ohngefähr wie Carly und Kla-tit klingt.

Die Brachvögel finden ſich in Europa, dem nördlichen Aſien und Amerika, und ſind in Deutſchland bekannt genug. Die kurze Brutzeit über lebt jedes Paar für ſich allein, außerdem aber halten ſie ſich heerdenweiſe zuſammen. In Deutſchland ſieht man ſie mehrentheils als Zugvögel, am Ende des Septembers oder Anfang des Oktobers in großen und kleinen Heerden auf den Sümpfen und Rieden, oder Brach- und Saatfeldern mit der größten Schnelligkeit herumlaufen. Sie ziehen ſich im Frühjahr und Herbſt immer nach den Ufern des Meeres, der Landſeen, Teiche, Flüſſe und nach den Sümpfen.

Ihre Nahrungsmittel ſind Gewürme, Regenwürmer, Muſcheln und Schnecken; doch findet man auch bei ihnen Inſekten, Inſektenlarven, Kräuter, Gräſer, Getraideſpitzen und kleine Kieſelkörner; letztere zur Beförderung der Verdauung. — Sie brüten im April, und das Weibchen legt 4 blaßolivengrüne mit bräunlichen, auch ſchwärzlichen Flecken beſtreute Eier in ein Neſt, das nur aus einigen Grashelmen beſteht, und in Sümpfen auf einem trocknen Raſenhügel angebracht iſt. Die Eier werden 3 Wochen bebrütet.

Die Jungen ſehen bis zum zweiten Jahre oben ſchwärzlich und röthlichgrau gefleckt, unten grau und ſchwärzlich gefleckt aus, und ſind beſonders an der Bruſt olivengrün überlaufen. Nach dem erſten Mauſern verwandelt ſich die ſchwärzliche Farbe ins Dunkelbraune, und erſt im zweiten Jahre erhalten ſie die obigen Farben.

Ihre Feinde ſind verſchiedene Falkenarten, die ſie auf ihren Zügen verfolgen, und die gemeinen Raben und Rabenkrähen ſtoßen auf die Jungen und die Eier, auch plagen ſie innerlich zuweilen die Bandwürmer.

Sie gehören, wie alle Schnepfenarten, zur niedern Jagd, und am beſten wird man ihrer habhaft durch die Brachvogelpfeife. Im Herbſte ſind ſie von außerordentlich gutem Geſchmack, im Sommer aber ſchmecken ſie ranzig. Die Eier werden in Holland als eine leckere Speiſe theuer bezahlt und gegeſſen. Einige Landleute glauben bei ihrem Geſchrei, das ſie aber auf ihrem Zuge im Herbſt und Frühjahr immer hören laſſen, an Aenderung des Wetters. Auch nutzen ſie durch das Wegfreſſen manches ſchädlichen Inſekts.

Brachvogelpfeife, Fr. Pipeau, Appeau pour les Courlieux. Dieſer bedient man ſich, um die großen Brachvögel zum Schuß zu bekommen. Die Pfeife macht man ſich, ohngefähr eines Daumens ſtark, von dünnem Meſſing, oben darauf löthet man ein Röhrchen von der Dicke eines Pfeifenſtiels, das, wo es mit ſeinem Ende in die Pfeife geht, etwas ſpitziger ſeyn muß. In dieſes Röhrchen pfeift man, und hält dabei das Loch, das noch an der Seite angebracht werden muß, mit einem Finger zu, und damit kann man den zweiſtimmigen Ton der Brachvögel angeben. Wenn ſie nun ziehen, ſo ſetzt man ſich an einen verborgenen Ort und pfeift. Sobald ſie dieſen Ton hören, nähern ſie ſich, daß man ſie leicht ſchießen kann. Da ſie ſich ſehr genau zuſammen halten, und den Geſchoſſenen, der noch lebt und ſchreit, nicht gerne verlaſſen wollen, ſo kehren ſie meiſt wieder um, und kommen abermals ſchußrecht, daher es gut iſt, wenn man noch eine Flinte bei ſich hat.

Bracken, heiſſen Stücke Büchenholz von 5 bis 6 Schuh lang und 4 bis 5 Zoll dick, in der Breite ohngefähr ½ Zoll mehr, die bei den Weinkeltern gebraucht werden.

Brand, Fr. Brouiſſure. Iſt ſowohl die Baumkrankheit, wenn der Baum inwendig um das Mark herum anbrüchig wird, oder fault, die Rinde ſchwarz, und der Gipfel welk wird; als auch, wenn an dem Baum, von den Aeſten bis ans Ende des Stammes ſchwarzbraune, dürre Streiſen, oder nur hier und da dergleichen Flecken am Baume zu

finden ſind, unter welchen er bis aufs Holz hohl iſt, welches dann davon braun oder ſchwarz ausſieht.

Gegen die erſte Art Brand findet kein Mittel ſtatt. Bei der zweiten Art aber kann man die Brandflecken bis zum guten Holz ſauber hinwegſchneiden, und die Flecken mit Baumwachs oder mit einer Miſchung von Leimen, Rindskoth und Bockshaaren beſtreichen.

Brand oder Feuer, Fr. Incendie, Feu. Durch entſtehenden Brand im Walde kann großer und unerſetzlicher Schade verurſachet werden, und am meiſten ſind die trocknen Kiefernheiden im Frühling und Sommer bei dürrem Wetter beſonders der Gefahr ausgeſetzt. Oefters iſt Waldfeuer durch das bloße Ausklopfen einer brennenden Tobakspfeife entſtanden; oder wenn Vagabunden und Bettler, zu Bereitung ihrer Speiſen, nächſt am, oder wohl gar auf kleinen Blößen im Walde, Feuer anmachen; ingleichen wenn die Holzmacher oder Hirten dergleichen thun; beſonders lehrt die Erfahrung, daß durch die letzteren die mehreſten Waldbrände aus Vorſatz entſtehen, um den Graswuchs zu befördern, weil bekanntlich eine abgebrannte Oberfläche zum Wiederwuchs des Graſes geſchickter, zum Anflug des Holzes aber unfähiger wird.

Nach einer guten Forſtpolizei muß daher nicht nur auf die Verhütung eines entſtehenden Waldbrandes, als eines für den Staat ſo nachtheiligen Unglücks, die größte Sorgfalt gerichtet, ſondern im Fall dergleichen entſtehet, müſſen auch die dienlichſten Vorkehrungen aufs ſchleunigſte angewendet werden, um dem Brande Einhalt zu thun, damit er ſich nicht weiter ausdehnen kann.

Zu dem erſtern gehört: daß von Oſtern bis Michaelis kein Tobak im Walde geraucht werden darf; daß keine Bettler und Vagabunden im Lande geduldet werden; und daß überhaupt auch weder von Holzmachern noch von Hirten in den Kiefernheiden Feuer gehalten, dieſen daher auch nicht einmal Feuerzeuge bei ſich zu tragen geſtattet werden darf. Für gute und folgſame Holzmacher hat der Forſtbediente ohnehin zu ſorgen; in Anſehung der Hirten hingegen iſt jede Gemeinde und jeder Triftberechtigte allerdings für dieſelben zu haften ſchuldig, und daher ſollten keine fremde unbekannte, ſondern jedesmal wo möglich im Orte anſäßige Leute

dazu angenommen werden, um ſich an ſie halten zu können. Ferner dürfen keine Kohlen zunächſt der Kieferreviere, und noch weniger innerhalb derſelben gebrannt werden. Die Alleen oder Hauptgeſtelle müſſen zu gleicher Abſicht im Frühjahr von Reißig gereinigt, wund gepflügt und glatt geegget werden, um das Ueberlaufen eines etwa entſtehenden Feuers zu hemmen. Endlich müſſen die abgebrannten Forſtplätze ſogleich wieder mit Holz angebauet, und geheeget werden, und zwar kann man, wenn der Brand in Laubhölzern und nicht allzuſtark geweſen, wohl ein Jahr den Abtrieb aufſchieben, da vielleicht das Holz wieder anſchlägt, und in ſeinem Wachsthum noch gut iſt; in den Nadelhölzern hingegen müſſen die verbrannten Plätze abgetrieben, und baldmöglichſt wieder angeſäet werden.

Zum zweiten, wenn nämlich, aller angewendeten Sorgfalt ungeachtet, wirklich Feuer entſteht, iſt erforderlich, daß der Forſtbediente in allen benachbarten Ortſchaften das Läuten der Sturmglocken aufs ſchleunigſte veranſtalte, da denn jede Dorfgemeinde und Bürgerſchaft ſchon ihres eigenen Beſten halber verpflichtet iſt, mit Aexten, Hacken oder Spaten nach dem Brande zu eilen. Der Forſtbediente muß die ankommenden Leute dem Fortgang des Feuers in einiger Entfernung entgegen ſtellen, und einen Strich Holz gegen das Feuer fällen laſſen, mittlerweile er andere mit den Hacken und Spaten beſchäftiget, den Boden ſtrichweiſe auf vier Fuß breit abzuraſen, auch wenn es die Zeit verſtattet, einen leichten Graben aufzuwerfen, um das Feuer am Ueberlauf zu hindern, wobei er die Mannſchaft geſchickt vertheilen, aber immer ſo zuſammen halten muß, daß ſie ſich nicht zerſtreue. Wenn durch dieſe Veranſtaltung die Löſchung anſcheinlich erfolgt iſt, muß er den Brand einige Tage und Nächte mit genugſamen Leuten bewachen, und beſonders bei Nacht, wenn noch hie und da glimmendes Feuer geſehen wird, ſolches durch Bewerfen mit Erde völlig dämpfen laſſen. Endlich erfordert es die Pflicht des Forſtbedienten, ausführlichen Bericht an die Behörde hierüber zu erſtatten, und in dieſem zu bemerken: wenn das Feuer entſtanden ſey, und wie lange es gebrannt habe; wie groß die Brandſtelle ſey; wie hoch ſich der Schade belaufe; wer ſich zum Löſchen eingefunden habe, oder auſſen geblieben ſey; auf

welche Art der Ort wieder in Holzwuchs zu bringen ſeyn dürfte; und endlich die wahrſcheinliche Urſache der Feuersbrunſt. Den Thäter, wenn ſolcher bekannt ſeyn ſollte, muß er zugleich pflichtmäßig benennen, auch ſofort die Juſtizſtelle erſuchen, denſelben in gerichtliche Verwahrung bringen zu laſſen.

Brandente, lat. Anas Tadorna, Linn. Fr. la Tadorne, Buff. Engl. the Sheldrake or Burrough-Duck, Penn. auch Brandgans, weil ſie ſich an den Brandungen aufhält, Fuchsgans, wegen der Höhlen, die ſie bewohnt, und daher auch Wühlgans, ingleichen Bergente. Iſt ein Waſſervogel, der ſich in Geſtalt und Farbe mehr einer Ente als einer Gans nähert. Die Kennzeichen der Art ſind: ein plattgedrückter Schnabel, flache Stirn, ſchwarzer ins Grüne glänzender Kopf, und weißgefleckter Körper. Dieſe ſchöne große Ente bewohnt das nördliche Europa bis Island hinauf, ingleichen Aſien; in den gemäßigten Theilen von Europa bleibt ſie das ganze Jahr hindurch, aus den mehr nördlichen aber zieht ſie im Winter weg, und kömmt alsdann auch nach Schleſien und Oeſterreich.

Sie iſt 2 Fuß 3 Zoll lang und 3 Fuß 10 Zoll breit. Der Schwanz iſt 5 Zoll lang, die zuſammengelegten Flügel reichen faſt bis an das Schwanzende, und das Gewicht iſt 2 Pfund 10 Unzen. Der Schnabel hat an der Wurzel einen fleiſchigen Höcker, iſt plattgedrückt, ſcharlachroth, der Nagel und die Naſenlöcher ſchwarz, die Füße fleiſchroth, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 1½ Zoll, die hintere 9 Linien lang, und die Knie ſind 7 Linien weit nackt. — Das Weibchen hat eine weit geringere Erhöhung auf dem Schnabel und weniger lebhafte Farben, als das Männchen.

Ihre Nahrung beſteht aus Fiſchen, Inſekten, Schaalthieren und Kräutern. Sie bewohnt an den Ufern die alten Kaninchenhöhlen, gräbt ſich auch wohl in lockern Boden eigne, mit zwei Eingängen, wie ein Fuchs, aus, und niſtet in denſelben. Auch zwiſchen die Felſenklüfte an den Ufern legt ſie ihr Neſt an. Sie füttert es mit ihren eigenen Federn aus, legt 12 bis 16 rundliche, weiße Eier, und brütet ſie ohngefähr in 30 Tagen aus. Sie wird bisweilen gezähmt und auf dem Hof gehalten, doch mehr zur Zierde,

weil ihr Fleiſch ranzig ſchmeckt. Die Dunen ſind ſo weich wie Eiderdunen, und die Eier ſind auch eßbar.

Brandeule, lat. Strix ſtridula, Linn. Fr. le Chat huant, Buff. Engl. the tawny Owl, Penn. auch Stockeule, hellbraune Eule, graue Eule, gelbe Eule, Knorreule, Ziſcheule, braunſchwarze Nachteule, Kirreule, der Kieder, Milchſauger, Melker genannt. Gehört unter die Raubvögel, und unter die Familie der Eulen ohne Federbüſche. Die Kennzeichen dieſer Art ſind: der roſtfarbige Körper, und daß die dritte Schwungfeder am längſten iſt. Sie bewohnt Europa bis Schweden, und iſt im ſüdlichen Rußland und in den Wüſten der Tartarei häufig. Ihre Länge iſt über 16 Zoll, des Schwanzes 6½ Zoll, und die Breite der Flügel, die zuſammengelegt bis 1 Zoll vor das Ende des Schwanzes reichen, 3 Fuß. Sie wiegt 19 Unzen. Der Schnabel iſt 1½ Zoll lang, mäßig gekrümmt, braungrün, der Regenbogen bläulichbraun oder ſchwarz, die Klauen ſchwärzlich, die Beine 2 Zoll hoch, die mittlere Zehe 1½ Zoll und die hintere ¾ Zoll lang.

Die Federn des Kopfs und des ganzen Obertheils ſind rothbraun und der Länge nach dunkelbraun gefleckt, am Hinterhals und beſonders auf den Deckfedern der Flügel mit großen gelblichweißen Flecken, Bruſt und Bauch gelblich mit Weiß vermiſcht, und herunterwärts mit dunkelbraunen Streifen, um die Augen ſteht ein dichter Kreis von grauen mit Schwarz, Weiß und Roſtfarbe vermiſchten Federn, und die Ohren faſſen weiße, roſtfarbige und dunkelbraun geſprengte Federn wie ein Saum ein. Die befiederten Füße und Zehen ſind weißlichgelb, die Schwungfedern dunkelbraun, die Schwanzfedern ſind blaßroſtfarbig und dunkelbraun geſtreift. — Das Weibchen iſt am Oberleibe heller und der Augenkreis mit roth und ſchwarzbunten Federn begränzt.

Ihr Geſchrei iſt einem höhniſchen Gelächter: Hoho! Hoho! Hohohoho! ähnlich. Sie läßt ſich jung und alt leicht zähmen, hält ſich das ganze Jahr in Wäldern und zwar vorzüglich in den Schwarzwäldern auf, und kommt höchſtſelten zu den Wohnungen der Menſchen. Ihre Nahrung beſteht in Feldmäuſen, Maulwürfen, Heuſchrecken und Käfern, und ſie fliegen, wenn ſie Junge haben, auch

am Tage in dunkeln Wäldern auf ihren Raub aus. Sie legen ihre 3 bis 5 weiße rundliche Eier in ein Saat- oder Rabenkrähen- Eichhörnchens- oder verlaſſenes Raubvogelneſt, welches man gewöhnlich am Tage da findet, wo ſie ihr Geſchrei des Nachts machen. — In ihren Eingeweiden trifft man Kratzerwürmer an.

Die Jäger laſſen die Jungen erſt ausfliegen, und erlegen ſie hernach mit den Alten, die am Tage ohne Furcht herbeikommen, wenn ſie jemanden in der Nähe derſelben bemerken. Da ſie aber ſich faſt von nichts als von ſchädlichen Thieren nähren, ſollte man ſie nicht tödten. Sie werden gebraucht, um auf dem Vogelheerde die Vögel herbei zu locken.

Man findet Varietäten von Brandeulen, davon einige am Geſicht, Bruſt und Bauch weiß, andere an dieſen Theilen blaß weißgelb ſind, und noch andere, die unten dunklergelb ſind, mit ſparſamen Flecken, an allen dieſen aber ſind die Sterne ſchwarz.

Brandfalke, ſ. Roſtweihe.

Brandfuchs, lat. Canis Alopex, Linn. Fr. Charbonnier, Buff. auch Rothfuchs, Feldfuchs genannt. Iſt eine Spielart des gemeinen Fuchſes, deſſen vorzüglichſtes Kennzeichen die ſchwarze Schwanzſpitze ſeyn ſoll. Er iſt mehrentheils kleiner, ſeine Haare ſind röther als beim gemeinen Fuchs und mehr mit Schwarz überlaufen. Der ganze Unterleib iſt mehr aſchgrau oder ſchwärzlich als weiß, welches die dunkeln Spitzen der weißlichen Haare verurſachen, und auf der Bruſt befindet ſich meiſt ein weißer Punkt. In Sachſen und Thüringen nennen die Jäger junge Füchſe von 1 bis 3 Jahren Brandfüchſe, deren Kehle beſonders noch bläulicht iſt, und nicht die weiße blendende Farbe der Alten hat, ſie mögen übrigens eine weiße oder ſchwarze Schwanzſpitze haben. Ueberhaupt iſt die Farbe der Füchſe ſehr verſchieden; alle aber begatten ſich unter einander. In Thüringen werden oft beide Geſchlechter ein Brandfuchs und gemeiner Fuchs, als Männchen und Weibchen, aus einem Baue ausgegraben.

Brandhirſch, Fr. Cerf de Bohème. Hierunter bezeichnet man diejenigen Hirſche, welche ſich nahe um und auf den Kohlſtätten aufhalten, und gemeiniglich lange

ſchwarze Zoten am Halſe, oder auch nur eine dunkelbraune Bruſt haben.

Brane, Bram, Fr. le Bord de bois. Wird das Gebüſche und die kleinen Bäume genannt, welches man beim Abtrieb der H. lzungen, die an Felder oder Wieſen gränzen, an den Orten und Enden, wo letztere anſtoßen, gleichſam ſtatt eines Zauns gerne ſtehen läßt, damit die Beſitzer der angränzenden Felder nicht ſo leicht eindringen und ihre Güter erweitern können, theils auch um deswillen, damit das Vieh von den vorbeiziehenden Triften nicht ſo leicht einbrechen, und den jungen Anflug oder Wiederwuchs verbeizen kann.

Brauholz, ſ. Kaſtenholz.

Braunelle, lat. Motacilla modularis, Linn. Fr. le Traine-Buiſſon, Mouchet ou Fauvet d'hiver, Buff. Engl. the Hedge-Warbler, Penn. auch braungefleckte Grasmücke, die Prunellgrasmücke, der braune Fliegenſtecher, der Spanier, der Wollentramper, das Bleikehlchen, die Geſanggrasmücke, die ſchön ſingende Bachſtelze, Bleikehlchen mit gefleckten Augen, braunröthlich bunter Fliegenvogel, großer Zaunſchliefer, Braunelchen, Braunellichen, Pruneller, Winternachtigall, Zaunſperling, wilder Sperling, ingleichen Baſtardnachtigall, Krauthänfling. Die Kennzeichen ihrer Art ſind: ſie iſt oben hell roſtfarben gefleckt mit Flügeldeckfedern, die an der Spitze weiß ſind, und mit bläulichgrauer Bruſt.

Iſt ein Singvogel, der mit Unrecht die Baumnachtigall genannt wird, da in ſeinem Geſang nur die Töne: Dihudi, Hudi! vorkommen. Seine Länge beträgt 6, und die Ausbreitung der Flügel 9 Zoll, des Schwanzes $2\frac{1}{2}$ Zoll und die zuſammengelegten Flügel bedecken nur ein Drittheil deſſelben. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, ſehr ſpitzig und ſchwarz mit weißlicher Spitze, der Rachen roſenroth, die Augen purpurroth, die geſchilderten Füße fleiſchfarbengelb, die Nägel braun, die Beine 1 Zoll hoch; die mittlere Zehe 8 und die hintere 6 Linien lang. Der Kopf und Hals ſind dunkelaſchgrau, der Rücken hell roſtfarben, der Bürzel und der Schwanz oben erdfarbengrau, die Wangen, Kehle und Bruſt blaulichaſchgrau, der Bauch ſchmutzig weiß, die Seiten und Schenkel gelbbraun, die

Flügel dunkelbraun, der Schwanz gerade und dunkelbraun. — Das Weibchen iſt an der Bruſt bläſſer, auſſerdem in nichts unterſchieden.

Die Braunelle hat viele Aehnlichkeit mit dem Zaunkönig, iſt lebhaft, luſtig, ſcheu, verſteckt ſich immer, trägt den Schwanz etwas in die Höhe und bewegt ihn, ſo wie die Flügel ſtets. Sie kriegt durch alle Hecken, Löcher, und Winkel, und wird in Thüringen Iſſerling von ihrem Geſchrei Iſſri! genannt. Sie läßt ſich ohne Mühe im Zimmer erhalten, wird ſehr kirr und lebt 6 bis 8 Jahre.

Die Braunelle iſt in Europa zu Hauſe, geht bis Schweden hinauf, und wird in Deutſchland nicht ſelten angetroffen. Ob ſie gleich als Zugvogel uns in der erſten Hälfte des Oktobers verläßt, ſo halten doch verſchiedene den ganzen Winter über bei uns aus, und begeben ſich dann in die Nachbarſchaft der Häuſer. Die Wanderer aber kommen in der letzten Hälfte des Märzes wieder in unſere Gegenden zurück. Sie nähren ſich nicht nur von allerlei Arten Inſekten und Gewürme, ſondern auch von verſchiedenen, beſonders kleinen Sämereien. Im Käfig freſſen ſie alles, was auf den Tiſch kömmt; ſie nähern ſich alſo ihrer Nahrung nach den Lerchen gar ſehr.

Sie niſten des Jahrs zweimal im dichten Gebüſche, vorzüglich in jungen Fichtenſchlägen, in mannshohen Neſtern. Fünf bis ſechs ſchön ovale, grünblaue Eier, werden von beiden Gatten ausgebrütet. Auch giebt ihnen der Kuckuk ein Ei auszubrüten. Die Jungen ſchlüpfen bald aus dem Neſte, ſehen aber vor dem erſten Mauſern den Eltern ſehr unähnlich, indem ſie roſenrothe Mundwinkel und Naſenlöcher, eine gelb- und graugefleckte Bruſt, und einen braun und ſchwärzlich geſprenkelten Oberleib haben. — Die Brut wird von den Wieſeln verfolgt. Die Jungen leiden nicht nur im Neſt oft an den Blattern, ſondern bekommen ſie oft auch noch, wenn ſie ausgeflogen ſind, und die Alten haben oft dicke Knoten an den Beinen und ſterben in der Mauſer.

Auf ſeinen Zug im Frühjahr kann man ihn ſehr leicht fangen. Wenn man ihn nämlich in einer Hecke bemerkt, ſo ſucht man einen kleinen Platz an derſelben von Gras und Moos zu entblößen, daß die bloße Erde da liegt. Dieſen

beſteckt man mit Leimruthen, und legt einige Regenwürmer oder Mehlwürmer hin, jagt ihn alsdann behutſam nach dem Orte zu, und ſobald als er die entblößte Erde und die Lockſpeiſe ſieht, fliegt er blindlings zu, und fängt ſich. Im Herbſt kömmt er auch zuweilen auf den Vogelheerd, wenn Hanf ausgeſtreut iſt. In der Schneuß bekömmt man ihn auch einzeln und im Winter kriecht er in die Meiſenkaſten. Er geht auch häufig auf den Tränkheerd, um ertrunkene Inſekten aufzufiſchen, und faule Graswurzeln zu freſſen.

Er nützt durch ſein wohlſchmeckendes Fleiſch und ſeinen leiſen, einförmigen, angenehmen zärtlichen Geſang, und vertilgt auch manches ſchädliche Inſekt.

Brechen, wird vom Jäger in vielerlei Verſtand gebraucht: Brechen, fouiller, farfouiller; heißt es von wilden Schweinen, wenn ſie da, wo ſie ihre Nahrung ſuchen, die Erde mit dem Rüſſel oder Wurf in die Höhe ſtoßen. — Brechen, s'accroupir, ſe clotir; ſagt man von Feldhühnern, wenn ſie im Winter den Schnee hinweg ſcharren, um zu dem grünen Saamen gelangen zu können. — Brechen, s'enfuir, ſe ſauver, heißt es vom Dachs, wenn derſelbe das vor die Röhre oder den Eingang ſeines Baues zu ſeinem Fang gelegte Tellereiſen meidet, und, da er ſchon geprellt iſt, nicht darüber gehet, ſondern zu ſeiner Rettung einen andern Weg ſuchet. — Brechen, Pieu fourchu mettre oblique; heißt es auch beim Zeugſtellen, wenn an den Bogen, und wo es geſchwinde zugehen ſoll, eine Forkel oder eine Stellſtange, nach Befinden ſchräge geſtellet werden muß.

Brechfallen, Fr. Houſſettes de bois. Sind Maſchinen von Holz, welche vor die großen 1 Schuh hohen und ſo viel breiten Löcher, auswendig an den Wänden einer Faſanerie gemacht werden, um damit die ſich herbeiziehenden Raubthiere zu tilgen und wegzufangen. Man nimmt hiezu 4 Bretter, 14 bis 15 Zoll breit und 3 Fuß lang, und fügt und nagelt ſelbige wie einen 4 eckigten Kaſten zuſammen, ſo daß derſelbe gerade ſo wird, daß er um das Loch, das unten in der Wand iſt, reicht und ſchlieſſet. An dem Ende, wo der Kaſten an das Loch geſetzet wird, iſt er zwar offen; an beiden Seiten aber ſind zwei dünne Leiſten angenagelt. Von dem oberſten Brett oder der Decke wird am

Ende etwas abgenommen, damit von oben herein ein Fallthürchen oder kleines Brett zwiſchen den Leiſten herunter fallen kann. An dem Fallbrett ſtehet oben hinaus ein Hals, um es zum Aufziehen anfaſſen zu können; auch iſt daran eine Schnur und ein Stellholz zum Aufſtellen angemacht. Am andern Ende des Kaſtens iſt ein eiſernes Gitter, damit beym Hineinſehen von auſſen Hellung durchſcheint. Das Gitter muß aber deswegen inwendig im Faſanengarten an den Fallen ſeyn, damit die Faſanen nicht von innen heraus in die Fallen kriechen können. Unten im Boden des Kaſtens und in der Mitte wird gerade quer über 4 Zoll breit herausgeſchnitten, worein von einem andern Brett eine Zunge gemacht wird, welche genau in das Loch hinein paſſet, und an einem Ende mit einer ſchmalen Zunge 2 Zoll lang neben aus reichet, und wird zugleich eine Kerbe hineingeſchnitten. Inwendig iſt die Zunge mit dem breiten Ende am Kaſten angebunden, und an dem Seitenbrett wird auch etwa 2 Zoll eingeſchnitten, damit die ſchmale Zunge darin herauf gezogen werden kann. Ueber dem eingeſchnittenen ſchmalen Loche wird im Brett eine Kimme eingemacht. Gerade über der Zunge hinauf iſt oben ein aufſtehendes Säulchen gemacht $1\frac{1}{4}$ Fuß hoch, und 2 Zoll ſtark, wodurch oben ein Loch gebohret iſt, in welches die Schnur, die vorne an das Fallbrett gebunden iſt, gezogen wird, und an dieſer Schnur wird ein Stellholz von 4 Zoll lang gemacht.

Wenn ſie nun aufgeſtellet werden ſoll, ſo ziehet man das Fallbret mit der Schnure auf, ſetzt das daran befindliche Stellholz an dem Seitenbrett in die Kimme, nimmt die Zunge in die Höhe, und ſetzt das Stellholz auf die Zunge in die Kerbe, da man auf ſolche Art fertig iſt. Noch iſt dabei zu bemerken, daß unter der Zunge der Boden fein weggeräumt ſeyn muß, daß ſie leicht herunter fallen kann. Indem dieſe Fallen beſtändig aufgeſtellt ſeyn müſſen, ſo können ſich auch zu allen Zeiten ſowohl Marder und Iltiſſe, als Katzen darin fangen, welches ſogleich geſchieht, wenn ſie, indem ſie hinein kriegen wollen, auf die Zunge treten.

Brennhahn, ſ. Birkhuhn.

Brennholz, Brandholz, Feuerholz, Fr. Bois de chauffage. Iſt dasjenige Holz, welches zu verſchiedenem Gebrauch im Haushalt, zum Heizen der Stuben, Ko-

chen, Backen, Darren, Brauen, Brandweinbrennen ꝛc. aus den Waldungen abgegeben wird, und beſtehet aus Scheitern, Prügeln oder Knüppeln und Wellen. Keineswegs iſt alles Holz hiezu gleich gut und tauglich, ſelbſt unter dem Holze von gleicher Sorte oder Geſchlechte findet ſich ein wichtiger Unterſchied des Feuerungsnutzens. Dieſer Unterſchied zeigt ſich deutlich, wenn man unausgewachſenes oder unreifes, und hingegen ausgewachſenes und zu ſeiner vollkommenen Reife gediehenes, ſtammfaules und geſundes, ausgewäſſertes und ſeiner brennbaren Beſtandtheile beraubtes und wiederum mit denſelben behörig angefülltes, naſſes, grünes oder verſtocktes, und im Gegentheil gehörig dürres und wohl ausgetrocknetes Holz einander entgegen ſetzet.

Je weniger wäſſerigte und je mehr brennbare Theilchen ein Holz in ſich enthält, um deſto geſchickter und tauglicher iſt es auch zur Feuerung. Daß ein unausgewachſenes, junges und unreifes Holz wegen ſeiner lockern und ſchwammigen Subſtanz mit mehreren wäſſerigen Theilchen angefüllt ſeyn muß, als ein reifes und ausgewachſenes Holz, ſo zugleich weit dichter und feſter iſt, braucht wohl keines Beweiſes. Das reifere Holz iſt alſo zur Feuerung vorzüglicher; mithin darf man aus gleichem Grunde die Laubhölzer nicht zu jung und zu frühzeitig abholzen, ſondern muß ſolche wenigſtens erſt ein Alter von 19 bis 20 Jahren erreichen laſſen. Wie wenig übrigens faules und verſtocktes Holz, deſſen Säfte bereits einen größern oder geringern Grad der Fäulniß angenommen haben, ſich zu der Feuerung ſchicken, lehrt die tägliche Erfahrung.

Wenn aber auch ein ſonſt reifes ausgewachſenes und geſundes Holz ſeine Kräfte zur Feuerung behalten ſoll, ſo muß es auch zu einer behörigen Jahreszeit gefället werden. Denn da im Sommer die Säfte der Bäume höchſt verdünnt, aufgelöſt und flüchtig ſind, ſo muß das Holz, in dieſer Jahreszeit als Brennholz geſchlagen, durch die Ausdünſtung und Verfliegung der in ihm enthaltenen Säfte ſowohl, als auch zugleich der in ſolchen mit befindlichen, und zu dieſer Jahreszeit mehr, als ſonſt, aufgelöſten brennbaren Theile verlieren. Eben aus dieſem Grunde wird es nachher ſo leicht am Gewichte, und in dieſem Stücke ſowohl, als in Anſehung ſeines ſchlechtern Nutzens zur Feuerung dem Flöß-

holz gleich. Da hingegen in den Herbſt- und Wintermonaten die Baumſäfte weniger wäſſerigt und flüchtig, ſondern mehr verdicket, und die brennbaren Theile derſelben durch das in allem Holz befindliche Gluten gleichſam eingewickelt und feſte gemacht ſind; ſo muß alſo zum Fällen des Brennholzes eben ſo, wie des Laubholzes, von dem Herbſt an bis in den Winter die rechte und bequemſte Zeit ſeyn. Um aber das zu dieſer Zeit gefällte Brennholz im Haushalte mit Nutzen anzuwenden, gehört auch noch dazu, daß ſolches, welches ohnehin ohne langen Aufenthalt von den Schlägen weggeſchafft werden muß, klein geſpalten, und in Holzſchuppen, welche die Luft frei durchſtreichen kann, aufgeſetzt werde.

Zum Brennholz wird übrigens bald hartes bald weiches, je nachdem es zu einem Gebrauch dienen ſoll, verlangt. So bedarf der Brauer, der Salzſieder, der Glokkengieſſer, Holz, das Flamme giebt, alſo weiches und lokkeres. Der Pottaſchen- und Seifenſieder glimmendes. Der Malzdarrer, Branntweinbrenner, der Hausherr hartes, ſtarke Hitze gebendes Holz; zum erſten rechnet man das Nadelholz, und vom Laubholz Birken, Ellern, Ulmen, Aſpen, Linden und das alte Eichenholz. Zum letzern aber: Maßholder, Rüſtern, Hainbuchen, Elſebeer, Lerchen, Buchen, Eſchen und junges Eichenholz.

Aus der Verwendung des Brennholzes iſt alſo ſchon erſichtlich, daß dazu alles Holz gehöret, was kein Nutzholz abgiebt; mihin muß der Forſtmann bei ſeinen Holzſchlägen genau darauf ſehen, daß alles Nutzholz gehörig ausgehalten, und nicht mit unter das Brennholz gelegt wird.

Je gröber das Brennholz gemacht, und je beſſer daſſelbe ausgeäſtet wird, deſto nützlicher iſt es für den Käufer, weil die Klaftern dann um ſo weniger leeren Raum haben. Je kleiner das Holz geſpalten iſt, deſto mehrere leere Zwiſchenräume ſind da. Bei geradſpaltigen Hölzern, als Fichten, Tannen und Kiefern, kann man in einer Klafter von 3½ Fuß Scheitlänge, und in welcher ohngefähr 140 bis 150 Scheite liegen, nicht mehr als 16 Cubikfuß Zwiſchenraum rechnen. Bei ſehr ungleichen und knorzigen Hölzern läßt ſich der Zwiſchenraum gar nicht wohl beſtimmen; ſiehe Klafter und Zwiſchenraum.

Der Preiß des Brennholzes ſollte eigentlich durchgängig nach der Wirkung jeder Holzſorte und nach ſeiner innern Güte beſtimmt ſeyn, welches aber bei weitem der Fall nicht iſt; denn die höhere Taxation der einen Sorte gegen die andere beruhet bloß auf Gutdünken, und iſt keineswegs nach dem richtigen Verhältniß der Wirkung eingerichtet. Ein nicht geringes Verdienſt hat daher Herr Hartig ſich dadurch erworben, daß er die Bahn hierin gebrochen, und ſeine Verſuche bekannt gemacht hat.

G. L. Hartig phyſikaliſche Verſuche über das Verhältniß der Brennbarkeit der meiſten deutſchen Waldbaumhölzer. Marburg, 1794. 8.

Brennlaſt; wurde ein von Aeſten und Zacken gereinigter, runder, tannener, fichtener oder buchener Stamm Holz genannt, der zum Flößen beſtimmt war, von unbeſtimmter Länge und Stärke, und der nur zu Feuerholz taugte. Dieſes Brennlaſtflößen hat aber, ſeitdem auf den Flüſſen und Bächen Scheitholz geflößet wird, aufgehört.

Brett, Fr. Planche. Iſt eine auf einer Schneide- oder Sägemühle geſchnittene Tafel von Holz, die viel länger als breit und eigentlich $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll, höchſtens $1\frac{1}{4}$ Zoll dick iſt. Die Bretter, welche $1\frac{1}{2}$ Zoll und drüber ſtark ſind, werden an vielen Orten Bohlen genannt; ſo wie Brett auch ein Thill, Thiele oder Diele heiſſet. Die meiſten Bretter werden von Tannen- und Fichtenholz gemacht, wiewohl man auch eichene, rothbuchene, weißbuchene und birkene Bretter hat, ohne die lindene, ahornene, rüſterne, nußbaumene u. ſ. w. zu nennen, welche man nicht eigentlich zum Waldhandel rechnet. Die Länge eines Bretts iſt in verſchiedenen Ländern und Gegenden verſchieden. In Sachſen und Thüringen iſt die gewöhnliche Länge eines Bretts 14 Schuh, im Würtembergiſchen beim Floßhandel auf der Murg 15 Schuh, auf dem Necker aber 16 Schuh, die Dicke $\frac{5}{4}$ Zoll und die Breite 13 Zoll, und es iſt in einigen Gegenden, wo der Handel beträchtlich iſt, eine Art von Schau eingeführt, damit die Käufer zum Nachtheil bes Handels von den Verkäufern mit der Waare nicht können betrogen werden.

In den Königl. Preußiſchen Nutzholz-Magazinen zu Berlin findet man folgende Bretter von Kiefernholz:

Ganze Spundbretter das Schock (60 St.) à 51 Rthl. 21 gl.
halbe Spundbretter, das Schock — 45 — 20 —
Tiſchlerbretter, das Schock — — 35 — 10 —
halbzöllige Bretter, das Schock — 26 — 11 —
Rüſtbretter, das Schock — — 21 — 16 —

Sodann eichene Bretter:

Ein und ein halbzöllige, das Stück — à 1 — 12 —
Ein und ein viertelzöllige, das Stück — 1 — 4 —
Seiten- oder Ausſchußbretter, d. Stck. — — — 15 —

Die rothbüchenen, weißbüchenen und birkenen Bretter haben mit den eichenen einerlei Taxe.

Die gemeinen Bretter, welche man auch Beſchlagebretter nennt, ſind von ungleicher Länge, aber nur 8 bis 10 Zoll breit, und ohngefähr $\frac{3}{4}$ Zoll dick. Die Schreiner oder Tiſchler gebrauchen noch dünnere Bretter zu ihrer Arbeit, welche ſie Herrenbretter nennen; diejenigen aber, welche auf der Seite eines Blochs abgeſchnitten werden, heiſſen Schwarten. Wenn von einem Bloch nur 2 Schwarten weggenommen werden, ſo behalten die geſchnittenen Bretter an beiden Seiten ihrer Länge nach einen ungleichen Rand, und werden ungeſähmte Bretter genannt; die ihnen entgegengeſetzte geſähmte aber entſtehen, wenn man dem Bloch 4 Schwarten genommen, wodurch der Rand am Brett gleich wird.

Brettbaum, ſ. Blochbaum.

Brettklotz, ſ. Bloch.

Bringen, Fr. mettre bas; heißt ſo viel als Junge kriegen, und wird von einigen Raubthieren, vom Luchs, Biber, Fiſchotter und dergl. geſagt.

Brocken, Fr. Amorce, Appât. Iſt der Vorwurf auf den Plätzen, wo Wölfe, Füchſe und dergl. Raubthiere angekörnet werden.

Brombeerſtrauch, lat. Rubus. Wahrer Holzarten von dieſem Geſchlechte giebt es in der Forſtwirthſchaft nur zwei Arten, den hohen Brombeerſtrauch und die Ackerbrombeere; denn die zu dieſem Geſchlechte eigentlich noch gehörige gemeine Himbeere (Rubus idaeus) und die Steinbeere (Rubus ſaxatilis) ſind nur Staudengewächſe, deſſen Stängel mit der Frucht vergehen, und folglich keine wahren Holzarten.

Der hohe Brombeerſtrauch, lat. Rubus fruticoſus, Linn. Fr. les Mures de Renard, Engl. the common Black berry; auch Broombeerſtrauch, Bremen, Bromen, Rhambeeren, Rabetbeere, Kratzbeerſtrauch, großer hoher oder pohlniſcher Brombeerſtrauch. Iſt ein halber Strauch, und gehört unter die immergrünen Laubhölzer. Die fruchtbaren Zwitterblüthen erſcheinen auf den äußerſten Zweigen mit ohngefähr 20 Staubfäden vom Mai bis ſpät in den Herbſt. Die Staubwege ſind haarförmig, hervorragend, und haben einfache Narben. Die Frucht iſt die bekannte Brombeere, welche anfangs grün, hernach roth, bei ihrer Reife (im Auguſt und September) ſchwarz, und enthält die Saamenkerne in ſich. Die Wurzel läuft im Boden fort, iſt zähe, äſtig, und wuchert mit vielen Wurzellohden. Die aufſchießenden Stengel ſind 2 bis 3 Ellen lang, ſtark, eckigt und gefurcht, biegen ſich nach der Erde, und tragen viele Blätter, welche abwechſelnd ſtehen, die untern ſind aus 5, die obern aus 3 kleinern zuſammengeſetzt. Dieſe Blätter ſind von ungleicher Größe, eirund zugeſpitzt, am Rande groß gezahnt, auf der obern Fläche dunkelgrün, auf der untern weiß, behaart, und ſtehen auf ſtachlichten Stielen. Stamm und Stengel ſind mit vielen harten, gekrümmten Stacheln beſetzt. — Man pflanzt dieſen Strauch in den Forſten nicht fort; indeſſen geſchieht die Vermehrung ſowohl durch Saamen, als vorzüglich mit der Wurzelbrut, Schößlingen und Stecklingen.

Dieſer Strauch nimmt in manchen Waldungen ganze Strecken ein, und erſtickt oft den jungen Zuwachs an Laubholz. Oft findet man aber auch junge Eichpflanzen unter ſeinem Schutz. Die ſchwarzen Beeren enthalten einen rothen weinſäuerlichen Saft, und gleichen, wenn der Strauch im fetten Lande ſteht, an Geſchmack den ſchwarzen Maulbeeren. Mit den Blättern und Wurzeln hat man in der Heilkunſt Verſuche angeſtellt; beſonders aber hat man die reifen Beere als ein durſtlöſchendes und kühlendes Mittel ſowohl eingemacht, als mit Waſſer zu einem Trank bereitet, angeprieſen. Die unreifen Beeren getrocknet, geſtoßen und mit Wein vermiſcht, geben einen guten ſcharfen Eſſig. In Provence giebt man mit den recht reifen Beeren dem Muskatwein Farbe, und in Toulon nimmt man ſie unter die ro-

then Weine. Das Holz iſt zwar zähe, aber zum Nutzgebrauch zu ſchwach. Die Stauden ſelbſt pflanzt man auf loſe Dämme an, um ſie gegen das Vieh zu bewahren, ingleichen füllt man Lücken in den Hecken damit aus, aber zu dauerhaften und regelmäßigen Hecken ſchicken ſie ſich nicht. Nach Vieborg kann man ihn auch zu Dämpfung des Flugſandes benutzen. Die Sträucher in Gruben gebrannt, geben Kohlen zum beſten und raſcheſten Birſchpulver, ſo daß es viele als ein Kunſtſtück geheim halten. Doch iſt der Abgang beim Verkohlen ungemein beträchtlich. Das Laub liefert nach Siffert eine dunkle Brühe, welche mit mancherlei Zuſätzen, brauchbare Farben giebt.

Die Ackerbrombeere, lat. Rubus caeſius, Linn. Fr. le Ronce des champs, Engl. the dwarf Bramble: auch Bocksbeere, blaue Brombeere, Fuchsbeere, Ackerbeere genannt. Iſt niedriger und kleiner als die vorige Art, und gehört unter die immergrünen Rankenſträucher. Man findet ſie in Hecken und an Zäunen; beſonders aber fürchtet dieſes Gewächs der Landmann unter dem Namen Traubenbrehme, indem es die Aecker häufig überzieht, das Getraide verdirbt, und wo es einmal eingewurzelt, nur mit vieler Mühe auszurotten iſt. Die Ranken ſind lang, ſchwach und rund, mit kurzen Stielen beſetzt, jung mit einer grünen, alt mit einer braunen Rinde bekleidet. Die Blätter ſind dreitheilig, eirund, tief gezahnt, unten etwas haarig; die Blattribben ſind dreieckig, ſanft behaart, mit kleinen Stacheln beſetzt. Die Blüten erſcheinen im Junius und Julius, und ſtehen einzeln, auch zu 2 und 3 auf langen, haarigen, ſtacheligten Stielen. Der Beeren ſind weniger als bei der vorigen Art: aber ſie ſind größer. Bei der Reife ſind ſie ſchwarzblau, und mit einem Duft überzogen.

Die Früchte ſind eßbar, und geben einen treflichen Wein. Auch nimmt man ſie, Traubenweine angenehmer zu machen. Zur Vertilgung dieſes Strauchs auf Aeckern iſt das beſte Mittel das Aushacken, wobei aber auch die kleinſten Würzelchen mit ausgemacht werden müſſen, weil ſie ſonſt, wie die Quecken, aus kleinen Trümmern wieder ausſchlagen. Die gereinigten Felder muß man daher im folgenden Jahre noch einmal begehen, und die etwa erſchei-

nenden neuen Ausſchößlinge, wenn ſie eine Elle hoch gewachſen ſind, ausziehen laſſen.

Bruch, Fr. Briſées. Iſt ein abgebrochener grüner wohlgeſtalteter Zweig von Tannen- oder Eichenholz, der von den Jägern nach vollbrachtem Jagen als ein Ehrenzeichen auf den Hut geſteckt wird, wenn nämlich ein jagdbarer Hirſch oder ſtarkes Schwein erlegt worden. — Mit einem Bruch werden auch bei dem Beſtätigen die Leithunde careſſirt, auch die Fährten damit verbrochen (ſ. Verbrechen). — Mit Brüchen wird auch bei einem Lauftjagen der Ort behängt, wo aus dem Leibſchirm hinaus geſchoſſen wird, damit die Zuſchauer ſich darnach richten, und dieſen Ort, um nicht beſchädiget zu werden, vermeiden können.

Bruch, Bruchort, Lat. Lacus paluſtris, Fr. Marais, Marécage, Terre baſſe et humide. Hierunter verſteht man niedrige ſumpſige Gegenden, welche Sommerwaſſer halten, indem ſie keinen Abfluß haben. Für die Forſte ſind ſie ſehr nachtheilig, weil, wenn man nicht auf das Ableiten des Waſſers und ihre Abtrocknung Bedacht nimmt, ihre Größe immer wächſt, und dieſe den Forſtgrund verringert, der zu mancherlei nützlichem Gebrauch angewendet werden könnte. Die Sorge eines Forſtbedienten muß daher auf eine ſchleunige Ablaſſung des Waſſers durch wohlangebrachte Abzugsgräben und Schleuſſen Bedacht nehmen, und in den meiſten Fällen wird die Natur die Möglichkeit nicht verſagen; die wenigen ausgenommen, welche von großen Anhöhen umſchloſſen, nämlich ſogenannte Keſſelbrüche und Keſſelſeen ſind, die aber gemeiniglich keine ſonderliche Größe haben.

Unter Brüchen verſteht man ſolche ſumpfige und moraſtige Gegenden, welche mit allerlei Holz, ſonderlich mit Erlen, Birken, Weiden und andern Holzarten, auch mit Rohr und Schilf bewachſen ſind, und zur Viehweide genutzt werden, ſich auch vornämlich zum Hanfbau ſchicken.

Bruchweide, Lat. Salix fragilis, Linn. Fr. le Saule fragile, Engl. the Crack-Willow; auch Knackweide, Krackweide, Brechweide, Glasweide, Bitterweide, Fieberweide, ſpröde Weide, Sprockweide, Spröckelweide, Knackerweide, Roßweide. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und gehört unter die weichen Baumhölzer der zweiten Größe.

Sie erreicht in einem mäßig feuchten Boden eine beträchtliche Höhe, und hat einen sehr ſchnellen Wiederwuchs, iſt daher eine eben ſo nutzbare Stamm- als Kopfweide. Die Rinde iſt an den jungen Zweigen weißlichgrün, an den ältern braunroth. Die Zweige ſind in den Gelenken brüchig, doch ſind es die ältern weniger als die jüngern. Die Blätter ſind größer als an der weißen Weide, $3\frac{1}{2}$ Zoll lang und $\frac{3}{4}$ Zoll breit, von dicker und feſter Subſtanz, länglich zugeſpitzt, auf beiden Flächen glatt, der Rand gezahnt, die Blätterſtiele gefranzelt und gekerbt, die Oberfläche dunkelgrün, glatt und glänzend, die untere bläulichgrün mit grünlichen Adern. Das Holz iſt weiß, weich, nicht dauerhaft, und der Verſtockung ſehr unterworfen. Die gelblichen Blüthenkätzchen haben haarige, gefranzte Schuppen, und an der Baſis ihres Stiels 3 bis 4 Deckblättchen. Die männlichen Schuppen enthalten 2 Staubfäden mit gelben Staubbeuteln. Der Saame iſt ein kleines befiedertes Korn, und wird im Junius reif.

Da unter allen Weiden die Bruchweide am geſchwindeſten, auch ſehr hoch und ſtark wächſt, ſo wird ſie, ob gleich ihr Holz nicht von beſonderer Güte iſt, dennoch in holzarmen Gegenden geſchätzt. In Bruchdörfern und niedrigen Orten wird ſie häufig und mit vielem Vortheile gezogen, weil ſie alle 5 Jahre eine große Menge Reißholz zum Brennen und zur Haltung der Urflechtwerke und Zäune giebt. Die Blätter werden in manchen Viehkrankheiten gebraucht. Ihrer Blüthe fliegen die Bienen vor andern Weidenblüthen nach. Die Rinde iſt ſowohl innerlich als vorzüglich äußerlich bei Menſchen in verſchiedenen hartnäckigen, chroniſchen Krankheiten noch beſſer als Quaſſia und Chinarinde heilſam befunden worden.

Brücke, Kehle, Fr. le Pont. Wird ein kleines Geſtricke genannt, welches in das Hühnertreibzeug, ohngefähr nach dem vierten Biegel eingebunden wird, ſo daß die Feldhühner über daſſelbe hinauf in den Zeug, hernach aber, da es ihnen zu hoch, und gerade vor die Bruſt fällt, nicht wieder zurück können.

Brudel, Suhl, Fr. le Souil. Iſt ein Sumpf oder moraſtiger Ort, worin ſich die Hirſche und das Wildpret, wie auch die Sauen ſowohl in der Brunſt, als auch bei

heißem Wetter legen und ſich darin abkühlen, ſo daß es eigentlich ihr Bad iſt.

Brummen, Fr. murmurer; iſt die Stimme des Bären, wenn er laut wird und ſich hören läßt.

Brunſt, Brunſten, Fr. le Rut, être en rut. Sagt man von wilden Thieren, die zum verſpeiſen dienen, als Hirſch, Reh, u.ſ.w. wenn ſich jedes mit ſeines Gleichen vermiſcht, und die Freuden der Liebe genießet. — Bei den Haſen und Kaninchen, heißt es Rammlen, bouquiner; bei dem Federwildpret, Falzen oder Begatten, être en amour, s'appareiller; bei den Rebhühnern, die Paarzeit, la Pariade; bei den Waſſervögeln aber, als Gänſen und Enten, Reihen, s'apparier.

Brunſtplatz, Brunſtplan, Blohmplatz, Fr. Grattis. Nennt man einen Platz, welchen ſich der Hirſch durch Aufſcharrung des Bodens mit den Vorderläuften und Augenſproſſen macht, und Laub und Gras von der Erde hinwegſchafft, um ſich darauf abzukühlen.

Brunſtplatz, Brunſtplatz, Blohme, Fr. le Plan d'un foret pour le rut. Iſt ein im Walde beſtimmter freier Platz, welchen der Jagdliebhaber an einem bequemen Orte, auf Grummetwieſen oder auf Haiden, die mit Haber und Rüben beſtellt ſind, anlegt. Um denſelben wird ein 4½ Schuh tiefer Graben gezogen, der Aufwurf aber nach dem inwendigen freien Platze zu gemacht, etwa ſo hoch, daß man im Graben verborgen gehen kann. Er muß auch ſo angelegt werden, daß Hirſche und Menſchen gut hinauf kommen können. Alle 100 Schritte macht man Wechſel, ſo, daß der Graben zugedeckt, und oben Erde darüber iſt. Iſt der Platz weitläuftig, ſo müſſen Zwiſchengänge, nämlich der Quere durch Graben gezogen, auch mit einer dichten Hecke verſehen werden, hinter welcher der Jäger dem Beſchlagen zuſehen und nach Gefallen die beſten Hirſche ſich ausleſen und birſchen kann.

Iſt der Brunſtplatz ſo enge, daß er meiſt überſchoſſen werden kann; ſo errichte man nach Verhältniß des Platzes einen von der Erde 10 Fuß hohen Schirm, von vier Schwellen, zwei von 10 Fuß und zwei von 8 Fuß Länge. Dann wird ein Säulenwerk gemacht, daß der Fußboden 9 Fuß von der Erde komme, desgleichen von einer Seite eine

Treppe zum Eingange von außen, und auf allen vier Seiten Schießlöcher oder kleine offene Fenſter. Sodann wird es mit grünem Reiſig bekleidet. Man macht dieſen Schirm um deswillen auf Schwellen, damit er aus einander geſchlagen und weiter gebracht werden kann, und damit die Hirſche nicht ſo leicht Wind vom Weidemanne haben können. — Iſt der Platz auf einer Wieſe, ſo muß ſie gedüngt werden, damit, wenn ſie Johannis abgemähet worden, gegen die Brunftzeit wieder gutes Grummet gewachſen ſey. Sind es aber mit Hafer, Rüben ꝛc. beſtellte Haiden, ſo muß man eine Verzäunung mit Stangen um dieſe Früchte machen, zur Brunftzeit aber wieder öfnen, damit ſich das Wildpret hinein gewöhnet. Dicht neben dem Brunftplatze müſſen auch Dickungen ſeyn, damit ſich das Wild, wenn geſchoſſen wird, darein verbergen könne. An ſolchen Orten macht man den Hirſchen auch mit Waldhörnern Muſik, wo ſie dann aufmerkſam zuhören und ſich freuen.

Zu einem Brunftplatz kann auch ein freier Raſenplatz und deſſen nahe Gegend im Walde blos geheeget, und das Wild mit Kraut, Hafer u. d. gl. Aeſung, das man täglich ausſtreuen läßt, hingelockt werden, da ſich denn die Hirſche mit ihrem Wildpret dahin ziehen, und um ſie zu ſehen, läßt man an den Holzwänden Schirme von Reiſig machen, und ſolche mit kleinen Schießlöchern verſehen.

Brunftzeit, in die Brunft treten, Fr. Temps de rut, entrer en rut. Iſt die Zeit, wenn die wilden Thiere, z.B. das Rothwildpret um Egidi, den heftigen Drang des Zeugungstriebes fühlen, und einander zur Begattung begehren.

Brunnenröhren, Fr. Tuyaux de fontaine. Sind Röhren von ausgebohrtem Holz, womit das Waſſer, gemeiniglich von Quellen, in die Ortſchaften herbeigeleitet wird. Dieſe Röhren nehmen oft, wenn die Waſſerleitung weit geführet werden muß, eine außerordentliche Menge Holz weg, beſonders aber ſind ſie dann holzverwüſtend, wenn bei Legung derſelben nicht gehörig auf die Tiefe und auf die Beſchaffenheit des Holzes ſelbſt geachtet wird. Um ſo mehr muß der Forſtmann wiſſen, welches Holz hiezu am geſchickteſten iſt, wenn es am beſten zu fällen, und von welcher Stärke es ſeyn muß.

Die gewöhnlichſten Brunnenröhren werden von Kiefern und Fichtenholz, wiewohl auch in Ermangelung derſelben von Erlen und Eichen genommen, und iſt ſehr gut, wenn die Rinde daran bleibt, weil ſelbige das Holz in der Erde lange gegen die Fäulniß bewahret. Die beſte Zeit, das Holz dazu zu fällen, iſt mit der Zeit des Bauholzes gleich, nämlich der December, oder die Zeit, wo der Saft am wenigſten flüſſig iſt. Sogleich nach der Fällung ſollte das Holz ins Waſſer geworfen werden, damit es beſtändig von außen auch feucht bleibe. Die Stärke und Länge der Brunnenröhren iſt nach der Abſicht verſchieden. Sollen die Löcher weit ſeyn, ſo muß man ſtarke Hölzer nehmen, und hat man lange Waſſerleitungen, ſo nimmt man am beſten lange Röhren, weil ſie deſto dauerhafter werden, je ſeltner ſie angeſtoßen werden. Die Röhren müſſen von den gefällten Stämmen nicht eher abgeſchnitten werden, bis ſie eben gebohret werden ſollen, indem ſie ſonſt an den Köpfen aufſpringen und reiſſen. Ueberhaupt muß bei Anweiſung dergleichen Holzes darauf geſehen werden, daß es nicht äſtig, und nicht riſſig iſt, weil durch dieſes das Waſſer leicht dringt, und ſo muß es auch gerade und gleich dick ſeyn, damit es gehörig gebohret werden kann. Die Stärke der Brunnenröhren richtet ſich nach dem mehreren Steigen und Fallen des Waſſers; je mehr daſſelbe fällt, und je mehr es in den Röhren zu ſteigen hat, je ſtärker müſſen die Röhren ſeyn, beſonders aber da, wo ſie den ſtärkſten Druck auszuhalten haben, nämlich im Thal, Berg auf aber ſowohl als abwärts können ſie an Stärke wieder abnehmen.

Der häufigſte Fehler, daß die Brunnenröhren zu oft mit friſchen verwechſelt werden müſſen, liegt mit darin, daß man ſie zu oberflächig legt, ſo daß die äußere Luft auf ſie dringen kann. Vorzüglich ſollte daher darauf geſehen werden, daß ſie wenigſtens 2 Schuh tief eingelegt würden; denn die unbedeutende mehrere Arbeit beim Eingraben, wird durch die längere Dauer der Röhren reichlich erſetzt.

Man hat zwar den Vorſchlag gethan, auch an ein Paar Orten realiſirt, die Brunnenröhren von Erde oder Thon zu bereiten; allein bis jetzt hat er, ſo viel man weiß, noch keine Nachfolge gefunden, welches doch, wenn die

Ausführung nicht allzuviel Hinderniſſen unterworfen, allerdings zu wünſchen wäre, weil dadurch ſo viele ſchöne im beſten Wachsthum ſtehende Stämme zu anderem Gebrauch aufbehalten werden könnten, auch möchte die Erſparniß, wenn ja Anfangs die Koſten ſich höher belaufen, doch in der Folge von nicht geringem Belang ſeyn. An eiſerne oder bleierne Röhren, die an einigen wenigen Orten gefunden werden, iſt, wegen Theure der Metalle, ohnehin nicht zu denken.

Brunneteichel, bedeutet ſo viel als Brunnenröhren.

Brunſten, Näſſen, Feichten, Fr. Piſſer; wird ſtatt Urin- oder Harnlaſſen von den wilden Thieren geſagt.

Brut, Fr. la Couvée; heißen die Jungen vom Federwildpret.

Brutfächer, Fr. Charpentage ou ſéparation dans la Faiſanderie pour couver. Sind 18 Zoll breite, 2 Fuß 2 Zoll lange und 20 Zoll hohe von Brettern gemachte Abtheilungen, welche an den Wänden der Bruthäuſer in einer zahmen Faſanerie angebracht werden, worin die Brüthennen von einander abgeſondert ſitzen, ſo daß ſie einander nicht ſehen können; ſ. unter Feſanerie.

Bruthäuſer, Fr. Juchoir pour couver des faiſans. Sind beſondere Gebäude, welche in einer zahmen Faſanerie erbauet werden müſſen, damit die Faſanenhühner darin brüten, und zugleich vor dem ſtürmiſchen Wetter, ſo wie auch vor den Raubthieren ſicher ſeyn können; ſ. Faſanerie.

Brutzeit, Fr. la Ponte, Saiſon de couver. Wird bei dem Federwildpret von jeder Größe, Gattung und Art, die Zeit genannt, wenn ſie über den Eiern ſitzen, und Junge ausbrüten.

Bubert; iſt ſo viel als Saamendarre, nämlich eine Maſchine von Brettern, worauf die Zapfen des Nadelholzes zum Trocknen und Ausklengeln, der Sonne ausgeſetzt werden; ſiehe Ausklempeln.

Buchdrucker, ſiehe Borkenkäfer.

Buche. Wird unterſchieden in die Rothbuche und in die Weißbuche. Von erſterer ſehe man unter Maſtbuche, und von der zweiten unter Hornbaum.

Buchecker n, Fr. Faine, Fuesne. Sind die Kerne von der Maſtbuche, welche ſowohl zur Maſt für die Schwei-

ne als auch zum Gebrauch im Haushalt dienen; ſ. Maſt und Maſtbüche.

Buchfink, lat. Fringilla Montifringilla, Linn. Fr. le Pinçon d'Ardenne, Buff. Engl. the Brambling, Penn. auch Bergfink; Tannenfink; Rothfink; Goldfink; Miſtfink; Kothfink; Rowert; Schneefink; Winterfink; Quäckfink; Quäcker; Jcawetz; Nikabitz; Nikawiß; Gägler; Gogler; Zetſcher; Zehrling; Laubfink; Quietſchfink; Quätſchfink; Baumfink; Waldfink; Pienken; Angermannländiſcher Diſtelvogel; Crainiſch, Pinoſch. Die Kennzeichen dieſer Finkenart ſind: hochgelbe innere Deckfedern der Flügel, orangengelbe Bruſt und Schultern. Dieſer Singvogel kömmt zwar an Größe und Geſtalt dem gemeinen Finken gleich, iſt aber noch weit ſchöner gezeichnet; er iſt 6½ Zoll lang, der Schwanz 2½ Zoll, und mit ausgeſpannten Flügeln 11 Zoll breit. Er wiegt eine Unze. Der Schnabel iſt ½ Zoll lang, ſtark, gelb, im Sommer an der Spitze ſchwarzblau, im Winter braun; der Augenſtern braun: die geſchilderten Beine 10 Linien hoch und mit den Zehen dunkelfleiſchfarbig, die Krallen dunkelbraun, die mittlere Zehe 9 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Der ganze Kopf iſt bis in Nacken und mit der Kehle glänzend ſchwarz, mit roſtgelber Einfaſſung der Federn; Genick und Backen ſind wie weiß übergepudert; der Rücken iſt ſchwarz; der Bürzel weiß, die längſten obern Deckfedern des Schwanzes ſchwarz; die Schultern orangengelb, ſo auch die Gurgel, Bruſt und die obern kleinen Deckfedern der Flügel; der Bauch und die Mitte des Schwanzes weiß; die Seiten ſchwarz; die großen Deckfedern der Flügel und die hintern Schwungfedern ſind ſchwarz, die vordern Schwungfedern ſchwärzlich, faſt dunkelbraun mit weißen Wurzeln; die innern kleinen Deckfedern der Flügel hochgelb, die übrigen weiß; der etwas gabelförmige Schwanz iſt ſchwarz, und die äußerſte Feder hat nach der Wurzel zu eine weiße Einfaſſung auf der äußerſten Seite, die übrigen haben nur eine weniger merklich grüngelbe Randlinie nach der Spitze zu. — Das Weibchen weicht in der Farbe merklich ab. Der ganze Oberkiefer iſt ſchwarzblau; der Kopf rothgrau, ſchwarz gedüpfelt, an den Seiten ein ſchwarzer Streifen, die Backen und der Oberhals ſind aſchgrau;

der Rücken ſchwarzbraun, rothgrau eingefaßt; die Kehle und Bruſt hellrothgelb; die Schultern ſchwefelgelb; Flügel und Schwanz mehr dunkelbraun als ſchwarz.

Der Buchfink läßt ſich leicht zähmen, verwundet aber, als ein beiſſiger Vogel, andere Vögel oft tödtlich, daher man ihn auch ſelten zum Vergnügen, ſondern vorzüglich in Käfigen deßwillen hält, um ihn als Lockvogel auf dem Vogelheerd zu brauchen. Ueberdies beſteht ſein Geſang nur in einem leiſen Krächzen, zwiſchen welches er zuweilen laut Rätſch ſchreit. Seine Lockſtimme iſt Jack, jack, jack, jack Quäák! Er verbreitet ſich über ganz Europa, wenigſtens auf ſeinen Zügen, lebt aber eigentlich des Sommers in den nördlichen Gegenden, doch bleibt er auch zu dieſer Jahrszeit einzeln auf dem Thüringerwalde und auf dem Harze. In unſern Gegenden ſieht man ſie vorzüglich vom Anfange des Oktobers bis zu Ende des Märzes. Im Winter ſuchen ſie ihre Nahrung, ſo lange kein Schnee dieſe bedeckt, in Buchwäldern, übernachten aber nicht in denſelben, ſondern fliegen allezeit in die Schwarzwälder, ſchlafen hier dicht zuſammen in den dichteſten Zweigen der Fichten und Tannen, kommen alle Abende mit der Nacht an und fliegen des Morgens mit der Dämmerung wieder weg. Im März ziehen ſie wieder in die nördlichern Gegenden zurück, und nur einzelne Paare bleiben, wiewohl ſelten in gebirgigen Gegenden Deutſchlands.

Mit den gemeinen Finken haben ſie faſt gleiche Nahrung, freſſen vorzüglich gern Buchecken, wornach jene nicht in ganzen Schaaren ziehen. Im Käfig nehmen ſie mit bloßem Rübſaamen vorlieb, frei herum laufend freſſen ſie alles, was auf den Tiſch kömmt, am liebſten aber Gerſten- oder Haferſchrot mit Milch. — Ihr Neſt machen ſie auf die dichteſten Fichten oder Tannen von Mooſe, füttern es mit Haaren aus, das Weibchen legt 5 gelblich gefleckte Eier darein, und die Jungen werden mit Inſekten aufgezogen. — Im Zimmer werden ſie im Alter, beſonders wenn ſie Hanf bekommen, leicht blind, oder ſterben an geſchwollenen Köpfen. — Ihre Feinde ſind im Winter vorzüglich die Sperber, außerdem noch andere Raubvögel, und ihre Jungen dienen den Baummardern zur Nahrung.

Sie werden auf dem Vogelheerde gefangen, und fallen unter allen Vögeln am beſten auf, ſo daß auf einen Ruck oft einige Schocke gefangen werden. Zum Locken dienen bloß junge Männchen, nämlich ſolche, die gelbliche Beine, und einen geſprenkelten Kopf haben. Zu Läufern nimmt man Weibchen. Wenn der erſte Schnee fällt, darf man auch nur ein Paar Lockvögel in einem Garten an einen Baum hängen, einen Platz reinigen und mit Hafer oder Hanf beſtreuen; wenn dieſe Vögel die Gegend paſſiren, ſo ſtellt man den dritten oder vierten Tag ein Schlaggarn auf, und thut gewöhnlich einen guten Zug. Auf den Dörfern kann man ſie in Meiſenſchlägen, in die man Hanf wirft, mittelſt eines Lockvogels ſehr leicht fangen. Auch gehen ſie unter das Sieb. Im Frühjahr fliegen ſie nach der Lockſtimme des gemeinen Finken, und werden ſehr häufig auf den Lockbüſchen gefangen. — Sie nützen durch ihren nicht unangenehmen bittern Geſchmack.

Varietäten von ihm ſind 1) der weiße oder weißgraue Bergfink, lat. Fring. Mont. alba; 2) der weißköpfige Bergfink, lat. Fring. Mont. leucocephala, Fr. Pinçon d' Ardennes à tête blanche; 3) der bunte Bergfink, lat. Fring. Mont. varia; 4) der Japaniſche Bergfink, lat. Fring. Mont. Japanica.

Buchmaſt, ſiehe Maſt.

Büchſe, ſiehe Birſchbüchſe.

Büchſenfutter, Büchſenſack, Fr. étui de fuſil. Nennt der Jäger das von einer Dachsſchwarte, Leder oder von Tuch gefertigte Futteral, in welches er ſeine Büchſe oder Flinte mit dem Anſchlage bis über das Schloß bei feuchtem Wetter ſteckt, um ſie trocken zu behalten.

Büchſenlappen, Fr. Lambeau ou torchon à nettoyer le fuſil. Sind Lappen von getragenem leinenen Tuche, welche ein Jäger, der Ordnung und Reinlichkeit liebt, nicht nur zu Hauſe zum Abwiſchen ſeines Gewehrs ſtets bereit hat, ſondern auch bei ſich führet, damit er nach jedem Schuß das Schloß, ehe er wieder ladet, vom angelegten Pulverdampf ſogleich wieder gehörig reinigen und vor Roſt bewahren kann.

Büchſenſchrank, Fr. Armoire à fuſils. Heißt beim Jäger ein beſonders dazu aptirter Schrank, worin er ſein

ſein Gewehr aufhängt, und vor Raub verwahrt. Oefters werden dergleichen Schränke mit großen Fenſterſcheiben verſehen, um das Gewehr von außen ſehen und damit Staat machen zu können. Eigentlich aber ſollte jeder Jäger auch einen ſolchen Schrank, oder doch wenigſtens einen beſtimmten ſichern Ort im Hauſe, zu ſeinen und ſeiner Burſche gewöhnlichen Gewehren haben, damit alle leicht mögliche Verletzung der aus- und eingehenden Perſonen verhütet werde, ſo wie es überhaupt von wenig Ordnung zeigt, wenn in einer Jägers Wohnung die Gewehre hie und da in allen Ecken herum lehnen.

Büchſenſpanner, Fr. Porte-arquebuſe. Iſt ein Jagdbedienter bei Hof, welcher das gewöhnliche Handgewehr des Herrn unter ſeiner Aufſicht hat, damit daſſelbe ſtets in Reinigkeit und brauchbarem Stande ſey, ſo wie zu dieſer Bedienung auch gehört, den Herrn ſowohl auf der Jagd als allem übrigen Schießen zu begleiten, und das Laden des Gewehrs ſowohl, als alle ſonſtige dabei nöthige Dinge zu beſorgen. Daß die Geſchäfte eines ſolchen Mannes, wäre der Herr auch ein noch ſo großer Jagdliebhaber, dennoch immer Zeit übrig laſſen, um ſie zu andern nöthigen Wiſſenſchaften verwenden zu können, iſt hinlänglich bekannt, und Pflicht iſt es für ihn, es auch zu thun. Denn da er vom Anfange an ſchon weiß, daß ſein Hofdienſt nicht Zeitlebens dauert, ſondern bald früher bald ſpäter ihm ein Forſtdienſt anvertrauet wird, ſo ſollte er auch billig alle ſeine Nebenſtunden zur Erlernung der zu ſeinem künftigen Poſten nöthigen Wiſſenſchaften anwenden, und immer dabei bedenken, daß alsdenn mehr von ihm gefordert wird, als ſich täglich zu putzen, ein Gewehr zu laden, und etwa zuweilen als Courier zu reiten.

Budel, Lat. Canis aquaticus, Linn. Fr. Grand Barbet, Buff. Engl. Water Dog, Penn. auch Waſſerhund; Barbet; ungariſcher Waſſerhund; und zum Unterſchied des kleinen Budels: großer Budel, genannt. Iſt ein Hund von mittelmäßiger Größe, hat einen dicken und runden Kopf, kurze und ſtumpfe Schnauze, breite und herabhängende Ohren, dicken und kurzen Leib, faſt horizontal herabhängenden Schwanz, kurze und ſtämmige Beine, und krauſes und wolliges Haar, welches alle Jahre abgeſchoren, und von Huthmachern

und Strumpfwürkern benutzt wird. Er iſt der gelehrigſte und treueſte Hund, lernt allerhand luſtige Handlungen verrichten, und läßt ſich auch eben ſo, wie der Hühnerhund, zur Jagd abrichten. Beſonders geht er gern und zwar aus natürlichem Triebe ins Waſſer, und iſt daher zur Jagd der Waſſervögel ſehr geſchickt. Zu dieſem Gebrauch läßt man ihn ſcheeren, den Schwanz ſtutzen, einen großen Bart und die Augenbraunen ſtehen, damit er deſto beſſer ſchwimmen kann. Er lernt auch Trüffeln ſuchen.

Eine gleiche Art iſt der kleine Budel, auch Zwergbudel genannt, Fr. petit Barbet, Buff. welcher dem Budel durchgängig gleichet, aber kleiner iſt, und eine weniger dicke Schnauze hat. Das Haar an den Ohren iſt überaus lang und gerade herunterhängend.

Bug, ſiehe Blatt.

Bügel, an Büchſen und Flinten, Fr. Sous garde. Iſt die zur Sicherheit des ohngefähren Losgehens, und Verhütung des dadurch entſtehenden Unglücks, nöthige Bedeckung des Abzugs oder des Stechers, welche unter dem Schloß einer Büchſe oder Flinte in den Schaft befeſtiget und von Eiſen oder Meſſing verfertiget iſt.

Bügeldohnen, Fr. Lacet, Cerceau. Iſt diejenige Art Dohnen, wozu man zähe Ruthen von Weiden oder beſſer von Seelenholz nimmt, und ſie in Löcher oder Ritzen, die man in die Bäume macht, als einen Bügel oder halbes Oval ſo hinein ſteckt, daß die obere und untere Seite etwa 6 Zoll lang und der Zwiſchenraum 4 Zoll hoch werde. In der Oberſeite des Bügels werden 2 bis 3 herunterhängende pferdehaarne Schleifen angebracht, und in die Spalte des Untertheils ſteckt man die Vogelbeeren.

Eine andere Art Dohnen, welche man ganze Bügeldohnen nennen kann, iſt folgende. Man nimmt Stöcke von zähen Weiden, die ohngefähr die Stärke eines kleinen Fingers haben, knicket ſie 8 Zoll vom dicken Ende an ein, biegt ſie vor dem Knie oder aus freier Hand länglich rund, ſchneidet das ſchwache Ende ſcharf wie ein Keil, macht 2 Zoll von dem Ende des dickern eine Spalte und ſteckt es hinein und etwas durch. Auf dieſe Art wird der Bügel oval rund. An den Seiten der Rundung ſticht man mit einem ſpitzigen Meſſer ein und ſteckt die Schlingen durch, und

unten die Beeren. Unten bei den Beeren klemmt man noch an der Seite in eine Ritze zwei Schlingen ein, und ſtellt ſie auf, daß die Beeren recht dazwiſchen hängen, doch etwas abwärts, und man wird finden, daß ſich oft in den unterſten Schleifen mehr Vögel als in den oberſten fangen. Die Breite und Höhe dieſer Dohnen iſt mit den übrigen Dohnen gleich; ſ. Dohnen.

Bullenbeiſſer, ſiehe Bärenbeiſſer.

Buntſpecht; iſt ein Waldvogel, den man gewöhnlich in drei Arten unterſcheidet, nämlich in den großen, mittlern und kleinen Bundſpecht.

Der große Buntſpecht, Lat. Picus major, Linn. Fr. le Pic varié, Buff. Engl. the greater ſpotted Woodpecker, Penn. auch bloß Buntſpecht; geſprenkelter Specht; Elſterſpecht; Baumhäckel; größerer Specht, genannt. Dieſe Art Spechte hat als Kennzeichen, daß ſie ſchwarz und weisbunt ſind, und karmoiſinrothen Hinterkopf und Steiß haben. Er bewohnt Europa bis zur Lappmark, das aſiatiſche Rußland und das nördliche Amerika, iſt $10\frac{1}{2}$ Zoll lang, und die Flügelbreite beträgt 1 Fuß $6\frac{1}{2}$ Zoll. Der Schwanz iſt 4 Zoll lang, die Flügel reichen etwas über die Mitte deſſelben, und das Gewicht iſt $2\frac{3}{4}$ Unzen. Der Schnabel iſt 13 Linien lang, oben fünfeckig mit einer tiefen Ritze, in welcher die eirunden mit ſchwarzen Borſten bedeckten Naſenlöcher liegen, unten abgerundet, an der Spitze keilförmig zuſammengedrückt, ſcharf, oben ſchwärzlich, unten bläulich hornfärbig; die Zunge $5\frac{1}{2}$ Zoll lang, rund mit einer Hornſpitze, die harte Stachelſpitzen zur Seite hat, verſehen, wodurch die Inſekten feſt angeheftet werden, zieht ſich am dickern hintern Ende, wie in eine Scheide ein, in welcher ſich eine wie Leim klebende Feuchtigkeit befindet, die ihm beim Inſektenfang nützlich iſt, und endigt ſich in zwei lange elaſtiſche, halbmondförmige Knorpel, die von hinten über den Hirnſchädel weggehen, mit einem ſtarken Muskel umgeben ſind, und da ſie ſich weit vor- und rückwärts ſchieben, das Ein- und Ausſchieben der langen Zunge befördern; um die bläulichen Augen geht ein weißer Ring; die Füße bläulich olivengrün, die ſtarken Nägel hornfarbig, die Beine 15 Linien hoch, die äußere Vorderzehe 16 Linien, die

innere 13 Linien, die äußere Hinterzehe 14 Linien und die innere 6 Linien lang.

Die Stirn iſt gelblichbraun; der Scheitel ſchwarz, hinten mit einer karmoiſinrothen Binde eingefaßt, welche von dem ſchwarzen Nacken durch eine weiße Querlinie abgeſondert iſt; die Backen weiß, an der Seite des Halſes ein röthlich ſchmutzig weißer Fleck, beides mit einem ſchwarzen Bande, das von der Wurzel des Schnabels bis faſt an die Bruſt herabreicht, umzogen; der Oberleib ſchwarz; der Unterleib bis zum Steiß röthlich ſchmutzig weiß; der Steiß hellkarmoiſinroth; die Schulterfedern und hintern Deckfedern der Flügel bilden ein eirundes weißes Schild auf den Flügeln; die übrigen Deckfedern ſind ſchwarz; die Schwungfedern ſchwärzlich und haben fünf Reihen weißer Flecken, die auf den zuſammengelegten Fahnen fünf weiße Querſtreifen bilden; an den Spitzen der vordern Schwungfedern ſteht nur auf der äußern Fahne ein kleiner eirunder weißer Fleck; die zehn Schwanzfedern ſind keilförmig, ſcharf geſpitzt, die drei äußerſten auf jeder Seite an der Wurzel ſchwarz, nach der Spitze zu röthlich weiß mit ſchwarzen Querſtrichen und gelbbraunen Spitzen, die folgende ſchwarz mit einer gelbbraunen Spitze und die letzte oder beiden mittelſten ganz ſchwarz. — Dem Weibchen fehlt der karmoiſinrothe Nacken, die Stirn iſt hellbrauner, Kehle und Bruſt heller, und der Rücken faſt allezeit braunſchwarz.

Er iſt nicht ſcheu, ſchreit hoch: Gick, gick, gick! und hält ſich viel auf der Erde auf. Er bewohnt die Wälder, vorzüglich die Laubhölzer, und hält ſich lieber nahe bei bewohnten Plätzen in den Feldhölzern und Gärten, als in tiefen Gebirgen und Wäldern, auf. Er zieht in Deutſchland nicht weg, ſondern von der Mitte des Auguſts an von einem Ort zum andern. Im Winter hält er ſich vorzüglich gern zu den Gärten. Seine Nahrung beſteht in allerhand Inſekten, als Heuſchrecken, Maikäfern, Miſtkäfern, Ameiſen, Bienen, auch Fichten- und Kieferſaamen, Buchеckern, Eicheln und Haſelnüſſen, die er ſehr künſtlich zwiſchen eine Baumſpalte klemmt, ſie ſo mit ſeinem ſtarken Schnabel aufhackt und den Kern heraus holt. Durch Vertilgung der Holzwürmer, Puppen und Maden, die er un-

ter der Schale und dem Mooſe der Bäume hervorſucht, wird er in Gärten beſonders nützlich.

Er niſtet in hole Bäume, und legt auf allerhand Geniſt 3 bis 6 weißliche Eier. Die Jungen haben vor dem erſten Mauſern einen karmoiſinrothen Scheitel, und verändern überhaupt die Farbe deſſelben bis ins dritte Jahr. Im erſten iſt nämlich der Scheitel ganz roth, im zweiten nur die hintere Hälfte, und im dritten erſcheint endlich die bleibende Farbe nach Verſchiedenheit des Geſchlechts. — Er wird von einer Art weißer Milben geplagt und die Baummarder, Wieſeln, Iltiſſe, wilden Katzen, Eulen u. d. gl. Raubthiere ſtellen alle beſonders ſeiner Brut nach. Außerdem findet man in ihm noch Kratzerwürmer.

Man kann ihn ſehr leicht mit der Flinte erlegen, wenn er einen Baum hinaufklettert. Auch kann man ihn in einer pferdehaarnen Schlinge fangen, wenn man den Ort weiß, wo er ſeine Nüſſe öffnet.

Sein Nutzen beſteht: in ſeiner Nahrung, da er viele ſchädliche Inſekten tödtet; in ſeinem ſehr ſchmackhaften Fleiſch, beſonders zu der Zeit, wenn es Haſelnüſſe giebt, und im Winter, wo er am fetteſten iſt; auch rühmen ihn die Jäger als eine gute Witterung für den Baummarder. — Er ſchadet dadurch, daß er die Bienenkörbe zerhackt.

Der mittlere Buntſpecht, Lat. Picus medius, Linn. Fr. le Pic varié à tête rouge, Buff. Engl. the middle ſpotted Woodpecker, Penn. auch Elſterſpecht; Weißſpecht; kleinerer Specht. Kennzeichen der Art ſind: daß er ſchwarz und weißbunt, am Scheitel und Steiß roth iſt. Er bewohnt Europa, wie der vorige, und iſt ein wenig kleiner. Iſt $9\frac{2}{3}$ Zoll lang, und $15\frac{1}{4}$ Zoll breit. Der Schwanz iſt $4\frac{1}{4}$ Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf die Mitte deſſelben. Der Schnabel iſt 13 Linien lang, dunkelbleifarben, dünner und ſpitziger, als am großen Buntſpecht; die Augen ſind braun, mit einem weißgrauen Ring; die Füße ſchmutzig bleifarbig, die Nägel dunkler, die Beine 13 Linien hoch, die äußere Vorderzehe 12 Linien, die innere 9 Linien, die äußere Hinterzehe 14 Linien, und die innere 5 Linien lang.

Der Scheitel iſt karmoiſinroth; die Stirn ſchmutzig roſtfarben; der Nacken ſchwarz; die Backen weiß, an den Seiten des Halſes ein weißer Fleck, beides mit einem ſchwarzen Bande, das oben unter den Augen und unten am Schnabelwinkel anfängt und weit und ſtark in die Bruſt hineingeht, eingefaßt; der Oberleib ſchwarz; der Unterleib bis zum After ſchmutzig grauweiß, die Schäfte der Federn an der Bruſt und an den Seiten ſchwarz; der After blaß roſenroth; die weißen Schultern und hintern Deckfedern der Flügel bilden ein eirundes Schild, das einen ſchwarzen Fleck hat; die übrigen Deckfedern ſchwarz; die Schwungfedern ſchwärzlich, weiß gefleckt, und die vordern haben weiße Spitzen; die Schwanzfedern ſind ſchwarz, die beiden äußern von der Hälfte an nach der Spitze zu weiß, ſchwarz in die Quere geſtreift, die dritte nur mit vier gelblichen Spitzen, die vierte und fünfte ganz ſchwarz. — Man trift ſie auch mit einer bloßen rothen Querbinde im Nacken an. — Das Weibchen hat einen ſchwarzen Kopf, und ſoll nach einigen größer als das Männchen ſeyn.

Dieſe Spechte haben mit dem großen Buntſpecht gleichen Aufenthalt, Nahrung und Fortpflanzung; da ſie noch weniger ſcheu ſind als die großen Buntſpechte, ſo ſind ſie noch leichter zu ſchießen. Ihr Fleiſch ſchmeckt angenehm.

Der kleine Buntſpecht, lat. Picus minor, Linn. Fr. le petit Epeiche, Buff. Engl. the leſſer ſpotted Woodpecker, Penn. auch wird er Grasſpecht genannt, weil er, um Ameiſen zu ſuchen, immer im Graſe verborgen herumhüpft. Er iſt weiß und ſchwarz gefleckt, mit rothem Scheitel; hat in Rückſicht der Farbe vieles mit dem vorigen gemein, iſt aber ſeltener. Er bewohnt nicht nur die großen gebirgigen Waldungen von Schwarz- und Laubholz, ſondern auch die einzelnen Feldhölzer, und die Gärten, die in waldigen Gegenden liegen; iſt $5\frac{1}{4}$ Zoll lang, davon der Schwanz $2\frac{1}{2}$ Zoll hält, und die Breite der ausgeſpannten Flügel, welche zuſammengelegt bis auf die Mitte des Schwanzes reichen, beträgt $11\frac{1}{2}$ Zoll. Das Gewicht iſt weniger als eine Unze. Der Schnabel iſt 8 Linien lang, und grünlich ſchwarz, der Regenbogen röthlich; die Naſenlöcher ſind mit bräunlichen ſteifen Federn, die von der Stirn ſtark herabhängen, bedeckt; die Beine $\frac{1}{2}$ Zoll hoch und mit den Füßen

grünlich ſchwarz; die äußere Vorderzehe 7 Linien, die innere 5 Linien, die äußere Hinterzehe 8 Linien und die innere 4 Linien lang.

Die Stirn iſt weiß; der Scheitel karmoiſinroth; der Hinterkopf ſchwarz mit einem dergleichen Streifen bis zum Rücken; die Backen graubraun; über den Augen ein weißer Streifen, der hinter den Ohren und auf den Seiten des Halſes in einen großen weißen Fleck übergeht; an den Schnabelecken nach den Seiten des Halſes ein ſchwarzer Streifen, der ſich, ſo wie der des Nackens, mit einem ſchwarzen Bande vereinigt, das von einer Achſel über den Rücken weg bis zur andern läuft; der übrige Rücken weiß mit ſchmalen ſchwärzlichen Querſtrichen; die Deckfedern des Schwanzes ſchwarz; der Unterleib rothgraulich weiß mit ſchwarzen Strichen an den Seiten; die Flügel ſchwarz mit breiten weißen Flecken; die vier mittlern Schwanzfedern ſchwarz, ſteif und zugeſpitzt; die ſechs übrigen abgerundet, nur an der Wurzel ſchwarz, übrigens weiß mit ſchwarzen Streifen. — Das Weibchen hat einen dunkelbraunen Stirnſtreifen, weißen Vorderkopf, und es fehlt ihm die rothe Kopffarbe.

Im Winter kömmt dieſer nützliche Vogel in die Gärten und ſucht die, unter den Baumrinden verborgenen, Inſekten und Larven hervor. Im Sommer frißt er auch Ameiſen. Er iſt ſehr gewandt in Beſteigung der Bäume, und ſchreit beſtändig: Gick! — Gick! — Sein Neſt findet man in Gärten und Wäldern in allen Bäumen, die dazu bequem ausgehölt ſind, und Männchen und Weibchen brüten in 14 Tagen wechſelsweiſe vier grünlichweiße Eier aus. Sie ſind nicht ſcheu, und können daher leicht geſchoſſen werden. Ihr Fleiſch ſchmeckt wie das vom Rothkehlchen.

Burg, Fr. Tannière, Cabane. Werden die Häuſer der Biber genannt, welche ſie an die Ufer der Flüſſe oder Seen anlegen; ſ. Biber.

Burgſtall, Grimmen, Fr. Mont. Iſt ein Hauptzeichen, den Hirſch vor dem Thiere an der Fährte zu erkennen. Wenn nämlich der Hirſch ſicher und ruhig geht, und mit ſeinen Läuften feſt und gerade auftritt, ſo ſchiebt er mit den Ballen das Erdreich vor ſich nach der Schale zu, und

wenn er nun fortſchreitet, ſo zwinget und ziehet er die Erde mit den Schalen gleichſam wieder rückwärts an ſich, wovon in der Mitte der Fährte das Erdreich wie ein Gewölbe erhöhet wird.

Burſch, ſiehe Jägerburſch.

Bürzel, Fr. le Cul, Derrière. Iſt ein kleines, den Hirſch von dem Thiere unterſcheidendes Hügelchen, welches man, wenn der Hirſch in gutem Boden den Schluß macht, da, wo die Schalen und Ballen zuſammen ſtoßen, gewahr wird, aber genau beſehen werden muß.

Buſch, Strauch, Fr. Aire de brouſſailles. Wird von den Vogelſtellern der eigentliche Platz auf einem Vogelheerd genannt, welcher vergrünet mit rothen und ſchwarzen Beeren beſtecket, und mit den Wänden belegt und umſtellet wird.

Büſche, Feldhölzer, Fr. petit bois, Ségrais. So nennt man einzelne, im freien Feld von einem Forſt abgelegene und mit Holz bewachſene Flächen.

Buſchheerd, ſiehe Vogelheerd.

Buſchholz, iſt ſo viel als Laubholz.

Buſchrege, Fr. Paumille. Heißt, wenn die Vogelſteller auf den Vogelheerden ſogenannten Ruhrvögeln einen Bindfaden an die Beine binden, welcher bis in die Hütte reicht, damit ſie dieſelben nöthigen Falls durch einen gewiſſen Zug aufziehen (aufregen) können, wenn Vögel in der Nähe ſind.

Buſen, Inngarn, Fr. le Sein. Iſt das zu dem Steckgarn erforderliche kleine geſtrickte Garn, welches zwiſchen die Spiegelnetze zum Fangen angebunden wird; ſ. Steckgarn.

Buſengeben, Fr. Toiles avec le coulant de plis. Heißt, wenn man bei Stellung der Netze oder Garne, mit welchen man ſowohl abhalten, als auch fangen will, die Garne an den Leinen etwas zuſammen zieht, damit es Falten giebt, und ſich das Wildpret, wenn davon etwas in die Garne fällt, deſto eher darin verwickele und verfange.

Buſſard, ſiehe Mäuſefalke.

Buttendauben, Buttentaugen; ſind Taugen (Dauben) von Tannenholz, aus welchen in den Weinländern die Butten der Weingärtner gemacht werden.

C.

Capital, grande. Iſt eine bei den Jägern gebräuchliche Redensart, die ſie bei recht guten Hirſchen oder Sauen, ingleichen bei ſeltenen mit ſtarken Stangen und vielen Enden verſehen Gehörnen anwenden.

Capitalhirſch, Fr. grand vieux cerf. Wird ein Hirſch vom achten Jahr an und drüber genannt, von welcher Zeit an er recht gut und ſtark wird.

Caravellen, ſiehe Bohlen.

Carbiviren, Fr. faire diligence pour dévancer. Heiſt bei der Parforcejagd, wenn ein Paar Piquirs denjenigen, die den Anjagdshirſch ſprengen, um ihn von den andern Hirſchen abzuſondern, vorhalten, indem ſie quer vor reiten.

Carinbohlen, ſiehe Bohlen.

Changejagen, Fr. prendre le Change. Wird bei der Parforcejagd genannt, wenn der angejagte Hirſch zwiſchen und bei andere Hirſche und Wildpret kommt, oder auch wenn von den neben der Jagd her Reitenden etwas rege wird, und unter oder kurz vor die Hunde kommt, ſo daß die Hunde andere Hirſche oder Thiere aufnehmen und mit fortgehen. Hiebei kommt es nun auf gute und alte Hunde an, damit dieſe den Hirſch unter der Change ausmachen. Das übelſte iſt, wenn man öfters Change kriegt, und die Meute zerreißet, ſo daß die Hunde wohl auf 2 bis 3 Orten jagen; ſ. Parforcejagd.

Chaſſe machen, Fr. réduire ranger ſous l'obéiſſance. Iſt das vornehmſte Stück bei den Parforcehunden, daß man ſie nämlich vollkommen zum Gehorſam bringt, auch zum Rufe und Horn gewöhnt, und müſſen eben ſowohl in der Arbeit, als wenn ſie in Athem kommen ſollen, in Gehorſam gebracht werden.

Chef, Commendant, Fr. Chef, Commandant de la chaſſe. Iſt der erſte Vorgeſetzte der Jägerei in einem Lande, welchem alles, was zum Jagdweſen gehöret, anvertrauet und übergeben iſt, mithin alle bei einer Jagdequipage angeſtellte Perſonen untergeordnet ſind, und der auf Verlangen des Herrn den Befehl zur Anſtellung der Jagden ertheilet.

Der Titel eines Chefs iſt an mehreren Höfen verſchieden. Dergleichen ſind Ober-Hofjägermeiſter, Hofjägermeiſter, Landjägermeiſter, und da auch derſelbe in den meiſten Ländern die Direction über das Forſtweſen zugleich mit führet, ſo wird er auch Oberforſtmeiſter, Forſtmeiſter u. ſ. w. genannt.

In letzterer Verbindung allerdings ein wichtiger Poſten im Staat, der aber auch warlich viele und mancherlei Kenntniſſe erfordert, um ſelbigen mit verdienter Ehre und zum Beſten des Staats zu bekleiden. Von einem Chef kann zwar nie verlangt werden, ſeinen Untergebenen alle Kleinigkeiten anzugeben, und ihnen gleichſam in ihren Dienſtes-Geſchäften Unterricht zu ertheilen; denn dieſe Kenntniſſe zu beſitzen, wird von einem jeden Forſtbedienten ſchon ohnehin erfordert: allein, die Geſchäfte derſelben richtig zu beurtheilen, iſt ſchlechterdings ein Hauptrequiſitum ſeines Poſtens, um zu rechter Zeit tadeln, und zu rechter Zeit ſeinen Beifall ertheilen zu können.

So wie aber Unpartheilichkeit die größte und nöthigſte Tugend bei einem jeden Diener iſt, ſo iſt ſie es beſonders bei einem Chef, weil er dadurch ſchon das meiſte Gute ſtiften kann. Denn außerordentlich ſchlecht ſteht es um die Forſtwirthſchaft und Forſtkultur in manchen Ländern blos um deswillen, wenn der Chef aus Partheilichkeit unwiſſenden und nachläßigen Forſtbedienten durch die Finger ſieht, ſelbigen wohl gar zu beſſern Bedienungen behülflich iſt, geſchickte und fleißige Männer dagegen verachtet, oder weil ſie ihre Kenntniſſe anwenden, wohl gar unter allerhand Masken verfolgt und zurückſetzt. Erſtere werden unter einem ſolchen Schutz unwiſſend bleiben, und letztere werden, ja müſſen ihren Kunſtfleiß erſticken, um nicht Hintanſetzung oder wohl gar Verluſt ihres Brodes zu gewärtigen.

Iſt der Chef ein Mann, der Geſchicklichkeit zu beurtheilen, und Fleiß mit Rechtſchaffenheit verbunden zu ſchätzen weiß, ſo wird er bei Dienſtes Erledigungen bei dem Herrn des Landes oder deſſen Finanz- oder Cammer-Collegien gewiß ſolche Leute in Vorſchlag bringen, von deren guten Kenntniſſen, Fleiß und erprobter Rechtſchaffenheit er überzeugt iſt, und nie wird er unwiſſenden, Tauge-

nichtſen oder unmoraliſchen Menſchen ein unverdientes Brod, zum Ruin der Forſte verſchaffen. Da aber auch der Fall möglich iſt, daß der anfänglich beſte Mann in der Folge ausarten kann, ſo muß ein Chef ein ſtetes wachſames Auge auf ſeine ihm untergebene Forſtbediente richten, ihre Handlungen nicht etwa nur zu gewiſſen beſtimmten Zeiten im Jahr, ſondern zuweilen unvermuthet entweder ſelbſt unterſuchen, oder durch andere Forſt- und Jagdbediente von höherem Range unterſuchen laſſen, vorgefallene Fehler vigorös, ohne alle Nachſicht und Partheiligkeit tadeln, und in wiederholten oder an ſich wichtigen Fällen unerbittlich ahnden, aber auch ausgezeichneten Fleiß und Geſchicklichkeit dadurch ermuntern, daß er ihrer höhern Orts mit gebührendem Lobe gedenkt. Dadurch wird er Saumſelige in ſteter Furcht, und Fleißige in ſtetem Eifer fürs Gute erhalten, ſo daß letztere immer mehr nützliches zu befördern ſich beſtreben, und erſtere Schaden zu verurſachen ſich hüten werden. (ſ. auch unter Begehen.)

Citronenfink, Lat. Fringilla Citrinella, Linn. Fr. le Venturon de Provence, Buff. Engl. the Citril Finch, Latham; auch Zitrinchen, Citrinlein, Citril, zitrongelber Fink. Dieſe Art Finken iſt grünlich, der Rücken braun gefleckt, die Füße ſind fleiſchfarben. Dieſer Singvogel hält ſich in den ſüdlichen Ländern Europens auf, und iſt auch in Oeſterreich, in Franken und in dem Voigtlande bemerkt worden. Geſtalt und Farbe hat er faſt mit dem Kanarienvogel gemein, nur iſt er kleiner, nämlich $5\frac{1}{2}$ Zoll lang, der Schwanz $2\frac{1}{4}$ Zoll und die Flügel klaftern faſt 8 Zoll.

Der Schnabel iſt braun, die Füße ſind blaß fleiſchfarbig, das Gefieder iſt an den obern Theilen gelblichgrün mit braunen Flecken; die untern Theile und der Steiß ſind grünlichgelb, die Bruſt des Männchens ſpielt ſehr ins Gelbe, die kleinen Deckfedern der Flügel ſind grünlich, die größern dunkelbraun mit grünen Rändern, die Schwung- und Schwanzfedern ſchwärzlich mit grünlichen Rändern, der Schwanz etwas gabelförmig. — Das Weibchen hat ein minder erhöhetes Gefieder.

In deutſchen Waldungen hält er ſich vorzüglich in Schlägen auf, die einzelne Saamenbäume haben, wo er ſich auf die Gipfel der Zweige ſetzt, und, wie die Piepler-

che, ſingend in die Höhe fliegt, ſich auch nieder auf den nämlichen Baum und auf die nämliche Stelle nieder ſetzt. Sein Geſang hat viel Aehnlichkeit mit dem Geſange des Kanarienvogels, nur iſt er nicht ſo ſchmetternd. Er ſcheint das Mittelding zwiſchen dem Kanarienvogel- und Pieplerchengeſang zu ſeyn. Das Weibchen ſingt auch, aber ſchlechter als das Männchen. Als Zugvogel geht er im September fort und kommt im Mai erſt wieder. Im Auguſt begiebt er ſich in die Krautfelder. Seine Nahrung ſcheint mit der Hänflingsnahrung überein zu kommen; auch ſcheint er ſein Neſt, wie der Hänfling in junge Schläge zu machen.

Communwald, Gemeinwald, Almentwald, Fr. Forêt des communes, Communaux. Hierunter kann man einen jeden Wald verſtehen, welcher in einem Lande nicht der höchſten Landesobrigkeit, ſondern andern als Eigenthum zugehöret, es ſey ſolcher ein Eigenthum einer Stadt- oder Dorfgemeinde, oder eines Guthsbeſitzers, einer Kirche, eines Kloſters, oder ſonſt einer einzelnen Privatperſon. Der Nutzen eines ſolchen Privateigenthums kömmt zwar allein dem Beſitzer zu; aber in ſo fern alles und jedes in einem Lande als ein Ganzes betrachtet werden muß, ſo ſtehen der Landesherrſchaft allerdings gewiſſe Rechte zu, über dergleichen Waldungen, zur gemeinſchaftlichen Mitwirkung zum Beſten des Landes, eine Oberaufſicht führen zu laſſen. Wie weit das Recht einer oberſten Aufſicht gehe, darüber herrſchen noch verſchiedene Meinungen, und in ſo fern manche herrſchſüchtige Forſtbediente ihre Stimme dazu geben können, ſucht man dieſes Recht gemeiniglich etwas zu weit auszudehnen, und wohl gar zur Beeinträchtignng des wirklichen Eigenthumsrechts auszuüben.

In ſo fern die Heiligkeit des Eigenthumsrechts als unveränderliche Grundregel bei allen Regierungsanſtalten angenommen, und unter keinerlei Vorwand davon abgewichen werden darf, ſo muß auch die Aufſicht des Regenten auf das Privateigenthum ſeiner Unterthanen, und folglich auch auf die Communwaldungen nur auf ſolche Art ausgeübet werden, wie es ſich mit der Heiligkeit des Eigenthumsrechts offenbar vertragen kann. Zu den weſentlichſten Stücken

aber einer oberherrlichen Aufſicht über Commun- und überhaupt Privatwaldungen, gehören folgende: Deutliche Anweiſung, wie die Wälder zu warten und zu behandeln ſind, damit die Eigenthümer ihr Bau- Brenn- und Werkholzbedürfniß in genugſamer Quantität erhalten können; Unterricht, wie jede Sorte von Holz in dem möglichſt vollkommenſten Werth zu gewinnen, und wann und wie ſie am vortheilhafteſten zu fällen, und zu ihrer Beſtimmung aufzumachen und wegzubringen iſt; vollſtändiger Schutz für die Gemeinden und Privatperſonen in der freieſten Ausübung ihres Eigenthumsrechts, und für die einzelnen Gemeindeglieder in der freieſten Ausübung ihrer Nutzrechte. Hingegen ſind: das Holzauszeichnen, die Holzausgaben, das Recht der Grundverbothe, zu Verhütung der Waldbeſchädigungen, und zur beſtmöglichſten Hegung und Wartung der Wälder, das Recht, die Waldfrevler zu ſtrafen, und das Recht des Einzugs der Waldſtrafen den Gemeinden entziehen, und ſolches alles den herrſchaftlichen Cameral- und Forſtbedienten aufzutragen, den Unterthanen verwehren ohne Beiſein des Forſtbedienten einen Baum zu fällen, Streu und Laub zu rechen — offenbare Eingriffe in die Eigenthums- und Verwaltungsrechte der Gemeinden, und können in keinem andern Falle ſtatt finden, als wenn die Gemeinden und andere Privatbeſitzer ganz unfähig ſind, ihre Waldwirthſchaft ſelbſt zu beſorgen, oder wenn ſie ſich augenſcheinliche Misbräuche zu Schulden kommen laſſen, und alſo aus dem erſten oder zweiten Grunde einer Vormundſchaft benöthiget ſind. So wenig die oberſte Gewalt eines Staats berechtiget iſt, ordentlicher Weiſe durch ihre Bedienten das Privateigenthum ihrer Unterthanen ſo zu verwalten, daß dieſe das Ihrige nicht benutzen, oder die Nuzzungen deſſelbigen nicht einärndten und heimführen dürfen, ohne bei jenen für jeden vorkommenden Fall ſpecielle Anfrage zu thun, und ihre Gegenwart dazu abzuwarten, ſo wenig kann ſie auch das Eigenthums- und Verwaltungsrecht der Communen über ihre Waldungen ſo weit einſchränken, daß ſie ſolche nicht anders, als auf beſondere Anfragen bei den Forſtbedienten, oder in Gegenwart der letztern, und unter mancherlei unnöthigen Koſten ausüben dürfen.

Conceſſionsgeld, Fr. Impôt pour la conceſſion. Wird im Herzogthum Würtemberg die mäßige Abgabe genannt, welche von allem verflößenden Langholz und Holländer Eichenholz, das nicht aus Herzoglichen Cameral-Waldungen, wie auch von dergleichen Schnittwaare an den Landesherrn bezahlt wird. Dieſe Abgabe gründet ſich theils auf das Herzogliche Floßregal, theils auf die koſtbare Unterhaltung der Flußbette zum Gebrauch des Flößens. Vormals hatte die Befeſtigung der Ufer größtentheils den anſtoßenden Gemeinden obgelegen, iſt aber ſeit 1729 von der Herzogl. Rentkammer übernommen, und dagegen auf das paſſirende Holz dieſer Impoſt gelegt worden.

Contrafährte, Fr. Contrepied. Wird der Wiedergang oder die Wiederfährte genannt, da wo ſich das Wildpret wendet, und auf der Fährte, auf welcher es hingegangen, wieder zurück gehet.

Contrajagen, Fr. Contre-Chaſſe. Zur Einrichtung eines ſolchen Jagens iſt zuvörderſt eine ſchickliche Lage des Ortes erforderlich. Es muß nämlich zwiſchen zweien Dikkigten ein freier Platz ſeyn, der nach Verhältniß eine Länge von 3 bis 400 Schritten hat, und beſonders muß man darauf ſehen, daß, wenn man in dem Schirme ſteht, man ſowohl nach dem Jagen, als Contralauft hin, alles völlig überſehen kann. Auch ſchickt ſich dergleichen Jagen hin, wo eine Wieſe im Walde liegt, oder wo ein junger Schlag vorhanden iſt, vorzüglich gut aber zwiſchen zwei Bergen in einem Thale, wo aber auch im Thale, oder unten an den Bergen der nöthige freie Platz iſt.

Wenn die Hirſche zu einem ſolchen Jagen beſtätiget ſind, (ſ. Beſtätigungs-Jagen), ſo wird das Jagen enger gemacht, zuſammen getrieben und eine Kammer gemacht. Dem freien Platz gegenüber kömmt der Contralauft und Jagen, welches ſich nach jenem richten muß. In die Mitte des freien Platzes oder des Lauftes kömmt der Leibſchirm, welcher aber von jedem Flügel nur 60 Schritte entfernt ſeyn muß, damit der Schuß nicht zu weit ſey.

Wenn das Abjagen geſchehen ſoll, ſo wird des Tags vorher, da in dem Contrajagen nichts von Hirſchen oder Wildpret befindlich iſt, das Zwangtreiben am Jagen in die Kammer gethan, damit in ſelbige die Hirſche alle hinein kommen.

Des Abends ſchaffet man das Quertuch vor dem Jagen weg, ſo wie vor dem Contrajagen keines nöthig geweſen iſt.

Am Contrajagen muß des Nachts alles ſtille ſeyn, wie auch am Laufte; dagegen kann aber die Wache beim Jagen deſto lauter ſeyn, um zu verſuchen, ob die Hirſche dadurch ſich von ſelbſt hinüber nach dem Contrajagen ziehen wollen, welches auch meiſtentheils geſchieht. Sollten ſie ſich aber nicht ſelbſt nach dem Contrajagen ziehen wollen, ſo muß man des Morgens früh die Treibeleute nehmen, und etliche von den Hirſchen aus dem Jagen hinüber nach dem Contrajagen treiben, und alsdann ſogleich das Quertuch ſowohl vor das Contra- als das wirkliche Jagen ſtellen.

Die Jägerei theilet ſich in zwei Abtheilungen: der erſte Befehlshaber mit der Hälfte der Jäger rangiret ſich auf dem rechten Flügel nach dem Jagen gegen den Schirm über, welche die Jagd- und Hetzhunde bei ſich haben. Der nächſte im Range ſtellet ſich mit den andern Jägern an den rechten Flügel nach dem Contrajagen, auf die andere Seite gegen den Schirm über, und ſo erwarten ſie die Herrſchaft. Wenn ſie nun angekommen iſt, und ſich in den Leibſchirm begeben hat, ſo wird alsbald zu Holze gezogen. Der erſte Befehlshaber zieht mit ſeiner Jägerei in das Jagen, unter dem gewöhnlichen Jagdgeſchrei, und hinter ihnen her die Hetz- und Jagdhunde; die andere Abtheilung der Jäger aber ziehet auf ihren rechten Flügel nach dem Contrajagen. Da nun vorher ſowohl am Jagen als Contrajagen die Quertücher wieder weggeſchafft worden, ſo hat man auch im Contrajagen die Veranſtaltung getroffen, daß die Treibeleute hinten in der Jagens-Rundung angeleget ſind.

Sobald die Treibeleute im Contrajagen das Jagdgeſchrei zu Holze hören, fangen ſie ganz gemächlich und ſtille an zu gehen. Die Jägerei aber, die nach dem Contrajagen gehet, eilet, daß ſie viel eher an ihr Holz kommt, und hält mit dem Jagdgeſchrei ein, eilet vollends am Flügel hinauf, und hilft befördern, daß die Treibeleute nun geſchwinder mit dem Treiben ſind, bringen auch ſodann zum größten Spaß die Hirſche auf den Lauft getrieben, welche die nach dem Jagen zu ziehenden Jäger noch einholen, und mit ihnen ſelbſt zu Holze ziehen.

Wenn die Jägerei vollends zu Holze gezogen iſt, werden die Jagdhunde ſogleich gelöſet, welche dann die Hirſche aus einem Jagen in das andere jagen, und dieſe in voller Flucht gegen den Schirm gefället werden. Vor das Jagen ſowohl als das Contrajagen, da wo das Quertuch geſtanden, ſind entweder Trompeter oder Jäger mit Jagd- oder Waldhörnern geſtellet, welche allemal, wenn ein jagdbarer Hirſch aus ihrem Jagen kommt, fleißig blaſen müſſen. Auch laſſen ſich die Jäger in beiden Jagen mit ihren Hüfthörnern hören, wenn ſie einen jagdbaren Hirſch erblikken, die Jaghunde aber bringen bald aus dieſem, bald aus jenem Jagen die Hirſche gejagt, und ſo iſt auf beiden Seiten von der Jagd etwas zu hören und zu ſehen.

Hierzu muß aber auch der Schirm beſonders eingerichtet ſeyn, nämlich ſo, daß an beiden Enden nach dem Jagen zu die Herrſchaften ſtehen können, und die Hetzhunde in der Mitte ſind.

Iſt nun mit den Jagdhunden aus beiden Jagen alles herausgejaget; ſo wird von beiden Seiten mit den Treibeleuten nochmals durchgegangen, und die Jägerei ziehet von beiden Seiten in ihrer Ordnung aus dem Jagen nach dem Schirm, daß alſo jede Abtheilung auf ihrem linken Flügel herauskömmt, unter anhaltendem Waldgeſchrei und Brüchen auf den Hüten, blaſen auch das Jagen ab. Sobald nun der letzte Laut des Waldgeſchreies ſich endiget, ſchwenken ſie ſich ſogleich von beiden Flügeln in einen Zug, und ziehen vorne vor den Schiem, wo der Herr ſtehet, und machen vor dieſem insgeſamt ihre Verbeugung.

Ausserdem werden bei dem Contrajagen auch alle andere Ceremonien und weidmänniſche Gebräuche mit dem Weidemeſſer-Schlagen und dergl. wie bei anderen Jagen (ſiehe Hauptjagen) beobachtet, außer daß die Hirſche und das Wildpret, was von beiden Seiten von dem Schirme aus geſchoſſen und gefället worden, gerade vor jedem Ende des Schirms rangiret wird.

Contralauft, Fr. Contre-air de la chaſſe. Wird genannt, wenn zwiſchen zwei Dickigten ein freier Platz von gehöriger Größe iſt, und unten an dem Lauft ſo wie oben eine Jagensrundung geſtellet wird, ſo daß beim Abſchießen aus beiden einander gegenüber befindlichen Dickigten, oder

aus beiden Jagen die Hirſche gegen den in der Mitte ſtehenden Leibſchirm gejaget werden; ſ. Contrajagen.

Contraruf, Fr. Contre-appeau, Contre-pipeau. Heißt, wenn man beim Wachtelfang mit der Wachtelpfeife die Stimme Weibchens Penk, Penk, womit ſie das Männchen zur Paarung ruft, nachahmt; ſ. Wachtelpfeife.

Conus, ſiehe unter Cubikrechnung.

Crabatten, Hundeſchlepper, Fr. Trainées. Hiezu nimmt man Riemen 1½ Zoll breit, und 2 Ellen lang, hängt ſolche den allzuhitzigen oder noch allzurohen Parforcehunden an den Hals, daß ſie ſolche neben ſich her ſchleppen, und öfters darauf treten müſſen. Oder man nimmt auch etwas breite wollene Tuchlappen, und hängt ſie dem Hunde am Halſe feſt an, damit ſie vor die Füße vorn herunter hängen müſſen. Hiemit werden die Hunde in ihrem allzuſchnellen oder raſchen Laufe etwas aufgehalten, damit die andern folgen können; ſ. Parforcejagd.

Cränzen, ſ. Kränzen.

Creutz, ſ. Kreutz.

Cubikmaas, Fr. Meſure cubique. Iſt das angenommene Maas, wornach der körperliche (cubiſche) Gehalt der geometriſch zu betrachtenden Körper gefunden wird. Da die Meſſung einer Größe nichts anders iſt, als eine Vergleichung derſelben mit einer angenommenen ſtätigen Größe derſelben Art (homogenen Größe), ſo kann das Maas eines Körpers auch nur ein Körper, ſeyn, wozu man wegen der leicht zu findenden dreifachen Dimenſion der Körper, in die Länge, Breite und Dicke, die Figur des Würfels (Cubus) erwählet hat, und wovon die Anwendung unter Cubikrechnung zu ſehen iſt.

Cubikrechnung, Fr. Arithmetique cubique. Wenn man eine Größe nach dreifacher Dimenſion, nämlich nach ihrer Länge, Breite und Dicke betrachtet, ſo hat man einen Körper, deſſen Ausmeſſung oder Beſtimmung ſeiner Größe den Nahmen Körpermeſſung führet.

Bei dem Forſtweſen kommen außer dem Würfel (Cubus), welcher zum Maaße eines Körpers angenommen wird, nachſtehende Körper zur Berechnung vor.

1) Das Prisma (Balken). Dieſes iſt ein Körper, welcher von ebenen geradlinichten Figuren begränzt wird, un-

ter denen zwei einander entgegengeſetzte gleich und ähnlich und parallel, die übrigen aber Parallelogramme ſind. Erſtere heißen ſeine Grundflächen, letztere ſeine Seitenflächen. So viel Seiten die Grundfläche hat, ſo viel Seitenflächen hat auch das Prisma, und heißt nach der Anzahl derſelben, dreiſeitig, vierſeitig, vielſeitig ꝛc. Die Höhe des Prisma iſt der Abſtand der einen Grundfläche von der andern.

Unter dieſe Art von Körpern gehören demnach die Balken und Balkenähnlichen Nutzhölzer.

2) Der Cylinder (Walze). Dieſes iſt ein Körper, welcher von zwei gleichen und parallelen Zirkelflächen, [illegible]ren Mittelpunkt eine gerade Linie (die Axe) verbin[illegible], als von ſeinen Grundflächen, und von einer krummen Oberfläche begränzt wird, welche um die Peripherie beider Grundflächen gelegt iſt. Die Höhe eines ſolchen Körpers iſt der Abſtand der beiden Grundflächen von einander.

Unter dieſe gehören alſo die runden Baumſtücke und Abſchnitte.

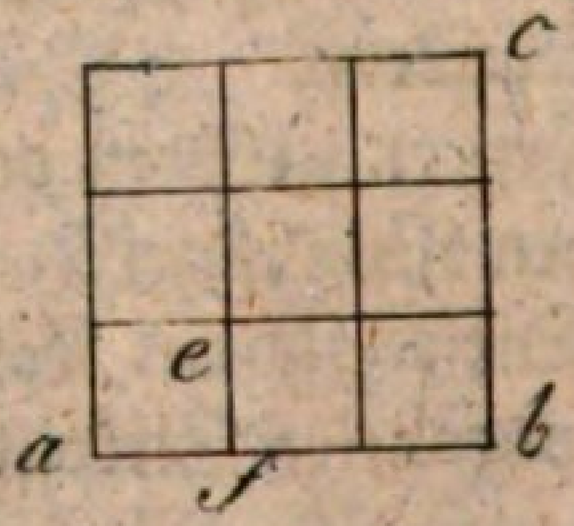
3) Der Kegel, (Conus). Dieſes iſt ein Körper, welcher von einer Zirkelfläche als Grundfläche und von einer krummen Oberfläche begränzt wird, welche von einem Puncte außerhalb der Grundfläche als der Spitze, um die Peripherie der Grundflache ſo gelegt iſt, daß jede gerade Linie von der Spitze nach dieſer Peripherie ganz in dieſe Oberfläche fällt. Dieſe gerade Linie heißt die Seite des Kegels. Seine Axe iſt eine gerade Linie von der Spitze nach dem Mittelpunkte der Grundfläche, und ſeine Höhe iſt der Abſtand der Spitze von der Grundfläche.

Ein jeder Baumſtamm, vom Stocke bis in den Wipfel, ganz oder zum Theil, läßt ſich nach dieſer Figur berechnen.

4) Der Würfel, (Cubus) gehöret unter die prismatiſchen Körper, und iſt ein rechtwinklichtes Parallelepiped, welches von ſechs Quadraten begränzt wird. Da das Maas eines Körpers auch nur ein Körper ſeyn kann, ſo hat man hierzu den Würfel oder Cubus erwählet, und nennt ihn eine Cubikruthe, Cubikfuß,

Cubikzoll ꝛc. je nachdem ſeine Seite eine Ruthe, einen Fuß, einen Zoll ꝛc. lang iſt. Jeder dieſer Würfel wird entweder in 1000 oder in 1728 gleiche Theile getheilet, je nachdem ſeine Seite in 10 oder 12 gleiche Theile getheilet iſt.

Fig 1



Auf den Quadraten ac, ae, denke man ſich Würfel, ſo wird offenbar der erſte 9×3 oder 27 ſolche Würfel als der zweite enthalten. Denn da ähnliche Parallelepipede im cubiſchen Verhältniß ihrer gleichliegenden Seiten ſind, ſo iſt der zweite zum erſten wie $af^3 : ab^3 = 1^3 : 3^3 = 1 : 9$. folglich wird ein Würfel, deſſen Seite $= 10$ iſt, 1000, und ein Würfel, deſſen Seite $= 12$ iſt, 1728 ſolcher kleinen Würfel enthalten.

Jedes Parallelepiped hat zum körperlichen Inhalte, das Product ſeiner Grundfläche in die Höhe, nämlich wenn

$A =$ dem Cubikmaaße deſſen Seite $= 1$.
$P =$ dem ganzen Parallelepiped.
$bc =$ der Grundfläche, und
$a =$ der Höhe

deſſelben iſt; ſo iſt $A : P = 1 : abc$. Nun iſt $C = 1$. folglich iſt $P = abc$, und aus $P = abc$ folgt $\frac{P}{bc} = a$ und $\frac{P}{a} = bc$. Iſt nun P ein Würfel, ſo iſt $a = b = c$ folglich $P = a^3$ und $\sqrt[3]{P} = a$. Mithin bekömmt man den Inhalt eines Würfels, wenn man das Maas ſeiner Seite dreimal mit ſich multipliciret. Z. B. eine Seite ſey $= 21$ Zoll, ſo iſt

$$\begin{array}{r} 21'' \\ 21 \\ \hline 21 \\ 42 \\ \hline \end{array}$$

$=441=$ einer Seitenfläche; dieſe nochmals multipliciret mit 21

$$\begin{array}{r} 441 \\ 882 \\ \hline \end{array}$$

$= 9261$ Cubikzollen, dem Inhalte dieſes Würfels.

Da nun im Werkmaaße 1728 Cubikzolle einen Cubikfuß ausmachen, ſo wird obiger Inhalt von 9261 Cubikzollen damit dividirt, worauf man 5 Cubikfuß und 761 Cubikzoll, oder beſſer $5\frac{1}{4}$ Cubikfuß, 189 Cubikzoll erhält.

Wären obige 21 Zolle, Decimalzolle, ſo brauchte man nur das Product an 9261 Zollen mit 1000 zu dividiren, oder die leztern 3 Ziffern davon abſchneiden, worauf man 9,261 Cubikfuß erhält.

Anmerk. Die Decimalrechnung iſt freilich um vieles bequemer, da aber bey den Nuz- und Werkhölzern, nach Werkfußen und Werkzollen, oder nach Duodecimalmaaße gerechnet wird, ſo wird ſie hier übergangen: aber am Ende wird ſich's zeigen, wie die Käufer betrogen werden, wenn die Nutzhölzer nach Werkzollen gemeſſen, dieſe aber decimaliſch berechnet werden, wie es auf manchen Forſten üblich iſt.

Aus $P = bc \cdot a$ folgt, daß man den Inhalt eines Prisma findet, wenn deſſen Grundfläche mit der Höhe multipliciret wird. Man nehme eine Klafter Holz, wo

$b =$ der Breite $= 6'$

$c =$ der Scheitlänge $= 3\frac{1}{2}'$, und

$a =$ der Höhe $= 6'$ iſt So iſt $b = 6'$

$c = 3\frac{1}{2}$

$= bc = 21'$, und

$a = 6$

$= abc = 126$ Cubikfuß

$=$ dem Inhalte der ganzen Klafter, incluſive der Zwiſchenräume.

Ein 4kantig beſchlagenes Stück Bauholz, oder ein Balken ſey 24 Fuß lang, 9 Zoll breit und 8 Zoll dick, ſo wird deſſen Inhalt gefunden, wenn die Grundfläche 9×8 = 72 Zoll mit 24×12 = 288 Zoll Länge multipliciret wird. Das Product iſt = 20736 Cubikzoll = 12 Cubikfuß.

Anm. Um einerlei Maas mit einander zu multipliciren, müſſen hier die Füße der Länge mit 12 zu Zollen gemacht — oder überhaupt: es müſſen die Maaße, mit welchen die Berechnung geſchiehet, auf einerlei Benennung gebracht werden. Man kann ſich aber auch nachſtehender Abkürzungen dabei bedienen.

Wenn von den drei Dimenſionen der beſchlagenen Hölzer eine in Zollen, die andern zwei aber in Fußen beſtehen, ſo multipliciret man die gefundenen Maaße und dividiret zuletzt das Product mit 12, weil nur einmal Zolle vorkommen. Z. B. 1 Fuß breit 10 Zolle dick und 24 Fuß lang, ſtehet alſo:

10″
1
= 10   240 | 20 Cubikfuß Inhalt.
24′ lang   122 |
240   1 |

haben zwei Seitenzolle und nur eine Fuſte, ſo wird das Product mit 12 mal 12 = 144 dividiret, weil zweimal Zolle vorkommen, Z.B.

9 Zoll breit
8 — dick.
= 72
24 Fuß lang
288     $\frac{1728}{144}$ = 12 Cubikfuß Inhalt.
144
= 1728

haben alle drei Seiten Zolle, ſo wird das Product mit 12×12×12 = 1728 dividiret, weil dreimal Zolle vorkommen. Z.B.

7 Zoll breit
6 — dick.
= 42 —
72 Zoll lang $\frac{3024}{1728} = 1\frac{3}{4}$ Cubikfußinhalt.
84
294
= 3024

Dieſe Berechnungen gelten aber nur für Hölzer, welche unten und oben gleiches Maas halten; da dieſes aber gewöhnlich nicht iſt, ſondern die Balkenſtücke am Zopfende ſchwächer ſind als am Stammende, ſo muß auch die Berechnung anders angeſtellet werden, um ihren Inhalt zu bekommen.

Gewöhnlich werden ſie ſo berechnet, daß die obern und untern Seiten verglichen, hieraus der Flächeninhalt geſucht, und dieſer alsdann mit der Höhe multipliciret wird. Z. B.

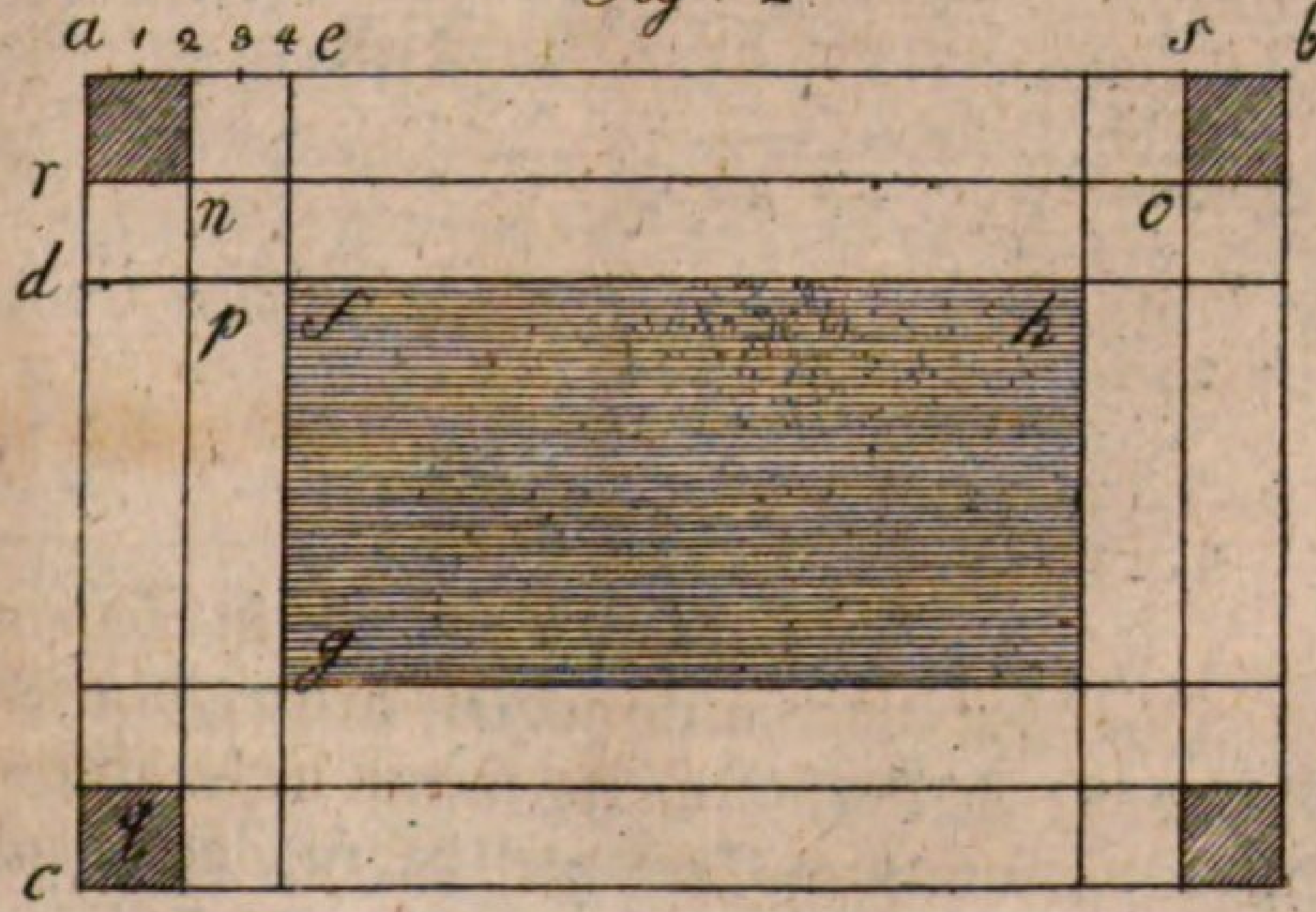
unten breit 24′ unten dick 16′,
oben breit 16′ oben dick 8′ Höhe 72 Zoll.

$2)\frac{40}{20}$ $2)\frac{24}{12}$

20. 12. 72 = 17280 Cubikzoll = 10 Cubikfuß.

Man wird aber bei dieſer Methode allemal um eine Pyramide, deren Baſis ein Parallelogramm, deſſen Seiten gleich der halben Differenz der Seiten der abgekürzten Pyramide, und deren Höhe gleich der Höhe derſelben iſt, fehlen. Zum Beweis ſehe man Fig. 2.

Fig 2



In dieſer ſey bc die Grundfläche des Balkens am Stammende und hg am Zopfende. ab ſey $=$ 24 Zoll, ac $=$ 16 Zoll, fh $=$ 16 Zoll und fg $=$ 8 Zoll. Wenn die obern und untern Seiten verglichen werden, ſo iſt $\frac{ab + fh}{2} =$ no, oder: $\frac{24 + 16}{2} = 20$ und $\frac{ac + fg}{2} =$ nq, oder $\frac{16 + 8}{2} = 12$ und no. nq $=$ cq oder 20. 12 $=$ 240 $=$ dem verglichenen Flächeninhalt, welcher mit der Höhe $=$ 72 Zoll multipliciret 17280 Cubikzolle giebt. Aus der Figur zeigt ſich, daß durch die Vergleichung zwei Parallelogramme sn und zwei Parallelogramme rq zu hg kommen, daß aber 4 an übrig — mithin außer der Rechnung bleiben. Jede Seite von an ſey $= 2'$ mithin die Fläche davon $= 2.2 = 2^2 =$ und um es nicht mit 4 ſondern nur mit einer Fläche zu thun zu haben, ſetze man $\sqrt{2^2.4} = 4 =$ der halben Differenz der Seiten der abgekürzten Pyramide. Da nun jede Seite der Grundfläche der fehlenden Pyramide, oder jede halbe Differenz der Seiten $= 4$ iſt, ſo iſt $4.4.72 = 1152$. und $\frac{1152}{3} = 384$ Cubikzoll $=$ der Pyramide, welche noch zu dem oben gefundenen Inhalte von 17280. Cubikzollen kommen muß, um 17664 Cubikzolle, als den wahren Inhalt des Balkens zu erhalten.

Man kann ſich ſogleich davon überzeugen, wenn man das Balkenſtück fig. 2 zerlegt und die daraus entſtehenden Körper einzeln berechnet. Man hat nämlich

$$1\ hg\ .\ 72 = 9216 \text{ Cubikzoll}$$
$$2\,\frac{eh\ .\ 72}{2} = 4608 \text{ " "}$$
$$2\,\frac{dg\ .\ 72}{2} = 2304 \text{ " "}$$
$$4\,\frac{af\ .\ 72}{3} = 1536 \text{ " "}$$
$$17664. \text{ Cubikzolle in Summa.}$$

Anm. Man hat zwar noch andere Arten, den wahren Inhalt der Balkenſtücke, ſie mögen in den Grundflächen Quadrate oder Rectangel haben, auszurechnen,

ſie ſind aber um vieles weitläuftiger wie die hier beſchriebenen, und können in Hennerts Beyträgen zur Forſtwiſſenſchaft, §. 111 — 116 nachgeleſen werden.

Die Balkenſtücke, ſo weit bis daher die Rede davon geweſen iſt, ſind ſo angenommen worden, daß ſie vom Stammende bis an das Zopfende nach der Schnur beſchlagen, oder — daß ſie völlig abgekürzte Pyramiden ſind. Man wird aber vielfältig finden, daß ein dergleichen Stück Bauholz von unten hinauf bis auf eine gewiſſe Höhe an Stärke gleich iſt, alsdenn aber erſt anfängt nach der Spitze zu abzufallen. In ſolchen Fällen berechnet man das gleich ſtarke Stück als Parallelepiped, und das abfallende als abgekürzten Kegel, und addiret beiderlei Inhalte, woraus man den Inhalt des Ganzen bekömmt.

Die zweite Sorte von Hölzern, bei welchen cubiſche Berechnungen vorkommen, ſind die Cylinder- oder walzenförmigen Stücke. Die Eigenſchaften der Walze ſind bereits vorne erklärt worden, jetzt ſoll die Berechnung ihres körperlichen Inhalts gezeigt werden. Allgemein gilt die Regel zur Berechnung des Prisma, nämlich der Inhalt iſt gleich dem Produkte der Grundfläche in die Höhe. Vorerſt muß alſo die Grundfläche geſucht werden, welche ein Zirkel iſt.

Es kann der Fall vorkommen, daß der Durchmeſſer aus der Peripherie geſucht werden muß, oder daß man z. B. an einem Abſchnitte den Durchmeſſer unmittelbar meſſen kann. In beiden Fällen muß das Verhältniß des Durchmeſſers zur Peripherie gegeben ſeyn, und dieſes ſoll hier für erſtern $d = 1$. für letztern aber $\pi = 3{,}14'''$ angenommen werden. Geſetzt alſo, man hätte die Peripherie eines Stammes gemeſſen, und ſie ſey $= p$, ſo iſt $\pi : p = 1 : x$. oder in Zahlen wenn $p = 72''$

$3{,}14'' : 72 = 1{,}00 : x$ wo $x = 22{,}9$ iſt

Iſt aber der Durchmeſſer $= d$ gegeben, ſo iſt $1{,}00 : d = 3{,}14 : x$. oder in Zahlen wenn $d = 7$

$1{,}00 : 7 = 3{,}14 : x$. wo $x = 22{,}'''$ iſt.

Die Zirkelfläche iſt einem Triangel gleich, deſſen Grundlinie der Peripherie und deſſen Höhe dem Halbmeſſer des Zirkels gleich iſt. Demnach iſt der Inhalt der Zirkelfläche

$$a = \frac{p.r}{2} = \tfrac{1}{2} p.r.$$ (wo r = dem Halbmeſſer)

das heißt: die Peripherie und der Halbmeſſer werden mit einnnder multipliciret und das Product halbiret. Z. B. der Durchmeſſer d ſey = 14 mithin der Halbmeſſer = 7 ſo iſt die Peripherie

$$43,9 \text{ und } \frac{43,9.7}{2} = 153,65.$$

Hat einer von den Factoren am Ende eine gerade Zahl, ſo halbiret man ſie und multipliciret die andere damit, ſo giebt das Product ſogleich den Flächeninhalt. Wenn man z. B. ſtatt 43,9 gerade 44 nimmt, ſo iſt die Hälfte davon 22und 22. 7 = 154. oder wenig mehr wie 153,65.

Wenn nicht äußerſte Schärfe verlangt wird, kann man ſich einer Abkürzung bedienen, und nach dem von dem Hrn. von Wolf angegebenen Verhältniß des quadrirten Durchmeſſers zu ſeiner Zirkelfläche, die Berechnung anſtellen, nämlich 200: 157 = 14 : x. wo

$$\frac{14^2 + 157}{200} = 153,86$$ = der Zirkelfläche iſt,

das heißt alſo: man quadriret den gefundenen Durchmeſſer, multipliciret das gefundene Quadrat mit 157 und dividiret das Product mit 200. Was herauskömmt iſt der Flächeninhalt. (Oder auch, man multipliciret das Quadrat des Durchmeſſers mit 11, und dividiret das Product mit 14).

Dieſer gefundene Flächeninhalt wird ferner mit der Höhe oder der Länge des Abſchnitts oder der Walze multipliciret, worauf man den cubiſchen Inhalt deſſelben = m bekömmt. Dieſe Höhe ſey = h = 72″ ſo iſt allgemein

$$\left(\frac{p.r}{2}\right).h = m$$ oder in Zahlen, $$\left(\frac{43,9.7}{2}\right).72 = 11088.$$

Die Peripherie eines Stammes wird am beſten mit einem in Zolle eingetheilten Bande über dem Stocke, da wo der Baum anfängt rund zu ſeyn, gemeſſen. (Bei den Spannenhölzern hat man die Spannkette, worauf die — jeder Spanne zukommende Peripherie gleich bemerkt iſt). Bei Abſchnitten und Blochen aber wird der Diameter un-

mittelbar genommen. Iſt der Abſchnitt nicht ganz zirkelrund, ſo werden zwei Diameter über Kreuz gemeſſen und ein mittlerer Durchmeſſer daraus geſucht, nach welchem die Peripherie und der Flächeninhalt berechnet wird.

Jedes Bloch wird zwar als ein vollkommener Cylinder oder als eine Walze betrachtet, ſelten aber ſind die Durchſchnitte einander gleich, und es werden entweder die Diameter von unten und oben mit einander verglichen, oder wo man billig zu Werke gehet, wird nur der Diameter vom ſchwachen oder vom Zopfende zur Berechnung genommen, weil z. B. bei Dielblochen dasjenige, um welches der untere Diameter ſtärker iſt als der obere, dennoch kein ganzes Brett, ſondern nur keilförmige Abſchnitte giebt.

An manchen Orten, wo die Bloche auch an ſchwachen Enden gezollet werden, glaubt man die Sache dadurch ins Gleiche zu bringen, daß man die Borke wegläßt und mit Werkzollen mißt, dieſe aber für Decimalzolle annimmt nnd damit rechnet. Es iſt dieſes aber ein offenbarer Schade für die Käufer, und wird weiter unten davon geredet werden.

Die dritte Art von Körpern, welche hier vorkommen, ſind die Kegelförmigen, und hierunter gehören allgemein alle Stämme Holz, ſo bald ſie vom Fuße an bis in die Spitze in Betrachtung kommen. Insbeſondere aber können die Nadelholzſtämme (wenn ſie nicht auf eine anſehnliche Länge in gleicher Stärke fortlaufen) als ſpitzige Kegel berechnet werden.

Es iſt aus der Geometrie bekannt, daß der Kegel nur ein Drittheil ſo groß iſt, als ein Cylinder von gleicher Baſis und Höhe; mithin geſchiehet die Berechnung deſſelben auch wie bei jenem, nur daß am Ende das Product mit 3 dividiret wird. Oder welches einerlei iſt: man multipliciret die Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe. Z. B. eine Tanne hat am Stammende in der Peripherie 44 Zoll, ſo iſt ihr Diameter = 14 Zoll, und der Flächeninhalt des Abſchnitts = 154 Quadratzoll. Die Höhe ſoll 90 Fuß = 1080 Zoll ſeyn, ſo iſt im erſten Falle

$$\frac{154 \cdot 1080}{3.} = 55440. \text{ Cubikzoll}$$

und im zweiten Falle, wenn nämlich gleich mit dem dritten Theile der Höhe = 360 Zoll, multipliciret wird

154. 360 = 55440 Cubikzoll,

welche mit 1728 dividiret die Cubikfuße geben.

Der Fall, daß die Bäume ganz wie ſpitzige Kegel berechnet werden, kömmt zwar ſo häufig nicht vor, aber doch häufiger als es ſeyn ſollte, weil ein ſolcher Stamm allezeit mehr in ſich hält als die gewöhnliche Berechnung giebt. Wo Nadelwälder abgeſchätzt werden, iſt er nicht wohl zu umgehen, aber auch am unſchädlichſten. Wo die Bauhölzer nach der Spanne abgegeben und gewöhnlichermaßen als Kegel berechnet werden, werden zweierlei Fehler begangen, einmal daß dasjenige, was der Stamm mehr hält als die Berechnung, nicht mit bezahlt wird, folglich dem Käufer zu gute kömmt, und dann — daß dieſe Stämme nach der Berechnung erſt vierkantig beſchlagen werden, wodurch der Käufer wieder zu kurz kömmt, weil er die abfallenden Späne mit bezahlet und doch nicht bekömmt, weil ſie das ſogenannte Waldrecht der Forſtbediente ſind.

Am häufigſten kömmt die Berechnung der Hölzer in der Figur der abgekürzten Kegel vor, der deshalb auch einige Betrachtung verdienet. Gewöhnlich wird ſo verfahren, daß der obere und untere Diameter verglichen — und der Stamm alsdenn als Walze berechnet wird. Dabei wird aber der nämliche Fehler begangen wie dort — wo die Stämme als abgekürzte Pyramiden berechnet werden, man rechnet nämlich zu wenig, und es muß daher wie dort zu dem gefundenen Inhalte noch ein Kegel addiret werden, der die halbe Differenz der beiden Diameter zum Diameter ſeiner Baſis, und die Länge des Stück Holzes zur Höhe hat. Der Beweis dazu iſt derſelbe wie vorher bei Fig. 2. ein Beiſpiel aber ſoll noch gegeben werden.

Es ſey der Umkreis unten = 44 Zoll, und oben = 28 Zoll, ſo iſt der Diameter oben = 14 und unten = = 9 Zoll. Dieſe verglichen geben $11\frac{1}{2}$ Zoll, für den mittlern Diameter, und die Baſis iſt = $103\frac{1}{2}$ Quadratzoll. Die Höhe ſey 90 Fuß = 1080 Zoll, ſo iſt der cubiſche Gehalt nach der gewöhnlichen Ausrechnungsmethode = 64 Cubikfuß 1188 Cubikzoll. Der Kegel aber, der noch dazu gerechnet werden muß, hat zum Diameter ſeiner Baſis $2\frac{1}{2}$ Zoll,

mithin hat die Grundfläche 5 Quadratzoll und der ganze Kegel enthält 1 Cubikfuß 72 Zoll, welche zu obigem addiret 65 Cubikfuß 1260 Zoll als den wahren Inhalt geben.

Wenn man ſtarke Nadelholzſtämme blos als Kegel berechnet, ſo wird man auch da noch fehlen, wenn gleich der Gehalt des leztgedachten kleinen Kegels noch dazu gerechnet wird. Dieſes kömmt daher, daß die ſtärkern Stämme nicht nach dem Schnurſchlage vom Boden bis in die Spitze ablaufen, ſondern bis auf eine gewiſſe Höhe cylindriſch gewachſen ſind: Man thut dieſerhalb wohl den Stamm in zwei Stücken, nämlich unten als Cylinder und oben als Kegel zu berechnen, wodurch man dem wahren Inhalte näher kömmt; ſo wie man überhaupt der Wahrheit um ſo näher kommen wird, je mehr man den Stamm in einzelnen Abſchnitten berechnet.

Der Hr. Profeſſor Käſtner und nach dieſem Krünitz in der ökonomiſchen Encyclopädie, 24 Th. S. 697. berechnet den ganzen Baum ebenfalls als ganzen oder abgekürzten Kegel, aber nach andern als den vorherangegebenen Regeln, die ſich im neuen Hamburg. Magazin 19 Th. ausführlich befinden, und worzu die Formel folgende iſt:

Des Cylinders Umfang ſei $= p$.
ſeine Länge = = = = $= a$.
ſein Durchmeſſer = = = $= d$.
= Inhalt = = = = $= x$.

Das Verhältniß des Durchmeſſers zum Umfange ſei $= 1 : P = 1 : 3{,}1415\cdots$ ſo iſt umgekehrt das Verhältniß des Umfanges zum Durchmeſſer $= 3{,}1415\cdots : 1$ folglich findet man den Durchmeſſer aus dem Umfange, wenn man leztern durch 3,1415 dividiret, weil

$$d = \frac{p}{P} = 0{,}3183.$$

oder mit 0,3183 multipliciret. Will man nur den vierten Theil des Durchmeſſers oder den halben Radius haben, ſo multipliciret man auch nur den Umfang mit dem vierten Theil dieſer Zahl, nämlich

$$\frac{0{,}3183}{4} = 0{,}0795.$$

Um den Flächeninhalt des Kreiſes zu finden, hat man, wie bekannt, den Umfang mit dem halben Radius zu multipliciren, oder der Inhalt der Grundfläche iſt $= \frac{1}{4}$ d p. Da man nun anſtatt des halben Radius den Umfang multipliciret mit 0,0795 (p. 0,0795) ſetzen kann; ſo findet man den Inhalt eines Kreiſes aus ſeinem Umfange, wenn man das Quadrat des Umfanges mit 0,0795 multipliciret ($p^2 . 0,0795$) wo alsdenn noch oben mit 795 multipliciret und mit 10000 dividirt wird. Es iſt nämlich $\frac{1}{4}$ p = 0,0795 alſo die Grundfläche $= p : p. 0,0795 = p^2 . 0,0795$, und der Inhalt des ganzen Cylinders iſt

$$x = a. p^2. 0, 0795.$$

Das heißt mit andern Worten für diejenigen, welche der Buchſtabenrechnung unkundig ſind:

Man mißt den Umfang des Baums in der Mitte (oder nimmt den verglichenen Umfang), macht das Quadrat davon und multipliciret dieſes mit der Länge des Baumes. Dieſes Product multipliciret man wiederum mit 795 und dividiret das Herauskommende mit 1000 (oder ſchneidet die 4 letzten Ziffern zur rechten ab) ſo giebt der Quotient den Inhalt.

Es ſey z. B. wie vorher der Umkreis unten 44 Zoll, oben 28 Zoll, ſo iſt er in der Mitte oder verglichen = 36 Zoll. Das Quadrat davon iſt = 1296, und dieſes mit der Höhe an 90 Fuß = 1080 Zoll multipliciret, giebt 1399680. Ferner iſt 1399680 + 795 = 1112745600, und

$$\frac{1112745600}{10000} = 111274,5600 \text{ Cubikzoll} = 64 \text{ Cubikfuß}$$

und $682\frac{1}{2}$ Zoll. Die Differenz zwiſchen dieſer und der vorherigen Methode beſtehet demnach in 1 Cubikfuß 578 Cubikzoll, mithin in einer Kleinigkeit mehr als dem Kegel der dort noch hinzu gerechnet wurde.

Da es mühſam ſeyn und viel Aufenthalt verurſachen würde, wenn ein Förſter bey jeder Gelegenheit ein Stück Bau- oder Nutzholz ausrechnen ſollte; ſo hat man zu dieſem Behuf bereits ausgerechnete Tabellen, die man zum Theil bequem bei ſich führen kann, und die beſonders denjenigen zu Hülfe kommen, die in der Mathematik nicht geübt ſind.

Die Holzgattungen, von denen bisher die Rede geweſen iſt, könnte man allenfalls regulär nennen, im Gegenſatz von denen, die außerdem in der Forſtwirthſchaft noch zu berechnen vorkommen. Darunter gehören vorzüglich die Schiffs-Bauhölzer, die Radefelchen, Flintenſchäfte und dergl. Die Berechnung von letztern, wenn ſie ausgearbeitet ſind, kömmt nicht vor, ſondern die Werkmeiſter erhalten das dazu benöthigte Holz im Klaftermaaß in der nöthigen Scheitlänge, wornach ſich alsdenn auch der Preis richtet, weil das beſte Holz dazu genommen werden muß. Wenn die Berechnung der Schiffs-Bauhölzer vorkommt, ſo geſchieht ſie auch nur deswegen, um etwa den Preis eines Stücks jeder Art, nach der Größe des Stück Holzes, welches zu einer Bucht oder einem Knie-Stück genommen werden muß, beſtimmen zu können. Anweiſung dazu findet ſich in Segondat's Holztabellen (8. Hamburg, 1785). Das weitere davon aber wird unter Schiffs-Bauholz vorkommen.

Es kann zuweilen nöthig ſeyn, den cubiſchen Inhalt ſämtlichen Holzes eines Baumes zu wiſſen, was er nämlich in Scheit- Knüppel- und Wellenholze geben könnte. Hierüber hat der Hr. v. Burgsdorf Verſuche angeſtellet, welche die Erfahrung ziemlich beſtätiget hat. Man mißt nämlich den Durchmeſſer des Baumes am Stammende, berechnet die Grundfläche und ſodann den ganzen Baum ſo, als ob er durchaus ſo dick wär wie unten, oder welches einerlei iſt, als eine Walze, deren Durchmeſſer der obgedachte iſt.

Die Beſtimmung des Preiſes der Hölzer hängt von der landüblichen Feuerholztaxe ab. Im Vorder-Oſterreichiſchen iſt das Verhältniß des Brenn- Bau- Nutz- und Sägeholz-Preiſes wie 1: 2: 3: 4. und die Ausrechnung, was ein Stamm oder ein Stück Holz koſtet, iſt nach den gewöhnlichen Regeln ſehr leicht gemacht, ſobald der Preis eines Cubikfußes bekannt iſt. Zuweilen kömmt es darauf an, zu wiſſen, was der laufende Fuß eines Stücks Holzes koſtet; dieſes iſt aber ſehr leicht gefunden, wenn man mit der Länge in Fußen, in den Preis des Ganzen dividiret. Z. B. ein beſchlagenes Stück Holz iſt 9 Zoll breit, 7 Zoll dick und 24 Fuß lang; ſo iſt ſein cubiſcher Inhalt

$10\frac{1}{2}$ Fuß, und der Preis des ganzen Stücks, wenn 1 Cubikfuß 4 Groſchen koſtet, iſt 1 Thlr. 18 gr. Will man nun wiſſen, was der laufende Fuß koſtet, ſo dividiret man mit 24 Fuß in 42 Groſchen, welches $1\frac{3}{4}$ Groſchen für den laufenden Fuß giebt. Man kann das Exempel aber auch nach der Regula quinque anſetzen. z. B.

12 Zoll dick } 4 Groſch. { 9 Zoll breit $\frac{63+4}{144} = 1\frac{3}{4}$
12 Zoll breit }   { 7 — dick
144   63

Es iſt oben bemerkt worden, daß an manchen Orten die Abſchnitte mit Werkmaas gemeſſen, aber decimaliſch berechnet werden. Ein zureichender Grund dieſes Verfahrens läßt ſich gar nicht finden, und ſelbſt der ſcheinbarſte ſtehet in der Luft. Man mißt nämlich an den Orten die Abſchnitte oder Bloche, ohne Borke am Zopfende, und glaubt den Käufer durch die Differenz der Durchmeſſer, die ihm nun zu Gute kömmt, zu entſchädigen. Es reicht aber vorerſt noch lange nicht zu, und dann erhält er doch nichts wie Brennholz davon, ob er gleich Nutzholz bezahlet. Ein Beiſpiel wird es zeigen, wie auffallend der Fehler iſt. Ein Abſchnitt nämlich von 20 Zoll Durchmeſſer und 10 Fuß Länge hält 31,400 Cubikfuß, wenn die Werkzolle für Decimalzolle, $21\frac{3}{4}$ Cubikfuß aber, wenn Werkzolle für Werkzolle genommen werden. Oder wenn der Durchmeſſer 36 Zolle Werkmaas und die Länge = 10 Fuß iſt, ſo iſt der Cubikinhalt = $70\frac{3}{4}$ Fuß; dieſe 36 Zolle Werkmaas betragen aber wirklich nur 30 Zolle Decimalmaas, wornach der cubiſche Gehalt auch = 70,650 Fuß, mithin obigem gleich wäre, anſtatt daß 121,160 Cubikfuß herauskommen, wenn die 36 Werkzolle für Decimalzolle angenommen werden. Es iſt alſo einleuchtend, daß bei dieſer Methode die Herrſchaft auf Unkoſten der Käufer gewinnt.

Es können bei dem Forſtweſen zwar noch cubiſche Berechnungen außer dem Holze vorkommen; die Regeln dazu aber werden ſich alle aus dem Vorhergeſagten herleiten laſſen. Soll z. B. ein Graben gezogen und die Arbeit verdungen werden, ſo berechnet man ihn als ein Prisma, deſſen Grundfläche das Profil des Grabens und deſſen Höhe ſeine Länge iſt. Beim Verkohlen der Hölzer kommen zwar auch

mancherlei cubiſche Berechnungen vor, dieſe werden aber ſich füglicher unter Köhlerei abhandeln laſſen.

Cubus, ſ. unter Cubikrechnung.

Curée machen, ſ. Genuß geben.

Curshund, ſ. Birſchhund.

Curwey, ſ. Schwalbenſchwanz.

Cylinder, ſ. unter Cubikrechnung.

D

Dachmarder, ſ. Steinmarder.

Dachs, Lat. Urſus meles, Linn. F. le Blaireau, Buff. Engl. the Badger, Penn. auch Dachsbär; in Niederſachſen Gräving oder Greſing genannt. Schriftſteller und Jäger theilen zwar auch die Dachſe in zwei verſchiedene Arten ein, nämlich in Hundedachſe, die auch Halbfüchſe, weißgraue Füchſe heiſſen, und in Schweinedachſe; allein dieſe Eintheilung iſt nach vielen Erfahrungen für eine bloße Grille zu halten, welches Hr. Bechſtein *) weitläuftig erörtert hat.

Der Dachs iſt ein Säugethier, und gehört unter die 6te Gattung der Raubthiere, unter die Bäre. Kennzeichen der Art ſind: ſchmutzigweiße und ſchwarz melirte Haare des Körpers, und am Kopfe wechſelsweiſe ſchwarze und weiße der Länge nach hinlaufende Streifen. Er dauert alle gemäßigtere Himmelsſtriche aus, und iſt in Thüringen nicht ſelten. Sein langes borſtenartiges Haar, ſein dicker und gedrungener Körper giebt ihm beinahe die Geſtalt eines kleinen Bären, Schweines oder Igels; ſein Kopf iſt dem Fuchskopfe, und ſeine Schnauze der Hundeſchnauze ähnlich. Vom Kopfe bis zum Schwanz (Ruthe) iſt er 2 Fuß, 8 bis 10 Zoll, der Schwanz ſelbſt 6 Zoll lang, und 1 Fuß 4 Zoll hoch. Sein Kopf iſt oben breit, und läuft, wie ein gleichſchenkliches Dreieck, in eine dünne Schnauze aus. Die Naſe, ſein ſchwächſtes Glied, aber ſein ſchärfſtes Sinneswerkzeug, iſt ſchwarz, feucht und etwas eingebogen. Sein Gebiß beſteht aus 6 Vorderzähnen oben und unten, wovon die obern merklich größer und breiter ſind, und in

*) Naturgeſchichte Deutſchlands, B. I. S. 363.

gerader Linie ſtehen. Die 2 obern Eckzähne (Fänge) ſind grade und die untern hinterwärts gebogen. Auf jeder Seite befinden ſich oben 5 und unten 6 zackige Backenzähne; zuſammen 38 Zähne. Die Zunge iſt lang und glatt. Die Augen, welche eine große faſt zuſchließende Nickhaut haben, ſind klein, tiefliegend und ſchwarzbraun, die Ohren kurz, unter den Haaren faſt ganz verſteckt und länglich rund. Er hat einen kurzen Hals, welcher mit dem Kopf einerlei Dicke hat, einen etwas erhabenen Rücken, dicken Leib und beſonders ſtarke Keulen. Die Ruthe iſt iſt kurz, dick, ſtumpf, unten platt, und mit ſtraubigen Haaren beſetzt. Die Beine (Läufte) ſind kurz, und wegen der langen Haare am Leibe, die ſie verbergen, ſcheint der Bauch faſt auf der Erde aufzuliegen. Seine Füße überhaupt ſind mit 5 Fingern verſehen, die eben deshalb zum Graben ſehr geſchickte Vorderbeine aber beſonders ſtark und an den breiten Füßen mit ſehr langen krummen Nägeln (Klauen) bewafnet.

Seine dicke Haut (Schwarte) iſt mit borſtenartigen, fettigen, unſaubern Haaren beſetzt. Die Grundfarbe des Kopfs iſt weiß. An jeder Seite der Schnauze fängt hinter der Naſe ein ſchwarzer Streif an, welcher nach dem Munde, dann durch Augen und Ohren wegläuft, und ſich am obern Theil des Halſes verliert. Um die Naſe, Lippen, Spitzen der Ohren und den Hals iſt er gelblicht. Die Farbe des Rückens iſt grau, weiß oder gelblicht und ſchwarz melirt, doch ſticht die ſchwarze Farbe am meiſten vor, und es ziehen ſich nur 3 weißlichte Streifen auf demſelben hin. Kinn, Kehle, Bruſt und Bauch ſind mehrentheils ſchwarz, und nur an den Seiten iſt der Leib bräunlich. Der Schwanz, die wollige Gegend des Afters und die Beine ſind gelblicht, die Pfoten aber ſchwarz. Gleich über dem After (Weideloch) hat er einen großen, 1 Zoll tiefen, inwendig haarigen Beutel, welcher eine weißlichte, ſchmierige, übelriechende Feuchtigkeit in ſich hält, und auswendig dicht mit kleinen Drüschen beſetzt iſt.

Er iſt ein einſiedleriſches, träges, froſtiges, boshaftes, mistrauiſches und furchtſames Thier, das bei hellem Mondenſchein vor ſeinem eigenen Schatten flieht. Er giebt einen widrigen Geruch von ſich, den auch die Hunde verabſcheuen. Seine Stimme iſt hell, und dem lauten Schwei-

Wurzeln herbei, bis ſie ihre Nahrung ſelbſt ſuchen können. Sie bleiben bei der Mutter bis im Herbſt, alsdenn muß ſich entweder jedes einen eignen Bau graben, oder wenn ſie ſich in einem Hauptbau befinden, einen eignen Keſſel verfertigen, wenn nicht verlaſſene da ſind. Im zweiten Jahre haben ſie ihre gehörige Größe und Vollkommenheit erlangt. Man kann ſie zähmen, und ſie verlieren wirklich mehr von ihrer Wildheit, als die gezähmten Füchſe. Man ſagt, ſie reinigten die Häuſer von Mäuſen, giengen aber auch kleine Ferkel und junges Federvieh an. Sehr ſelten fallen weiße Dachſe aus.

Die Dachſe, ſonderlich die Weibchen, werden im Frühling und Sommer gerne räudig. Ihre natürlichen Feinde ſind die Hunde, ſonderlich die Schäfer- und Dachshunde. Auſſerdem werden ſie von einer Art Läuſe, wie die Schafzecken, von bräunlichen Milben, von den Paliſadenwürmern und Egelwürmern (Strongylus) ſehr geplagt.

Die Fährte des Dachſes iſt der Dachshundsfährte faſt gleich, nur ſtehen die vier Zehen mit ihren langen Nägeln weiter hervor. Gehend formt (ſchränkt) er ein Zickzack, flüchtiger aber faſt ein Dreieck. Der Dachs, der bloß in ſeinem Bau der Gefahr, die ſeinem Leben drohet, Troß bieten, und auſſer demſelben ſich weder durch die Flucht, noch große Tapferkeit beſchützen kann, iſt leicht zu jagen und zu fangen; ſ. Dachsfang.

Der Dachs nützet durch ſein Fleiſch, deſſen ekelhaft ſüßer Geſchmack ihm durch Salz und gute Gewürze benommen wird. In Frankreich wird eine Dachskeule mit Blumenkohl, und in der Schweiz mit gekochten Birnen für eine beſondere Delikateſſe gehalten. Die Steindachſe, welche auf hohen Gebirgen wohnen, ſollen im Geſchmack vorzüglich ſeyn. Das Dachsfett oder Schmalz dient als jedes andere Fett, und iſt daher auch officinell. Zu verſchiedenem Gebrauch dient auch die Haut; ſ. Dachsſchwarte. Auſſerdem vertilgt der Dachs manche ſchädliche Inſekten und Gewürme, als Maikäfer und Schnecken, und ſoll ſogar Feldmäuſe freſſen. — Schaden thut er den Waldwieſen, ſowohl durch ſeine Nahrung, die aus den beſten Wurzeln beſteht, als auch durch ſein Graben nach denſelben. Er beſucht auch die weißen und gelben Rübenäcker, raubt den Wi-

geln, die auf die Erde niſten, ihre Eier, und ſoll junge Vögel, junge Haſen, ja ſogar auf den Bauerhöfen am Walde junge Gänſe und Enten ſtehlen.

Dachsbär, ſ. Dachs.

Dachsbau, Fr. Terrier. Werden die Höhlen genannt, welche der Dachs zu ſeinem Aufenthalt in die Erde gräbt, und dieß thut er mit vieler Geſchicklichkeit und Leichtigkeit mit ſeinen ſtarkbewaffneten Vorderpfoten, vermittelſt welchen er kreuzweis den Boden aufſcharret, und den Schutt hinter ſich aufwirft. Dieſe Höhlen führen zu ſeinem eigentlichen Lager (Keſſel) ſ. unter Dachs.

Dachsbaum, ſ. Ebenholz.

Dachſelſchneideln; heißt in einigen Gegenden ſo viel als Aeſte von Nadelhölzern hauen; ſ. Schneideln.

Dachſenhauen; nennen an einigen Orten die Jäger das Ausgraben der Dächſe, weil man Haue oder Hacken und Schaufeln dabei gebraucht.

Dachsfang; hievon hat man verſchiedene Arten. Entweder man bemächtigt ſich ſeiner des Nachts, wenn man den Ort, wo er ſeiner Nahrung nachgehet, bemerkt hat, und ihn daſelbſt mit abgerichteten Schäfer- und Jagdhunden anhetzet, und dieſen mit Gabeln und Prügeln zu Hülfe eilet; oder man treibt ihn mit Dachshunden aus ſeinem Bau in eine Schlinge von geglühetem Drathe, die man vor eine Röhre aufgeſtellt hat, oder in eine daſelbſt befeſtigte Dachshaube, welche man an einen Pflock auf dieſe Art feſt ſchlinget, daß ſie ſich an einer Leine, wenn der Dachs hinein iſt, von ſelbſt zuziehet.

Oder man ſucht die Dachſe auszugraben, wozu aber Dachshunde gehören. Gut iſt es, wenn man zwei Hunde hat, damit beſtändig einer am Dachſe bleibt. Wenn die Hunde in den Bau gelaſſen worden (ſ. unter Dachshund), ſo legt man ſich zu Boden auf den Bau, und höret genau, an welchem Orte die Hunde vorliegen, und gräbt denn auf die Hunde, ſo daß man glaubt, kurz vor dieſe zu kommen. Denn zu dichte leidet der Dachs den Hund nicht an ſich, und der Einſchlag muß die Quer auf die Röhre kommen, auch hinlänglich Raum erhalten, damit man ſich darin umkehren kann. Man braucht dazu eine gute ſcharfe Hacke, ein Paar Spaten, eine Schaufel, eine Axt und eine Zange.

Sobald man auf die Röhren kommt, muß man ſich gleich hinter die Hunde machen, weil es ſonſt wohl geſchieht, daß der Dachs, wenn man ihm zu nahe auf den Hals kommt, über die Hunde weggeht, und in dem Bau ſich ferner zu verbergen ſucht, ſo daß man alsdenn von neuem wieder einſchlagen müßte. Auch geſchieht es, daß, wenn die Hunde nicht recht ſcharf ſind, der Dachs ſich nur in einen Keſſel ſetzt, und abwartet, bis man bald an ihn iſt, alsdann aber fortgeht, und ſich erſt an einem Orte niederſetzt, mithin die erſte Arbeit umſonſt iſt. Auch, wenn die Hunde nicht ſcharf ſind, und anhalten, kommen ſie öfters heraus, und wollen nicht ſogleich wieder hinein kriechen.

Beſonders ſchlimm iſt es, wenn man bald auf den Dachs iſt, und die Hunde abgehen; denn er verklüftet, verliert ſich, indem er das Erdreich immer tiefer hinein, und hinter ſich ſcharret, und dabei ſo ſtill liegt, daß ihn Jäger und Hunde oft mit Mühe wieder aufſpüren können. Aus dieſem Grunde, weil der Bau voll ſtarken Geruchs iſt, und die Hunde ihm nicht auf den Leib kommen, muß man, aller Arbeit ohngeachtet, dennoch zuweilen leer abziehen. Kann man ihn aber haben, ſo faßt man ihn mit der Zange, und tödtet ihn entweder durch einen Schlag an ſeiner empfindlichen Naſe, oder legt ihm, wenn er lebendig bleiben ſoll, einen Maulkorb an, und verwahrt ihn in einem Sacke. An manchen Orten hat man auch die grauſame Gewohnheit, daß er mit einem Krätzer, den man ihm in den Leib ſchraubt, aus ſeiner Verſchanzung herausgezogen wird. Hat man nun den Dachs aus dem Bau bekommen, ſo legt man Holz quer über die Röhren, und deckt ſie zu, damit nicht zu viel Erdreich hinein läuft, und wirft das Erdreich ſämtlich wieder darauf, daß die Baue im Stande bleiben. Denn läßt man die Baue offen, ſo werden ſie ruinirt, und die Dachſe und Füchſe ziehen ſich weg in andere Reviere. Ueberhaupt, wenn man nicht viel und gute Gebäude in ſeinem Reviere hat, mithin auch nicht viel Dachſe, ſo iſt das Graben nicht anzurathen, ſondern lieber das Fangen zu wählen.

Man fängt ihn auch mit der Dachshaube, indem man ſie in die Röhre hinein legt, und an den Eingang der Röhre ſolchergeſtalt, daß man ſie mit einer Leine, die ſich bis hinter einen Buſch oder Bau erſtreckt, wenn der Dachs

hinein iſt, zuziehen kann. Dieſer Fang kann nur bei düſtern Nächten ſtatt haben, wenn man gewiß weiß, daß der Dachs ſeiner Nahrung halber ausgegangen iſt. Dieſer Gewißheit halber ſetzt man ſich des Abends auf einen Baum über den Dachsbau, und giebt Acht, wenn der Dachs heraus kömmt, wartet hierauf ein wenig, bis man glauben kann, daß er eine Ecke vom Baue weg ſey, ſteigt ſodann vom Baume, und legt in jede der gangbarſten Röhren eine Dachshaube, ſteckt den Ring, ſo weit es ſich thun läßt, in die Röhre, das weite Theil derſelben aber ſteckt man mit kleinen ſpitzigen Hefteln rund um die Röhre auswendig an, und bindet die Leine an einen Heftel oder Stange, die Nebenröhren aber, welche man nicht mit Hauben belegen kann, müſſen vorher ſchon zugemacht ſeyn. Alsdann ſucht man den Dachs mit dem Hnnde auf ſeiner Weide, ein anderer aber muß bei den Hauben bleiben.

Wenn nun der Hund den Dachs aufſtöbert, ſo wird ſich dieſer über Hals und Kopf nach ſeinem Bau begeben, in die Haube fahren, und gefangen werden. Wären mehr Dachſe als einer, ſo können die folgenden wegen des vor ihnen ſchon hineingefahrnen Dachſes in dieſe Röhre nicht kommen, und alſo die andern ſuchen. Die Hauben ziehen ſich zu, und man muß ſie bald mit der Haube herausholen, weil ſie ſelbige, wenn man ihnen lange Zeit läßt, zerbeißen, da denn der Fang vergebens wäre. Auf dieſe Art kann man wohl 2 bis 3 Dachſe auf einmal fangen.

Auſſer dieſem werden die Dachſe mit Schlagbäumen oder Schnellern, (Wipperbalken) wie die Marder und Wieſeln, gefangen. Dieſe ſtellt man vor die meiſten und gangbarſten Röhren da, wo die Dachſe ihre Winterbaue haben, oder wo man des Sommers über ſpürt, daß junge Dachſe zu den Bauen ein- und ausgehen. Man ſchlägt 2 Stangen, welche 3 Fuß lang ſeyn können, vor eine Röhre mit ſtarken Haken, daß ſie tief in die Erde kommen, und nur etwas herausſtehen. Eine Stange kömmt ſo dichte, als es nur ſeyn kann, an die Röhre, die andere 1½ Fuß weiter hinaus. Die Stangen werden aufwärts an beiden Seiten etwas behauen, daß ſie oben einen etwas ſpitzigen Rücken aus der Erde ſtehen haben. Zwiſchen den beiden Stangen

kömmt die Fallſtange 4 Fuß lang in die Mitte, und dieſe muß recht ſtark ſey.

An dem einen Ende der Fallſtange werden 2 Pfähle, auf jeder Seite einer, und dahinter ein etwas breit gemachter Pfahl geſchlagen. Das andere Ende der Fallſtange richtet man 1 Fuß vor die Unterſtangen hinaus. Da werden denn vor die Enden der Unterſtangen 2 Gabeln geſchlagen, 2 Fuß hoch. Auf die Gabeln wird ein Querſtock gelegt.

Zwiſchen den 2 Unterſtangen wird hinten ein Stock Daumens dicke an dem Mittelpfahle mit einer Schnur angemacht, und der Stock, welcher die Zunge zum Stellen iſt, geht ſo lang durch, daß er dem Fallbaume 3 Zoll vorgeht, und eine Kerbe darin iſt.

An dem Fallbaum wird ein Kranz von einer Wieden gedrehet, und hinter die Gabel geſteckt. Einen Stock von $1\frac{1}{2}$ Fuß lang ſticht man mit einem Ende in den Kranz, und legt ſelbigen auf das Querholz. An einem Ende des Stocks iſt eine feſte Schnur, woran ein Stellholz eines Fuſſes lang iſt. In dem Fallbaume iſt eine Kerbe oder Rinne gemacht. Stellt man nun den Baum auf, ſo drückt man an den Stock, der durch den Kranz geſtochen iſt, da denn der Baum in die Höhe geht. Hierauf legt man die Schnur in die Rinne, und ſetzt das Stellholz unten an den Fallbaum mit dem längſten Ende, mit dem andern aber in die Kerbe der Zunge, auf welche Art die Aufſtellung geſchehen iſt. Geht nun der Dachs aus oder ein, ſo muß er die Zunge wegſtoßen, worauf der Fallbaum herunter fällt, ſo daß der Dachs ſtille halten muß, bis man ihn auslöſet. Auf den Fallbaum legt man ſchwere Stücken Holz oder Steine, damit der Dachs, weil er ſtark iſt, nicht darunter hervor kann.

Ein ſolcher Schlagbaum muß aber bei Zeiten und ſtufenweiſe vor dem Eingang angebracht werden, damit das Thier denſelben allmählich kennen lerne, und ſich deswegen nicht ſcheue, aus- und einzugehen. Vorne unter den Schlagbaum ſetzt man eine Stütze, das Gewichte oder die Schwere aber legt man nicht eher darauf, bis die Schlagbäume aufgeſtellt werden, weil ſie ſonſt krumm werden. Nach Michaelis, wenn die Dachſe am beſten und fetteſten ſind, ſtellt man die Schagbäume auf.

Endlich, und zwar am gewöhnlichſten, werden die Dachſe auch mit Tellereiſen gefangen. Es werden nämlich, wenn der Jäger durch die Anzeige der Fährten weiß, daß der Dachs im Baue iſt, alle Eingänge eines Baues bis auf einen verſtopft, vor welchem man das Eiſen der Erde gleich eingräbt, und mit leichter Erde und Laub wieder bedeckt; das Eiſen muß aber nicht verwittert, ſondern mit bloßem Eichen- oder Haſellaub, oder Fichten- oder Tannenreißern abgerieben werden. Auch muß das Eiſen an einer Kette oder Leine befeſtiget werden, ſo daß ſie zwar etwas in dem Bau, aber auch nicht allzuweit hinein reicht, damit der Dachs ſich mit dem Eiſen wohl im Baue verbergen, aber auch nicht zu tief hinein kommen kann, um ihn etwa nachher ausgraben zu müſſen. Der Dachs geräth gemeiniglich den erſten Tag gleich beim Aus- oder Eingehen in das Eiſen; ſollte es aber auch nicht geſchehen, ſo läßt man das Eiſen liegen, weil er doch heraus muß.

Mit den lebendig gefangenen Dachſen werden auch oft grauſame Luſthetzen auf ebenen Wieſen angeſtellt. Man hetzt ihnen nämlich Dachs- und Jagdhunde an, gegen welche ſie ſich mit wunderbaren Wendungen, über welche gelacht wird, auf dem Rücken liegend, mit ihrem ſcharfen Gebiß, mit welchem ſie ihrem Feinde immer nach der empfindlichen Naſe fahren, und mit ihren ſcharfen Klauen bis in ihren Tod als Helden tapfer wehren.

Dachshaube, Dachsnetz, Dachsſack, Fr. Bourſet. Werden zum Dachsfang gebraucht, und von ſtarkem Bindfaden über $1\frac{1}{2}$ Zoll breites Holz geſtrickt, unten kömmt ein eiſerner Ring hinein, ohngefähr ſo groß, daß man faſt eine Hand durchſtecken kann, und das Dachsmaul hinein gehet. Ueber dieſen Ring wird gleich der Anfang mit Stricken gemacht, ohngefähr 10 Maſchen, und ſtrickt ſo rund um, wie ein Sack, fort, daß man allemal eine Maſche zunimmt, bis die Haube 5 Fuß lang iſt, da ſie denn wegen des Zunehmens die gehörige Weite haben wird. Man macht gern große und kleine Säcke, nachdem die Röhren ſind, ſo wie auch 3 oder 4 Stück nöthig ſind. Hinten in die letzten Maſchen wird eine ſtarke doppelte ein Paar Klaftern lange Linie gezogen, damit, wenn der Sack in der

Röhre liegt, und der Dachs hineingejagt iſt, ſich der Sack hinter ihm zuziehet.

Dachshund, lat. Canis vertagus, Linn. Fr. Baſſet, Buff. Engl. Turnſpit, Penn, auch Dachskriecher; Dachsſchliefer; Dachswürger; Dachsfinder. Iſt ein kleiner Hund und hat einen dicken Kopf, eine lange ſtarke Schnauze, hängende Ohren, einen langgeſtreckten Körper, deſſen Rücken etwas ausgehölt iſt, kurze Beine und ein glattes Haar. Seine Haut iſt mehrentheils ſchwarz, oder braun mit rothen Flecken auf der Bruſt, über den Augen und unten an den Füßen. Er iſt bei der Biber-Dachs-Fiſchotter- und Kaninchenjagd ſehr brauchbar, und man wählet dazu von recht guter Race die mittelmäßig großen, nicht zu ſtarken und krummbeinigen, weil ſie in enge Hölen kriechen müſſen. Man behalte den Hund ¾ oder ein ganzes Jahr zu Hauſe, damit er, ehe er nicht angeführet wird, ſich das Jagen nicht zuvor angewöhne; denn ſteckt ihm ſolches erſt einmal im Kopfe, ſo iſt er nicht zum Kriechen zu bringen, indem er, ſobald man auf einen Bau kömmt, und ihn zum Kriechen löſet, fortgeht und auf der Erde an Wildpret zu jagen ſucht.

Sobald der Hund alſo ein Jahr (auch 1½ Jahr) alt iſt, ſo gehe man mit dem jungen Hunde in Begleitung eines alten ſchon brauchbaren Hundes, ſo man ſelbigen hat, nach einem Dachsbau, wo man weiß, daß nur bloß Dächſe und keine Füchſe darin ſind, und wo das Gebäude von der Beſchaffenheit iſt, daß man leicht graben kann. Den alten Hund laſſe man in die gangbarſte Röhre hineinkriechen, und muntere den Jungen an, auf daß er dem alten folgt, thut er es, ſo höre man zu, wo die Hunde laut werden und den Dachs etwa feſt machen. Dann klopfe man, wo die Hunde feſt liegen, oben auf der Erde fleißig, hat ſich der Dachs etwa auf eine Kreuzröhre poſtirt, und geht wieder weiter an einen andern Ort, ſo macht man es wie vorher, und man verfährt damit ſo lange, bis der Dachs von Hunden feſt iſt.

Merkt man, daß der Dachs feſt iſt, ſo fängt man an zu graben, wozu man ein oder zwei Mann, welche gut graben können, bei ſich haben muß. Das Graben muß ſo geſchwind als möglich geſchehen, damit der junge Hund nicht

ermüde. Sollte der junge Hund während des Grabens ja einmal herauskommen, ſo ſucht man ihn durch freundliches Zureden zu bewegen, daß er wieder hinein gehet. Gehet der Hund wieder hinein, ſo muß man fleißig zuarbeiten, daß man bald durch und auf die Röhre komme; ſollte aber der junge Hund nicht wieder hinein wollen, wie es oft der Fall iſt, ſo ſehe man nur zu, daß der Hund auf dem Bau bleibt, und grabe fleißig fort bis man durchkömmt, und den Dachs abgegraben hat, daß er nicht mehr weichen kann. Alsdann hole man den jungen Hund herbei, nehme den alten vor dem Dachſe weg, und ſetze den jungen Hund allein davor, laſſe ihn ſo lange es ſich thun läßt, davor liegen, damit er recht dreiſt wird, ziehe darauf den Dachs mit der Zange oder dem Haken heraus und gebe ihm einige Schläge auf die Naſe. Jetzt läßt man den Hund ſo lange er will, daran würgen, damit er recht genoſſen wird, und ſchlage denn den Dachs todt. Zu gleicher Abſicht werden auch dem Dachſe die Zähne ausgebrochen, worauf man ihn in eine bretterne, mit Erde beſchüttete Röhre fahren läßt, aus welcher ihn der junge Dachshund herausholen muß. Iſt dieſes nur einigemal geſchehen, ſo wird man in der Folge den Hund ſehr gut an Dachſe brauchen können.

Hat man bei der Anführung eines jungen Hundes keinen alten, ſo verſuche man, ob der junge Hund durch freundliches Zureden und Careſſiren zum Kriechen zu bewegen iſt. Kann man ihn aber durch alle angewandte Mühe nicht dahin bringen, ſo iſt kein ander Mittel, als man erwartet die Zeit bis man einen Dachs im Eiſen gefangen hat. Iſt dieſes der Fall; ſo macht man einen Graben in die Erde, ohngefähr 3 Fuß tief und etwa 6 oder 7 Fuß lang; darauf einen Keſſel, den man mit dem Graben verbindet, welcher weit und räumlich iſt und von hier zur Seite wieder einen Graben, von ohngefähr erſterer Länge, überlegt ihn mit Holz oder Brettern und macht Erde darüber. Alsdann laſſe man den Dachs hineinkriechen, gehe mit dem Hunde zu dieſem gemachten Baue, muntere ihn freundlich zum Kriechen, wo er ſogleich, wenn er den Dachs merkt und die Röhre weit und räumlich findet, daß er ſich darin rühren kann, hineinkriechen wird, oder der Hund müßte kein Feuer haben, folglich zum Dachshunde gar nicht taugen.

Gehet der Hund aber hinein, ſo laſſe man ihn eine auch 2 Stunden davor liegen; kömmt er heraus, ſo kareſſire man ihn, mache ihn hitzig, damit er wieder hinein muß. Liegt der Hund erſt feſt vor dem Dachſe, ſo klopfe man oben über dem Hunde, und rufe ihm zu; wenn der Hund nun ziemlich nahe vor dem Dachſe liegt, ſo nehme man das übergelegte Holz grade über dem Hunde weg, nehme den Dachs mit dem Haken heraus, ſchlage ihn todt, und laſſe den Hund im Loche tüchtig daran würgen bis er darauf müde wird. Dieſes darf nur einigemal geſchehen, ſo wird der Hund in der Folge in das ſtärkſte Gebäude gehen, und man wird vor ihm Dachſe ausgraben können.

Hat man nun einigemal Dächſe vor einem jungen jungen Hunde aufgegraben, ſo kann man ihn auch ſehr gut an Füchſen gebrauchen. Zu dem Ende macht man ſie auf die Füchſe hitzig, indem man ihnen erſtlich gekochtes Fuchsfleiſch, dem der üble Geruch ein wenig benommen iſt, und dann rohes, zu freſſen vorleget. Die Füchſe grabe man vor ihnen aus, oder laſſe ſie von den Hunden heraus zum Schuſſe jagen, nachdem die Umſtände ſind, ohne daß der Hund dadurch verdorben wird. Ein Hund lernt ſonſt ſehr leicht, wenn er ſiehet, daß man Werkzeug zum Graben bei ſich hat, das feſte Vorliegen, und hat man dieſes nicht, ſo pflegt er gemeiniglich die Füchſe, welche in dem Gebäude ſind, heraus zu jagen, beſonders wenn der Fall nur einigemal geweſen iſt, daß man einen Fuchs geſchoſſen hat, der von dem Hunde heraus gejagt iſt.

Will man die Hunde nicht zum Ausgraben der Dächſe gebrauchen, ſo braucht man auch nicht der Regel zu folgen, daß man einen jungen Hund zuerſt an einen Dachs gebraucht, ſondern man muß nur darauf ſehen, daß er gut iſt, um einen Fuchs heraus zu jagen, oder ſo er nicht heraus will, vor ihm feſt liegt. Dieſes lernen ſie ſehr leicht, weil faſt alle junge Hunde an einen Fuchs lieber gehen, als an einen Dachs, und dieſes iſt auch die Urſach, warum man den jungen Hund zuerſt an einen Dachs gebrauchen muß. Zum Fiſchotterfang gewöhnt man ſie ſo, daß man ihnen, wenn man ſie ſehr hungrig hat werden laſſen, erſtlich das Futter in flaches Waſſer ſetzt, und alsdann in tieferes, daß ſie dazu ſchwimmen müſſen.

Man kann auch einen Dachshund, wenn er erſt recht eingearbeitet iſt, nämlich, wenn er gut kriecht und vorliegt, zum Jagen mit gebrauchen, da ſie außerdem ſehr gut dazu ſind, und es ſich gut vor ihnen ſchießen läßt, weil das Wild nicht ſehr ſtark vor ſie läuft, und ſich von ihnen herum jagen läßt, und hievon wird der Hund, wenn er ſonſt gut iſt, nicht verdorben werden. Auch kann man einen Dachshund beſonders gut an Sauen mit gebrauchen, wo es ſich der Mühe nicht verlohnet einen Saufinder darauf zu halten. Der Dachshund iſt nicht ſo leicht der Gefahr unterworfen von dieſen todt geſchlagen zu werden, weil ſie wegen ihrer Niedrigkeit nicht ſo leicht von einem Keiler gefaßt werden können als ein großer Hund.

Dachſpäne, Fr. Ais de toit. Sind 2 bis 3 Querfinger breite, von gut ſpaltigem Tannen- Fichten- oder Kiefernholz gefertigte Späne, welche in die Ziegeldächer, wo die ſogenannten Zungenziegeln an einander ſtoßen, unter deren Spalte eingelegt werden, um das Eindringen des Schnees und Regens zu verhindern.

Dachsſchwarte, Fr. Peau de blaireau. Wird die Haut oder das Fell der Dachſe genannt, welche nicht, wie einige behaupten, zu allen Jahrszeiten, ſondern erſt nach Michaelis gut iſt. Sie gehört unter das gemeine Pelzwerk, und iſt ſo feſt und dauerhaft, daß weder Näſſe noch Regen durchdringen kann, daher die Sattler rauhgahr, Ranzen, Jägertaſchen, Hundehalsbinden, und Ueberzüge über Koffer, Kumte und Gewehrſchlöſſer daraus machen, und die Jäger ſchätzen eine Jagdtaſche von einem jungen Dachſe, deſſen Haare ſtatt der ſchwarzen Farbe eines alten, ins blauliche fallen, ſehr hoch. Uebrigens werden die Haare zu Mahler- und Vergolderpinſeln und zu Bürſten verarbeitet. Die ausländiſchen Dachsfelle kommen vorzüglich aus Pohlen.

Dannhirſch, lat. Cervus Dama, Linn. Fr. le Daim, Dain, Buff. Engl. the Fallow Deer, Penn. auch Dammhirſch; Dämlein; Dämmhirſch; Tannhirſch; wilder Rehbock, genannt. Gehört unter die wiederkäuenden Säugethiere, hat rückwärts gekrümmte, zuſammen gedrückte, und an der Spitze breitzackige Geweihe. Dieſer Hirſch iſt in Deutſchland, und beſonders in den Branden-

burgiſchen und andern Landen, wo viele Nadelholzwaldungen ſind, ſehr gemein, iſt kleiner als der Rothhirſch, doch aber viel ſtärker als der Rehbock, erreicht die Höhe von 3 und 3½ Fuß, und eine Schwere von 150 bis 160 Pfunden. In ſeiner Geſtalt und Oekonomie gleicht er dem Rothhirſch gar ſehr, und alle Glieder ſeines Leibes haben faſt gleiche Lage und Bildung. Er brunſtet, ſetzet, wirſt ab, ſetzt auf, und fegt ſein Gehörn, wie dieſer, nur alles einen Monat ſpäter. Allein ſein Geweih ſelbſt iſt dünner, platter, dehnt ſich mehr in die Breite, hat nach Verhältniß mehr Enden, iſt nach innen gekrümmt, und endigt ſich in einer langen und zuweilen zwei Hände breiten, aber nicht dicken Krone (Schaufel). Bei den alten ſind die Stangen oft über die Hälfte breit und dünne, die vielen Enden aber ganz kurz, und je beſſer der Hirſch iſt, deſto beſſer hat er die Schaufeln und Enden vereckt, welches ihm alsdenn ein ſehr prächtiges Anſehn verſchaft; daher werden auch die guten und ſtarken nicht jagdbare, ſondern Schaufelhirſche, und die größten und fetteſten rechte gute Schaufelhirſche genannt. Er wirft ſein Gehörn nach Verſchiedenheit des Alters, vom April bis im Junius ab, und ſetzt es auf eben die Art und aus eben den Quellen als der edle Hirſch wiederum auf. In der Farbe iſt er verſchieden, und es giebt nicht nur röthliche, braune, dunkelbraune, gelbe, graue, ſondern auch ſchwärzliche, weißgefleckte, und ganz weiße, bei allen aber fällt der Unterleib ins weiße.

Von Natur iſt er in der Wildniß flüchtig, munter, ſcheu und muthig, und ſtreitet oft um einen Weideplatz oder eine Gattin viele Stunden lang; in der Gefangenſchaft aber legt ſich ſein Feuer, und er wird ſehr kirre und furchtſam. In der Brunftzeit hört man von ihm ein Geſchrei wie vom Rothhirſche, nur weniger ſtark, und faſt in dem Tone, als wenn ein Menſch vomirt. — Die Antipathie zwiſchen den Roth- und Damhirſchen, da man ſagt, die Rothhirſche wichen ihnen, zögen gar weg, oder nähmen, wenn ſie mit ihnen in einen Garten eingeſperrt wären, von Kräften ab, iſt ganz ungegründet, und nur alsdann, wenn beide Arten an einem gemeinſchaftlichen Platze gefüttert werden, oder ſich äſen, müſſen die Damhirſche warten, bis die Rothhir-

ſche geſättiget ſind, und oft das genießen, was ihnen jene übrig laſſen.

Sie erlangen ein Alter von ohngefähr 20 Jahren, halten ſich faſt in allen gemäßigten Ländern der alten Welt auf, und leben geſellig in ſtarken Rudeln, von welchen ſie ſich nicht leicht zu trennen pflegen. Auch die alten Damhirſche (Tannböcke) gehen nach der Brunft in Rudeln zuſammen, und leiden eher als die Rothhirſche junge Damhirſche und Weibchen (Thier, Tanngeis) unter ſich; allein die letztern ſondern ſich gemeiniglich von ſelbſt wieder ab, und leben mit den jungen oder ſchlechten Damhirſchen lieber in einem Rudel. Ueberhaupt lieben ſie einen erhabenen mit kleinen Hügeln beſetzten Stand, welchen ſie nicht ſo leicht und weit wie die Rothhirſche verändern, und ſuchen bloß vom März bis zum Ende des Auguſts die Dickige auf, um ſich vor den empfindlichen Mückenſtichen zu ſichern.

Im Winter ſuchen ſie ihre Nahrung in den Haiden, wo es Haidekraut oder junge Gehäue und Schläge giebt; im Sommer aber gehen ſie nach den Wieſen, und dahin wo ſie junges Holz und Laub haben. Wo die Felder nahe an die Gehölze ſtoßen, ziehen ſie ſich auch nach der Saat, und in das Getraide; ſie machen ihren Wiedergang, aber nicht ſo weite Wechſel nach ihrem Geäſe, wie die Rothhirſche, und ziehen auch gern nach der Eichelmaſt. Das übrige iſt wie beim Rothhirſche.

Ihre Brunftzeit fällt in den Oktober und dauert 4 Wochen. Der Hirſch jagt ſich lange mit dem Thiere, welches ebenfalls kleiner, ſchwächer, leichter und ohne Gehörn iſt, wie die Hirſchkuh, herum. Es iſt 8 Monate hoch beſchlagen, ſetzet meiſt im Junius 1, auch 2 Kälber, und ſäuget ſie bis wieder zur Brunft. Die Zeugungskraft dauert bis ins 16te Jahr. Das junge Thier (Wildkalb, Tannkützel) brunftet ſchon im zweiten Jahre, wenn es keine Noth gelitten hat, ſonſt aber erſt im dritten. Das Hirſchkalb nennt man wegen der aufgeſetzten Spieße, nach dem erſten Jahre einen Spießer; nach dem andern hat es Gabeln, auch wohl 6 bis 8 Enden; nach dem dritten Jahr 8 oder 10 Enden; und die Stangen fangen an oben breit zu werden; nach dem vierten Jahre 10, 12, auch wohl mehr Enden, und die Breite der Stangen wird merklicher; nach dem

fünften Jahre ſetzt er ſchon ziemlich breite Schaufeln an, und wenn dieſes geſchehen iſt, und ſich auch bis 30 Enden daran befinden, ſo wird er doch nicht nach den Enden angeſprochen, ſondern heißt ein guter Schaufelhirſch. — Seine Feinde ſind die Luchſe und Wölfe, und wird von einer braunen haarigen Laus und von Engerlingen geplagt.

Die Fährte hat mit der Fährte des Rothhirſches die größte Aehnlichkeit, und ein Damhirſch macht ſeine Spur ſo ſtark und breit, als ein Rothhirſch von 6 Enden, oder ein altes Roththier, und das Damthier läßt ſich, wie ein Rothwildkalb im Oktober, ſpüren, nur mit der Einſchränkung, daß die Fährten der Damhirſche kürzer gefaßt, die Wände der äußerſten Seiten der Ballen flächer und eröffneter, faſt wie bei den zahmen Ziegen ſind. Er gehört zur hohen Jagd, und wird eben ſo, wie der Rothhirſch gejagt. Wenn die Hunde einen Damhirſch verfolgen, ſo fliehet er nicht ſo weit, als der edle Hirſch, ſondern weichet allen Wegen aus, ſuchet bald ſeinen Stand wieder, und ſtürzt ſich gern ins Waſſer um der Gefahr zu entgehen; wird aber alsdenn meiſt gefangen.

Er nützet durch ſein Wildpret, welches zärter, feiſter, als vom gemeinen Hirſche iſt, und beſonders werden die noch an der Mutter ſäugenden Kälber allem andern Wildpret vorgezogen. Ferner durch die Häute, welche faſt noch beſſer als vom Rothhirſche ſind, und feinere Beinkleider und Handſchuhe geben. Das Unſchlitt iſt auch beſſer, und hat, ſo wie das Haar, Geweih und die Klauen eben den Gebrauch, wie beim gemeinen Hirſch. Der oſtindiſche Schlangenſtein (Pedra cobra de Capello) ſoll aus dem zerſtückten und calcinirten Geweih gemacht werden. Schaden thun die Damhirſche auf gleiche Art, wie der gemeine Hirſch, ſ. unter Hirſch.

Dammerde, ſiehe unter Boden.

Dämpfen, Eindämpfen, Verhalten, finſter machen, Fr. enfermer dans un lieu obſcur. Wird geſagt, wenn die Jäger Vögel auswintern, oder auch erſt im Frühjahre welche fangen, die ſie auf dem Vogelheerd als Sing-Lock- oder Pfeifvögel brauchen wollen, ſo werden ſelbige, wenn ſie anfangen zu pfeiffen, entweder in eine finſtere Kammer, oder in beſonders dazu verfertigte Kaſten ge-

ſtecket, damit ſie mit ihrem Geſang ſchweigen, ſo lange, bis ſie auf den Vogelheerd und wieder ans Licht kommen, um alsdenn deſto ſtärker zu pfeiffen.

Däniſche Hund, große däniſche Hund, Fr. Grand Danois Buff. Engl. Daniſh Dog, Penn. Er hat faſt völlig die Geſtalt, wie der Schäfer und Bauernhund, nämlich eine lange, etwas dickere Schnauze als der Spitz und kleine Ohren, die zur Hälfte ſteif und oben umgebogen ſind, nur ſind bei dem däniſchen Hunde Körper und Ohren größer. Seine Farbe iſt mehrentheils fahl, grau und ſchwarz. Die Baſtarde, welche man von ihm und dem Windhunde, oder dem gemeinen Jagdhunde erlangt, geben gute brauchbare Hunde zur Jagd, und man richtet von ihnen die Biber- und Fiſchotterhunde wegen ihres ſcharfen Gebiſſes zum Anpacken ab. — Eine Abart von dieſem ſoll der kleine däniſche Hund ſeyn, welchen man am meiſten ſchwarz antrift.

Däniſche Tücher, Mitteltücher, Fr. Pans de Danemarc. Sind die zu einem vollſtändigen Jagdzeug mit gehörigen Tücher, wovon bei einem Hauptjagen einige Wagen ſeyn können. Sie haben oben entweder eine Maſche hoch Gemäſche, und unten Rinken, oder auch oben und unten Rinken, ſtellen aber nur in der Höhe $3\frac{1}{2}$ bis 4 Ellen, aber eben dieſelbe Länge nämlich 150 Waldſchritte, und werden in weitern Kreiſen gebraucht, weil hier das Wild ſeine Einſchränkung noch nicht gewahr wird, und daher nicht überſpringt. Mit 4 Ellen Höhe werden ſie zu Abjagungs-Flügeln und Läuften gebraucht. Die Leinwand hiezu koſtet nicht ſo viel, als zu hohen Tüchern, auch brauchen ſie nicht ſo ſtarke Ober- und Unterleinen, weil ſie nicht ſo hoch hinauf gebracht werden, und die Leinen alſo nicht ſo viel auszuſtehen haben. Die Mitteltücher ſind leichter fortzubringen, und können daher in Gebirgen, wo ſie nicht hin und abgefahren werden können, getragen werden; auch wenn ein Jagen noch etwas im Weiten ſteht, und die Hirſche und das Wildpret noch nicht enge genug zuſammen getrieben worden, leiſten ſie eben die Dienſte, als die hohen Tücher. Zum Damhirſch- und Saujagen ſind ſie vollkommen gut. Sie werden verfertiget wie die hohen Tücher.

Darre, oder Dürre der Bäume, könnte eigentlich heißen Schwindſucht der Bäume, indem dieſe Krankheit in einer allmäligen Austrocknung beſteht, da denn die Schale abfällt, und der Baum wurmſtichig und dürre wird.

Dauben, Daugen, Faßdaugen, Fr. la Douve. Sind ſchmale und dünne, meiſtens etwas gewölbte Stücken Holz, aus welchen die Fäſſer zuſammen geſetzt werden, und nach Verſchiedenheit der Fäſſer auch verſchiedene Größe haben. Sie intereſſiren eigentlich den Forſtmann wenig, weil er ſie nicht fertigen, ſondern bloß das Holz dazu ausſchießen läßt (ſ. Böttcherſcheite). Jedoch in ſolchen Gegenden muß der Forſtmann darauf achten, wo Dauben von Eichenholz (Bourdillon) zum Handel gemacht werden, die gewöhnlich eine beſtimmte Größe haben, welche ſich nach dem Platz richtet, auf welchem ſie verhandelt werden ſollen. So haben die Straßburger Dauben 4 Zoll am Kopf, die Meſeler nur 2 Zoll, und ſind nicht ſo krumm oder gewölbt als die Straßburger; die Pfälzer Dauben ſind wieder anders, ſo wie auch die Holländer Dauben u. ſ. w., ſo daß ihre Verſchiedenheit nicht ſämtlich genau angegeben werden kann. Andere Art Dauben ſind die Piepenſtäbe.

Daubenholz, Daugenholz; heißt das Holz, woraus die Dauben gemacht werden. In der Rheingegend wird bloß Eichenholz darunter verſtanden, in andern Gegenden kann es auch Tannen- oder andres Holz bedeuten, weil man auch Fäſſer aus anderem, als Eichenholz macht; ſ. Böttcherſcheite, auch Stabholz.

Dauenſtangen; gehören zum Holländer-Geſchirrholz, und ſind von Buchen, Weißbuchen, auch jungen Eichen aus Rotthecken, wobei zu bemerken, daß auf das gute gerade Gewächs der Stange nicht beſonders reflektirt wird, ſondern je länger dieſelbe iſt, je beſſer iſt ſie, die Dicke iſt 7 bis 8 Zoll in der Peripherie. Zwiſchen 4 ſolcher Stangen werden die Dauen zu Saarflößen mit gedreheten ſogenannten Birkenwitt (Wieden) eingebunden.

Debe, ſiehe Betze.

December, Fr Décembre.. In dieſem Monat läßt der Forſtmann Kiefern- Fichten- und Lerchenzapfen brechen. Auf dem Schnee wird Birken- und Weißtannenſaamen geſäet, wozu der Boden im Herbſte wund gemacht ſeyn muß.

Auf die Holzfuhrleute und gegen den Holzdiebſtahl iſt anjetzt die Aufſicht zu verdoppeln, ingleichen auf die Verwahrung der Baumſchulen gegen die Haſen, welche auf den Schneewehen über die Zäune einlaufen, und auf die Fütterung des Wildprets und der Sauen. Allerlei Baumholz wird gefället und aufgearbeitet. Naſſe Ellern Stangengehaue werden auf dem Forſte abgetrieben, und die Abfuhren daraus gethan. Auf den Forſtbrüchen und Waldſeen wird das Dachrohr geerndet. In den großen Schlagholzrevieren, wo man im Frühling nicht fertig werden kann, treibet man die Stangen- und Buſchhölzer zum Wiederwuchs ab, wenn es die Witterung noch verſtattet. Nun muß auch die Köhlerei in Landforſten wegen Froſt und Schnee aufhören, weil ſchlechte und wenig Kohlen fallen. Bei offenem Wetter kann man Nadel- und Laubholzſaamen ohne Nachtheil ſäen. In dieſem Monat reifen die Saamen der Miſtel und der gemeinen Heide; der Saamen der gemeinen Eller fällt ab.

Für den Jäger iſt zu bemerken: daß die Bälge der Raubthiere und Haſen am beſten ſind, und er ihrer daher habhaft zu werden ſuchen muß. Die Schweinemaſt gehet zu Ende, und die Nachmaſt fängt an, wenn die Bucheckern und Eicheln nicht ganz aufgezehret ſind. Mit dieſem Monat endigt ſich gewöhnlich das Birſchen der Schmalthiere und Kälber, die Saujagd und Klapperjagd aber wird fortgeſetzt, nur dürfen keine Keiler mehr geſchoſſen werden, dagegen ſtarke Bachen, Rehböcke und alte gelte Thiere, auch dergleichen Ricken. Die Schießhütte wird abgewartet, ingleichen der Vogelfang in den Dohnen und auf dem Vogelheerde, ſo wie auch auf den Meiſenhütten fortgeſetzt. Luchſe und Wölfe ſtreifen jetzt zuweilen durch deutſche Waldungen, welchen man ſogleich nachſtellen muß. Der Iltiß ziehet ſich nach den Gebäuden, beſonders nach denen, welche im Felde oder Walde liegen. Der Fiſchotter fängt an allenthalben herum zu ſtreifen, und die Bäche und Teiche auszufiſchen. Der Bär bauet ſich ſein Winterlager. Der Dachs liegt feſt in ſeinem Bau. Der Haſe macht der Sonne halber ſein Lager gegen Mittag. Der Jäger in tiefen und gebirgigen Waldungen muß jetzt beſonders auf die Fuchseiſen Acht haben, nach welchen alle die Adlerarten, die im Winter herum ſtreifen, gehen. Auch iſt jetzt und in den beiden folgenden Win-

termonaten die Zeit, wo er ſein Kabinet mit den ſeltenſten ausländiſchen Vögeln bereichern kann. Die Falkenarten, die jetzt noch hier ſind, ſind meiſtens bloß ſchädlich, daher man ſie jetzt zu vermindern ſuchen muß. Jetzt räuchert man die Faſanen gern, damit ſie ſich nicht zu weit entfernen. Denn ſonſt gehen ſie in Brüchen und an offenen Quellen, wo Beerſträuche ſtehen, ihrer Nahrung nach.

Decke; wird in manchen Ländern geſagt ſtatt Haut.

Decket, Fr. cachez, laiſſez tomber la tiraſſe des alouettes; ſo rufet derjenige, welcher, wenn des Nachts mit den Stangen oder dem Nachtgarn nach Lerchen geſtrichen wird, hinten nach gehet, wenn er etwas unter dem Garne vermerkt, daß die, ſo das Garn tragen, ſelbiges ſogleich niederlaſſen, um das was darunter iſt, zu fangen.

Deutſche Jagd, Fr. la Chaſſe allemande. Hierzu wird alles gerechnet, was mit Jagdzeugen, Eiſen und Fallen, auch mit Hetz- und Windhunden gefangen, oder geſchoſſen wird. Was mit Hunden oder Pferden auf eine grauſame Art zu Tode gejagt wird, heißet Parforcejagd, und iſt Nachahmung der Engländer und Franzoſen, die jedoch zur Ehre der deutſchen Nation und der Menſchheit überhaupt ihrem Ende nahe zu ſeyn ſcheint.

Deutſche Jagdhunde, Fr. Chiens de la chaſſe d'Allemagne. Sind diejenigen Jagdhunde, welche in Deutſchland geworfen werden, und nicht aus Pohlen, Frankreich oder England kommen. Ein deutſcher Jagdhund hat mittelmäßig lange Ohren, iſt haarig, flüchtig und leicht von Leibe.

Deutſche Schlöſſer, Fr. Platines d'Allemagne. Sind die ehemals gewöhnlichen Gewehrſchlöſſer mit Rädern, welche man noch zuweilen an den Birſchbüchſen ſiehet, ſonſt aber an die Selbſtgeſchoſſe gut zu gebrauchen ſind; ſ. Gewehr und Birſchbüchſe.

Diameter; ſiehe Durchmeſſer.

Diana; iſt die bekannte Göttin der Jagd; ſ. unter Jagdgötter.

Dickbalken; heißt ein zum Flößen beſtimmter tannener Stamm, welcher bald rund, bald beſchlagen iſt. Die runden ſind eigentlich mehrere Bloche oder Klötzer an einem Stück, und werden zum Verſägen, Verpfählen oder Pfahl-

und Stubbichmachen gebraucht. Die beſchlagenen aber ſind Bauholz oder auch Spitzenholz, die man vorn am Holländer-Floß zum Zuſpitzen braucht, daher ſie auch Spitzbalken heißen, und ſind 42 Schuh lang und am dünnen Ende 10 bis 14 Zoll dick. S. auch Holländer Dickbalken.

Dickigt, Fr. Fort du bois, Lieux fourrés. Wird ein Diſtrikt Holzboden genannt, welcher entweder durch natürlichen Anflug oder künſtliche Anſaat dergeſtalt dicht bewachſen iſt, daß man nicht wohl durchgehen, und ſich das Wildpret ſowohl im Sommer vor der Hitze und Ungeziefer, als auch im Winter vor Schnee und Kälte ſicher darin verbergen kann.

Dickſchnabel, ſiehe Kernbeißer.

Diel, iſt ſo viel, als Brett.

Diſtelfink, ſiehe Stieglitz.

Diſtrikt, Bezirk, Fr. Verderie, Enceinte; iſt ſo viel als Revier, und man verſteht darunter gewiſſe beſtimmte Gegenden des Forſtregals oder der Waldungen.

Dittgen, ſiehe Goldregenpfeifer.

Docke, engliſche Hetzhund, Dog, Kammerhund, Lat. Canis maſtivus, Fr. Dogue de forte race, Buff. Engl. Maſtiff, Penn. Iſt eigentlich ein Baſtard von dem Bullenbeißer und dem gemeinen Bauernhunde, und wird 3 Fuß hoch gefunden. Der Unterſchied von dem Bullenbeißer beruht hauptſächlich auf der Größe, worin er jenen weit übertrift; ſonſt hat er eine längere Schnauze, und die Farbe iſt mehr abwechſelnd. Man richtet ihn eben ſo wie jenen auf wilde Schweine und Hirſche ab, ſie bei den Ohren feſtzuhalten, ohne ſie zu beſchädigen.

Docken, Fr. Liés en botte. Nennt der Jäger einen Bund Leinen, welchen er davon bildet, daß, wenn an einem Tuche oder Garn ſo viel Leinen womit der Zeug angebunden und befeſtiget wird, übrig ſind, er dieſe über dem Ellebogen und der Hand aufwickelt, und mit einer ſich geſchwinde wieder aufziehenden Schlinge verwahret, damit ſie ſich bei dem Auf- und Abladen nicht verwirren.

Dohle, Lat. Corvus Monedula, Linn. Fr. le Choucas Buff. Engl. the Jack-daw, Penn. auch genannt: Schneedohle; Schneegäcke; Tul; Dhul; Thale; Dachlike; Tole; graue Dohle; Zſchokerll; Tahe; Doel; Aelke;

bunter Warkengel oder Würgengel, Dorndrechsler, rothgrauer kleinſter Würger, ſchäckiger Würger, ſingender Rohrwrangel, ſingender Rohrwürger, groſſer Dornreich, Dornheher, Dorngreuel genannt. Gehört in das Geſchlecht der Würger, und unter die vierte Gattung der Raubvögel; eigentlich aber gränzen durch dieſen Vogel die Raubvögel an die Singvögel, indem er von beiden Eigenſchaften hat; denn ſein Schnabel ähnelt noch dem Raubvogelſchnabel, und wegen ſeiner Stimme kann er ſich mit dem beſten Singvogel meſſen. Aſchgrauer Kopf, eine ſchwarze Linie durch die Augen, roſenrothe Bruſt und Bauch ſind Kennzeichen dieſer Art. Er bewohnt ganz Europa, und iſt in Deutſchland ſehr gemein. Er hat 8 Zoll Länge, davon der Schwanz $3\frac{1}{2}$ Zoll, und 13 Zoll Breite; zuſammengelegt reichen die Schwingen bis ein Drittheil auf den Schwanz. Der ſchwarze Schnabel iſt 7 Linien lang, faſt grade, an der Spitze mit einem Zahn verſehen, mit eirunden offenen Naſenlöchern, über welche einzelne ſchwarze Borſtenhaare, ſo wie am obern Schnabelwinkel, vorwärts ſtehen, die Zunge weiß, die Augen graubraun, die Beine 1 Zoll hoch mit den Zehen und Nägeln ſchwarz ins Blaue fallend, die vordern Klauen faſt gar nicht gekrümmt, die mittlere Zehe 10 und die hintere 7 Linien lang.

Der Kopf, Nacken, obere Schwanz und die Kniee ſind aſchblau; über den Augen und an der Stirn wird dieſe Farbe etwas heller; von den Naſenlöchern läuft durch die Augen bis zu den Ohren ein breiter ſchwarzer Streifen, der Rücken und die Deckfedern der Flügel rothbraun, die Kehle und die Steißfedern weiß, die Bruſt, der Bauch und die Seiten roſenroth, die Schwung- und Deckfedern der erſten Ordnung ſchwärzlich, die vordern an den Wurzeln weiß, der Schwanz etwas keilförmig, die zwei mittlern Federn ganz ſchwarz, die übrigen bis über die Hälfte zunehmend weiß, nach dem Ende ſchwarz, mit einer weißen Spitze, die Deckfedern der Unterflügel weiß, und ihre Schwungfedern grau.

Das Weibchen weicht in der Farbe ganz vom Männchen ab. Der ganze Oberleib iſt ſchmutzig roſtbraun, über die Augen und an der Stirne herum bis zu den Augen gelblichweiß, an den Backen braun, Kehle, Bauch und Steiß-

federn ſchmutzigweiß, Hals, Bruſt und Seiten gelblich-weiß mit dunkelbraunen Querlinien, die Schwingen und der Schwanz dunkelbraun, die äußerſte Schwanzfeder weiß eingefaßt, die übrigen bis auf die 4 mittlern nur mit weißen Spitzen.

Dieſer Vogel ſitzt im Frühjahr, wie eine Graſemücke, auf den Spitzen der Feldbüſche, und ſingt ſeinen Geſang, welcher aus den Liedern vieler Vögel, und nur wenigen rauhen, eigenthümlichen Strophen zuſammengeſetzt iſt. Es ſind dieß alles faſt lauter nachgeahmte Melodien, die er in dem nämlichen Augenblicke, als er ſie hört, auch nachſingen kann, auch im Käfig nimmt er alle Geſänge der Stubenvögel an. Seine Lockſtimme iſt ein übelklingendes Gäck, gäck! Atſch, atſch! Zänkiſch iſt er, wie alle ſeine Gattungsverwandten, und jagt und beißt ſich daher immer mit den Grasmücken und dergl. Vögeln, die ſich ſeinem Reviere nähern, herum, doch iſt er zu ohnmächtig, um jemals einen davon tödten zu können. Er erſcheint unter den Zugvögeln faſt zuletzt, nämlich zu Anfang des Maies, wohnt mehr im Felde in Hecken und Gebüſchen, und am liebſten an ſolchen Orten, wo das Vieh weidet und die Pferde eingeſchränkt ſind. Schon zu Anfang des Auguſts zieht er mit ſeiner Familie, ehe ſich noch die Jungen gemauſert haben, langſam wieder weg.

Nach ſeiner Nahrung iſt er eigentlich derjenige Vogel, der im Mai ſo große Niederlagen unter den Maikäfern und im Sommer unter den Miſtkäfern, Feldgryllen und Heuſchrecken anſtellt, und dieſe Inſekten an die Dornen der Schwarz- und Weißdornſtaude anſpießt. Er ſpeiſet aber nicht, wie andere Vögel, den ganzen Tag, und verſchluckt das ſogleich, was er findet, ſondern hält ordentlich beſtimmte Mahlzeiten.

In Thüringen niſtet er bei günſtiger Witterung des Jahrs zweimal, baut ſich aber allemal ein anderes Neſt, ein oder zwei Büſche von dem erſtern entfernt. In ſeinem großen Neſt findet man gewöhnlich 5, ſeltener 6 ſtumpfe Eier, die im Grunde weiß, und mit ſchmutziggelben und aſchgrauen Pünktchen beſtreut ſind. In 14 Tagen ſind ſie von dem Weibchen ausgebrütet. Die Jungen ſehen alle faſt wie die Mutter aus, am Oberleibe und der Bruſt grün-

grau mit dunkelbraunen Wellen, und am Bauch ſchmutzig-weiß, und nehmen auch das Kleid mit in ihren Winteraufenthalt, wo ſie ſich mauſern. Da die Alten das Neſt, wo möglich, in einem dichten Schwarz- oder Weißdornſtrauch anlegen, ſo ſichern ſie dadurch ihre Brut vor den Katzen und Füchſen.

Sie können, da ſie nicht ſcheu ſind, gut geſchoſſen werden, und der Jäger erhält ihre Fänger bezahlt. Lebendig kann man ſie bloß auf Leimruthen fangen, die man auf die Sträucher, wo ſie oft ſitzen, und ihre Mahlzeiten halten, ſtecket. Sie nützen durch ihre Vertilgung ſo manchen ſchädlichen Inſekts, und durch ihr ſchmackhaftes Fleiſch; vorzüglich ſchmecken die Jungen gut. Schaden ſtiften ſie gar nicht, außer daß ſie zuweilen ein junges Rothkehlchen oder einen andern jungen Vogel bei ſchlechter Witterung fangen, und deshalb ſollte man ſie eher ſchonen, als auf ihre Ausrottung bedacht ſeyn.

Dornigte Hölzer, Fr. Bois epineux. Sind alle diejenigen Hölzer, an welchen Dorne wachſen, und werden größtentheils unter die harten Hölzer gerechnet.

Dornreich, ſ. graue Grasmücke.

Dratſchleifen, Fr. Lacs, Collet de fil de fer. Sind Schlingen von ausgeglühetem Drath, welche bei den Faſanengärten, auch an Orten, wo Ratze, Wieſel und dergl. Raubthiere aus- und eingehen, ſtark gebrauchet und vorgehänget werden, zumal wo man keine Eiſen oder Fallen anbringen kann.

Drehhals, Drehvogel, ſ. Wendehals.

Dreilaufer, Fr. le Levraut de la première portée. Werden die Haſen um Bartholomäi vom erſten Satz genannt.

Dreiling; heißt beim Floßhandel ein Brett, das 3 Zoll dick, 14 Zoll breit und etwa 16 bis 18 Schuh lang iſt.

Dreilingsſpitzen, ſ. Thillſpitze.

Dreiſſiger, ſ. Stichhölzer.

Drei Stückbalken; heißt beim Kinziger Floßhandel ein Stamm Tannenholz, der 28 Schuh lang und am dünnen Ende 8 bis 10 Zoll dick iſt.

Dreſſiren, Fr. dreſſer. Heißt man, wenn ein Hund oder Pferd an einer Leine par force abgerichtet wird, ſo daß es durchaus das zu thun gezwungen wird, was man von ihm verlangt.

Dreſſirhalsband, Fr. Collier à dreſſer. Sind vorzüglicher als die Leinen, und werden von ſtarkem Leder gemacht, an einem Ende mit einem beweglichen Rinken, der ſich umdrehet, an dem andern Ende aber mit 2 bis 3 Rinken verſehen, um das Halsband nach Gefallen enge und weit machen zu können. Auſſerdem kommen in das Leder ſpitzige aber nicht allzulange Stacheln, welche auswendig vernietet werden, damit ſie ſich nicht zurück und herausſchieben können. Iſt nun beim par force Dreſſiren der Hund widerſpenſtig, ſo darf der Jäger nur an der Dreſſirleine zucken, da dann die Stacheln in das Fell am Halſe einſtechen.

Dreſſirleine, Fr. Corde à dreſſer. Iſt eine von recht gutem Hanf gefertigte Leine, etwas dünner als einen Finger, und wird beim Abrichten der Hunde gebraucht. Man knüpft zu dieſem Endzweck 4 Knoten in die Leine, und an dem Ende, wo die Knoten eingeknüpft ſind, macht man ein Auge oder Oehr, ſteckt die Spitze dadurch, legt die Leine dem Hunde um den Hals, und zieht ſie bis auf den erſten Knoten durch; iſt es noch zu weit, ſo wird ein Knoten durch das Oehr geſteckt, und dieß ſo lange, bis der Hund den Kopf nicht mehr durchziehen kann. Einige Jäger laſſen ſich ſtatt der Knoten, hölzerne Kugeln drehen, und dieſe mit Stacheln verſehen, welches ebenfalls nützlich iſt.

Droſſel, Fr. Hampe. Wird bei dem Roth= und Schwarzwildpret der dicke Knoten genannt, wo hinten die Zunge am Schlunde und der Gurgel angewachſen iſt.

Droſſel, Lat. Turdus, Fr. la Grive, Engl. the Thruſh; auch Kramtsvogel genannt, weil ſie faſt alle Kramtsbeeren (Wachholderbeeren) freſſen. Die Kennzeichen dieſer Gattung Singvögel ſind: rundmeſſerförmiger Schnabel, die obere Kinnlade an der Spitze niedergebogen und ausgeſchnitten. Die Naſenlöcher ſind blos, oben mit einer dünnen Haut halb bedeckt und eirund. Die Zunge iſt faſerig ausgeſchnitten. Die Kehle iſt mit kleinen ſteifen

Haaren beſetzt. Die mittlere Zehe iſt bis an das erſte Gelenk mit der äußern verbunden. Sie nähren ſich von allerhand Inſekten und Beeren, ſind von mittlerer Größe, haben eine gewölbte Bruſt, faſt alle einen angenehmen Geſang, wohlſchmeckendes Fleiſch, und die inländiſchen ſind faſt alle Zugvögel. Ihrer ſind in Deutſchland folgende 10 Arten: die Miſteldroſſel, die Wachholderdroſſel, die Singdroſſel, die Rothdroſſel, die Ringdroſſel, die Schwarzdroſſel, die Steindroſſel, die Rohrdroſſel, die roſenfarbige Droſſel und die zweideutige Droſſel.

Drücken, Fr. ſe motter, ſe blottir, ſe raſer. Nennt man, wenn ein Thier in ſeinem Lager oder Stande feſt ſitzt, ſich klein macht, und dadurch zu verbergen ſucht.

Duckchen, ſ. kleiner Taucher.

Duft, Fr. le Givre, Frimas. Sind wäſſerigte Dünſte, welche in der Luft ſich befinden, und bei Nordluft, beſonders Nordoſt, zur Winterszeit an den Gegenſtänden, die ſie berühren, anfrieren. Wenn der Duft durch eine gemäßigtere Luft und Regen wieder losthauet, iſt er den Bäumen unſchädlich; kommt aber, ehe dieſes geſchieht, ein Sturmwind hinzu, ſo werden durch die Laſt in den Zweigen der Gipfel, die Bäume leicht umgebrochen.

Duftbruch, Fr. Gelivure. Iſt diejenige Beſchädigung der Bäume, insbeſondere der Nadelhölzer, wenn ſie, indem entweder wäſſerigter Schnee oder Duft an ihre Aeſte ſich angehänget hat und feſt angefroren iſt, bei entſtehendem Windſturm in ihren Giebeln oder in der Mitte, auch wohl gar, da die Wurzel bei ſehr hartem Froſt nicht nachgeben kann, vom Stamme abbrechen. Es iſt daher in hohen gebirgigten Gegenden eine ſehr wichtige Regel, daß man die Holzwände an der Mitternachtsſeite gut geſchloſſen hält, und deshalb darf man auch die Holzſchläge in dieſen Gegenden nicht von dieſer Seite her anlegen; ſiehe Holzſchlag.

Dullerche, ſ. Baumlerche.

Dünger, Düngung, Fr. Fumier, Engrais. Beſondere Düngung in die Wälder zu ſchaffen, ſo wie auf die Fruchtfelder, um dadurch die Holzkultur zu verbeſſern, oder auch auf ſolche Plätze zu bringen, auf welchen erſt Holz angebauet werden ſoll, wäre nicht nur zu koſtſpielig, ja un-

möglich, ſondern nach allen gemachten Verſuchen iſt es mehr als zu gewiß, daß Dünger bei aller und jeder Holzkultur ſchädlich iſt. In der Natur iſt ſchon ſehr weislich geſorgt, daß jede Holzgattung ſich ſelbſt dünget, die Laubhölzer nämlich durch das abfallende Laub, und die Nadelhölzer durch die abfallenden Nadeln. Denn wenn das Laub und die Tannennadeln alle Jahre in gut beſtandenen Hölzern oder Dickigten verfaulen, ſo geben ſie in den folgenden Jahren einen ſchwarzen und fruchtbaren Boden. Deutlich ſiehet man dieſes an dem langen Graſe, welches in Dickigten wächſet; ſobald aber das Holz weggeſchlagen und der Platz nicht ſogleich wieder in Anbau gebracht wird, ſo wird er wüſte oder es entſtehet Haide. Man ſieht deshalb den großen Unterſchied in einem Geheege, welches auf einem magern Sandboden angelegt iſt, in dieſem ſtehet ſchönes Gras, wenn auſſer demſelben nur Haide wächſet.

Dunkelbraune Taucher, Lat. Colymbus obſcurus, Linn. Fr. le petit Grebe, Buff. Engl. the dusky Grebe, Penn. Der Kopf deſſelben iſt glatt, der Hals aſchgrau, die Kehle, der Bauch und die zweite Ordnung der Schwungfedern ſind weiß. Dieſer Waſſervogel bewohnt das nördliche und gemäßigte Europa, und iſt in Thüringen in manchen Jahren nicht ſelten, hält ſich da blos auf Teichen auf, und iſt wenigſtens ein Strichvogel, der beim Eintritt des Froſtes weggeht, und wieder da iſt, wenn er ſich vor dieſem geſichert glaubt. Er iſt 1 Fuß 2 Zoll lang, und 2 Fuß 3 Zoll breit. Die Flügel falten ſich an den obern Deckfedern des Schwanzes. Der Schnabel iſt 1¼ Zoll lang, ſpitzig und hornfarben, an der Spitze weiß, an der Wurzel gelblich, in der Mitte ein wenig roth, die Augen mit rothem Stern, und von den Schnabelecken bis zu den Augen geht ein rother, kahler Strich, die Füße gleich belappt, die Nägel weißlich und platt, die Beine 2 Zoll hoch, ſchmal und hinten gezähnelt, die Mittelzehe 2 Zoll und die hintere 5 Linien lang.

Oberkopf, Hals, Rücken und Deckfedern der Flügel ſind dunkelbraun, Seiten der Stirn weißlich, Kehle, Wangen, ein Strich zur Seite des Nackens weiß, der Mittelhals aſchgrau, der untere Hals röthlichgelb, die Bruſt, der

Bauch und die Seiten ſilberweiß, die Schenkel mit aſchgrauen wolligen Federn, ein großer weißer Fleck auf den Flügeln, das übrige der Flügel dunkelbraun, die Deckfedern der Unterflügel weiß. Das Gefieder iſt ſehr dicht und fein. — Dem Weibchen fehlt die rothgelbe Farbe des Unterhalſes, und der ganze Unterhals iſt weiß.

Er iſt ſcheu, und ein ſehr geſchickter Taucher und Schwimmer, nährt ſich vorzüglich mit Waſſerinſekten, doch findet man auch Theile von Waſſerpflanzen und Fiſchroggen in ſeinem Magen. Sein Neſt ſchwimmt und iſt an einen Strauch oder an das Schilf befeſtigt; es enthält 3 bis 4 ſchmuzzigweiße Eier, und die Jungen ſchwimmen gleich davon. Seine Feinde ſind die Rabenkrähen, welche nach den Eiern fliegen, auſſerdem hat er nicht leicht wegen ſeiner Geſchwindigkeit im Untertauchen von einem Raubvogel etwas zu fürchten. Man ſchieſſet ſie gewöhnlich hinter einem Buſche verſteckt. Ihr Fleiſch iſt ſehr unſchmackhaft, aber ihr ſchöner Balg könnte eben ſo, wie der von den Haubentauchern, benutzt werden.

Dupliren, Fr. doubler. Heißt, wenn man bei einem Jagen, auſſer den hohen Tüchern, noch zur Sicherheit, damit nichts vom Wildpret hinaus komme, mit Garnen ſtellet. Bei Saujagen muß dieſes allemal geſchehen, jedoch auch zuweilen bei Hirſchjagen, wenn etwa die Zeuge ſchlecht und alt ſind. Wenn es beim Hirſchjagen geſchieht, ſo werden die hohen oder Hirſchnetze genommen, und beim Abjagen — ſo lange das Jagen im Weiten ſtehet, iſt es unnöthig — auswendig dichte ausgebunden, und die Oberleine vom Tuche ſowohl, als vom Netze, kann auf einer Stange geſtellt und gelegt werden; unten aber wird die Unterleine vom Netze hereinwärts gelegt, und die Stange zwiſchen die Unterleine des Tuchs und des Netzes geſtoßen, und ſo um das Jagen und den Lauft rund herum. Die Netze müſſen beim Hirſchjagen um deswillen auswendig kommen, auf daß, wenn die Hirſche das Zeug überzufliehen begehrten, welches oft geſchieht, und wenn ſie nicht über die hohen Tücher hinauskommen, ſie ſodann in das Zeug fallen, Löcher dabei in das Tuch reiſſen, und leicht durch können, ſie das auswendige Netz auf- und zurück halte. Würde das

Netz inwendig ſeyn, ſo möchten ſie mit dem Gehörn darin hängen bleiben.

Zum Dupliren der Saujagden nimmt man die Saunetze, und dieſe kommen inwendig vor das Tuch. An der Kammer, dem Zwangtreiben, Hinterjagen oder Beitreiben ſtellt man die Netze inwendig dichte an die Tücher; am Laufe aber werden die Prellnetze inwendig am Tuche herum geſteckt, angezogen und angebunden.

Die Stellſtangen am Tuche müſſen hier ebenfalls inwendig ſtehen; gegen jede dieſer Stangen wird eine Stellſtange am Prellnetze geſtoßen, beide Stangen aber ſind mit einer Strebeſtange an einander gemacht. Das Prellnetz wird alſo auf der inwendigſten Stange geſtellt, oben werden die beiden Stangen mit einer Windleine an einander befeſtiget, die Prellnetze müſſen recht gut aus einander gezogen werden, daß ſie fein ſtraff ſtehen, und keinen Buſen haben, ingleichen die Ober- und Unterleinen, ſo ſcharf ſie es ausſtehen können, angezogen ſeyn. So müſſen hier auch, wie überhaupt jedesmal, die Tücher fein glatt aus einander gezogen werden.

An die Wechſel der Netze muß eine Maſche durch die andere gezogen, und ſodann die Stellſtange von oben bis unten durch die Maſchen geſtochen werden, damit es recht feſt in einander halte. Dieſe Prellnetze halten die Sauen von den Tüchern ab und zurück, daß ſie ſich nicht durchſchlagen können, welches auſſerdem leicht geſchehen könnte.

Iſt man geneigt, etwas im Garne zu fangen, ſo muß man beim Stellen deſſelben wohl beobachten, daß das ganze Garn fein gerade ausgebunden iſt, und ganz frei ſteht, damit es nicht an Bäumen oder Büſchen anliegt oder anſtreift, und die Garne kommen nicht in gerader Linie zu ſtehen, ſondern etwas winklicht, über den Stellflügel herüber und hinüber gebunden, damit ſonach ein jedes Garn gerade komme. Denn wenn die Garne nicht gerade ſind, und etwas hinein fällt oder läuft, kann ſolches, wie die Krümmen ſind, nicht ſchnell abfallen.

Die Ober- und Unterleinen werden auch nicht ſo gar ſcharf angezogen, damit das Garn nicht ſo ſchwer und alſo geſchwinder auf die Furcheln zu heben ſey; die Furcheln werden zwiſchen der Unterleine und dem Garne eingeſtoßen,

aber nicht tief, ſondern nur, daß ſie ſtehen, und das Garn oben tragen; oben iſt nur eine flache Kerbe in der Furchel, darin die Oberleine kaum liegt, und leicht ablaufen kann. Beſonders aber muß der Buſen am Garne gut eingetheilet ſeyn, und unten an der Unterleine hereinwärts gelegt werden, damit, wenn etwas einfällt, ſolches mit dem Buſen hinausfahre, und ſich leicht verfange und verwickele, und dieſes iſt bei allen, nämlich hohen, mittlern und kleinen Garnen, zu beobachten.

Durchgehen, Fr. percer les haliers. Heißt, wenn die Jagdleute oder Treibeleute durch ein Dickigt gehen, und das Wildpret heraus treiben müſſen. — Durchgehen, Fr. a percé; ſagt man, wenn aus dem Treiben, oder ſonſt aus dem eingeſtellten Jagen ein Stück Wildpret ausreiſſet, zurück und durchgeht.

Durchhieb, iſt ſo viel als Auslichten.

Durchmeſſer, Diameter, Fr. Diamètre. Iſt eine gerade Linie, welche alle von einem Punkt einer krummen Linie oder eines Cirkels zum andern gezogene Parallellinien in zwei gleiche Theile theilt. Beim Forſtmann kömmt dieſes ſehr oft vor, daß er aus der Peripherie eines Baumes deſſen Durchmeſſer angeben muß, öfter aber muß er bloß aus dem Durchmeſſer die Peripherie beſtimmen. Noch kann auch vorkommen, daß er von einem abgeſägten Baum den wahren Durchmeſſer angeben ſoll, und dieſen findet er folgendergeſtalt: Man nimmt erſtlich an dem einen Ende eines Stück Holzes, und zwar übers Kreuz + den Durchmeſſer, addirt ihn hierauf, und halbirt ihn alsdann; eben dieſes thut man an dem andern Ende dieſes Stück Holzes. Wenn dieſes geſchehen, ſo nimmt man dieſe beiden verglichenen und kreuzweis genommenen Diameter wieder, addirt und halbirt ſie alsdann. Dasjenige, was heraus kömmt, giebt den rechten Durchmeſſer bei jedem Stück Holz. S. Cubikrechnung.

Durchriß. Iſt eine Sorte Holländer Eichenholz, die jedoch nicht beſonders gehauen wird, ſondern alsdann entſteht, wenn ein Wagenſchuß mangelhaft ausfällt. Wenn nämlich ein Wagenſchuß wegen eines Fehlers am Holz ſo ſtark behauen werden muß, daß er nicht mehr das volle Maas behält, und der Verkäufer ſich ſolchen doch auf kein

Pfeifholz, d. i. auf die Hälfte herabſchätzen laſſen will, ſo wird er ein Durchriß genannt, und für ⅔tel Wagenſchuß angenommen und berechnet.

Durchſchlagen, Fr. a percé, a fuſté. Nennt man, wenn ein Hirſch, Thier oder eine Sau durch den Zeug aus dem Jagen kömmt.

Durchſchneiden, Fr. ſe faire un paſſage avec les dents par l'attirail de la chaſſe. Heißt es vom Wolf oder Luchs, wenn ſie ſich durch den Jagdzeug beiſſen, und hinaus kommen.

Durchſchnitt, Fr. Coupure. Bedeutet eine eingehauene Schneuſſe, oder ein alter Weg.

Durchſtellen, Fr. faire des enceintes. Heißt, wenn mit Tuchen oder Garnen, oder auch nur mit Tuch- und Federlappen auf einem ausgeräumten Stellflügel von einem Ort bis zum andern geſtellt worden iſt.

Durchziehen, ſ. Auslichten.

Dürre, Fr. Aridité. Iſt die Beraubung aller nöthigen Feuchtigkeit durch anhaltende Hitze, und bekanntlich ſind dieſer Wirkung der Hitze die Bäume eben ſowohl, als andere Erdengewächſe ausgeſetzt, die jungen und einzeln ſtehenden Bäume vorzüglicher vor den ältern und geſchloſſen ſtehenden. Da hierdurch der Umlauf der Säfte in den Bäumen erſchwert, und bei anhaltender Dürre gänzlich unterbrochen wird, ſo erfolgt zuletzt das gänzliche Abſterben der Bäume, am häufigſten der Fichten, in welchem Fall aber die Dürre als Urſache des Abſterbens von vielen in Schutz genommen, und dagegen die Schuld wo möglich, ja faſt einzig auf den Borkenkäfer geſchoben wird. S. Baumtrockniß und Borkenkäfer.

Duſel, Sicke, Fr. Femelle. Wird von den Wald- und Feldvögeln das Weibchen genannt, dagegen es bei dem größern Federwildpret, Henne oder Huhn heißt.

Düttgen, ſ. Gambette.

E

Ebenbaum, ſ. Eibenbaum.

Ebereſchenbaum, ſ. Vogelbeerbaum.

Eckern, ſ. Aeckern.

Eckigter Lauft, Fr. Cantonné. Wird bei einem Jagen ein ſolcher Lauft genannt, welcher keine Rundung bekommen hat, und dazu gut iſt, daß unten am Orte eine Schnappe oder Falltuch füglich angebracht werden kann, um nicht jagdbare Hirſche und überhaupt junges Wildpret wieder aus dem Jagen zu laſſen. Siehe Hauptjagen und Lauft.

Edelmarder, ſ. Baummarder.

Edelvogel, Fr. Oiſeau noble. Wird unter dem Federwildpret im Walde das Auerhuhn, in Feldern aber der Trappe genannt.

Edelwild. Hierunter verſteht man die jagdbaren und eßbaren vierfüßigen Thiere, als: den Hirſch, den Damhirſch, das Reh, das Schwein und den Haſen.

Edler Falke, Lat. Falco gentilis, Linn. Fr. le Faucon gentil, Buff. Engl. the gentle Falcon, Penn. Er gehört unter die zweite Gattung der Raubvögel, und hat als Kennzeichen ſeiner Art: gelbe Wachshaut und Füße, die Federn am Bauche ſind weiß, an den Hals- und Bruſtfedern der Kiel bräunlichſchwarz, der Rücken gräulichbraun und der Schwanz mit 4 bis 5 gräulich ſchwarzen Bändern beſetzt. Iſt eigentlich der gemeine deutſche Falke, und heißt dann, wenn er abgerichtet iſt, edler Falke; nach Pennant aber iſt es ein junger Stockfalke. Das Weibchen iſt von der Größe einer Henne, 1 Fuß 10 Zoll lang, und die Flügel reichen zuſammengelegt bis auf die Spitze deſſelben. Das Männchen iſt gemeiniglich um ein Drittheil kleiner, weswegen es, ſo wie das Männchen anderer Jagdvögel (Baizvögel) Terzelot genannt wird. Der Schnabel iſt 14 Linien lang, ſtark, mit einem ſcharfen Zahn und ſpitzigen Haken, hornfarbenblau, die Wachshaut gelb oder grünlichgelb, der Stern gelb, die Füße (Hände) grünlichgelb oder gelb, die Beine 3 Zoll hoch, die Mittelzehe (Mittelfinger) 2 Zoll und die Hinterzehe 1½ Zoll lang, die Krallen (Fänge) groß, krumm und glänzendſchwarz. Die, welche gelbe Wachshaut und Füße haben, nennen die Falkenierer Gelbſchnäbel, und halten ſie mit Unrecht der Abrichtung kaum würdig.

Der Kopf und Obertheil des Halſes iſt roſtfarben mit ſchwarzen Strichen, der Rücken, die Deckfedern der Flügel

und die Schultern graubraun, der Unterleib vom Kinn bis zum Schwanze weiß, an der Kehle ein ganz weißer Fleck, der Hals und die Bruſt aber vorzüglich mit dunkelbraunen Flecken bezeichnet, die vordern Schwungfedern (Wannen) dunkelbraun, an der Seite ſchwarz geſtreift, der gerade Schwanz mit 4 bis 5 ſchwarzaſchgrauen Bändern geſtreift, wovon jedes der erſten ſchmutzig weiß eingefaßt iſt.

Dieſer Falke iſt ein ſehr wilder Vogel, der ſchwer zu fangen, aber noch ſchwerer, und wenn er alt gefangen wird, faſt niemals zahm zu machen iſt. Er hat ein ſcharfes Geſicht in die Ferne; ſein Körper beſteht mehr aus Sehnen, Bändern, Nerven und Knochen, und das größte an ihm ſind ſeine Flügel. Hierdurch iſt er im Stande, ſehr ſchnell zu fliegen, hoch in die Luft zu ſteigen, daſelbſt ſtundenlang herum zu ſchweben, aus einer Höhe herab auf der Erde ſeinen Raub zu entdecken, auf denſelben wie ein Blitz ſenkrecht herab zu ſchießen und ihn mit ſich fortzuführen. Zuweilen, beſonders aber, wenn ſeine Jungen zum Ausfliegen tüchtig ſind, läßt er ein unangenehmes Geſchrei, Gier, Gier! Gau, Gau! von ſich hören.

Sein Aufenthalt ſind die ſteilen Klippen der höchſten Berge von Europa und Nordamerika. Er wohnt in den höchſten, unzugänglichen Klüften und Löchern der Felſen, wo er vor den ſtarken Windſtößen und vor den mehrſten Nachſtellungen ſicher und im Stande iſt, ſich weit nach ſeinem Raube, ohne entdeckt zu werden, umzuſehen. Wenn er im Neſte nichts entdecken kann, ſo thut er einen Flug in die freie Luft. Er ſtößt auf junge Haſen, Kaninchen, Birkhühner, Haſelhühner und dergl. vorzüglich liebt er Faſanen. Er fällt auch ſogar Raubvögel, z. B. Gabelweihen, an, aber nicht ſowohl um ſie zu freſſen, als vielmehr um ihnen ſeinen Muth zu zeigen, oder eine ſchmackhafte Beute abzujagen. Aas frißt er niemals.

Sein großes Neſt (Geſtäude) findet man in den höchſten Felſenklüften allemal gegen Mittag angebracht, und in demſelben ſchon im März 3 bis 4 Eier. Im Mai können die Jungen ſchon ausfliegen, und die in nördlichen Gegenden werden größer und ſtärker, als die in ſüdlichen. An der lebendigen Beute, welche die Alten den Jungen in das Neſt tragen, lernen letztere ihren Raub kennen, und ihn,

da ſie bald aus dem Neſte geſtoßen werden, verfolgen und ſelbſt fangen.

Gewöhnlich bedienen ſich die Falkeniere des kleinen männlichen Falken, um Rebhüner, Elſtern, Holzheher, Amſeln und andere Vögel dieſer Art damit zu baizen; die größern Weibchen hingegen brauchen ſie, um Haſen, Hühnergeier, Kraniche und andere große Vögel zu jagen. — Feinde des Falken ſind Raben und Krähen, welche in ganzen Geſellſchaften ihn verfolgen und nach ihm ſtoßen. Von auſſen werden ſie von Läuſen geplagt, und von innen von Zwirnwürmern (Filaria) und Engelwürmern (Faſciola).

Man fängt den Falken auf verſchiedene Art, und zwar, wie alle Raubvögel, mit Garnen, Wänden, Rinnen, Schleifen, Leimruthen und mit Habichtsfängen. Man fängt ihn auch auf folgende Arten: Eine weiße Taube, die er von weitem erblickt, ſtellt man zwiſchen vier Netze, welche in einem 9 bis 10 Fuß langen und eben ſo breiten Raume 9 bis 10 Fuß hoch um dieſelbe herumgeſpannt ſind. Er ſtößt alsdenn in ſchräger Richtung auf die Taube, fängt und verzehrt ſie, ohne ſich im geringſten daran zu kehren, daß er in Feſſeln liegt. Man kann ihn auch mit einer Taube, der man auf den Rücken ein Leder mit Haarſchlingen befeſtigt hat, fangen. Man läßt nämlich eine ſolche Taube an einer Leine fliegen, und der Falke verwickelt ſich, wenn er auf ſie herabſtößt, in die Schlingen. — Man kann auch 6 kleine Pfeiler in einem Viereck aufſtellen, an den Seiten dicht beflechten, und oben mit einer Feder verſehen, die das Netz über den Vogel herzieht, wenn er ſich auf die Falle ſetzt.

In Norwegen und Island fängt man ſie auf folgende nachahmungswürdige Art: Es werden zwei Pfähle, nicht weit von ihrem Aufenthalte entfernt, in die Erde geſchlagen. An dem einen iſt eine Taube, Huhn oder ein Hahn mit einem Bande ſo befeſtigt, daß ſie noch flattern und dadurch die Aufmerkſamkeit des Falken erregen kann. An dem andern iſt ein Netz geſtellt, welches über einen Reifen, etwa 6 Fuß im Durchmeſſer, ausgeſpannt iſt. Durch dieſen Pfahl wird eine 100 Ellen lange Leine gezogen, welche an dem Netze, um es niederziehen zu können, befeſtigt iſt. Eine andere ſitzt an dem obern Theile des Reifen, und geht

durch den Pfahl, an welchen der Köder gebunden iſt. Sobald der Falke den Vogel flattern ſieht, fliegt er einigemal im Kreis herum, um zu ſehen, ob etwa Gefahr da ſey, ſchießt dann ſo heftig auf die Beute, daß er den Kopf des Vogels zuweilen abſtößt, als ob er mit einem Meſſer abgeſchnitten wäre. Nun erhebt er ſich gewöhnlich wieder, um den Ort noch einmal zu unterſuchen; alsdann ſchießt er noch einmal herunter. In dieſem Augenblicke zieht der Mann den todten Vogel unter das Netz und bedeckt den Falken vermittelſt der andern Leine, in dem Augenblicke, da er ſeine Beute ergriffen hat, mit dem Netze. Der Mann liegt hinter Steinen verborgen, oder flach auf dem Bauche, um dem Geſichte des Falken zu entgehen. Sobald einer gefangen iſt, nimmt man ihn behutſam aus dem Netze, damit keine Federn von den Flügeln oder dem Schwanze zerbrochen werden, und zieht ihm eine Kappe über die Augen.

Den vorzüglichſten Nutzen ziehen große Herren von ihm durch die Falkenjagd, die in großen Ebenen ein herrliches Vergnügen gewährt. Die Isländiſchen Falken hält man, als vorzüglich ſtark und groß, ſehr hoch. Sie können über 12 Jahre zur Jagd gebraucht werden. Die Dunen oder Pflaumfedern, welche den Falken am Halſe, am Bauch und unter den Flügeln ausgerupft werden, ſind ſehr fein, leicht und warm, und werden, wie die Eiderdunen, zu weichen Betten gebraucht. Sie kommen aus den nördlichen Ländern, und werden nach dem Gewichte verkauft. Auf der Stelle koſtet das Pfund 6 bis 7 Livres, je nachdem ſie fein und ſchön ſind; in Frankreich 15 bis 20 Livres. — Ihr Schaden ergiebt ſich aus ihrer Nahrung.

In Beſtimmung der Arten und Abänderungen iſt noch eine große Verwirrung, und zuweilen hat dieß eine unnütze Vermehrung der Arten und Abarten gemacht, wenn einige Schwungfedern verletzt worden, und die Falkeniere falſche eingeſetzt haben. Doch ſcheinen folgende höchſt wahrſcheinlich Varietäten des edlen Falken zu ſeyn: Der junge Falke, (Lat. Falco hornotinus, Fr. Faucon ſors, Buff.) welcher ins Aſchgraue fällt, und nicht über ein Jahr alt iſt. 2) Der bucklichte oder alte Falke, (Lat. Falco gibboſus, Fr. Faucon haggard ou boſſu, Buff.) welcher ſich zum erſtenmal gemauſert hat. 3) Der weiße Falke, (Falco albus);

dieß iſt eine Abänderung bei nordiſchen Vögeln, auch zuweilen ein Kackerlack, darf aber ja nicht mit dem Isländiſchen Falken verwechſelt werden. 4) Der Italiäniſche Falke, (Falco italicus), welcher an der Bruſt gelblichweiß, roſtfarben gefleckt iſt und an den Flügeln weiße Flekken hat.

Die übrigen Falken ſind wirklich verſchiedene Arten. Als: der Isländiſche Falke, (Falco Islandus, Linn. Engl. the Iceland Falcon), iſt zwar in Deutſchland auch bekannt, kömmt aber aus Dännemark, und hat eine bläuliche oder grüngelbe Wachshaut und ſtarke gelbe Beine. Die ganze Länge des Vogels beträgt etwas über zwei Fuß. In Anſehung der Farbe giebt es von ihm zwei merkwürdige Varietäten: 1) die gefleckten Isländiſchen Falken, (Falco Islandus varius); 2) die ſogenannten weißen Isländiſchen Falken (Falco Islandus albus), welche ſehr koſtbar ſind.

Ehrenholz, ſ. Ahorn.

Eibenbaum, Lat. Taxus baccata Linn. Fr. l'If, Engl. the common Yew-tree; auch genannt: Eibiſchbaum, wilder Taxbaum, Bogenbaum, If, Ibe, Iſen, Eibe, Eve, Eue, Eiben, Ibenbaum, Eyenbaum, Ebenbaum, deutſcher Taxus, nordiſcher Taxus, pommeriſcher Taxus, pommeriſcher Taxusſtrauch, italiäniſcher Taxus. Iſt ein immer grünes Laubholz, und gehört unter die Baumhölzer der zweiten Größe; er wächſt auf einem Mittelboden, an ſchattigen und kalten Orten zu einem ſtarken, aber nicht ſonderlichen Baume langweilig auf. In Deutſchland wird er überhaupt nicht ſelten auf Felſen und Gebirgen, ſowohl zwiſchen Laub- als Nadelholz angetroffen. Ehemals fand man ihn häufig in den Gärten, und erzwang aus ihm mit der Gartenſcheere die unnatürlichſten und abgeſchmackteſten Geſtalten, welche aber der gereinigte Geſchmack des jetzigen Zeitalters mit Recht größtentheils aus den Gärten verbannt hat.

Er treibt flache Wurzeln, die 2 Fuß tief und 6 Fuß weit gehen. Die Nadeln (Blätter), welche perenniren, ſitzen auf ſehr kurzen Stielen wechſelsweiſe an den Zweigen, ſind auf der Oberfläche dunkelgrün und glänzend, auf der untern hellgrün, ſtumpf zugeſpitzt, und der Länge nach mit einer erhabenen Linie verſehen. Unter jeder Nadel liegt auf der Rinde der jungen Triebe, eine grüne Schuppe. Die

Rinde der jungen Zweige iſt grün, der alten Stämme aber rothbraun und uneben; das Holz iſt rothbraun, feſt und vortreflich ſchön. Die Blüthen erſcheinen im Mai aus den Seiten zwiſchen den Blättern, und zwar beſondere männliche und beſondere weibliche, wovon ſich eine jede auf einer, von der andern völlig abgeſonderten Pflanze, befindet. Die männlichen Blüthen, auf ihrer eigenen Pflanze, die ſchon im vorhergehenden Herbſt als kleine runde, braune Knoſpen zu ſehen ſind, ſitzen in Kätzchen neben einander, und beſtehen aus ſehr vielen verwachſenen Staubfäden. Die Staubhülſen ſind breit gedrückt, in viel Theile gekerbt und fleiſchfarbig. Die weiblichen Pflanzen führen in ihren Blumen einen ovalen, zugeſpitzten, grünen Saamenſtock mit einer zugeſpitzten Narbe, ohne merklichen Staubweg. Die reiſe Frucht iſt eine ſchöne hochrothe, ſaftige, klebrige Beere ohne Geſchmack, welche zwiſchen dem Auguſt und September reif wird, und einen ſchwarzen ovalen Saamenſtein enthält, der ſich aber nicht hält, ſondern gleich geſäet werden muß. Iſt kein männlicher Baum in der Nähe des ſaamentragenden weiblichen geweſen, ſo gehet er gar nicht auf.

Zur Vermehrung durch Saamen wirft man die reifen Beere in ein Gefäß mit Waſſer und zerdrückt ſie, gießet dann das Waſſer ab und und trocknet die Saamen zwiſchen Löſchpapier. Hierauf ſäet man ſie ſogleich in guten friſchen Waldgrund in Rinnen, und bedeckt ſie ½ Zoll hoch mit guter ſchwarzer Erde. Er muß immer feuchte und ſchattig erhalten werden; dennoch geht er nur wenig im erſten, ſondern der mehreſte im zweiten und dritten Frühlinge auf. Die jungen Pflanzen werden gegen den Winter mit Laub und Reißig bedeckt, wie ihnen von der Natur geſchieht, indem der Baum nie frei, ſondern allezeit unter andern Laubhölzern in feuchtem fetten Boden erwächſt. Die Saamenpflanzen wachſen ſehr langſam, und werden zwiſchen 20 und 30 Jahren erſt verpflanzt, welches im Frühjahr geſchehen kann. Daher bedient man ſich mehrentheils der Stecklinge, ob man gleich durch dieſe nie ſo ſchöne Stämme erhält, auch im freien Stande zärtlicher ſind. Erſt nach hundert Jahren kann man den Eibenbaum für vollkommen anſehen, die Fällung geſchieht im Winter.

Vormals hielt man den Taxus und ſogar ſeinen Schatten für ſchädlich. Die Nadeln ſind auch wirklich den Pferden, Eſeln, Schafen, Ziegen und Rindvieh mehrmalen tödtlich geweſen, wenn ſie von ihnen unter dem Futter genoſſen worden, zu andern Zeiten haben ſie ihnen nicht geſchadet. Nach Mönch ſammelt man in dem Amte Bovenden das Laub von allen Bäumen, und füttert Kühe damit, welche ſo viel Milch davon geben, als vom Kornſchrot. Auch Ziegen benagen ſie gerne. Es haben Menſchen Taxusbeere ohne Schaden gegeſſen, ein andermal ſind ſie ihnen tödtlich geweſen, auch Schweine freſſen die Taxusbeeren gerne. Vergleicht man dieſe ſich widerſprechenden Angaben mit einander, ſo möchte der Taxus doch immer unter die verdächtigen Bäume gehören, und Behutſamkeit dabei nöthig ſeyn.

Indeſſen ſieht man den Taxus ſehr gerne in Gehegen wegen der Beeren für die Ziemer und Schnarren, welche ſich darin auch bei kalter Witterung verbergen. Herr von Burgsdorf hält das Holz für ein bewährtes Mittel gegen den tollen Hundsbiß, wenn es klein geraſpelt, mit Teig vermenget, gebacken und lothweiſe eingenommen wird; jedoch iſt zu rathen, daß man ſich darauf ſo wenig, als auf andere dergleichen ſpecifiſch geprieſene Mittel verlaſſe. Das Holz iſt übrigens eins der ſchönſten und nutzbarſten zu kleinen Drechsler- und mechaniſchen Arbeiten. Ohne Firniß zu erhalten nimmt es eine Politur an, in welcher es dem koſtbarſten Mahagonyholze wenigſtens gleich kömmt. Schwarz gebeizt gleicht es dem Ebenholze vollkommen. Es iſt zu den feinſten Arbeiten brauchbar, nur erfordert ſeine Bearbeitung gute Werkzeuge. Dreher, Inſtrumentenmacher und vorzüglich die Ebeniſten ſuchen es vor andern Hölzern, zu feinen, beſonders Fournirarbeiten. Auch Bogen und Armbrüſte werden daraus verfertiget. Nach Gold werden in Oberbaiern Pipen für Wein- und Bierfäſſer von dieſem Holze verfertiget.

Eiche, Lat. Quercus, Fr. Chêne, Engl. Oak. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, gehört unter die Bauhölzer, und iſt eine der nutzbarſten Holzarten. Folgende natürliche Geſchlechtskennzeichen ſind wegen der nöthigen Beſtimmungen ihrer Gattungen und der davon weiter entſtehenden Ab-

änderungen vorauszuſetzen. Die Eichen nämlich ſind natürliche Zwitterpflanzen, welche männliche und weibliche Blüthen zugleich, aber ganz von einander abgeſondert auf einem Baume hervorbringen. Die männlichen beſtehen aus langen, dünnen, herunterhangenden grünen Kätzchen, die an der Grundfläche der jungen Triebe ſitzen, und nach der Befruchtung trocknen und abfallen. Die weiblichen ſind rothe Knöpfchen auf den jungen Trieben, woraus die Eicheln entſtehen, die aber erſt nach dem zweiten Holztrieb anfangen ſich auszubilden, und im Herbſte vollkommen und reif werden, auch als ſchwere Saamen unter den Baum fallen, unter welchem ſie von Natur im Schatten aufgehen. Die Eicheln behalten ihre Keimungskraft nicht länger als bis zum nächſten Frühling; gehen alſo allezeit, wenn ſie gut ſind, im erſtfolgenden Frühling auf. Die jungen Pflänzchen erſcheinen wie junge Zweigtriebe, und laſſen die Kernſtücke der Eicheln in der Erde zurück. Die Blätter und folglich die Knospen haben ihren Sitz wechſelsweiſe an den Trieben; erſtere ſterben bei den deutſchen Arten im Herbſte ab. Die Wurzeln ſind ſehr ſtark, lang und gehen von Natur 4 bis 5 Fuß tief pfahlmäßig in die Erde, deswegen kann der Sturm die Eichen nicht ſo leicht umwerfen; werden ihnen aber dieſe Pfahlwurzeln durch Zufälle geraubt, ſo geben ſie niemals recht hohe, ſchöne und gerade Stämme. Die Höhe und Stärke des Stammes hängt außerdem größtentheils vom Boden, worauf die Eichen ſtehen, von der Lage und dem Alter ab. Die Borke oder Rinde iſt roth, auch dunkel, ſehr dicke, grob, rauh, und voller Riſſe. Das Holz der Eichen iſt röthlichbraun, hart, feſte und dauerhaft.

Von Schriftſtellern werden zwar mehrere Arten der in deutſchen Wäldern befindlichen Eichen angegeben; allein nach den neueſten deshalb angeſtellten Verſuchen kann man nur zwei annehmen, nämlich die Traubeneiche und die Stieleiche. Ueberhaupt ſcheint der ſpätere Trieb der einen Eiche vor der andern zu gleicher Jahrszeit, und bei einerlei Witterung etwas gewöhnliches zu ſeyn. Das Laub wird im Spätherbſt an der Traubeneiche welk und erhält ſich an den Zweigen ſo lange, bis das neue wieder ausbricht; dieſes wird an der Stieleiche ſchon ſelten oder gar nicht bemerkt. Zu bequemerer Ueberſicht ſollen hier nicht nur die vorgenann-

ten beiden Arten deutſcher Eichen, ſondern auch noch drei andere nordamerikaniſche, für deutſches Klima paſſende und ſehr nützliche Arten von Eichen beſchrieben werden.

Die Traubeneiche, Lat. Quercus robur, Linn. Fr. le Chêne à gland en grappes, Engl. the common Oak; auch genannt: Steineiche; Trufeiche; Wintereiche; Bergeiche; Dürreiche; Harzeiche; Eiseiche; Eisholzeiche; Knoppereiche; Spateiche; Viereiche; Winterſchlageiche; Wintertraubeneiche. Der natürliche Standort dieſes Baums ſind bergigte, aber mit einem guten Boden verſehene Gegenden, wo er wegen ſeines ſpät ausbrechenden Laubes von der länger anhaltenden Kälte nichts leidet. Die Blätter ſtehen abwechſelnd auf kurzen Stielen, ſind vorne breiter als an der Baſis, über 3 Zoll lang und über 2½ Zoll breit, wellenförmig gezackt und ausgeſchweift. Oben ſind ſie dunkelgrün und glatt, unten aber bleiben ſie lichter und matt. Sie brechen in der Mitte des Maies aus, ſterben im Oktober ab, viele bleiben aber bis in den kommenden Frühling hängen. Die Blüthen der Traubeneiche brechen gewöhnlich im Mai mit dem Laube aus. Die Eichel oder die Frucht wächſt auf ungemein kurzen Stielen, ſo daß ſie faſt dicht auf den Zweigen anzuliegen ſcheint. Sie ſitzen Traubenweis zu vier und mehrern Stücken beiſammen und erlangen zu Ende des Oktobers ihre Reife.

Die Frucht, nämlich die Eichel, mißräth nicht ſelten, ſo daß man unter 4 bis 5 Jahren auf eine gute und volle Maſt nicht wohl rechnen kann, ſo häufig und gut auch die Blüte im April erſcheint, weil Witterung und Ungeziefer und noch andere Zufälle alles vereiteln können. Denn wenn zur Zeit der Blüthe, vom April bis gegen Ende des Maies, ſtarke Fröſte einfallen, oder wenn anhaltender Regen das Blumenmehl beſtändig abſpühlt, oder auch wenn viel und ſtarker Rauch durch den Wind an ſolche Orte getrieben wird, wo blühende Eichen und andere Bäume Früchte tragen ſollen, ſo verderben die zarten Blüthen.

Zur Erzeugung tüchtiger Pflanzen gehöret guter Saamen, und um dieſen zu erhalten, muß man bei deſſen Einſammlung darauf ſehen, daß es 1) bei trocknem Wetter geſchieht, weil er ſich bei naſſem leicht brennt und ſtockigt wird. 2) Muß er genommen werden von geſunden Stämmen, die

auf einem ihnen angemeſſenen Boden erwachſen ſind; 3) nicht in zu dichte ſtehenden Orten, ſondern wo der Saame durch die Wirkung der Sonne und Luft ſeine Vollkommenheit erreichen kann; 4) nehme man nicht die zuerſt von ſelbſt abgefallenen Eicheln, welche gewöhnlich wurmſtichig ſind, ſondern erwarte erſt die Zeit der vollkommnen Reife. Am beſten iſt es, wenn man ſich nach den äußerlichen Merkmalen der Reiſe richtet, dieſe ſind, wenn die Eicheln häufig anfangen auszufallen, und eine den Kaſtanien ähnliche braune Farbe bekommen.

Bei der Erhaltung der beſten Eicheln iſt aber noch nicht alles gethan, ſondern es kömmt nun vorzüglich darauf an, daß ſie gut aufbewahret werden. Man muß ſie nämlich auf einem luftigen Boden dünne aus einander bringen, weil die Eichel vor andern Saamen beſonders noch eine gewiſſe Feuchtigkeit, wenn ſie abgebrochen wird, an ſich hat. Liegen ſie daher nur 24 Stunden etwas dick auf einander, ſo erhitzen ſie ſich ſogleich, der Kern wird ſchwarz und zum Aufgehen untüchtig. Außerdem müſſen ſie auf dem Boden alle Tage einmal umgeharket werden, damit ſie die gehörige Trockenheit bekommen und auf dem Boden nicht auskeimen. Will man die Eicheln den Winter hindurch aufbewahren, ſo bringe man ſie in eine trockene mit Brettern gedielte Kammer, in welcher ſie aber öfters gewendet und bei heftigem Froſt mit Stroh oder Matten bedeckt werden. Einige legen getrocknetes Laub dazwiſchen, andere miſchen trocknen Sand zwiſchen die Eicheln, und bei gehöriger Vorſicht mögen beide Veranſtaltungen gut ſeyn; ſie aber nach dem Rath noch anderer zu vergraben oder in verſchlagene und verpichte Fäſſer unter Waſſer zu verſenken, iſt wegen des mehrentheils ſchlechten Erfolgs keinesweges anzurathen.

Die Eichen lieben vorzüglich einen lockern, ſchwarzen mit Leim, auch Mergel vermiſchten Boden, welcher aber wenigſtens in einer Tiefe von 5 bis 6 Fuß, ihrer ſtarken Pfahlwurzeln wegen, weder Stein, Thon, noch Waſſer haben muß. In einem ihrer Natur gemäßen Boden erreichen ſie ein Alter von 4 bis 500 Jahren, und werden alſo die älteſten deutſchen wildwachſenden Bäume. Der naſſe niedrige und gute Mittelboden giebt einen maſtigen freien Wuchs und ein zähes Holz von gehöriger Härte; iſt er aber zu ſehr naß,

brüchig und fett, ſo erhält man an vielen Orten faſt bloßes Schlag- und überhaupt das ſchlechteſte Holz. Iſt der Boden zu thonigt, leimigt, ſtrenge und dabei trocken, auch wohl nur in einer geringen Tiefe von 2 Fuß, darunter ſich ganze Lagen von Steinen befinden; ſo wächſt lauter geringes Buſchholz, das an einigen Orten Eichenquaſt oder auch Hörſeleichen genannt wird, mit einzelnen, geringen, niedrigen und ſchlechten Stämmen. Dieſe endigen ihr Wachsthum in den erſten 70 bis 80 Jahren ſogleich, und eben deswegen ſterben ſie ab, weil ihre Haarwurzeln in den zähen Thon- und Steinlagen ſchimmeln und ſtocken. Es iſt daher eine vernünftige Unterſuchung des Bodens bei Anlage der Eichenwälder ſehr nothwendig.

Berge, welche bei einer guten Lage, zugleich einen mäßig feuchten und feinen Sand haben, oder deren Erdlagen aus einem tiefgehenden recht ſandigen Leime beſtehen, bringen gute Stämme und ein viel zäheres und härteres Holz als die allzu ſchattigen und feuchten Tiefen und Thäler. In den letztern erreichen ſie zwar eine beträchtliche Größe, das Holz aber iſt immer weicher, als das auf erhabenen Orten. Ein feuchter, mit ſchwarzer Lauberde, auch etwas Leim und Steinen vermiſchter Sand, der, wenn ſeine Schichten 4, 5 bis 11 Fuß, ohne Abänderung in die Tiefe ſetzen, dabei eine weder zu warme noch zu kalte Lage hat, giebt überhaupt gute Stämme zu Zimmer- und Schifferholz von 50, und in dichten Orten und engen Thälern von 60 bis 80 Fuß hoch, mit einem reinen feſten Kerne. Iſt ein ſolcher Grund kieſigter, giebt er ein gutes Brennholz; hält er aber mehr Näſſe, ſo bringen die Bäume zwar mehr Maſt, aber für das Stammholz taugt er, wie ſchon geſagt, ſehr wenig.

Die Ausſaat der Eicheln geſchieht und gedeiht am beſten im Herbſt; denn eine zu dieſer Zeit geſäete Eiche wächſt wegen des friſchen und noch nicht ausgetrockneten Saamens weit ſchneller, als eine im Frühjahr der Erde erſt anvertraute, der Kern fängt früher an zu keimen, und hat gegen die Zeit, daß die Sonnenſtralen heftiger brennen, ſchon einen nicht mehr ſo krautartigen, ſondern holzigen Stiel, der der Hitze eher widerſtehen kann. Vor der Ausſaat muß aber erſt der Boden zubereitet werden, nicht ſowohl um ihn zu beſſern, ſondern um Unkraut und Gras zu vertilgen; hievon

ſehe man unter Anſäen. Wenn die Eicheln, die wie eine jede Saamengattung ausgeworfen werden, geſäet worden, ſo werden ſie ſodann mit der Egge oder auch mit einem Dornſtrauch ſo leicht bedeckt, daß ſie nicht tiefer als $1\frac{1}{2}$ Zoll tief in der Erde liegen.

Die Saat geht gemeiniglich ſchon im Mai auf, und die Pflänzchen haben ein röthliches Anſehen; die Rinde an ihnen iſt glatt und röthlichgrün. In den erſten Jahren verlangen die jungen Pflanzen verſchiedene Wartung. Das hervorkommende Gras muß, wenn es zu ſehr überhand nehmen, und die Pflanzen mehr verdumpfen, als ihnen Schutz gegen die Sonnenhitze gewähren ſollte, durch vorſichtiges Abſchneiden von Zeit zu Zeit vertilgt werden. Der angeſäete Ort muß auch wenigſtens gegen den erſten Anlauf des Wildes und Viehes geſichert ſeyn; und dort, wo durch Froſt die Erde aufgezogen, und die Pflanzen los geworden ſeyn ſollten, muß ſie wieder feſt getreten werden.

Will man einen Platz mit Eichen bepflanzen, ſo muß man zuvörderſt die Tiefe des Bodens wenigſtens auf 8 Fuß, mittelſt des Erdbohrers, an verſchiedenen Orten unterſuchen, und wenn man den Platz für die Eichen ſchicklich findet, ſo werden den Herbſt zuvor die Löcher gemacht, welches, wenn der Platz groß und ganz ledig iſt, in einer gewiſſen Ordnung linienweis, in einer Entfernung von 6 Fuß weit aus einander geſchieht. Die Pflanzen hiezu muß man in einer Baumſchule oder einem ſogenannten Eichelkamp (ſiehe Baumſchule) erziehen, und in ſelbigem muß man die Eicheln nicht weiter aus einander als 18 Zoll bis 2 Fuß, geſteckt haben. Am beſten ſchicken ſich zum Verpflanzen kleine Eichen von einem, höchſtens 3 Fuß Höhe, bei deren Aushebung aber alle Vorſicht angewendet werden muß, daß weder die Pfahl- noch Seitenwurzeln beſchädiget werden, und noch weniger darf man ihnen den Gipfel abnehmen; dann werden ſie fortwachſen, wie ſie aus dem Saamen gekommen ſind.

Vorzüglich ſehe man auch darauf, daß die Pflanzen friſch und geſund ſind, welches man an der glatten und faſt glänzenden Rinde, auch zum Theil am geraden Wuchſe erkennt. Sind beim Aufheben ja einige Wurzeln beſchädiget worden — welches bei kleinen Pflanzen aber nicht leicht vorkommen wird — ſo müſſen ſie, ſo weit die Beſchädigung geht, rein

abgeſchnitten werden. Was übrigens beim Setzen der Pflanzen zu beobachten iſt, davon ſehe man unter Anpflanzen.

Einige empfehlen recht ſtämmige Pflanzen, die nicht unter 2½ Zoll dick, und nicht über 10 bis 12 Fuß hoch ſind, und beſtimmen beim Verſetzen eine Entfernung von 12 bis 14 Fuß. Aus vielfältiger Erfahrung aber iſt bekannt, daß das Anpflanzen ſtämmiger Pflanzen ſehr oft fehl ſchlägt, mit jüngern Pflanzen dagegen weit ſicherer iſt. Indeſſen kömmt es hiebei mit auf Lage und Klima an, insbeſondere aber auf Schutz und Ruheſtand. Wählt man große Pflanzen, ſo müſſen ſolche ausgeäſtet werden, damit ſie im Verhältniß gegen die Wurzeln nicht zu groß ſind, und vom Winde deſto weniger gefaſſet und bewegt werden können. Auch wählen einige überhaupt eine weitere Entfernung, z. B. von 20 Fuß, und rathen in dieſem Fall, damit ſich die Eichen nicht in die Aeſte zu ſehr ausbreiten können, in die Zwiſchenräume Birken und Eſchen zu ſetzen, und wenn dieſe 20 Jahr geſtanden haben, wieder abzuholzen. Bei dieſer Verfahrungsart muß wohl das Lokale das meiſte beſtimmen. Daß es aber ganz unnöthig, ja ſchädlich iſt, die Pflanzen zuvor mehrmals in der Baumſchule zu verſetzen, auch daß manche Anpflanzung wegen zu großer Pflanzen, z. B. die Eichen von 10 bis 15 Fuß, misräth; davon iſt auch bereits unter Anpflanzen geſagt worden.

Die Eiche kann man benutzen entweder als Baumholz oder als Schlagholz. Als Baumholz iſt es unter der Erde und im Waſſer ein koſtbares Bauholz, nur taugt es nicht zu Trägern, weil es vermöge ſeiner eigenen Schwere krumm wird. Auch wirft ſich keine Holzart ſo gern wie dieſe, es wäre denn, daß es beſtändig im trocknen oder beſtändig im naſſen läge. Beim Mühlenbau, Hammer- und Hüttenwerken iſt es bekanntlich das beſte zu Wellen, welche aber, der eigenen Schwere wegen, bei einer nur 20zölligen Dicke, nicht 30 und mehr Fuß Länge haben dürfen. Zu Schaufeln, Riegeln und Böden in den oberſchlächtigen Rädern ſind eichene Bretter zwar am dauerhafteſten, dürfen aber dazu nicht breit geſchnitten werden, weil ſie ſich gern krumm werfen. Sohlhölzer zu Hammer- Blaſebalg- und andern Gerüſten, welche in oder auf die Erde gelegt werden, wer-

den am beſten aus Eichenholz gemacht, weil ſie eine große Gewalt ausſtehen können, und der Fäulniß trotzen. Vorzüglich iſt es zu wählen zu Trögen in den Oel- und Papiermühlen und zu anderm dergleichen Gebrauch, ſo wie vor allen andern zu Schwellen und Säulen aller Art, ſonderlich an den Ecken der Gebäude. Für den Schiffbau iſt es das vornehmſte Holz, ſo wie es auch das beſte den Böttchern zu Fäſſern iſt, wozu auch anbrüchige Bäume gebraucht werden können. Die Wurzeln, zumal wenn ſie dicht, feſt und mit Knoten verſehen ſind, können von Drechslern und andern Arbeitern wohl gebraucht werden.

Die zweite Benutzungsart als Schlagholz beſteht in dem Wiederausſchlagen der, im Mittelalter außer der Saftzeit dicht über der Erde abgetriebenen Stämme, und trägt im guten Boden und gemäßigten Klima ein ſchnell wachſendes Schlagholz, welches nach einer Reihe von 30 bis 40 Jahren in mehreren Stangen auf einem Mutterſtocke haubar wird. Dieſes giebt außer vorzüglichem Kohl- und Brennholz, große Braubottigreife, weil dergleichen Reife an feuchten Orten länger dauern als andere; Geſchirrholz für die Wagner u. d. gl. Ueberhaupt genommen wird das Kohl- und Brennholz von Eichen nicht ſo viel als andere Hölzer geachtet, weil es keine friſche Flamme giebt; wird es aber durch ein anderes Holz im Feuer unterhalten, ſo giebt es eine ſtarke Hitze. So löſchen auch ohne Zug die Kohlen im Feuer gern aus. Bei den hohen Oefen aber, wenn ſie mit andern gemiſcht werden, äußern ſie eine gute Wirkung, und da ſie von beſondrer Schwere ſind, ſo tragen ſie, welches bei hohen Oefen das vornehmſte iſt, eine ſtärkere Laſt Steine als andere. Erde mit verfaultem Eichenholze iſt für Zwiebelgewächſe beſonders gut. Die Spane dienen den Färbern zum Schwarzfärben.

Die Eichenrinde iſt unſre beſte Lohe (ſ. Borkenſchälen); die bereits gebrauchte Lohe wird zu Miſtbeeten genommen. Auch werden daraus die Lohballen gemacht, welche gute warme Stuben machen. Die verwitterte Lohe iſt ein guter Dünger ſchwerer Felder. Auch iſt die Rinde äußerlich und innerlich gebraucht, ſehr wirkſam gefunden worden. Die jungen Zweige, die Blätter und die Knoppern, leiſten beim Gerben des Leders gute Dienſte. Letztere werden zu Wien

gemahlen und der Lohe beigemiſcht. Ja die Sägſpähne von friſchen Eichen ſollen zum Gerben noch Vorzüge vor der Rinde haben.

Die Frucht oder die Eicheln iſt die beſte Maſtung für die Schweine; ſ. unter Maſt. Dem Rindvieh giebt man ſie gedörret, geſchroten und mit Heckerling vermiſcht. Auch Schafen werden ſie gefüttert, nur darf man dieſen täglich nur einmal Eicheln, 1¼ Pfund für ein Schaf, geben, weil ſie, bei größerer Quantität, dadurch erhitzt werden und Erbrechen bekommen. Nach neuern Verſuchen laſſen ſich auch die Eicheln zur Maſtung für alle Arten Federvieh anwenden. Der aus den Eicheln bereitete Coffee iſt für viele Perſonen ein nützliches Getränke. — Die Galläpfel geben das vorzüglichſte Materiale zur ſchwarzen Färberei und zur Dinte, aber auch die Näpfgen, worin die Früchte ſitzen, dienen zum Färben. In den Apotheken werden auch bisweilen Eichenblätter, oder mehr der aus dieſen ausgepreßte Saft geſucht, zu welcher Abſicht aber die jungen eben ausgeſchlagenen geſammelt werden; denn die alten ſind dazu nicht tauglich. Der Genuß des Laubes zieht dem Rindvieh die Blutſeiche zu.

Die zweite deutſche Art iſt die Stieleiche. Lat. Quercus foemina, Mill. Fr. le Chêne rouvre, Engl. the engliſh Oak; auch genannt: Sommereiche; Maſteiche; Waldeiche; gemeine Eiche; Aeckerbaum; Früheiche; Augſteiche; große Eiche; breitblätterige Eiche; Mechteraſteiche; langſtielige Eiche; Rotheiche; Loheiche; Tanneiche; Haſeleiche; Vereiche; Ferkeleiche; Viereiche. Dieſe unterſcheidet ſich von der vorgenannten Traubeneiche durch einen etwas ſchnellern Wuchs; ihre Blüten brechen auch mit dem Laube 14 Tage früher aus. Die weiblichen rothen Knöpfchen ſitzen auf ziemlich langen Stielen, wie die nachher daraus erwachſenden einzeln und paarweiſe, auch zu dreien aneinander hängenden Eicheln, welche gemeiniglich eine beträchtlichere Größe erhalten, als die auf der Traubeneiche. Die Saamen fallen auch 14 Tage früher als die Traubeneicheln ab, und ſind dahero dem frühen Froſte weniger ausgeſetzt, wogegen ihre frühern Blüten durch ſpäte Fröſte zuweilen lei-

den. Das Laub iſt dunkelgrüner und nicht ſo breit als bei erſterer, ſondern mehr länglicht und die Stiele deſſelben ſind kürzer. Auch ſcheint der ſpätere Trieb der einen Eiche vor der andern zu gleicher Jahrszeit und bei einerlei Witterung etwas gewöhnliches zu ſeyn. Endlich unterſcheidet ſich die Stieleiche vor der andern noch durch das Abfallen ihres Laubes; das Laub an der Traubeneiche wird im Spätherbſt welk, und erhält ſich an den Zweigen ſo lange, bis das neue wieder ausbricht; welches an der Stieleiche ſehr ſelten oder gar nicht bemerkt wird.

Was die Kultur der Stieleiche betrift, ſo iſt ſie mit der Traubeneiche in allen Stücken gleich, nur in Rückſicht des Bodens iſt zu bemerken, daß die Stieleiche einen mehr feuchten Grund und eine geſchütztere Lage liebt, als die Traubeneiche, welche zur Noth mit einer rauhen und höhern Gegend vorlieb nimmt. Das Holz der Stieleiche iſt reißiger, ſpröder, und daher zur Spaltarbeit des Stab- und Faßholzes geſchickter. Es iſt auch leichter als das von der Traubeneiche.

Außer dieſen beiden einheimiſchen Eichen verdienen auch noch folgende 3 in Nordamerika wachſenden Arten in deutſchen Waldungen angepflanzt zu werden.

1) Die weiße Eiche, Lat. Quercus alba, Linn. Fr. le Chêne blanc, Engl. the white Oak of Virginia. Sie wird 60 bis 80 Fuß hoch, 2 bis 3 Fuß im Durchmeſſer dicke, und erwächſt in 100 bis 150 Jahren zu Baumholz. Obſchon ihr Holz demjenigen der deutſchen Traubeneiche noch lange nicht beikömmt, ſo wächſt ſie aber dagegen geſchwinder, und wird daher bei einem gleichjährigen Wuchſe, weit länger und ſtärker als jene. Sollte bei ihrer Anpflanzung in Deutſchland ſich auch die Güte des Holzes nicht verbeſſern, ſo bleibt ſie ihres ſchnellen Wuchſes halber dennoch eine ſchätzbare und des Anbaues werthe Holzart. Gleich unſern Landeichen hat ſie eine Pfahlwurzel. Ihre Blätter ſind 6 bis 7 Zoll lang und 4 Zoll breit, hellgrün und glatt, an den Seiten ſchräg ausgebogen, mit einer abgerundeten ſtumpfen Spitze. Die Blüthe bricht zu Ende des Maies hervor. Der Saame beſteht in einer langovalen, vorne

vielmehr mit einem Knöpfchen als Spitze verſehenen braunen Eichel, die zu Ende Oktobers reif wird, einen ſüßen Kern hat, und daher eine beſſere Maſt als andere Arten liefert. Die Rinde iſt weißlich, bei jungen Bäumen glatt, bei ältern etwas geriſſen; ſie liefert eine nur mittelmäßige Lohe zum Gerben. Das Holz iſt weiß, ins bräunliche fallend, kömmt zwar unſerm Eichenholze nicht gleich, iſt aber ſehr fein, ziemlich zähe und feſt, und nimmt mehr Glanz und Politur an. Es wird in Nordamerika zu Schiffbauholz, Stabholz und vielen andern Arten von Werk- und Nutzholz gebraucht, liefert auch ein gutes Brenn- und Kohlholz.

In Anſehung ihres Anbaues hat ſie alles mit der deutſchen Eiche gemein, nur iſt hier zu beobachten, daß bei einer wilden Anpflanzung derſelben nicht die kältern gebirgigten Gegenden, ſondern die Vorberge und Feldhölzer, wo das Klima milder iſt, zum Anbau gewählt werden. Die Seiten kleiner Berge, der Fuß der höhern Hügel, mit Hügeln eingeſchloſſene Ebenen und Thäler, ſind die ſchicklichſten Orte; der Boden muß locker, trocken, eher ſchwer als leicht ſeyn, und kann aus Leimen mit Gartenerde, mit etwas Sand und andern Erdarten vermiſcht, beſtehen.

2) Die rothe Eiche, lat. Quercus rubra, Linn. Fr. le Chêne rouge, Engl. the Champain Red-Oak; auch genannt: rothe Rieſeneiche; Scharlacheiche. Der Wuchs dieſer Eiche, in Verhältniß der Güte des Bodens, übertrift in den erſten 50 Jahren faſt alle bekannte Eichenarten. Der zunehmende Wuchs dauert aber auch nicht viel länger als 120 bis höchſtens 150 Jahre. Sie treibt eine kurze dicke Pfahlwurzel, wird 60 bis 80 Fuß hoch, und erreicht nach der Güte des Bodens eine Stärke von 2, 3 bis 5 Fuß im Durchſchnitte. Sie treibt einen glatten Schaft von 30 bis 40 Fuß, ohne in Seitenzweige zu treiben, die ſich nur an dem Gipfel ausbreiten. Die Rinde iſt ſchwärzlichbraun, bei alten Stämmen geriſſen. Das Holz iſt grob, bräunlich, mürbe und brüchig, und läßt ſich gut ſpalten. Die Blätter ſind 8 Zoll lang und 5 Zoll breit, winklichs ausgeſchnitten, und jeder Winkel mit drei borſtenartigen Spitzen verſehen; die obere Fläche hellgrün und glänzend, die untere bläſſer mit erhabenen Adern. Die Blüte bricht in der

Mitte des Mais hervor. Die Früchte ſind lang, oval ſpitzig zulaufend, unten breit gedrückt und röthlich hellbraun.

Die Kultur dieſer Eiche iſt mit der unſrer Eiche in den meiſten Stücken dieſelbe, nur darf man die Eicheln nicht zu tief legen. Der Boden kann leimigt, mit jeder andern Erdart gemiſcht, ſehr mittelmäßig, nicht zu dürre, aber auch nicht zu ſumpfig ſeyn. Eben weil ſie nur mit einem mittelmäßigen Boden vorlieb nimmt, auch weil ſie einen ſehr ſchnellen Wuchs in wenig Jahren hat, und ſich für das deutſche Klima ſchickt, iſt ſie mit Nutzen in Deutſchland anzubauen, beſonders in denjenigen Gegenden, wo Holzmangel geſpüret wird. In Amerika nimmt man das Holz zu Stabholz für Zucker und Syrupfäſſer, da es für geiſtige Getränke zu porös iſt. Zu Schiffbau- oder andern Zimmer- und Werkholz wird es nur im Nothfalle genommen. Als Brenn- und Kohlholz iſt es nur mittelmäßig. Die Rinde giebt eine mittelmäßige Lohe. Die Früchte geben eine gute Schweinmaſt, und ſollen ſich ein ganzes Jahr halten, ohne von Würmern angegriffen zu werden.

3) Die Kaſtanieneiche, kaſtanienblättrige Eiche, Lat. Quercus prinos, Linn. Fr. le Chêne à feuilles de Châtaignie, Engl. the mountain Chesnut Oak. Dieſe nordamerikaniſche Eiche wird 40 bis 50 Fuß hoch, und über 2 Fuß im Durchmeſſer dick, und liefert nach der weißen das dauerhafteſte Holz; dieſes iſt weißbräunlich, zähe, grob, und ein Mittelding zwiſchen Eichen- und Kaſtanienholz. Sie hat eine kurze, dicke Pfahlwurzel. Die Rinde iſt dunkelgrau, und ſehr gut als Loh zum Gerben. Die Blätter ſind 6½ Zoll lang und 2½ Zoll breit, langoval, am Rande wellenförmig ausgebogen, die obere Fläche dunkelgrün und glatt, die untere heller und rauher. Die Zwitterblüten erſcheinen in der Mitte des Mai. Die Früchte ſind ſehr groß und ſchön, 1½ Zoll lang, ½ Zoll breit, der Länge nach ſchön gelb und braun geſtreift, haben an der Spitze einen kleinen Knopf, und einen ſüßen Kern, daher ſie die vorzüglichſte Schweinmaſt liefern; ſie reifen in der Mitte des Oktobers.

Der Anbau iſt mit andern Eichenarten gleich; in 70, 80 bis 100 Jahren wächſt ſie zu Baumholz, in 20 bis 25 Jahren zu Stangenholz. Nach Hrn. von Wangenheim braucht man dazu keinen guten und gewählten Boden, in-

dem weite, unfruchtbare Diſtrikte, wo nichts als Heide wächſt, und ſelbſt die Kiefer ſpärlich gedeiht, durch die Kaſtanieneiche in nutzbare Waldungen umgeſchaffen werden können; ſie verlangt aber in der Jugend Schatten, und wird nach den Erfahrungen des Hrn. von Burgsdorf in einem friſchen Boden verwunderungswürdig bald groß. Sie würde ſich daher wegen ihrer vorzüglichen Maſt am beſten unter allen Eichenarten zur Bepflanzung von Huthen und Triften ſchicken. Das Holz dient zu Schiffbauholz, zu Bau- und Werkholz, zu Stabholz, und zu Brenn- und Kohlholz.

Eichelheher, ſ. Holzheher.

Eichelkamp, Fr. Pépinière de Chêne. Iſt ein in Wäldern umzäunter Platz, in welchem junge Eichen aus Saamen zum Verpflanzen erzogen werden. S. unter Baumſchule.

Eichelkehr, ſ. Holzheher.

Eichelleſen, Eichelleſungsrecht, lat. Ius glandis legendae, Fr. Droit de la cueillette des glandées. Da unter dem Worte Eichel, nicht nur die Früchte der Eichen, ſondern auch insgemein alle übrige wild, oder in den Wäldern von ſelbſt und ohne Pflanzung und Wartung wachſende Früchte, als Eicheln, Buchecken, Haſelnüſſe u. ſ. w. verſtanden werden, ſo heißt auch im weitläuftigen Verſtande das Recht Eicheln zu leſen, dasjenige Recht, alle auf den Bäumen eines Waldes wildwachſende Früchte nach Gutdünken zu benutzen.

In Anſehung dieſes Rechts werden verſchiedene Meinungen behauptet. Nach dem Schluß einiger wären die Eicheln und alle wildwachſende Früchte zur Nahrung des Wildprets hervorgebracht, und geſchaffen, und ohne dieſe Früchte müßte ſolches entweder durch Hunger umkommen, oder zum größten Schaden der Unterthanen ſeinen Unterhalt auf deren Feldern und Wieſen ſuchen. Weil nun, wenn jemand die Jagd- und Wildbanns-Gerechtigkeit zugeſtanden worden, vermuthet werden müſſe, daß zugleich alles dasjenige mit verſtattet worden, ohne welches beſagte Gerechtſame nicht ausgeübt werden können, hiezu aber vornämlich die Nahrung des Wildes gehöre; ſo ſey offenbar, daß das Eichelleſungsrecht, dem Jagd- oder Wildbanns-

Herrn zuſtändig ſey, und ohne deſſen Erlaubniß, da ihm frei ſtünde, nach Gefallen darüber zu diſponiren, von niemand ausgeübt werden dürfe.

Nach der Meinung anderer darf der Jagd- oder Wildbannsherr das Eckerich und wilde Obſt nicht ſammeln und aufleſen, ſondern muß ſolches für das Wildpret liegen laſſen, das übrige hingegen, was von dem Wilde nicht verzehret werden kann, hauptſächlich aber diejenigen Früchte, die von den Menſchen ſowohl als von dem Wilde genoſſen würden, dem Waldeigenthümer überlaſſen; auch demſelben, wenn volle Maſt da iſt, nach Verhältniß der Größe des Waldes und Menge der Maſtung, eine Anzahl Vieh, in den Wald einzutreiben, geſtatten. Noch andere geben zwar zu, daß das Eichelleſungsrecht dem Waldeigenthumsherrn nicht ſtreitig gemacht werden könne, glauben aber doch, daß derſelbe die Verbindlichkeit auf ſich habe, wenigſtens etwas von den Früchten, beſonders von den geringen, oder ſolchen, die nur von dem Vieh genoſſen werden könnten, zum Unterhalt des Viehes liegen zu laſſen.

Da durch dieſe angeführten Meinungen die Rechte des Waldeigenthümers offenbar eingeſchränkt werden, die Eigenthumsrechte aber den Geſetzen nach in der Regel nicht eingeſchränkt ſind, ſondern die im Wald befindlichen Bäume, wie das übrige Gehölze vermöge des Begrifs, dem Eigenthümer, folglich auch demſelben die darauf wachſenden Früchte, als ein Theil derſelben zuſtehen; über dieſes auch die Jagd- und Eichelleſungs-Gerechtigkeit keinesweges nothwendig mit einander verbunden ſind, indem jene, da ſich das Wild auch an ſolchen Orten, wo gar keine dergleichen Früchte vorhanden, öfters ſehr häufig aufhält und nährt, nicht nur auch in denen an dergleichen Früchten unfruchtbaren Gegenden ausgeübt werden kann, ſondern auch, da ſolche, wenn ſie auf eines andern Grund und Boden zuſtändig, unter die Dienſtbarkeiten gehört, folglich dafür zu halten, daß nur der eingeſchränkteſte, der mindeſte, den Eigenthümer am wenigſten beläſtigende Grad derſelben verſtattet worden; ſo iſt hieraus ſehr deutlich, daß das Eichelleſungsrecht lediglich den Waldeigenthümer zugeſchrieben werden müſſe, und daß ihm frei ſtehe nach Gefallen von dem-

ſelben Gebrauch zu machen. Es verſteht ſich übrigens, daß wenn die Eicheln und Waldfrüchte vermöge eines ausdrücklichen Gedings, Vergleichs, Präſcription oder Gewohnheit dem Jagdherrn zugehören, derſelbe alsdann auch mit der Schweinmaſt, wie auch der Beſteigung der Eichbäume, Beſichtigung und Taxirung der Maſt berechtiget iſt. Außerdem iſt zuvörderſt allemal auf die beſondern Landesgeſetze, Gewohnheitsrechte, und was durch Verträge, Verjährungen rc hergebracht worden, zu ſehen, und muß auch auf dieſe Rückſicht genommen werden, wenn der Jagdherr oder ſonſt jemand, das Recht der Eichelleſe in einem fremden Walde erworben zu haben behauptet.

Eichelmaſt, Fr. Glandée; ſ. Maſt.

Eichel, Fr. Gland. Iſt die Frucht von den Eichen; ſ. unter Eiche.

Eichenquaſt, ſ. unter Eiche.

Eichenwickler, ganz grüne Blattwickler, lat. Phalaena Tortrix viridiana. Iſt ein äußerſt kleiner Nachtſchmetterling, deſſen dünner Körper kaum 4 Linien lang iſt. Die Oberflügel ſind ganz grün, die untern aſchgrau. Er wird auf den Eichen und rauhen Saal- oder Werftweiden, beſonders aber auf den Eichen in manchen Jahren millionenweiſe gefunden. Wenn man alsdann einen Aſt ſchüttelt, ſo lebt und webt alles. Das Räupchen, welches grün und ſchwarz punktirt iſt, einen ſchwarzen Kopf und gelben After hat, zerfrißt die Eichen, beſonders diejenigen, welche an der Gränze einer Waldung ſtehen, oft ſo ſehr als der Maikäfer. Es wickelt ſich allemal in das Blatt, das es frißt, und hänget ſich oft an lange Fäden auf und ſonnet ſich. Gegen dieſes läßt ſich nun nicht leicht etwas ausrichten; mehr aber gegen den Schmetterling. Wenn man des Abends mit einem Brand oder einer Fackel unter einen Baum geht, wo dieſe ſitzen, denſelben ſchütteln läßt, ſo wachen ſie zu Millionen auf, ſchwärmen in das Feuer und verbrennen ſich.

Eichhorn, lat. Sciurus vulgaris, Linn. Fr. Ecureuil, Buff. Engl. the common Squirrel, Penn. Gehört unter die nagenden Säugethiere (Glires), und hat ei-

nen Haarbüſchel an den Spitzen der Ohren zum Kennzeichen ſeiner Art. Es bewohnt ganz Europa, iſt im Klettern und Springen dem Marder und an Größe dem Wieſel ähnlich, doch iſt es ſchöner gebaut. Es hat einen platten faſt viereckigen, dicken, ſpitzig auslaufenden Kopf. Die Naſe ſteht hoch. Die Oberlippe iſt überragend, und die untere merklich kürzer. In jeder Kinnlade befinden ſich 2 Schneidezähne; auf jeder Seite ſtehen 4 große gereifte Backenzähne, und vor dieſen noch 2 kleinere: zuſammen 22 Zähne. Die Lippen ſind mit kurzen, ſteifen, weißen Haaren beſetzt. Zur Seite der Naſe ſtehen 5 Reihen ſchwarzer langer Bartborſten, und über den Augen und auf den Backen 3 ſolcher Barthaare. Die Augen ſind groß, rund, ſchwarzbraun, hervorſtehend, und ſtehen näher nach den Ohren, als nach der Schnauze zu. Der Hinterkopf iſt erhaben. Die Ohren ſind lang und aufgerichtet, mit ſtruppigen langen Haaren an den Spitzen bewachſen. Der Hals iſt kurz; der Rücken immer gewölbt. Der Körper vom Kopf bis zum Schwanz iſt 9 Zoll lang; die Höhe iſt 4 Zoll, und die Länge des Schwanzbeins 8 Zoll, und bis zur Spitze 10 Zoll. Das Haar ſteht in die Höhe, und iſt etwas zurückgebogen. Der Schwanz iſt zottig; die längſten Haare deſſelben ſtehen zur Seite hin; ſitzend liegt er auf dem Rücken, laufend aber iſt er ausgeſtreckt. Die kleinen aber ſtarken Schenkel ſind mit großen Füßen und dicken Zehen verſehen. Die Vorderfüße enthalten 4 mit ſcharfen grauen Nägeln beſetzte Finger, und ſtatt des Daumens einen ſtumpfen Nagel. Die Hinterfüße haben 5 Zehen. Das Eichhorn berührt, wie alle Nagethiere, die Erde mit ſeinen langen Ferſen, weswegen es auch aufrecht ſitzen kann.

Die Farbe des gewöhnlichen Eichhorns iſt fuchsroth oder rothbraun, und verliert ſich an der Kehle und am Bauch ſanft in einen breiten weißlichen Streif. Der Grund iſt immer aſchgrau. Schnauze und Augenlieder ſind weißgelb. Das zweijährige zieht im November einen Winterpelz an, wovon die hervorſtehenden ſtachlichten Haare aſchgrau, roth und weiß ſind. Im Alter behält es immer dieſe graurothe Farbe, doch mit rothem Schwanz, Füßen und Ohrbüſcheln. Sonſt giebt es ſchwarze, ſchwarzbraune blaulichte, ſchäckige, und nur höchſtſelten weißgelbe Eichhörn-

chen mit rothen Augen, welche aber alle nur eine Art ausmachen. Geſicht und Geruch ſind ihre ſchärfſten Sinne, und bei der Aenderung des Wetters haben ſie ein ſehr feines Gefühl. Ihre Stimme iſt in der Fröhlichkeit und Begattungszeit ein Pfeifen, bei Freude und Furcht ein Klatſchen, und im Zorn, Schmerz und in der Gefangenſchaft ein Knurren und Ziſchen. Sie leben 6 bis 7 Jahre. — Das Weibchen iſt kleiner als das Männchen, und ſein Schwanz iſt nicht mit ſo langen und dichten Haaren beſetzt.

In ihrem Betragen äußern ſie eine ins Poſſierliche fallende Unruhe. Wenn ſie ſich auf der Erde befinden, und einen Menſchen oder Hund gewahr werden, ſo ſuchen ſie geſchwind einen Baum zu erreichen, an deſſen entgegengeſetzten Seite ſie hinauflaufen, zuweilen Halt machen und nach ihrem Feinde hervor ſchielen, einigemal klatſchen und ziſchen, und ſobald dieſer die Augen von ihnen weggewendet hat, ſo ſuchen ſie ſehr geſchwind den Gipfel des Baums zu erreichen, und ſpringen eben ſo leiſe als möglich von einem Gipfel zum andern. Mit Hülfe ihres Schwanzes können ſie 12 Fuß weit entfernte Bäume erfliegen. Im Gehen thun ſie immer kleine Sprünge mit abwechſelnden großen. Sie halten ſich gerne trocken und reinlich, und ſitzen daher immer auf ihren Hinterfüßen, putzen und lecken ſich. Sie fliehen die Sonnenhitze und lieben den Schatten. In der Brunſt- und Heckzeit ſind ſie ſehr boshaft und leiden keinen von ihren Kammeraden in ihrem Umkreis. In der äußerſten Verfolgung können ſie ſehr geſchickt über einen Fluß oder Teich ſchwimmen, und brauchen dazu keines Bretchens, ſondern ſchwimmen mit eingetauchtem Rücken und Schwanz.

Die Eichhörner wohnen in Wäldern, und in Gärten, die in ihrer Nähe liegen. Sie bauen ſich viele Neſter, die alle mit einer coniſchen Haube, wie die Aelſterneſter, verſehen ſind, und in welcher ſich ein Eingang, der dem Winde entgegen iſt, befindet. Auf der andern Seite am Stamme des Baums, iſt noch überdies eine kleine Oeffnung, durch welche ſie im Nothfall vor ihrem Feinde entſchlüpfen können. Jedes Paar hat deren wenigſtens vier, wovon 2 große ihre Hauptwohnungen ſind. Auch beziehen ſie die leeren Raben- und Aelſterneſter und richten ſie nach ihren Bedürfniſſen ein.

Sie ſind Wetterpropheten, verrathen den Sturm durch ihr Pfeifen und Klatſchen, und verſtopfen den Eingang ihrer Wohnung an derjenigen Seite, wo der Wind herſtürmen wird. Bei fürchterlichen Gewittern, ſtarken Regengüſſen und heftigen Winden verſchließen ſie ſich ganz in dieſelbe.

Ihre Nahrung beſteht in Obſtkernen, Nüßen, Eicheln, Roth- und Weißbuchſaamen, Ahorn- und Maßholderſaamen, Tannen- und Fichtenſaamen, Beerkernen, Baumknoſpen, Heidel- und Mehlbeerblättern und Schwämmen. Die Früchte der Wallnußbäume ſuchen ſie vorzüglich. Pfirſchen- und Aprikoſenkerne ſind ihnen Gift. Wenn ſie freſſen, ſitzen ſie auf den Hinterpfoten, bringen mit den vordern, als mit Händen, die Speiſe zum Munde, und man ſieht oft an ihren Mienen, wie gut ihnen eine Nuß ſchmeckt. Im Winter lecken ſie ſtatt des Waſſers den Schnee gern.

Im März ſind ſie zum erſtenmal brünſtig (läufiſch), und wo ſie häufig ſind, ſieht man zuweilen 10 bis 12 auf einem Baume blutig um Gatten und Gattinnen ſtreiten. Es begatten ſich ſchwarze und rothe zuſammen ohne Unterſchied und zeugen Junge. Das Männchen hat ein ſehr großes Zeugungsglied, und iſt beſonders ſehr geil. Das Weibchen trägt beinahe 4 Wochen und bringt im April oder Mai 3 bis 7 blinde Junge zur Welt. Den Jungen ſind die Augen acht Tage verſchloſſen, und ſie werden von der Mutter 3 bis 4 Wochen geſäuget, alsdenn beklettern ſie ſchon die Bäume. Während den erſten 4 Wochen muß man alſo die Jungen aus den Neſtern nehmen, wenn man ſie zähmen will. Man muß ſie gleich zum erſtenmal wegnehmen, weil ſie die Eltern, wenn ſie die Witterung von Menſchenhänden bemerken, in ein anderes, wohl oft mehr als 1000 Schritte davon entferntes Neſt tragen, und alsdann nur mit der größten Mühe wieder zu finden ſind. Man findet oft in einem Neſte ſchwarze und rothbraune beiſammen, ja es fallen auch, obgleich beide Eltern rothbraun ſind, ſchwarze aus. In menſchlicher Geſellſchaft werden ſie leicht zahm, und ihre poſſirlichen Stellungen machen viel Vergnügen; nur muß man ihnen die Vorderzähne ausbrechen, und ſie in ein eigen Häuschen anketten, damit ſie

durch ihren giftartigen Biß und ihr Nagen nicht ſchaden können. — Sie begatten ſich mehrentheils noch einmal im Jahr. In ſehr harten Wintern ſterben ſie, wenn der Fichten und Tannenſaamen mangelt und zu tiefer Schnee zu lange liegt, Hungers, und erfrieren.

Der Fuchs erſchleicht ein Eichhörnchen nur ſelten, deſto mehrere aber fängt der Baummarder. Auch die große Haſelmaus ſchleppt aus den Neſtern die Jungen weg, ſo thun es auch die Weihe, verſchiedene große Eulen und der Buſſard. Von Flöhen werden ſie, ſo wie von Bandwürmern ſehr geplagt.

Die Fährte der Eichhörnchen iſt wegen ihrer langen Ferſen ſehr kenntlich. Sie ſetzen mehrentheils alle vier Füße, je zwei und zwei, kurz hinter einander, oder auch wohl alle vier zuſammen, ſo daß die hintern in den Spuren der vordern ſtehen, und die Zehen ſtehen ſehr weit von einander. Wegen des Nachtheils, den ſie den Forſten bringen, müſſen ihre Füße der Obrigkeit von den Jägern ausgeliefert werden. Man fängt ſie in Schlingen, die man in ihrem Gange aufſtellt, und auf Bäumen in Fallen, die aus 2 Brettern beſtehen, woran das oberſte auf leicht aufgeſtellten Hölzern beweglich ruht, ſo daß es bei Berührung der, an den kleinen Hölzern befeſtigten, Lockſpeiſe, die aus Nüſſen beſtehen kann, niederfällt, und ſie erſchlägt. Gewöhnlich aber werden ſie mit der Flinte oder dem Blasrohr erlegt.

Ihr Nutzen beſteht in ihrem Fleiſch, welches eßbar iſt, und die ſchwarzen ſollen die wohlſchmeckendſten ſeyn. Die Bälge geben ein brauchbares Pelzwerk. Diejenigen Winterbälge aber, die unter dem Namen Grauwerk oder Vehe bekannt ſind, werden vorzüglich geſchätzt. Aus den Schwanzhaaren verfertigt man Mahlerpinſel. Als lebendige Wettergläſer empfinden ſie die ſtürmiſche Witterung einen halben Tag vorher, da ſie dann wie raſend auf den Bäumen herumſpringen, verſchiedene Töne von ſich geben, und den Eingang ihrer Neſter verſtopfen.

Den größten Schaden thun dieſe Thiere in Geſellſchaft der Mäuſe an der Eichel- Roth- und Weißbuchenſaat, indem ſie den Saamen aus der Erde wieder hervorſcharren und freſſen. Auſſerdem beiſſen ſie die Fichten- und Tan-

nenzweige ab, und freſſen die Knoſpen derſelben (ſ. auch unter Abſprüge), ſo wie die Baumknoſpen von verſchiedenen Bäumen und Sträuchern. Sie zernagen die Tannen- und Fichtenzapfen, die ſüßen Birnen und Aepfel. Wallnüſſe und Haſelnüſſe tragen ſie in Menge weg.

In Thüringen giebt es folgende Spielarten, die nur der Farbe nach unterſchieden ſind, und ſich unter einander begatten: 1) Das rothbraune gemeine Eichhörnchen, das Eckerchen, Eichhermelin, der Springfuß, das Eichkatzle. 2) Das ſchwarze mit weißer Kehle und Bauch. 3) Das aſchfarbene, oder graublaue mit weißer Bruſt und Bauch, welches das ſchönſte, aber nicht häufig iſt. 4) Das ganz graue mit ſchmutzigweißer Bruſt und Bauch, und einem röthlichen Strich über den Rücken. 5) Das Schäckchen; dieſe ſind auch ſehr einzeln. Hierzu könnte man auch noch 6) die ſchneeweißen mit roſenrothen Augen rechnen, die man zuweilen antrifft. — Diejenigen, die in nördlichen Ländern wohnen, bekommen im Winter einen ganz grauen Balg, der unter dem Namen des oben benannten Grauwerks bekannt iſt.

Eidergans, lat. Anas molliſſima, Linn. Fr. l'Oye à duvet ou Eider, Buff. Engl. the Eider or Cuthberth Duck, Penn. auch Eidervogel, Eider, St. Kuberthsente genannt. Gehört unter die Waſſervögel, deren Art walzenförmigen Schnabel hat, und die runzliche Wachshaut ſich an der Wurzel zertheilt. Dieſer nutzbare Schwimmvogel bewohnt die nördlichſten Theile der Welt, verliert ſich im Winter auch an die nördlichen Küſten von Deutſchland, ſeltner, jedoch zuweilen, tiefer ins Land hinein. Seiner Größe und Geſtalt nach iſt er ein Mittelding zwiſchen Ente und Gans. Er iſt 2 Fuß 3 Zoll lang, und die ausgeſpannten Flügel meſſen 3 Fuß 8 Zoll. Der Schwanz iſt 4 Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf die Mitte deſſelben. Das Gewicht iſt $3\frac{1}{2}$ Pfund. Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, etwas erhaben, die Haut ſchwärzlich, an jeder Seite des Kiefers läuft die beſiederte Kopfhaut herein; die Naſenlöcher liegen faſt vorn am Nagel; die Augen ſind braun, und ſtehen hoch nach dem Scheitel; die Füße ſind ſchwärzlichgrün, der nackte Theil der Schenkel 8 Linien, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 3 Zoll, und die hintere belappte 11 Linien lang.

Die Stirn iſt ſammetſchwarz, von den Naſenlöchern an laufen bis hinter jedes Auge zwei ſchwarze purpurroth glänzende Streifen, die oben auf der Mitte des Kopfs hin eine weiße Linie durchſchneidet; der Untertheil des Kopfs, der ganze Hals, der Obertheil des Rückens, die Schultern und Deckfedern der Flügel ſind weiß; unter dem Hintertheil des Kopfs iſt am Oberhals eine blaßgrüne Stelle, der Untertheil des Rückens ſchwarz, der obere Theil der Bruſt ſehr blaßfleiſchfarben, der untere derſelben, ſo wie der übrige Unterleib ſchwarz, die vordern Schwungfedern ſchwärzlich, die mittlern auf der äußern Fahne glänzendſchwarz, auf der innern weiß, die hintern ganz weiß, die 16 Schwanzfedern ſchwarz, die äußerſte weißlich gerändet.

Das Weibchen iſt 2 Fuß 1 Zoll lang, der Schwanz davon 3 Zoll, und die Flügelbreite 3½ Fuß. Schnabel und Füße ſind dunkelolivengrün, der Scheitel ſchwarz und gelblichweiß geſprengt, der übrige Oberleib ſchwarzgrau, die Federn ſchmutzigweiß kantirt, die Bruſt, die kleinen Deckfedern der Flügel, Seiten und der After ſchwärzlich, gelblichbraun kantirt, der übrige Unterleib grau mit Weiß überlaufen, Schwanz und Flügel dunkelbraun.

Beide Geſchlechter können nicht nur gut ſchwimmen, ſondern auch gut tauchen und fliegen. Das Geſchrei des Weibchens klingt wie das Geſchrei der Enten, und im Zorn Karr, Karr! das Männchen aber ruft Ao! oder Hu-hu! und beide laſſen ſich beſonders zur Paarzeit hören. Ihr Aufenthalt ſind die nördlichen Seeküſten; vom Frühjahr bis zum Herbſt bleiben ſie immer an den Ufern, ſodann aber begeben ſie ſich in die See; doch müſſen einige herumſtreifen, weil man ſie auch auf dem feſten Lande in Deutſchland antrifft, ſo daß ſie, wenn gleich nicht zu den Zugvögeln, doch zu den Strichvögeln gehören.

Wegen ihrer Nahrung, die aus Fiſchen, Muſcheln, Schnecken, Inſekten, z. B. Krebſen, aus kleinen Waſſerwürmern und Seegräſern beſteht, tauchen ſie 10 bis 12 Klaftern tief unter. Sie holen von dem Boden die Eingeweide der Fiſche, welche von den Fiſchern in die See geworfen werden, herauf.

Im Februar und März ſammeln ſie ſich bei den Inſeln und Küſten zur Paarung. Das Weibchen baut am lieb-

ſten ins Gras, unter Wachholderbüſche, oder auf mooſige Klippen, macht ſein Neſt aus Gras, Moos und dergl. und füttert es mit einer großen Menge Dunen, die es ſich aus der Bruſt rupft, aus. Die erſte Brut geſchieht zu Ende des Junius und Anfang des Julius. Eine Mutter legt ſelten mehr als 5 große blaßgrüne, ſeltner dunkelgrüne Eier. Oft findet man 10 und mehrere beiſammen, dann ſitzen aber entweder 2 Vögel beiſammen und brüten, oder wechſeln mit einander ab. Sie legt dreimal Eier, und in Island werden ihr die beiden erſtenmale die Eier mit ſamt den Federn weggenommen, an andern Orten aber nur das erſtemal, und man läßt ihr die zweite Brut. Sie legt jedesmal in ein anderes Neſt, wozu auch das Männchen ſeine Dunen hergeben muß, und zwar, wenn ſie das erſtemal 5 Eier gelegt hat, das zweitemal 3, und das drittemal gar nur eins. Die ganze Lege- oder Eierzeit dauert 6 bis 7 Wochen, da denn gewöhnlich die Woche über einmal die Eier aufgeſucht werden. Innerhalb 28 Tagen werden die Jungen ausgebrütet.

Ihre Feinde ſind: der Fuchs, Seehund und andere Raubthiere; die Kolkraben, Krähen und Meven ſtellen den Eiern und die Seeadler der Eidergans nach. Die Grönländer tödten die Eidergans ihres Fleiſches wegen mit Wurfſpießen; den Werth ihrer Federn wiſſen ſie nicht zu ſchätzen. In den däniſchen Ländern iſt aber das Schießen oder Fangen dieſer Vögel ſcharf verboten. Das Fleiſch ſchmeckt etwas thranig, oder mehr fiſchähnlich, kann aber dadurch, daß man es in Eſſig legt, verbeſſert werden. Den nördlichen Völkern nützt die Eidergans beſonders durch ihre Eier, die wie Hühnereier in der Haushaltung verbraucht werden, und durch die Dunen, indem ſie die am meiſten elaſtiſchen und feinſten unter allen Schwimmvögeln hat. Die Dunen werden am beſten einige Tage nach trocknem Wetter eingeſammelt, und wenn ſie aus den Neſtern genommen werden, ſind dieſe voller Moos, Heide, Stroh, Meergras u. ſ. w. Sie ſind daher von zweierlei Art: Tangdunen (Meergrasdunen) und Grasdunen. Jene ſind die ſchwerſten am Gewichte, aber nicht leicht zu reinigen. Der Handel mit den Dunen iſt ſehr wichtig; es pflegt aber damit viel Be-

trug vorzugehen, indem ſie öfters mit Gänſe- und andern Dunen vermengt, auch wohl ganz andere Dunen für Eiderdunen ausgegeben werden.

Einbeeren, Fr. amorcer des baies. Heißt, wenn Vogelsbeeren in die Schneuſſen gehängt werden, daß die Vögel darnach fliegen und ſich fangen ſollen.

Einbinden, Fr. attacher, faire tenir. Wird vom Jäger genannt, wenn er Garne an Reiffe, wie die Treibzeuge, oder aber an Stäbe, wie die Steckgarne anheften muß. — Einbinden, wird von Flößern genannt, wenn ſie bei herannahender Floßzeit, und wenn das Holz herbeigeſchafft iſt, auf die ihnen angewieſenen Waſſerſtuben gehen, und den aus verſchiedenen Bäumen beſtehenden Floß verfertigen. Zu der erſten Arbeit hiebei gehört, daß ſie das Waſſer anſchwellen; das Einbinden muß ſich aber jederzeit nach dem Fluß richten, und daher muß auf jedem Strohm eine beſondere Einrichtung gemacht werden. Ein auf dem Rhein nach Holland gehender Floß wird zuerſt dort eingebunden, wo das Holz gehauen worden, ſodann bei Mannheim oder Meinz vergrößert, und endlich in der Gegend oberhalb Bonn zu einem Kapitalfloß gemacht. Bei dem erſten Einbinden, z. B. auf dem Nagold-Fluß im Würtembergiſchen, ſorgt man zuvörderſt für den Vorſpitzen, welcher von geſchnittenem Zeug bereitet wird. Iſt dieſer fertig, ſo wird nach dem Spitzbalken (ſ. Dickbalken) geſehen, in ſo fern ein Holländerfloß eingebunden werden ſoll. In dieſer Rückſicht werden von jedem Balken 5 bis 6 Stück erfordert, welche aber recht flott ſeyn müſſen. Gedachter Spitzbalken iſt das erſte Geſtörholz, ſo nach dem Vorſpitzen geht. Demnächſt gehen die Arbeiter auf das Rieß an die Waſſerſtube, worauf das Holz der Länge nach Stamm auf Stamm geführt worden iſt, und rüſten das Holz, d. i. ſie hauen in jeden Stamm vorne und hinten zwei Löcher in Form eines Triangels, und durchbohren dieſelben mit einem Wiedbohrer, hernach ſchuen ſie den Stamm von vorne und auf der untern Seite etwas ſpitzig zu, wälzen den Stamm von der Rieß ſorgfältig ab, und laſſen ihn in die Stuben laufen; daſelbſt wird er von zwei Flößern empfangen, welche ihn ſortiren, ſchwenken, mit der Wiede faſſen, in ein ſolches Geſtöt einbinden, zu welchem er ſich

der Länge und Breite nach ſchickt; ſie nehmen ſobald darauf Bedacht, daß zu gutem Fortbringen des Holzes, und damit das Holz im Laufen einen Zug bekömmt, das leichteſte Holz zuvörderſt eingebunden, und gleich nach denen Spitzbalken, ein oder etliche Geſtör Meßbalken, hernach leichte Tannen gewählt, und die Breite der Geſtör allmählich erhöhet werden. In ein Geſtör können 4 bis 7 Tannen eingebunden werden, je nachdem das Holz ſtark oder gering iſt. Zur Richtſchnur aber iſt den Einbindern die Breite der Geſtöre von höchſtens 12 Fuß (verhältnißmäßig nach der Weite der Floßlöcher) aufgegeben; und damit ſie das Maas nicht überſchreiten, ſo haben ſie die Stämme zu verkehren, und manchmal das dickſte Theil zu des andern dünneſten zu binden, um eine Gleichheit zu haben. Vorn an den zwei Eckbäumen wird auf beiden Seiten die Schärfe etwas ſpizzig zugehauen, damit die Geſtör nirgends anſtoßen können. Bei einer Wiede werden 3 Flößer gebraucht; der eine nimmt den Wiſpel und zieht ihn durch das Wiedloch, der zweite hält den Botten, und dieſe 2 binden mit einander die Wiede zu, und befeſtigen 2 Stämme an einander (ſie nennen die Wiede die Reihwiede), da der dritte mit ſeiner Axt den Knopf der Wiede zuſchlägt, ſolchen antreibt, die hervorgehende Wiſpel zuſammenflicht, und ſolche Zocken nennt. Oberhalb dem Zocken werden noch 2 Gurtwieden, und auf beiden Enden 2 Nebenwieden eingemacht, daß alſo zu 2 Geſtör 10 Hauptwieden erforderlich ſind. Es müſſen aber deren mehrere in Vorrath mitgenommen werden, im Fall eine oder die andere unterwegs brechen, oder unbrauchbar würde, die man gleich in der Geſchwindigkeit zu erſetzen im Stande ſeyn möge. Mit den übrigen Geſtören fährt man auf gleiche Weiſe fort, bis ſolche eingebunden ſind.

Eindämpfen, ſ. Dämpfen.

Einfallen, Fr. ſe percher, Vol du coq de bruyère qui ſe perche. Wird geſagt vom Auerhahn oder anderem dergleichen Wildpret, wenn es des Abends auf den Baum, oder an den Ort, wo es ſich des Nachts über aufhalten will, hinflieget, wie auch die Feldhühner in der Dämmerung zu thun pflegen.

Einfangen, Fr. enceindre. Iſt, wenn Hirſche, Wildpret oder andre wilde Thiere lebendig eingefangen wer-

den ſollen, um zu einem Luſt = oder Kampfjagen geſchafft zu werden, da man es in einen Kaſten bringt, um ſelbiges ohne Schaden fortführen laſſen zu können. Das Einfangen kann aber nicht ſo leicht geſchehen, als mancher glaubt; denn wenn man lebendig und unbeſchädigt einfangen will, wollen allerdings gewiſſe Vortheile beobachtet ſeyn.

Zum Einfangen der Hirſche oder des Wildprets gehört ebenfalls, daß ſie, wie bei einem jeden andern Jagen, beſtätiget und in Tüchern eingeſtellet werden. Hierauf macht man das Jagen durch Treiben enger, bis es auch in 4 Tüchern eingeſtellet ſteht. Sollen viele Stücke eingefangen werden, ſo ſetzt man an dieſe Kammer noch gleichſam einen kleinen Lauft, von einem Tuch lang und einem Tuch breit, der alſo zuſammen in 3 Tüchern gefaſſet iſt, an, und ſcheidet die Abjagungskammer und den Lauft durch ein Falltuch von einander. Auf dieſen Lauft, wozu ſich am beſten ein freier, glatter, von Stämmen, Stöcken und dergl. befreieter Platz ſchickt, ſonſt aber doch wenigſtens ein oder zwei Geſtelle enthalten muß, werden 10 Schritte von einander 2 Garne geſtellet, und 50 Schritte davon wieder 2 Garne, ebenfalls in der Entfernung von 10 Schritten hinter einander. Dabei iſt zu beobachten, daß man die Oberleine nicht zu ſtark anziehen laſſe, damit die einlaufenden Hirſche durch Zurückſchnellen keinen Schaden nehmen, und den Garnen vielen Buſen gebe, da denn die Garne nicht ganz 6 Fuß ſtellen; auf dieſe Art ſetzen die ſtarken Hirſche über das erſte Garn weg, kommen aber zu kurz vor das zweite, und fangen ſich gleich in daſſelbe.

Das Wildpret pflegt, wenn man ſie nicht ſehr treibt, ſachte bis an das Garn heran zu ziehen, dann ſtehen zu bleiben, den Kopf vorzuſtrecken, durch die Maſchen zu ſehn, und ſo mit einemmale herein zu laufen und ſich zu fangen. Zwiſchen dem Tuche und dem Garne ſtehen die Menſchen, die das Wildpret aus den Garnen löſen müſſen. Mit dem Abjagen geht es nun ſo zu: Die Treibeleute treiben das Wildpret ganz nach dem Falltuch zu, die bei dieſem ſtehen, laſſen es nieder, und wenn einige Hirſche oder Thiere herüber ſind, ziehet man es wieder in die Höhe; die bei den Tüchern auf dem Lauft ſtehenden Leute treiben nun das Wildpret nach die Garne mit Geſchrei und Lärm zu. Sobald ſie

eingefallen, müſſen ſie ſamt den dabei angeſtellten Jägern friſch zugreifen, damit ſie ſich nicht lange in den Garnen herum ſchlagen, und etwas verrenken. Bei den ſtarken Hirſchen iſt nothwendig gleich zuerſt nach dem Gehörn zu greifen, und die Läufte, ſowohl vorn als hinten, zu ſchränken, nämlich einen Lauft über den andern kreuzweis feſt zu halten, und auf dieſe Art können 5 Mann, einer am Kopfe, 2 an den Vorder- und 2 an den Hinterläuften, einen Hirſch vollkommen halten. Werden dieſe aber nicht geſchränkt, nämlich daß, der den rechten Lauft hat, nicht auf der linken, und der den linken hat, nicht auf der rechten Seite gehet, ſo kann der Hirſch, beſonders an den Hinterläuften, ſeine ganze Stärke gebrauchen, und ſo um ſich ſchnellen, daß 2 Mann nicht im Stande ſeyn werden einen Lauft zu halten, ohne daß ſie etwa Schaden nehmen, oder dem Hirſche etwas verrenken.

Nachher löſet man den Hirſch gemächlich aus, und bringt ihn in ſeinen Kaſten (ſ. Wildpretskaſten). Wenn man nun an den Kaſten kömmt, ſo müſſen beide Thüren ſchon aufgeſchoben ſeyn. Die den Hirſch vorne tragen, gehen rückwärts mit in den Kaſten hinein und durch; ſobald nun der Hirſch ganz herein iſt, legen ſie ihn auf den Boden, und beugen ihm die Läufte ſowohl vorn als hinten unter den Leib, hierauf läßt man die Thüren ſachte nach und nach von oben herunter, und müſſen die Leute mit den Händen auf einmal heraus ſeyn. Man bringt aber dem Hirſch desfalls die Läufte unter den Leib, damit er ſich, da der Kaſten unten enge iſt, gut aufhelfen könne. Daß die Kaſten unten enge ſind, hat dieß zur Urſache, daß der Hirſch ſich nicht leicht umwenden, oder zu viel Gewalt zum Anſchnellen nehmen, und ſich keinen Schaden thun kann. In dergleichen Kaſten kann man ſie wohl 100 Meilen fortbringen, und Hafer und Waſſer nehmen ſie zu ihrem Geäſe gar bald an.

Das Einfangen der Sauen geſchieht ebenfalls am gewiſſeſten, wenn man ſie mit dem Leithunde beſtätiget, denn wenn man ſo verlohren darnach ſtellet, oder mit Unkoſten viel Getraide zu den Körnungen anwendet, ſo wird dennoch öfters fehl geſtellet. Man darf alſo nur mit dem Leithunde vorſuchen, und wenn es auch gleich etwas gefroren hat, ſo muß der Hund, welcher zur Sau gearbeitet iſt, dennoch

ſeine Dienſte thun, ſo daß man alſo alle Tage ein Rudel Sauen beſtätigen, in Tücher einſtellen, und den andern Tag ausfangen kann. Man verfährt damit ebenfalls, wie vorher beim Hirſch gezeiget worden, daß man die Saugarne quer durch das Jagen ſtellet, und die Sauen hinein treibet. Hierzu braucht man aber eiſerne Zangen, welche auf die Art, wie die Dachszangen, gemacht ſind, aber wo ſie zuſammen ſchließen, dürfen ſie nicht ſpitzig, ſondern müſſen gerade auf einander gepaſſet, und ſo rund gebogen ſeyn, daß ſie einem Schweine genau um den obern Rüſſel reichen.

Wenn nun ein Schwein in das Garn einläuft, ſo drückt man die Oberleine nur auf die Unterleine feſt an, und greift das Schwein mit der Zange um den obern Rüſſel, hinter ſeinem Gewehr. Sogleich hat man einen Knebel parat, und bindet ſelbigen dem Schweine die Quer in den Rüſſel, jedoch mit einer Schleife, daß man, wenn man es in den Kaſten bringt, das Ende von der Schleife heraus behalten, und ihm den Rüſſel wieder löſen kann. Dabei bindet man ihm auch die Läufte, und ſo ſind ſie ſehr gut in den Kaſten zu bringen; ſ. Saukaſten.

Das Einfangen der Haſen geſchieht, entweder um ſie bei dem Fuchsprellen zu haben, oder mit kleinen Hunden zu hetzen, und dieſes iſt leicht zu bewerkſtelligen. Denn man ſtellet die Netze oder Garne auf die Stellwege, oder auf die Straßen, die zwiſchen das Holz gehen, und treibet mit einigen Leuten gegen die Garne. Dieſe müſſen fein gleich gezogen ſeyn, und frei ſtehen, daß ſie nicht anhängen, und geſchwind abfallen können, auch müſſen ſie Buſenreich ſeyn. Denn der Haſe hat keine allzu große Stärke, daß er den Buſen zuſammen zieht, und fällt der Buſen nicht gleich zuſammen, ſo fährt er wieder zurück, und kömmt dann gar übers Netz heraus. Inwendig vor den Netzen müſſen einige Mann ſtehen, welche den Haſen, wenn er kömmt, ſchrekken, damit er eilig ins Netz läuft. Wenn er gefangen iſt, kann er leicht ausgelöſet werden, worauf man ihn in den Kaſten (ſ. Haſenkaſten) bringt.

Auf eine andre Art kann man die Haſen in Lauſchnetzen fangen. Hiezu braucht man ein auch zwei Lauſchgarne von

mittelmäßig ſtarkem Bindfaden, von gleicher Oeffnung mit andern Haſennetzen, ferner etliche Bund Federlappen. Am beſten Orte, wo die Haſen gern heraus rücken, ſtellet man die Lauſchnetze, ſo daß, wo die Netze aufhören, die Lappen anfangen. Quer vor den Netzen auf 20 bis 30 Schritte ſtößet man 2 Stangen, 6 Fuß hoch. Oben an der einen Stange macht man eine dünne Leine an, und ziehet ſelbige bis zur andern. In derſelben iſt oben ein Kloben oder Rolle, wodurch die Leine kömmt, welche bis an den Ort, wo der Jäger ſteht, gehet. An dieſe Leine werden etliche Schellen oder Glocken gehangen.

Wenn nun der Haſe heraus oder herein will, und unter der Leine paſſiret, oder aber kömmt an den Lappen bis zwiſchen die Netze, und Schellenleine; ſo rückt und läßt der Jäger die Leine mit den Schellen ſchnell herunter fallen, wodurch der Haſe erſchreckt wird, und in das Netz fährt. Des Abends werden die Lappen und Netze weit vom Holze, des Morgens aber nahe ans Holz geſtellet. Dabei muß man den Wind wohl in Acht nehmen, beſonders des Abends, daß er nicht vom Zeuge zum Holz geht. Auch fängt man zuweilen einen Fuchs damit. Dieſe Art des Einfangens erfordert nicht viel Mühe, und weder Pulver noch Blei, und die Netze ſind viele Jahre zu brauchen. An den Gränzen thut man den Nachbarn ziemlichen Abbruch, iſt aber auch nicht überall zu nahe an den Gränzen erlaubt. Wäre einer nicht im Stande die Rehe zu fangen, ſo ſind dergleichen Lauſchnetze auch nicht zu unterlaſſen, weil manches Reh ſtillſchweigend mit weggefangen werden kann.

Um Füchſe einzufangen, gräbt man ſie entweder, oder fängt ſie durch Dachshunde und Netze. Das Graben iſt luſtig und verlohnet ſich auch der Mühe, wenn es Baue ſind, die nicht in Felſen oder allzugroß und tief ſind; denn wo die Baue groß und feſt ſind, iſt es beſſer, die Füchſe auf eine andere Art zu fangen.

Zum Graben mnß man gute Hunde haben, wovon man einen oder zwei hinein läßt. Wenn ſie laut werden, ſchlägt man oben mit der Hacke derb auf den Boden, wenn der Fuchs ſich etwa in einen Keſſel geſetzt, und nicht in eine

Röhre zum Ende weichen wollte, ſo wird er durch das Schüttern ſich ſo weit machen, als er kann, und die Hunde werden auch eifriger. Man muß ſich aber mit den Ohren auf den Boden legen, damit man den Laut der Hunde recht hört, und alsdann nicht zu weit vor den Hunden niedergraben; und nachdem man den Eingang der Röhren von außen beurtheilen kann, ſo ſchlägt man alsdenn auch ſo ein, daß das Loch quer über die Röhren kömmt, und man macht das Loch lieber etwas länger, als kürzer, damit man Platz behält, die Erde heraus zu bringen, und man ſich auch gehörig bewegen kann. Auf ſolche Art kann man den Fuchs lebendig haben, und noch in einem Garten oder Hofe hetzen, oder auch zum Prellen (ſ. Fuchsprellen) brauchen.

Wenn man die Füchſe durch Dachshunde und Netze fangen will, macht man ſich ein Paar Garne von Bindfaden, wie ein Haſengarn, von der Länge, daß jedes buſenreich 20 Schritte ſtellt. Wer nun ſeine eigenen Reviere hat, der ſchlägt im Sommer zuvor Heftel, und ſtößet auch Forcheln. Auch räumet man, wo dickes Holz iſt, ein wenig auf, damit die Garne gut abfallen, und alles bereit ſey, und die Garne ganz leicht geſtellet werden können. Wenn nun im Winter Schneegeſtöber ſich einfindet: denn je mehr es ſchneiet, deſto mehr kriechen die Füchſe ein, bei gutem Wetter findet man ſie wenig in Bauen, in der Ranzzeit kriechen ſie zu Paaren, ja wohl 3 oder 4 hinein; ſo wird man zu den angeführten Zeiten wenig vergebens gehen, wenn anders Füchſe vorhanden ſind.

Man nimmt die beiden Garne, und beſucht die Baue, ſtellt die Garne vorher, in der Geſtalt eines Winkeleiſens, und dahin, wo die meiſten Röhren auswärts gehen, aber ganz ſtille und ohne Poltern, ſonſt wollen ſie nicht heraus, und laſſen ſich eher antreiben. In der Ecke, wo kein Garn geſtellet iſt, ſtellet man ſich mit der Flinte an. Will man ſichs aber mit Heraustragen der Garne beſchwerlicher machen, ſo kann man 4 Garne machen, und den Bau ganz umſtellen. Sind die Garne geſtellet, ſo läßt man einen Hund ganz ſtille hinein. So bald der Hund an den Fuchs kömmt, fährt er gleich zum Baue heraus, entweder in die Garne, odrr man ſchießet ihn mit der Flinte.

Einfehmen. Bedeutet an einigen Orten in die Maſt treiben; ſo heißt Schweine einfehmen, ſie mit Bewilligung des Waldeigenthümers in die Buch- oder Eichelmaſt treiben.

Eingang, Fr. Entrée. Nennt man beim Hirſch, oder bei einem Thier, wenn dergleichen früh Morgens vom Felde zu Holze, oder von einem jungen Schlage oder Hauung in ein Dickigt geſpüret wird.

Eingreiffen, Fr. peſer beaucoup. Wird geſagt ſtatt eintreten, wenn ſich ein Hirſch oder Thier auf der Erde gut ſpüren läßt, oder aber in der Flucht ſich ſtark anſtemmet, daß man die Fährte ſehr deutlich ſehen und erkennen kann.

Einhängen. Heißt, eine Baumſchule oder einen jungen Schlag, worin weder gegraſet noch geweidet werden darf, mit einem Verbothzeichen behängen.

Einhängen. Bedeutet ſo viel als hegen, wenn man nach dem Abtrieb eines Holzſchlags, ſelbigen Ort gegen die Huth und gegen die Sichel ins Verbot ſetzet.

Einhäſen, Fr. paſſer les jarrets du gibier qu'on a tué l'un dans l'autre pour le prendre à ſa ceinture. Heißt, wenn man dem Haſen an einem Hinterlaufte, zwiſchen der Röhre und der Hoſe, ein Loch durch den Balg macht, und durch dieſes den andern Lauft ſteckt, ſo daß man ihn bequem tragen oder aufhängen kann.

Einheimiſche Bäume. Werden ſolche Baumarten genannt, welche die Natur ohne Beihülfe der Kunſt hervorzubringen, und vollkommen zu machen vermag. Da alſo, wo dieſes geſchieht, iſt ein ſolcher Baum einheimiſch.

Einhenken, ein Gehau, oder Schlag; heißt ſoviel als: ihn befriedigen, oder mit dem Forſtbann belegen, in Zuſchlag thun, oder einhängen.

Einhetzen, ſ. Behetzen.

Einholen, Fr. atteindre, joindre, attraper. Sagt man von Hunden, wenn die Hetzhunde an eine Sau, der Schweißhund an ein verwundetes Thier, oder die Windhunde an einen Haſen gelaſſen werden, und ſie ihm nahe kommen, ſolches ſtellen, fangen und würgen.

Einjagen, Fr. dreſſer pour la Chaſſe. Iſt diejenige Verrichtung des Jägers, wenn er die jungen Jagdhunde

ſo lange mit den alten Hunden aus- und anführet, bis ſie zu den ihnen beſtimmten Verrichtungen geſchickt ſind.

Einkehle, ſiehe Brücke.

Einkreiſen, Kraiſen, Fr. viſiter, recher cher. Wird genannt, wenn der Jäger im Winter etwas, als Sauen, Wölfe, Luchſe u. d. gl. auf dem Schnee umgehet, und findet, daß ſolches noch in dem Dickigt, wo es hinein geſpüret worden, ſteckt.

Einlaufen, Fr. donner dans les toiles. Heißt, wenn etwas von großem oder kleinem Haar- oder Federwildpret, in die aufgeſtellten Garne gehet, und ſich fängt.

Einlegen, Fr. le chien tire à la plate-longe. Sagt man vom Leithunde, wenn er zu hitzig und zu ſcharf fortſucht, ſo daß ihn der Jäger mit Gewalt auf- und anhalten muß.

Einrichten, Fr. diſpoſer. Heißt, wenn etwas mit dem Leithunde beſtätiget iſt, und mit dem hohen Zeuge umſtellet wird.

Einſchlag. Iſt eins von den guten Zeichen, den Hirſch von dem Thiere zu unterſcheiden. Oft nämlich geſchieht es, daß der Hirſch, da er jederzeit gezwungen geht, Getraide oder Saat, auch wohl Moos u. d. gl. zwiſchen die Schalen bekömmt, und ſolches hernach im Fortſchreiten, inſonderheit auf freiem Boden, in einem offenen Wege, oder bei einer Salzlecke wieder fallen läßt, und ein dergleichen Klumpen wird der Einſchlag genannt.

Einſchlagen, Fr. creuſer, fouiller. Heißt beim Dachs- und Fuchsgraben, gerade von oben hinein auf den Ort, wo der Hund vorliegt, wovon man ſich durch das Gehör überzeugen muß, losgraben.

Einſchrecken, Fr. effrayer. Geſchieht auf großen, mit vier Seitenwänden und einer Decke geſtellten Vogelheerden, oder ſogenannten Schreckheerden, indem man zwei lebendige Raubvögel auf hohen Stangen in Käfigen ſitzen hat, und man den Kaſten, wenn Zugvögel antreten, aufziehet, ſo daß er von einander fällt, und der Raubvogel bloß ſitzet, ſo erſchrecken die Vögel vor den Raubvögeln, fahren in den Heerd hinein, und werden mit dem Garn, welches wie ein Vorhang an eiſernen Stäben in Rinken geht, überzogen und gefangen. S. Schreckheerd. — Einſchrecken,

Fr. épouvanter la bête, pour la contraindre à donner dans les panneaux; heißt auch, wenn etwas unverſehens in ein aufgeſtelltes Garn mit Gewalt eingejagt wird. S. Einfangen.

Einſprießige Hirſche, ſind Hirſche von ſechs Enden.

Einſprung, Fr. Fond élcarpe. Iſt eine Art Oefnung in dem Zaun eines Thiergartens, um durch dieſe zu Vermehrung deſſelben allerhand Edelwildpret ſowohl, als auch Raubthiere einzufangen, und wird auf folgende Art vorgerichtet. Gut wäre es immer, wenn man den Einſprung an einem ſolchen Orte, wo vorher das Wild ſeinen Wechſel gehabt, oder wo auf der andern Seite des Thiergartens Holzungen oder Felder ſind, die ſie im Sommer gern beſuchen, anlegen könnte: allein wo dieſes nicht iſt, ſo muß man nur vorzüglich einen Platz hiezu wählen, der ein wenig eine Anhöhe von außen her hat, ſo daß der Erdboden mit dem Einſprunge von außen gleich kömmt, damit es inwendig nicht ſo tief ausſieht. Damit auch die wilden Thiere deſto eher in den Thiergarten zu kommen begehren, ſo ſieht man darauf, daß an dem Einſprunge von außen und von innen Holz ſteht, auch inwendig in dem Thiergarten nicht weit von dem Einſprunge Holz iſt. Indeſſen können die Thiergärten nicht immer ſo angelegt werden, daß von außen herum Holzung dichte daran ſtößt, und dennoch wird das Wild angelockt, wenn nur das im Thiergarten befindliche Wildpret ſowohl im Winter fleißig gefüttert wird, als auch im Sommer gutes Geäſe hat; ingleichen in der Brunft, wenn Hirſche abgekämpft oder von dem Wildpret weggeſchoſſen worden; ferner wenn ſie das Wild im Thiergarten ſchreien hören, auch ſonſt vernehmen, was darin vorgeht; ſo daß ſie ſich durch dieſe Umſtände gerne zu jenen zu geſellen ſuchen. Die Raubthiere machen ſich bekanntlich ohnehin gerne an die Geheege, um darin ihren Fraß und Raub, nämlich Haar- und Federwildpret, zu ſuchen, worüber ſie gefangen werden.

Der Zaun des Thiergartens beſtehe nun aus Palliſaden- Brett- oder andern Wänden, ſo wird zu Anlegung des Einſpr ngs eine Grube 8 Fuß tief und 20 Fuß ins Quadrat ganz d chte am Zaune ausgegraben; dieſe Grube wird auf allen v er Seiten mit Schaalholze oder Pfoſten beſetzt; auf

die eine Seite aber wird eine feſte Thür, wie zum Ausfange, angebracht; obenher werden 3 Balken gegen den Zaun in die Quer gelegt, und ſo ebenfalls 3 Balken auf beiden Seitenwänden; an dem inwendigſten Querbalken, von dem Thiergarten an zu rechnen bis an den mittelſten, wird alles dichte mit Schaalholz überlegt, hierauf aber Erdreich und Raſen gebracht, und allerhand Holzſaamen, nach Gelegenheit des Orts, zwiſchen die Raſen geſäet; oder um die Sache deſto eher in Ordnung zu bringen, kann man kleine Baumpflänzchen darauf pflanzen, wodurch der Einſprung natürlicher und ſicherer wird. Hiebei iſt aber beſonders darauf zu ſehen, daß der Einſprung mit ſeinem obern Balken dem Erdboden von außen gleich iſt, von innen aber das Erdreich auf den drei Seiten des Einfanges ein wenig weggeräumt werden muß, damit die Thiere von innen heraus nicht auf den Einſprung überſetzen können.

So wie nun aber der Einſprung auf die Hälfte mit Raſen belegt ſeyn muß, wird auch der halbe Einſprung nach dem Zaune zu zum Fangen auf folgende Art gemacht. Wo die Oefnung im Zaune am Einſprunge iſt, werben auf jeder Seite 2 Fuß auf den Einſprung Palliſaden geſetzt, und zwar deßwegen, daß von außen auf den Seiten die Tiefen nicht ſogleich zu ſehen ſind; und damit nicht etwa die Thiere, wenn ſie einigen Unrath merken ſollten, auf der Seite überſetzen können, ſo bleibt die freie Oefnung im Zaune 16 Fuß; ferner muß ſowohl der äußerſte Balken am Zaune, als auch der mittelſte einen kleinen und nicht zu tiefen Falz gegen einander haben, damit die Brückhölzer mit leichter Mühe herunter gehen können. Zu dieſen Brückhölzern nimmt man mäßige Stängelchen faſt eines Armes dicke, und legt eines an das andere in die Balken; ſie müſſen aber an beiden Seiten ſtumpf geſchnitten werden, damit ſie ſich deſto leichter herunter treten laſſen. Die Stängelchen ſelbſt überlegt man über und über mit Moos, und macht es fein gerade, damit es dem natürlichen Boden gleich ſiehet, worauf der Fang aufgeſtellet iſt, ſo daß, wenn das Wild von außen in den Garten will, und auf die Stängelchen kömmt, ſelbiges mit ihnen durch und herunter fährt.

Einſtändig Holz, Fr. d'un ſeul tronc, d'une ſeule tige; heißt, wenn eine Saamenlohde ſo weit abgeſchoſſen iſt, daß man ſieht, daß ſie nur einen Stamm hat.

Einſtellen, Fr. prendre au filet; heißt, wenn man etwas eingekreiſet hat, und ſelbiges nun mit Garnen umgiebt.

Eintheilung, Fr. Répartition, Equation. Iſt der einzige richtige Weg zu einer regelmäßigen Forſtwirthſchaft, weil ohne dieſelbe nie mit Gewißheit gewirthſchaftet wird. Gehet man auf ihren wahrſcheinlichen Urſprung zurück, ſo bietet ſchon die Natur in Rückſicht des Terrains die Hand dazu, denn ſo unterſcheidet man Berge, Thäler, Heiden rc. und in den erſten ältern Forſtbeſchreibungen werden beſondere Reviere, Hütungen, Hölzer, Büſche, Vorhölzer, Feldhölzer, Werder rc. erwähnet. Weiter hin giebt es ſchon andere Benennungen und Eintheilungen von nachbarlichen Gegenſtänden. Z. B. am See, am Theeroſen, auf dem Herrmansſtein rc., und endlich unterſcheidet die Natur die Holzung durch Art, Alter und Wuchs. Z. B. im Eich, im Tännig, der Birkenbuſch, die heiligen Weiden rc.

Dieſe Eintheilungen, ob ſie gleich eine lange Reihe von Jahren zu weiter nichts dienten, als um ſich in den Forſten orientiren zn können, wieſen doch in der Folge, wie man die Abnahme der Hölzer fühlte, den Weg an, wie dem zukünftigen Holzmangel durch einen gewiſſen Nachwuchs vorzubeugen ſey; denn ſobald man darauf denken mußte pfleglich und wirthſchaftlich mit den Forſten umzugehen, ſo war auch mit dieſem Gedanken eine Eintheilung der Forſte unzertrennlich verbunden. Das Wiederausſchlagen der Laubhölzer am Stocke machte die Forſtmänner vor Jahrhunderten ſchon aufmerkſam, und gab ihnen ein Mittel, die Reviere einzutheilen, allein man bekümmerte ſich noch nicht um das nutzbarſte Alter der Hölzer, und legte nur einen gewiſſen — gewöhnlich unverhältnißmäßigen Theil der Forſte in Schonung, ſo wie etwa die Natur durch Verſchiedenheit des Terrains, des Bodens, oder des Holzwuchſes den Weg vorzeichnete. Nach der Hand mochte man wohl zuerſt bey den Schlaghölzern durch den Stockausſchlag und die Jahre des Wiederwuchſes darauf gekommen ſeyn, dergleichen Re-

viere in ſo viel Theile einzutheilen, als Jahre dazu erfordert wurden. Mit den Hoch = oder Baumwaldungen hingegen währte es längere Zeit ehe eine Eintheilung darin feſtgeſetzt wurde, vermuthlich weil man ihnen ihr zuträglichſtes Alter nicht ſogleich beſtimmen konnte, weil ſie mehr als ein Menſchenalter zu ihrer Vollkommenheit brauchen, oder weil ſie — als Baumhölzer abgetrieben, nicht gerne mehr vom Stocke ausſchlugen und den natürlichen Wiederwuchs verzögerten, ſo lange der künſtliche Anbau derſelben noch nicht anerkannt war. Am längſten dauerte es mit der Eintheilung der Nadelhölzer, welche gar nicht wieder am Stocke ausſchlagen, und auch mehr wie ein Menſchenalter brauchen, ehe ſie haubar werden; ſo daß man noch jetzt ſchwankend iſt, ſie gleich den Laubhölzern einzutheilen und abzutreiben.

Alle dieſe Eintheilungen aber geſchahen nach Gutdünken und waren zum Ganzen unverhältnißmäßig, ſo lange die Forſte nicht vermeſſen waren, und nur von da an läßt ſich ſagen daß ſie forſtmäßig wurden. Daß aber die Eintheilung der Forſte die Vermeſſung derſelben veranlaßt haben ſollte, daran iſt faſt zu zweifeln; vielmehr ſcheint nach den ältern Charten zu urtheilen die Sicherung des Eigenthums der erſte Endzweck dabei geweſen zu ſeyn, da es auch noch nicht lange her iſt, daß man anfieng das Innere der Forſten zu vermeſſen. Von da an wurde das Eintheilungsſyſtem verbeſſert, und nur unter der Vorausſetzung einer guten Specialvermeſſung, laſſen ſich allgemeine Regeln zur Eintheilung beſtimmen.

Die Geometrie und andere Theile der Mathematik müſſen zwar zu jedem Eintheilungsſyſteme die Hand bieten, nur iſt darauf zu ſehen, daß bei ihrer Anwendung eine richtige Grenze zwiſchen dem, was bloß ſpeculativiſch, und dem, was weſentlich nützlich in der Anwendung und wirklich ausführbar iſt, gezogen wird. Die Nothwendigkeit der Eintheilung braucht zwar nicht weiter dargethan zu werden, aber doch giebt es noch Vorurtheile, die bei manchem Forſtmanne gegen dieſe nothwendige Forſteinrichtung obwalten; alle aber entſtehen aus Furcht vor Ordnung oder vor der Arbeit, und dieſe gründet ſich gewöhnlich auf bereits verhauene Reviere, wo man den jährlichen Holzbedarf aus der Totalität gehauen hat, den man nun in einem beſtimmten Theile nicht zu er-

halten glaubt. Bei dieſer Art von Abtrieb iſt nothwendig das ganze Revier ein Schlag und nur eine äußerſt richtige Abſchätzung deſſelben kann davor ſichern, daß dem guten nicht zu viel geſchiehet, es mag nun auf ein gewiſſes Geld oder Klafter Quantum abgetrieben werden. Da man aber bis jezt mit den Abſchätzungsmethoden noch nicht ganz ins reine iſt, wie viel weniger läßt ſich's denken, daß man zu jenen Zeiten die Reviere richtig abgeſchätzt habe, wo man noch nicht einmal an Eintheilung dachte.

Aber eben dieſes giebt den Hauptgrund und zugleich den Beweis für die Nothwendigkeit der Eintheilung ab, denn

1) wird dadurch der Weg zu einem künftig regelmäßigen Hau gebahnet, wodurch — wenn nicht jährlich unnöthiger Weiſe hier und da ein Schlag angeleget wird, wenigſtens eine Anzahl zuſammenhängender Schläge in Schonung kommen — im Nachwuchs regulär auf einander folgen, und wieder hinter einander haubar werden können.

2) Kann nur dadurch der Holzanbau auf eine regelmäßige und verhältnißmäßige Art befördert werden; denn es iſt weit eher möglich einen kleinen Theil in Kultur zu ſetzen und der Natur zu Hülfe zu kommen, als wenn ohne alle Rückſichten hier und da Oerter in Schonung geleget und nur horſtweiſe nachgebracht werden; und dann hat man auch das Verhältniß des in Schonung zu legenden Theils gegen das Ganze, in Rückſicht der Triften und ſonſt, beſſer vor Augen.

3) Wird dadurch ein möglichſt gleicher jährlicher Forſtertrag erzielet. Für den Kammeretat muß an Forſtrevenüen eine gewiſſe jährliche Summe ausgeworfen werden, und dieſe kann in regula keine andere ſeyn als das Intereſſe des Stammkapitals, je nachdem es den Zeitumſtänden nach genuzt wird; bei dem Abtriebe auf ein gewiſſes jährliches Geldquantum ſowohl als auf eine gewiſſe Klafterzahl iſt dieſes nicht wohl möglich, und es muß demnach eine Art von Eintheilung vorausgehen, wenn nicht aus der Totalität gehauen werden ſoll.

4) Ohne Eintheilung iſt es nicht möglich die Wirthſchaft zu überſehen und zu reguliren. Iſt ein Forſt nicht ein-

getheilet, ſo muß der Holzbedarf aus der Totalität genommen werden, und der Forſtbediente weiß oft nicht, wo er denſelben herzunehmen gedenket, da ſelbſt die Vorgeſetzten ohne Eintheilung und Karte nicht darüber urtheilen können; auch die Berichte der erſtern bleiben ohne dieſe Hülfsmittel, eben ſo wie die Befehle der Departements, undeutlich, und ſind keiner localen Beziehung fähig.

5) Endlich erleichtert die Eintheilung eines der jetzigen Hauptgeſchäfte des Forſtweſens, nämlich die Abſchätzung der Forſte. Soll der Holzbeſtand eines Revieres auch nur überſchlagen werden, ſo wird man ſich genöthiget ſehen eine Art von Eintheilung vorhergehen zu laſſen, weil man ſowohl Ueberſchlag als Abſchätzung theilweiſe vornehmen muß, und weil die Größe dieſes Theils beſtimmt werden muß, wenn auch nur durch Probemorgen der Holzbeſtand ausgemittelt werden ſoll.

Aus dem, was hier nur kurz von dem Nutzen der Eintheilung geſagt worden iſt, erhellet, daß die Eintheilung ſich nicht bloß auf den Abtrieb einſchränke, ſondern auch noch von weiterm Nutzen ſey. Man wird ſehen, daß Abtrieb und Eintheilung, beſonders in verhauenen Revieren, zwey ganz verſchiedene Dinge ſind, daß aber erſterer durch letztere nicht eingeſchränkt wird.

Alle Forſteintheilungen laſſen ſich unter Zeit und Raum denken und darnach einrichten. Unter erſterer oder unter der Zeit wird das den Hölzern zum Umtriebe feſtgeſetzte Alter, je nachdem es Holzart, Boden und Bedürfniß anweiſen, verſtanden; und unter letzterem oder dem Raume verſteht man die zum Ganzen verhältnißmäßige Größe der jährlich nach beſtimmtem Alter abzutreibenden Waldfläche.

Der Punkt, von dem die Eintheilung und die damit verbundene Einrichtung ausgehet, und zugleich der Hauptgrund für die Schlagwirthſchaft, iſt der Anfangs und bei der Vermeſſung vorgefundene effective Beſtand der Waldung, wo ſich es auch zeigen wird, ob er in der Maße beibehalten werden kann, oder ob das Wachsthum der Hölzer

beſchleuniget oder aufgehalten werden muß, ingleichen ob der Abtrieb nach beſtimmten Schlägen anwendbar iſt oder nicht.

Angenommen, der vorgefundene Beſtand kann beibehalten werden, ſo betrachtet man ihn als Kapital, und die Bedingung iſt dieſe: ſo damit zu wirthſchaften, daß es ſich nicht in ſich ſelbſt aufzehre. Unter Beſchleunigung des Holzwuchſes iſt das herabgeſetzte Alter der Hölzer zu verſtehen, wenn zu Befriedigung der Brennholzbedürfniß, ein geſchwinderer Umtrieb oder mehrere Aerndten verſchafft werden müſſen. Das aufgehaltene Wachsthum findet Statt, wo der ſtärkſte Vertrieb in Bau- und Nutzhölzern beſteht. Wenn z. B. in einer Nadelwaldung der Abſatz an Brennholze gering, hingegen Gelegenheit da iſt, geſchnittene Waaren abflößen zu können, ſo muß man auf Blochbäume bedacht ſeyn, mithin das Alter der Bäume gegen jene Gegenden, wo nur auf Brennholz Bedacht zu nehmen iſt, erhöhen.

Nach obiger Generaleintheilung in Zeit und Raum, iſt nun vorerſt die Zeit zu beſtimmen, welche den Hölzern bis zum Abtriebe zu laſſen iſt; und dieſe richtet ſich nach Holzart, Boden und Bedürfniß.

Es würde thöricht ſeyn, allen Holzarten gleiches Alter beſtimmen zu wollen, da die Natur ſelbſt eine auffallende Verſchiedenheit darin beobachtet. Wenn ſie 200 Jahre braucht um eine Eiche auswachſen zu laſſen, ſo ſind Erlen in 60 Jahren zu ihrer Vollkommenheit gediehen; wenn das Tannengeſchlecht in 150 Jahren vollkommen zu nennen iſt, ſo iſt bei den Birken das Wachsthum im 50zigſten Jahre ſchon zu Ende. Man würde alſo ſehr übel abkommen, wenn man etwa das auf dieſe Art beſtimmte Alter der in einem Reviere befindlichen Holzarten zuſammen nehmen, eine Mittelzahl herausziehen, und ſie ſo ohne Unterſchied in dieſem Mittelalter abtreiben wollte. Man würde einen Theil zu früh hauen, während der andere ſchon lange abſtändig geworden wäre, mithin würde auf beiden Seiten Verluſt und Unordnung ſeyn.

Jede Sorte Holz gedeihet am beſten in dem ihr angemeſſenen Boden. Fichte und Tanne wächſt auf dem Gebürge, Erle und Weide im Sumpfe; die Kiefer gedeihet

in magerm Sande, Buche und Eiche in Leimboden unter der Decke von Dammerde in Schatten. Sehr oft ſtehet eine Holzart auf einem ihr nicht angemeſſenen Boden, und wächſt allda eine Zeit lang recht gut; mit einemmale aber hört ihr Wachsthum auf, und es tritt ein Stillſtand ein, indeſſen dieſelbe Sorte Holz auf andern, aber angemeſſenern Boden noch fortwächſt. Hier würde es alſo übel gethan ſeyn, in beiderlei Fällen einerlei Alter zum Abtrieb feſtzuſetzen.

Alles dieſes aber wird durch das Bedürfniß noch näher beſtimmt. Bedürfniß iſt das, was unumgänglich nothwendig iſt, und durch etwas anders ähnliches nicht erſetzt werden kann. Hierunter gehöret nun überhaupt das Holz, insbeſondere aber das Bau- und Nutzholz, denn dem Brennholze können Steinkohlen, Torf ꝛc. ſubſtituiret werden. Hier tritt aber hauptſächlich das Locale ein, weswegen man auch nur ganz im Allgemeinen bleiben muß.

Das Bedürfniß muß alſo die Haubarkeit des Holzes beſtimmen; und dieſe iſt die Zeit, wenn es das nutzbarſte Alter in Rückſicht der Bedürfniſſe erreicht hat; denn in jedem Falle verliert man an dem Kapitale, die Hölzer mögen über oder unter der Zeit ſtehen. Hat man in Nadelwaldungen nur auf Brennholz und mittelmäßiges und ſchwaches Bauholz zu ſehen, ſo ſind 70 bis 75 Jahre ein hinreichendes Alter für ſelbige, wo man aber auf Blochbäume denken muß, da ſind 150 Jahre erſt auslangend. In Gegenden, wo nur Laubhölzer anzutreffen ſind, iſt es eben ſo, zu Bau- und Nutzholze müſſen den Eichen 200 und den Buchen 120 Jahre gelaſſen werden; ſoll aber nur das Brennholzbedürfniß damit befriediget werden, ſo hat man die Wahl ſie als Baumholz oder als Schlagholz zu nutzen; Iſt der Boden und das Wachsthum gut, ſo iſt bey erſterm mehr Vortheil, wie bei letzterm, weil nach dem cubiſchen Inhalte bei 120 jährigem Abtriebe immer mehr Holz erfolgt, als wenn ſie in dieſer Zeit dreimal in 40jährigem Alter abgetrieben werden. Leiden es hingegen Bedürfniß und ſonſtige Umſtände nicht anders, als daß damit auf Buſchholz gewirthſchaftet werden muß, ſo ſind 30 Jahre zum Abtriebe auch hinreichend. Am unſchicklichſten iſt der Abtrieb der Buchen im 60zigſten Jahre, denn für Wellenholz iſt es zu alt, und

für Scheitholz zu jung, und der Stockausſchlag davon ungewiß. In vermiſchten Laubhölzern iſt die Haubarkeit in 20 bis 25 Jahren und in ganz weichen in 12 bis 15 Jahren die angemeſſenſte, denn alle Nutzhölzer, die man von ſolchen zu gewarten hat, erwachſen in dieſer Zeit darin, und dann iſt auch ſo lange nicht damit zu warten, bis die Stangen anfangen ſich zu reinigen, welches allemal einen Verluſt giebt.

Die Eintheilung in den Raum iſt nun ſehr leicht gemacht, wenn jeder Holzart ihr Alter einmal beſtimmt iſt, es wird nämlich, nachdem ein Stück von der beſten Qualität zur Reſerve auf außerordentliche Fälle ausgezogen worden iſt, mit dem Alter in den Flächengehalt des Raumes, den ſie einnimmt, dividiret, worauf der Quotient die Ackerzahl giebt, welche jährlich mit Nachhalt abgetrieben werden kann. Und hiernach kann nun die geometriſche Eintheilung vorgenommen werden. Es iſt ſchon vorher bemerkt worden, daß man den bei der erſten Einrichtung vorgefundenen effectiven Beſtand der Waldung gewöhnlich beibehalten muß; es wird ſich finden, daß jede Holzart, oder das Holz von einerlei Alter, nicht in einem Stück beiſammen, ſondern zerſtreuet liegen; mithin kann es nicht angehen, daß man etwa an einem Ende der Waldung mit dem Schlage No. 1. anfangen und ſo an der Reihe bis zuletzt fortfahren kann, weil man da 1) in zu junge Hölzer oder wohl gar in Schläge und Blößen gerathen, mithin gar keinen oder doch nur einen ſchlechten Ertrag haben würde, und weil 2) ein oder der andere bereits ſchlagbare Diſtrikt vielleicht bis zuletzt bleiben und dadurch abſtändig werden müßte, und weil 3) wenn das Revier groß iſt, die Schläge gar zu groß werden und die Kultur erſchweren würden. Die natürliche Folge hieraus iſt dieſe: daß mit dem Abtriebe in den älteſten Hölzern angefangen wird; während dieſem werden die Mittelhölzer das ſchlagbare Alter erreicht und dieſen hinwiederum die Dickung gefolgt ſeyn. Ferner wird es eben ſo vielerlei Schläge geben, als man verſchiedene Holzalter beſtimmt hat. Ein Beiſpiel wird alles deutlich machen:

Der vorgefundene Beſtand eines Reviers ſey folgender:

A) An Buchenen Hölzern:

I. Stangenhölzer.

37 Ar.	von	80 bis	100	Jahren	gut beſtanden auf gutem Boden.
118 =	=	35 =	45	=	mittelmäßig beſtanden aber auf gutem Boden.
162 Ar.		25 =	30	=	auf ſchlechtem Boden, ſchlecht beſtanden.

II. Mittelhölzer.

55 =	von 20 bis 25 Jahren,		gut beſtanden
72 =	= 10 = 20		ſchlecht beſtanden auf mittelmäßigem Boden.

III. Dickungen von 1 bis 10 Jahren.

92 Ar. gut beſtanden, aber mit Haſeln vermiſcht.

81 Ar. mittelmäßig beſtanden und verbiſſen, alſo überhaupt:

37 Ar.	altes Stangenholz von		80 bis	100	Jahren,
280 =	Stangenholz von	= =	35 =	45	—
127 =	Mittelholz	= =	10 =	25	—
173 =	Dickungen	= =	1 =	10	—

B) An melirten Schlaghölzern, von Aſpen, Birken, Linden, Haſeln, Weißbuchen und dergl.

35 Ar.	von 25 bis	35	Jahren,
178	= = 10 =	25	—
50	= = 1 =	10	—

überhaupt alſo 263 Ar.

C) An ganz weichen Buſchhölzern:

78 Ar.	von 10 bis	15	Jahren,
138	= = 5 =	10	—
64	= = 1 =	5	—

überhaupt alſo 280 Ar. Buſchhölzer.

D) An Blößen:

37 Ar. auf dem Berge, ſo ſteinigten Boden, und

23 = in der Ebene, ſo von der Trift am Aufkommen gehindert wird;

mithin 60 Ar. Blößen. Und der ſämtliche Flächengehalt des Revieres beſtünde ſonach inclus. 11 Ar. an Straßen und Wegen, in 1231 Arn.

Hier giebt es alſo vorerſt dreierlei Art von Abtriebe, nämlich: 1) Buchen Stangenholz, ſo 40 Jahre
2) melirtes Buſchholz = 25 = und
3) weiches — = = 15 = alt werden ſoll. Die 37 Ar. Buchen Stangenholz von 80 bis 100 Jahren werden zu Baumholz in Reſerve gelaſſen, weil ſie ſehr gut beſtanden ſind, bleiben auch außer Dispoſition, um nur die Nutzhölzer daraus zu nehmen, ſo wie die Blößen auch noch außer Anſatz bleiben, bis ſie in Kultur geſetzt worden ſind.

Der erſten Claſſe an Buchenen Stangen, oder vielmehr Buſchholze, ſind alſo 40 Jahre zum Alter beſtimmt; dieſes giebt demnach für jedes Jahr $14\frac{1}{2}$ Ar. abzutreiben. Der Anfang wird in den 118 Arn. gemacht und darin 8 Jahre gewirthſchaftet, worauf 2 Ar. übrig bleiben, wozu im 9ten Jahre noch $12\frac{1}{2}$ Ar. von den 162 Ar. genommen werden, welche nun auch 33 bis 38 Jahre alt geworden ſind. In dieſen wird nun 10 Jahre geſchlagen, nach deren Verlauf noch $5\frac{1}{2}$ Ar. davon übrig ſind, welche zu dem folgenden erſten Schlage in den Mittelhölzern genommen werden. Die erſte Sorte davon, welche bei der Einrichtung 20 bis 25 Jahre alt war, iſt nun 39 bis 44 Jahre alt geworden, und ſind davon mit Einſchuß der vorher übrig gebliebenen $5\frac{1}{2}$ Ar. $60\frac{1}{2}$ Ar. abzutreiben. Dieſes dauert 4 Jahr, wo noch $2\frac{1}{2}$ Ar. übrig ſind, welche zu den folgenden 72 Ar. gelegt werden. Dieſe Hölzer von 10 bis 20 Jahren ſind indeſſen zwar nur 32 bis 42 Jahre alt geworden; es würde aber nicht ſchaden, wenn ſie noch jünger wären, weil ſie ſchlecht beſtanden ſind und ihnen nur dadurch geholfen werden kann, daß ſie nach dem Abtriebe in Schonung und beſſere Kultur kommen. Der Abtrieb darin dauert 5 Jahre, und es bleiben 2 Ar. übrig, welche zu den nun folgenden und indeſſen herangewachſenen Dickungen kommen. Von dieſen ſind die älteſten zwar erſt 37 Jahre alt, wenn der Abtrieb an ſie kömmt; da ſie aber zum Theil mit Haſeln vermiſcht und verbiſſen ſind, ſo ſchadet es nichts, indem ſie nun deſto eher in beſſere Kultur geſetzt werden können. Die Wirthſchaft in dieſen 175 Ar. dauert nun 12 Jahre, womit der erſte Turnus von 40 Jahren vollendet iſt und wieder von vorne angefangen werden kann.

Mit dem melirten Buſchholze, welches auf 25 Jahre, ſo wie mit den weichen Buſchhölzern, welche auf 15 Jahre in Umtrieb geſetzt worden ſind, wird nun eben ſo verfahren und von erſtern jährlich $10\frac{1}{2}$ Ar. ſo wie von letztern $18\frac{2}{3}$ Ar. jährlich geſchlagen.

So leicht es nun auch wäre, die Schläge, die in jeden Turnum fallen, auf die ganze Umtriebszeit vorher zu beſtimmen, und auf die Karten voraus zu zeichnen, ſo wenig iſt es anzurathen, weil man dadurch einen Zwang veranlaßt, der ſehr ſchädlich werden kann. Die Abſicht der Eintheilung gehet nämlich hauptſächlich mit dahin, einen möglichſt gleichen jährlichen Forſtertrag zu haben. Wird nun eine Reihe Jahre immer in gut- und hierauf eine Zeitlang in ſchlechtbeſtandenen Diſtricten geſchlagen, ſo iſt dieſer Endzweck verfehlt, anſtatt daß ein doppelter Vortheil erhalten wird, wenn von den gutbeſtandenen Hölzern jährlich einige Acker zurückgelaſſen und dafür ſo viel Acker von ſchlechtbeſtandenen, ſollten ſie auch das vorgeſchriebene Alter noch nicht erreicht haben, mitgenommen werden; denn erſtlich wird der Ertrag egaliſirt, und zweitens kommen die ſchlechten Diſtricte dadurch deſto eher zur Verbeſſerung. Ferner kann auch der Fall eintreten, daß ein Diſtrict Schaden leidet, es ſey wodurch es wolle; ſo iſt es Regel, ihn ſogleich vollends abzutreiben, damit er wieder in Schonung kömmt. Eben ſo kann ſich der Unterwuchs verwandeln; es können ſchlechtere Sorten Hölzer anſtatt der beſſern zum Vorſchein kommen; wenn dieſes geſchiehet, ſo muß ſo ein Diſtrict aus der Claſſe, wo er vorher ſtund, geſtrichen, und der jährliche Schlag dieſer Claſſe im Ackergehalte nach Verhältniß vermindert, diejenige Claſſe aber, zu welcher er nun gerechnet wird, ebenfalls verhältnißmäßig erhöhet werden. Aber es wird nicht leicht ein Fall vorkommen, der die Eintheilung und Einrichtung dieſer Art derangiren könnte, da im Gegentheil bei den unzulänglichen Einrichtungen, wo auf Berechnung des Holzbeſtandes, des jährlichen Zuwachſes ꝛc, gebauet iſt, man oftmals in Verlegenheit und mit allem Fleiße und Kultur eher rück- als vorwärts kommen wird.

Der Vollſtändigkeit halber ſollen die Methoden auf ein jährliches Geld oder Klafterquantum abzutreiben, noch

kürzlich betrachtet und ihre Unvollkommenheiten gezeigt werden.

Wo auf ein gewiſſes Geldquantum geſchlagen wird, da wird

1) der Forſtbediente nicht beſtimmen können, ob das gefällte Holz gerade das geſetzte Quantum abwerfen wird.

2) Wenn dieſes nicht herauskömmt, und die Arbeit etwa aufgehalten wird, da muß zur Erfüllung noch zur unrechten Zeit nachgehauen werden.

3) Da die Taxation erſt nach dem Schlagen geſchieht, ſo muß dieſe wohl gar zur Erreichung des Quantums eingerichtet werden, wodurch aber der Käufer oder Verkäufer leidet, und endlich

4) Kann den Hölzern nie ein beſtimmtes und zweckmäßiges Alter angewieſen werden.

Die zweite Methode, nämlich auf eine gewiſſe Klafterzahl abzutreiben, findet man hier und da noch eingeführet, ſie hat aber eben ſo viele Unvollkommenheiten wie die erſte; denn

1) Da der Regel nach das Bau- und Nutzholz auch mit in das jährliche Quantum gerechnet wird, ſo muß die darin enthaltene Klafterzahl entweder das Quantum im Brennholze verringern, oder wenn dieſes voll ſeyn ſoll, noch mehr nachgeſchlagen — und dadurch der Forſt über die Gebühr angegriffen werden.

2) Da beſonders in Laubhölzern der Oberwuchs ſehr verſchieden iſt, ſo werden die Stangenhölzer herhalten müſſen, wodurch der Schlag vergrößert und am Ende alles zu Buſchholze werden muß.

3) Wird man, wie vorher, den Hölzern kein beſtimmtes Alter feſtſetzen können.

Ob bei der Einrichtung nach der Ackerzahl, oder überhaupt nach der Fläche, die Schläge kahl abgetrieben oder dunkel gehauen werden ſollen? ingleichen nach welchem Strich die Schläge anzulegen ſind, und zu welcher Jahreszeit das Holz gefället werden ſoll? davon iſt unter Holzſchlag das weitere zu erſehen.

Einweiſen, Fr. inſtaller, introduire. Geſchieht beim Dienſtes-Antritt eines Förſters oder Jägers, daß ihm, nach vorheriger Verpflichtung, die Gränzen ſeines Reviers, entweder von ſeinem Chef oder ſonſtigen vorgeſetzten Forſtbeamten, oder auch vom Juſtizbeamten, wohl auch mit Zuziehung ſämtlicher Gränznachbarn, und einiger bejahrter Männer angewieſen werden. Außerdem gehört dazu, daß ihm die Forſt- Jagd- und Waldordnung des Landes, auch übrige dahin einſchlagende Verordnungen und Befehle, nebſt dem Waldhammer, ingleichen die allenfallſigen Inventarienſtücke an Jagdzeugen und dergl. übergeben werden, ingleichen daß ihm das, was den Forſt oder das Revier insbeſondere betrifft, genau bekannt gemacht, und daß er dieſes alles aufs pünktlichſte zu beobachten, angewieſen wird.

Einwerfen, Fr. jetter dans. Iſt diejenige Arbeit beim Scheitholzflößen, da das an die Floßbäche im Winter angefahrne und daſelbſt aufgeſetzte Floßholz im Frühjahr vor gänzlichem Abfluß des Waldſchneewaſſers, zum Abflößen durch angeſtellte Männer, Weiber und Kinder in den Fluß auf das Waſſer geworfen wird.

Eisbein, Fr. Coccyx. Iſt die Hälfte oder ein Knochen von dem Schloß eines wilden Thieres, nämlich wenn beide Knochen noch da zuſammen ſich befinden, wo die beiden Keulen zuſammen gewachſen ſind.

Eisborſtig, ſ. Eisklüftig.

Eiſen, Fr. Chaſſe-trappe. Sind Maſchinen von Eiſen, deren ſich der Jäger zum Fang der Raubthiere bedient, und die nach ihrer verſchiedenen Geſtalt und Größe, auch Stärke verſchiedene Namen führen, als: Schwanehälſe oder Berliner Eiſen, Tellereiſen, Tritteiſen und Fußeiſen; ingleichen nach dem Gegenſtande, den man damit fangen will, als: Wolfseiſen, Fuchseiſen, Mardereiſen u. ſ. w.

Eiſen legen, Fr. tendre les chaſſe-trappes. Heißt, wenn die vorhergenannten Eiſen, die Raubthiere damit zu fangen, mit oder ohne Witterung in die Wälder und Felder aufgeſtellet werden.

Eisente, ſ. Winterente.

Eisklüftig, Eisborſtig, Eisdröhmig, Fr. Gélivure, Gélifſure. Iſt, wenn die Bäume, deren Saft ſchon in Bewegung und flüßig iſt, oder wenn ſie zu lange wegen eines vorhergegangenen naſſen Sommers getrieben, und noch zu vielen Saft haben, welchen ſie nicht genug ausdünſten können, durch einen harten Froſt von einander frieren. Während nämlich die Säfte zu Eis frieren, entwickelt ſich die in ihnen befindliche Luft, und dieſe, indem ſie dem Eiſe ausweichen will, zerſprenget ſie die Rinde der Bäume, mehrentheils mit einem heftigen Knalle, wodurch ſie krank und brandig werden. Die dadurch entſtehenden Riſſe oder Spalten ſtehen oft weit aus einander, und ob ſie zwar wieder zugehen, ſo wachſen ſie doch niemals völlig wieder zuſammen, wenigſtens verheilen ſie nie im Holze ſelbſt, ſondern nachdem eine Zeitlang an einem ſolchen Riß der Saft ausgelaufen iſt, bildet ſich bloß auf der Oberfläche eine harte Schwiele (callus), die ſich wie ein ſehr ſcharfer Rücken auf den Riß ſetzt.

Bäume, die auf naſſem Boden ſtehen, haben immer den mehreſten Saft, und am häufigſten ſind ſolche dem Erfrieren und Zerſpringen dann ausgeſetzt, wenn auf einen guten warmen Spätherbſt ein jählinger Froſt einfällt. Das Zerſpringen geſchieht mehrentheils unten am Stamme, wahrſcheinlich, weil hier der meiſte Saft ſich befindet, und in der Tiefe eine ſtille Kälte ſich einfindet. Am häufigſten findet man auch eisklüftige Bäume in der Lage gegen Mittag, weil ſie an dieſer Seite die meiſte Nahrung finden, und einen längern und flüßigern Umlauf der Säfte haben. Man hat auch beobachtet, daß in gut beſtandenem und geſchloſſenem Holze, wo ein Baum dem andern Schutz giebt, dieſes Zerſpringen nicht leicht geſchieht, deſto eher an einzeln ſtehenden Bäumen, und dieſes iſt ebenfalls eine Warnung gegen das in jedem andern Betracht ſchädliche Auslichten.

Ein ſolcher Baum iſt bloß zum Brennholz zu gebrauchen, und taugt nie zu Bau- oder Werkholz, weil die Stücken, wenn er geſchnitten wird, aus einander fallen, auch geht er bald in Fäulung. Daher iſt es rathſam, dieſe Bäume ſogleich nach dem erlittenen Schaden umzuhauen, weil ſie da noch zu großem und kleinem Nutzholz, z. B. der

Böttcher, tauglich ſind, indem ſie ſich, bei dem Heraus-ſpalten deſſelben, nach den Eisklüften richten können. Ob nach langen Jahren in einem ſolchen Stamm der Schade bis zum Kern des Stammes geht, kann man durch einen bis dahin reichenden Bohrer erfahren, der beim Zurückziehen durch die Spàne von dem innern Zuſtand des Baums vollkommen überzeugt.

Eisſprüſſel, Fr. Surandouillers. Sind die nächſten Enden über den Augenſproſſen an den Stangen des Hirſchgeweihes.

Eisvogel, gemeiner, Lat. Alcedo iſpida, Linn Fr. le Martinet-pêcheur, Buff. Engl. the European Kingfiſher, Pennant; auch genannt: Europäiſcher Eisvogel, Königsfiſcher. Gehört unter die Waldvögel mit Schreitfüßen, iſt kurzgeſchwänzt, oben himmelblau, unten bräunlichgelb, mit rothen Zügeln. Er iſt 8 Zoll lang und 12 Zoll breit, der Schwanz $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, und die Flügel legen ſich auf der Hälfte deſſelben zuſammen. Der Schnabel iſt $1\frac{2}{3}$ Zoll lang, ſtark, ſpitzig, der Oberkiefer etwas länger als der untere, dunkel, hornfarbigbraun, inwendig ſafrangelb; die Naſenlöcher ſind kleine Ritzen und halb mit einer Haut bedeckt, der Regenbogen dunkelbraun, die Füße mennigfarbig, die Klauen ſchwarz, die Beine 4 Linien hoch, die mittlere Vorderzehe 9 Linien lang und mit der äußern bis zum erſten Gelenke zuſammengewachſen, die innere 4 Linien lang, und die hintere ebenfalls 4 Linien.

Er iſt vielleicht der ſchönſte unter allen deutſchen Vögel, und kommt an Farbenſchmuck manchem Papagey gleich, ob er gleich etwas plump von Geſtalt iſt. Der Scheitel und die Deckfedern der Flügel ſind ſchwarzgrün mit hellen Lazurflecken; von den Naſenlöchern bis hinter die Augen läuft ein orangenrother breiter Streifen (Zügel); hinter den Ohren ſteht ein großer weißer Fleck; vom untern Schnabelwinkel läuft bis zum Hals ein breiter Streifen mit dem Scheitel gleichfarbig, die Schultern und der Rücken ſind ſchön glänzend himmelblau, die Kehle röthlichweiß, der übrige Unterleib ſchmutzig orangenroth, die Schwungfedern ſchwärzlich, an der ſchmalen Fahne blaugrün; der zugerundete Schwanz oben prächtig dunkelblau mit Lazurglanz, unten

ſchwärzlich. — Beim Weibchen ſind die Farben alle dunkler, ſo daß das, was beim Männchen ins Lazurfarbene ſpielt, hier ins Grasgrüne fällt; beſonders ſind die Schulterfedern dunkelgrasgrün.

Man ſieht ihn niemals auf der Erde laufen, ſondern er ſitzt immer auf niedrigen Zweigen. Sein Flug iſt ohnerachtet ſeiner kurzen Flügel ſchnell genug, tief und in gerader Linie, doch fliegt er allezeit nur eine kurze Strecke. Einige Dichter rechnen ihn unter die Singvögel; allein ſein Geſang beſteht nur in einigen unmelodiſchen Tönen: Giek, giek! Seinen Raub erblickt er von weiten, und muß daher ein ſehr ſcharfes Geſicht haben. Er lebt einſam, ungeſellig und wandert nicht. Bei offenen Flüßen und Teichen beſteht ſeine Nahrung vorzüglich aus Fiſchen, beſonders Schmerlen. Er ſieht ſie, wenn er auf einem Pfahl, Stock, auf einer hervorragenden Wurzel oder Zweige ſitzt, wohl 12 Schritte weit auf dem Grunde des Waſſers ſpielen, fliegt dann herzu, ſchwebt über dem Waſſer, bis ihm der Fiſch zum Fange ſitz, ſtürzt ſich alsdann plötzlich herab, ergreift ihn mit ſeinem großen Schnabel, und ſetzt ſich mit ihm auf ſeinem alten Platz, wo er ihn in den Schlund hinab würgt; denn er verſchluckt alle Fiſche ganz. Seines Fanges halber ſieht man ihn daher auch immer auf einem und demſelben Pfahl, Stein oder Zweige ſitzen. Im Winter muß er oft mit bloßen Puppen der Waſſerinſekten vorlieb nehmen. Er giebt die Fiſchgräten, die ſich in ſeinem Kropfe in einen Ballen verwandeln, nach der Mahlzeit wieder von ſich.

Er niſtet an hervorſpringenden Winkeln der Ufer in Löchern, unter den Wurzeln der Bäume und Sträucher, auch in Felſenritzen. In ſüdlichern Gegenden baut er ſein Neſt ſchon zu Ende des Jänners und im Februar, in Thüringen aber erſt im März, wo er auch ſeine Eier faſt auf die bloße Erde hin legt. Das Weibchen legt 6 bis 8 weiße Eier, brütet ſie in 14 Tagen aus, und wird unterdeſſen von dem Männchen reichlich mit Fiſchen verſorgt. Die Jungen bleiben lange im Neſte, ſehen auf dem Oberleibe ſo dunkelgrün aus, daß ſie ſchwarz ſcheinen, und am Unterleibe gelb roſtfarben; beim erſten Mauſern erhalten ſie die

Farbe ihrer Eltern. — Daß ihr Neſt oft eine Elle tief unter dem Ufer ſtehe, iſt, wie einige ſagen, kaum glaublich.

Ihre Brut wird von Wieſeln und Waſſerratten gar ſehr verfolgt, daher man ſie niemals in Menge antrifft. — Da ſie ſehr ſcheu ſind, ſo muß man ſie hinterſchleichen, wenn man zum Schuß kommen will. Am beſten fängt man ſie in kleinen eiſernen Mäuſefallen mit Bügeln, die man auf den Stock oder den Stein legt, wo ſie ſich immer hinſetzen. Auf dieſe Art kann man an einem Schmerlbach, im Herbſt und Winter ſehr viele fangen; auch Sprenkel kann man dahin hängen.

Sie nützen als Speiſe, indem ſie keinen üblen Fiſchgeſchmack haben. Die Haut mit den Federn getrocknet ſoll die Kraft haben, die Motten von dem wollenen Zeuge abzuhalten, wenn man ſie dabei legt. Auch braucht man ſie, an einem Faden aufgehangen, in manchen Gegenden ſtatt eines Wetterglaſes. — Unter die ſchädlichen Vögel rechnet man ſie deshalb, weil ſie ſich meiſt von Fiſchen nähren. Da aber der Schade ſo unbeträchtlich iſt, ſo ſollte man dieſen ſchönen Vogel, zumal er ohnehin ſelten iſt, wohl ſchonen, und daher ſollte auch kein Schußgeld dafür bezahlt werden.

Die andere Art iſt der Eisvogel mit dem Federbuſch, Lat. Alcedo criſtata, Linn. Fr. le petit Martin-pêcheur hupé des Phillippines, Buff. Dieſer hat einen kleinen hängenden Federbuſch, iſt oben blaugrün und unten lichtbraun. Er wurde ſonſt nur in Oſtindien und auf den Philippiniſchen Inſeln angetroffen; jetzt aber wird er auch im Winter und Frühjahr in Deutſchland gefunden. Er iſt 10 Zoll 2 Linien lang und breit, und 6 bis 7 Loth ſchwer. Der Schnabel iſt 1½ Zoll lang, ſchwarz, die Naſenlöcher kleine enge Spalten, die Augen klein, und ſo wie die Naſenlöcher faſt ganz mit Federn bedeckt, die Füße ſtark, roth, mit ſchwarzen krummgebogenen, ſcharfen, dünnen Klauen.

Der kleine Federbuſch hängt hinten am Kopfe herab, und hat die ſchönſten meergrünen und ſchwarzen Wellenlinien, hinter den Augen ein lichtbrauner Fleck, unter dieſem

ein anderer mit meergrünen und ſchwarzen Wellen, und zwiſchen beiden fängt ſich ein ganz weißer Fleck an, ein gleicher weißer Fleck an der Kehle, der Rücken blaugrün und lichtbraun bis auf den Schwanz. Jeder Flügel hat 20 Schwungfedern mit einer blaßbraunen Fahne am äußerſten Rande grün ſchillirt. Oben ſieht man eine graue Farbe mit einem ſanften Schimmer. Die Deckfedern ſind ſchwarz und grün gedüpfelt, unten aber ſind ſie rothbraun. Hals Bruſt und Bauch ſind lichtbraun.

Er iſt ſcheu und ſo wie der vorige ſchwer, und nur im Fluge über der Fläche des Waſſers zu ſchießen. Er fliegt immer an dem Waſſer weg, geht unter das Waſſer, verbirgt ſich ſogar unter dem Eis und fängt kleine Fiſche. — Sein Neſt und ſeine Eier hat man noch nicht entdeckt.

Elbthier, ſ. Iltis.

Elendshirſch, lat. Cervus alces, Fr. Elan, Ellend. Dieſer kömmt in Anſehung ſeiner Geſtalt dem Roth- oder edeln Hirſch ſehr gleich, nur iſt er faſt noch halb ſo groß, und von etwas dunklerer, rötherer oder bräunerer Farbe. Der Leib, die Läufte, Schaalen, Oberrücken und der Kopf ſind von gleicher Proportion wie beim Rothhirſch, über den Blättern aber etwas höher, und auf dem Halſe hat er lange Haare. Das Gehörne gleicht dem der Damhirſche. Es wird nicht gar ſo hoch, wie beim Rothhirſch, liegt etwas auswärts; und bekömmt, wie beim Damhirſch, an den Stangen Schaufeln. Das beſondere jedoch hat er, daß das vom Elendshirſch inwendig nicht ſo porös und zellicht iſt, wie das vom Rothhirſch, ſondern es iſt feſter und dichter, und daher auch ſchwer, weshalb ſie nicht, wie die Rothhirſche, ſo majeſtätiſch mit dem Kopfe aufrecht daher ziehen. Das Elends-Hirſchkalb ſetzt auch nach dem erſten Jahre Spieſe auf, und werfen die Elendshirſche, gleich den Rothhirſchen, alle Jahre, und ſetzen auch wieder auf, nachhero aber bekommen ſie Schaufeln.

Die Brunftzeit iſt gleich dem Rothwildpret im September und Oktober, in welcher ſie ſehr zornig ſind, ſich nicht nur mit ihres Gleichen kämpfen, ſondern auch andere Thiere, ſogar Menſchen verfolgen; ſie ſchreien aber während der Brunftzeit nicht, wie die Hirſche. Das Elendthier

ſogar im Sande, wenn er nur in der Tiefe ſeine Näſſe nicht verliert. Die Stammrinde iſt bei jungen Erlen bräunlich, bei ältern ſchwärzlich und rißig. Das friſch gehauene Holz iſt ſchön gelbroth, wird aber an der freien Luft weißlich. Im trockenen Boden iſt es viel blaſſer und weißer. Es hat eine mittelmäßige Schwere und Zähigkeit, und iſt dabei ziemlich hart, auch in jungen vollwüchſigen Bäumen recht gleichſpaltig, fein und gleichdräthig, daher es zu allerlei Künſtlerarbeiten tauglich gefunden wird. Die Rinde iſt rauh, braun, ſtark und grob zuſammenziehend. Die Blätter brechen im Aprill aus, ſind 3 Zoll lang und 2½ Zoll breit, rund ausgezahnt, glänzend, dunkelgrün und klebrigt. In trocknen und mit Kalkmergel vermiſchten Boden ſind die Blätter kleiner und hellgrüner oder blaß. Die Blüthe erſcheint zu Ende des Maies, da man ſowohl die männlichen ſtaubenden Blumenzapfen, als die kleinen weiblichen blühenden, mit dem Reſte der vertrockneten alten Saamenzäpfchen, noch zuſammen antreffen kann. Die männlichen mit 4 Staubfäden ſind lang, walzenförmig und bräunlich; ſie hangen büſchelweiſe an beſondern äſtigen Stielen herunter. Beide Arten von Blüthen kommen ſchon im Herbſte hervor, ohne ſich jedoch vor Winters im geringſten zu öfnen; hernach aber vergrößern ſie ſich in den erſten Frühlingsmonaten ſehr geſchwind. Sobald die Blüthe vorüber iſt, fallen im April die männlichen mit dem Ausbruche des Laubes ab. Die weibliche Blüthe beſteht in kleinen kegelförmigen Zäpfchen, welche Anfangs dunkelroth ſind, und hernach grün werden. Dieſe werden endlich ganz hart, braun und ſchwarz, und öfnen ſich nach ihrer Reife im Spätherbſt und in den Wintermonaten völlig, da ſie ihre Saamen abfliegen laſſen, daß man ſie nicht ſelten noch auf dem Schnee ſehen kann.

Vom September an bis in den Oktober, und in einigen Gegenden gar bis im November, iſt die rechte Zeit der Reife der in den kleinen Zäpfchen befindlichen kleinen platten eckigten und braunen Saamen, die er aber nicht immer erreicht, und daher, wie der Birkenſamen, nicht überall und in allen Jahren aufgeht. Am ſicherſten werden die Zäpfchen von der gemeinen Eller im November gebrochen, auf einem gut gedielten Boden ausgebreitet, umgewendet und

abgetrocknet, ſodann den Winter über nach und nach in Sieben oder auf Horden in mäßig warme Stuben zum Ausklengeln genommen. Der herausfallende Saamen wird durch Siebe von den Zäpfchen geſchieden, und bald wieder an einen friſchen Ort zur Aufbewahrung gebracht.

Der beſte Grund, in welchem die Erle das ſchönſte und ſchnellſte Wachsthum nebſt der ſtärkſten Vermehrung und Dauer hat, iſt ein ſchwarzer, moraſtiger, fetter, dabei warmer Grund, in welchem ſich das Waſſer niemals gänzlich verliert. Die beſte Saatzeit iſt im Frühjahr der März, ob ſie ſchon auch im November und December vor ſich gehen kann. Leere Plätze oder reine Blößen in Niederungen, werden im Herbſte leicht aufgepflüget oder entraſet, und dann im März darauf leichte beſäet, wozu für jeden Morgen von 180 Rhein. Quadratruthen 6 Pfund reiner Saamen erforderlich iſt. Obſchon die Anzucht der Erlen aus dem Saamen bei großen Forſtanlagen die leichteſte iſt; ſo kann man doch auch zugleich viele feuchte und leere Plätze im Frühjahr durch die Pflanzung beſetzen. Da die Wurzeln der Erlen im lockern ſchwammigen Boden ungemein weit um ſich und in die Tiefe gehen (weshalb ſie zur Austrocknung der Moräſte vieles beitragen); ſo muß die Pflanzung der 2 bis 3jährigen Stämmchen 4 bis 5 Fuß weit von einander geſchehen. Erlenanlagen müſſen gegen Wild und Vieh im erſten Antriebe, der ſo gern abgefreſſen wird, und alsdann unwiederbringlich verlohren iſt, wohl geſichert werden.

Die Erle liefert mit 50 bis 60 Jahren Bäume von 70 bis 80 Fuß hoch und 2 Fuß im Durchmeſſer dicke, welche zum Waſſerbau und in feuchter Erde ſehr dauerhaft ſind, daher ſie zu Pfahl- und Roſtwerken vorzüglich genommen wird; im Freien aber ſind ſie nur von geringer Dauer, indem ſie dem Verſtocken ſehr ausgeſetzt ſind. Will man das Holz ja im Wetter gebrauchen, ſo muß es vorher ein paar Jahre unter Waſſer gelegen haben. Inzwiſchen muß es zu allem Gebrauch beim Bauweſen ſogleich, nachdem es gefällt worden iſt, von ſeinem Splinte befreiet werden, wenn es nicht ſtockig und wurmſtichig werden ſoll. Als Nutzholz wird es zu Brunnen- und Waſſerröhren genommen, auch werden Stallungen und Dungkauten damit gebohlt.

Es giebt ſchöne Sägeblöcke für Tiſchler, Nußholz für Dreher, gute Mulden, Backtröge, Schaufeln, Bettſtellen, Spinden, Theerbutten und dergl. Es läßt ſich ſehr ſchwarz, und eben ſo beizen wie Ebenholz, und ſodann zu eingelegten Arbeiten gebrauchen. So macht man auch Leiſten, Schuhabſätze, Holzſchuhe und allerhand Drechslerarbeit daraus. Die 5 bis 6jährigen Stangen werden für die Hopfengärten geſucht, und man iſt dadurch nicht in Gefahr, die jungen Nadelwälder zu verderben.

Als Brenn- und Kohlholz hat das Erlenholz ganz beſondere Vorzüge. Man erzieht in einem wüchſigen Boden ſchon in Zeit von 6 bis 8 Jahren recht gute Stangen, und ein ganzer Erlenbruch kann alle 15 bis 20 Jahre zu Brenn- und Stangenholz ordentlich abgetrieben werden. Der Hieb muß aber ſeine beſtimmte und gewiſſe Zeit haben, da ſich ſonſt die Erlenſtämme leicht verbluten, und nach etlichen Hieben das Wachsthum mehr oder weniger geſchwächt werden kann. Das Brennholz giebt wenig Rauch und wird von den Bäckern ſehr geſucht. Aber die Aſche iſt nicht die beſte. Wirft man die Wurzeln oder Reißigbüſchel in die Schürlöcher der Ziegelöfen, wenn der Brand vorbei iſt und ſelbige zugemauert werden ſollen, ſo färbt der Rauch die Ziegeln eiſengrau. Die Kohlhölzer ſind bei einigen Oefen und Hüttenwerken, wo nämlich leichtflüſſige Erze geſchmelzt, Eiſen und andre Metalle gefriſcht werden, ſehr gut. Die Kohle wird auch bisweilen zum Büchſenpulver gebraucht, und dazu insbeſondere leichter gemacht. Sonſt iſt ſie dauerhaft genug. Man macht demnach zu verſchiedenen Abſichten harte und ſchwere Kohlen aus halb trocknem Holz, und weiche leichte Kohlen aus Erlenholze, welches ein Jahr zuvor gehauen und in der Witterung wohl ausgetrocknet iſt.

Die Rinde wird ſtatt Gallus mit altem Eiſen von den Schuhmachern, das Leder zu ſchwärzen, genommen; ohne Eiſen aber die gleich nach der Fällung geſchälte Rinde zum Gärben und Schwarzfärben von Färbern und Huthmachern gebraucht. Mit Eiſenvitriol liefert ſie eine braune Farbe. Mit Waſſer giebt ſie ein klares ſchön zimmetfarbenes Decoct, welches ohne Zuſatz dem Tuche eine röthlichgraue Farbe mittheilt. Sonſt enthält die Erlenrinde wenig färbende Subſtanz, aber ihr harziges Weſen giebt ihr zur Befeſti-

gung anderer Farben einen Werth, indem ſie den Zeugen zu einer guten Vorbereitung dient. Auch Blüthe, Knoſpen und Zapfen können in der Färberei benutzt werden. Von Erlenlaub geben die Kühe viel Milch. So lang es jung iſt, freſſen es die Schafe gern, ob es gleich kein ſonderliches Futter für ſie iſt, und die Bäume ſehr dabei ruinirt werden.

Die zweite Art Eller iſt die weiße Eller, lat. Betula Alnus incana, Linn. Fr. l'Aune à feuilles blanchâtres, Engl. the ſilver-leaved Alder; auch genannt: Weißerle, rauhe Erle, weiße norwegiſche Eller, weißgraue Erle, langblättrige Erle, preußiſche Erle, litthauiſche Erle, pommeriſche Erle, nordiſche Elſe, weiße Elſe. Iſt ebenfalls ein ſommergrünes Laubholz, welches Hr. von Burgsdorf, da der Baum nur etwas kleineres Anſehen bekömmt als die gemeine Erle, unter die Baumhölzer der erſten Größe rechnet. Die weiße Erle iſt eine beſtändige unterſchiedene Art von vorher beſchriebener gemeinen Erle, die vorzüglich in Preußen, Pommern, Litthauen und Polen gefunden wird, und die ſich anjetzt durch die vortheilhafte Kultur auch in den übrigen Provinzen Deutſchlands ausbreitet. Die Rinde iſt blaſſer und weißer, an jungen Stämmen und Zweigen grünlich. Der junge Trieb nebſt dem Laube haben weder den Glanz noch das fette klebrige Weſen, wie bei der gemeinen Erle, und die Blätter, ſo wie die männlichen und weiblichen Kätzchen ſind viel länger. Sie blüht zugleich mit der gemeinen Erle, der ſchon im September reifende Saamen aber iſt heller braun, leichter und beflügelter, flieget noch im Herbſt ab, und gehet im folgenden Frühling zeitig auf. Auch das Holz weicht durch die weißere Farbe von der gemeinen Erle ab.

Sie verdient die Anſaat und das Anpflanzen ihres ungleich ſchnellern Wuchſes und guten Anſehens halber ſehr wohl, und macht einen ſchönen und glatten Stamm. Ueberdieß kömmt ſie auf den rauheſten Gebirgen und im kälteſten Klima, ſo wie in den flachen wärmern Sandgegenden ſehr gut fort. Uebrigens hat ſie mit der gemeinen Erle gleiche Behandlungsart und Benutzung.

Elſter, Lat. Corvus Pica, Linn. Fr. la Pie, Buff. Engl. the Magpye, Penn. auch genannt: Aelſter, Azel, Alaſter, Aegerſt, Agelaſter, Algaſter, Agerluſter, Algarte, Aſter, Alelſter, Häſter, Heiſter, Egeſter, Egerſt, Elſterrabe, Heſte, gemeiner Heher; Kreiniſch, Praka. Iſt ein in ganz Europa hinlänglich bekannter ſchöner Waldvogel, und gehört unter das Rabengeſchlecht, iſt ſchwarz und weißbunt, mit keilförmigem Schwanze. In Thüringen wird ſie allenthalben gefunden, in andern Gegenden von Deutſchland hingegen, z. B. im Heſſiſchen, Waldeckiſchen u. ſ. w. trifft man ſie gar nicht an. Sie iſt 19½ Zoll lang und 2 Fuß breit; der Schwanz iſt 10 Zoll lang, und die gefalteten Flügel bedecken nur ein Drittheil deſſelben. Das Gewicht iſt 9 Unzen. Der Schnabel iſt 1⅓ Zoll lang, ſchwarz, die runden Naſenlöcher mit Borſtenhaaren bedeckt, und der Mundwinkel mit Borſtenhaaren beſetzt, der Regenbogen hellnußbraun, die Füße glänzendſchwarz, die Beine 2 Zoll hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 5 Linien und die hintere 1 Zoll 2 Linien lang, die Klauen ſtark und groß.

Kopf, Hals, Deckfedern der Flügel, Kehle und Bruſt ſind ſammetſchwarz, der Rücken ſchwarz, grünglänzend; über den Bürzel läuft ein ſchwaches graues Band hin; der Bauch, die Federn am Flügelrand und die Achſelfedern ſind ſchön weiß, die eilf erſten Schwungfedern außen ſchwarz und nebſt den Deckfedern goldgrünglänzend, innen aber ſchön weiß, die folgenden Schwungfedern ganz ſchwarz, und mit ihren Deckfedern ſtahlblauglänzend, die Schwanzfedern ſchwarz, ſtark goldgrün- und ſtahlblauglänzend, alle mit Spitzen, die aus dem Purpurrothen ins Stahlblaue ſanft übergehen, und mit purpurrothen Schäften. Das Weibchen iſt unmerklich vom Männchen verſchieden, und nur wenn man beide nahe beiſammen hat, wird man den kleinern Kopf, das wenigere Schwarz an der Bruſt, und die ſchwächer glänzende weiße und ſchwarze Farbe an jenem gewahr werden.

Die Elſter fliegt ſchwer, und muß daher die Flügel beſtändig und ſchnell zuſammenſchlagen. Um den ſchönen Schwanz nicht zu verunreinigen, trägt ſie ihn im Sitzen und Hüpfen immer etwas in die Höhe, und bewegt ihn beſtändig wie eine Bachſtelze; auch läßt ſie im Stillſitzen die

Federn am Unterleibe ſehr locker herabhängen, und nimmt dabei ein liſtiges und ſtolzes Anſehen an. Sie iſt ſehr mistrauiſch und ſcheu, und man kann ſich ihrer nicht ohne Hinterhalt ſchußrecht nähern. Ihre Stimme iſt heiſer, und drückt ſich am öfterſten durch ein durchdringendes Gäckerack aus. Sie ſind ſehr geſchwätzig, beſonders im Frühjahr, zur Zeit der Paarung. Im Zorn bedienen ſie ſich eines kreiſchenden Quacks, und der benannten Silben; eben dieſelben wiederholen ſie in jedem andern Affecte oft und nachdrücklich, z. B. wenn ſie eine Katze, oder einen Raubvogel in der Gegend ihres Neſtes bemerken. Sie tragen auch wie die meiſten ihrer Gattung, glänzende Dinge zuſammen. In der größten Zahmheit lernen ſie menſchliche Worte nachſprechen, und können ſogar zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden.

In Europa ſind ſie Standvögel, und Männchen und Weibchen bleiben Jahr aus Jahr ein gepaart beiſammen. Sie halten ſich gern nahe bei den Städten, Dörfern und Bauernhöfen auf, wenn Gärten, Erlen, Weidenbäume und Wieſen in der Nähe ſind. Die großen Waldungen und hohen Gebirge ſcheuen ſie, und ſelten findet man ſie ſchon in Vorhölzern. Im Herbſte ziehen ſich alle Jungen um ein Dorf zuſammen, und ſuchen vereinigt den Winter über ihr Futter. Im Februar ſetzen ſie ſich bei ſchönem Wetter auf die höchſten Erlenbäume, beſprechen ſich über ihre Liebe, paaren und trennen ſich zum Neſterbau.

Im Winter freſſen ſie Mäuſe, Miſt, Koth, Aas, Puppen, Graswurzeln, und fangen kleine unwehrſame Vögel; im Sommer aber ernähren ſie ſich von Regenwürmern, Miſtkäfern, Larven, Raupen und andern Inſekten, allerhand Wurzeln, Obſt und Eicheln, nehmen Eier und Junge aus den Vogelneſtern, und tragen zuweilen junge Hühner, Gänſe, Faſanen und Enten weg. Gezähmt freſſen ſie Brod und gekochtes Fleiſch.

Ihr Neſt bauen ſie zuweilen ſchon im Februar, wenigſtens im März, am öfterſten auf Erlenbäume, Weiden- Obſt- und andere Bäume, und faſt immer ſteht es hoch in den Gipfeln, ſelten tief in Feldhölzern auf einem hohen und dichten Strauch. Es iſt von großem Umfange, hat einen Deckel (Haube) von Dornen, zur Sicherheit vor Hagel

und Raubvögeln, und zur Seite den Eingang, welcher mehrentheils gegen Morgen angebracht iſt. Sie legt 3 bis 6 längliche Eier, welche weißgrün ſind und klare, aſchgraue und olivenbraune Punkte und Flecken haben, und 16 Tage bebrütet werden. Die Jungen, welche nach dem Ausfliegen noch einige Zeit von der Mutter geführet werden, haben in der achten Woche den ſchönen Schwanz ihrer Eltern, und ſind auch in der Größe wenig von ihnen verſchieden. Alsdann machen die Eltern Anſtalt zur zweiten Brut. Oft fallen weiße aus.

Durch ihr bedecktes Netz ſind ſie vor ihren Feinden, Falken und Rabenkrähen, in Anſehung ihrer Brut ſicher. Sie ſelbſt können ſich den meiſten Raubvögeln mit ihren ſtarken Schnäbeln muthig entgegen ſtellen. Von gelben Milben und von der Elſterlaus werden ſie geplagt, und mit dem großen und kleinen Würger leben ſie in ſtetem Kriege.

Man fängt und ſchießt ſie mehrentheils wie die Raben, Krähen und Dohlen; doch ſind ſie weit liſtiger und vorſichtiger. Sie gehen auch auf die Krähen- und Heherhütte, wo mehrentheils eine ganze Geſellſchaft gefangen wird, wenn die Leimruthen ſtark und gut ſind. — Das Fleiſch der Jungen wird gegeſſen, und ſchmeckt nicht unangenehm. Man richtet ſie zur Jagd ab, Vögel zu fangen. Wenn man ihnen Hühnereier unterlegt, welches aus Aberglauben geſchiehet, ſo muß man den Tag ſehr genau bemerken, wenn ſie auskriechen, ſonſt fallen ſie aus dem Neſte, oder werden herausgeworfen oder gar gefreſſen. — Ihr Schaden ergiebt ſich meiſt aus ihrer Nahrung. In den Gärten, wo ſie niſten, laſſen ſie keine Brut von kleinen Vögeln aufkommen, auch treten ſie die Pfropfreiſer ab, und daher darf man ſie in keinem Obſtgarten niſten laſſen. Daß ſie aber die Jäger verfolgen, und ihre Fänge als Rabenkrähenfänge einliefern, iſt Unrecht.

Abweichungen von ihr ſind: 1) die weiße Elſter (Lat. Corvus Pica candida); 2) die bunte Elſter (Lat. Corvus Pica varia); 3) die aſchgrau und weißgefleckte Elſter.

Elzbeerbaum, Lat. Crataegus torminalis, Linn. Fr. l'Aliſier des bois, le Torminge, l'Alizier à feuilles decoupées, Engl. the Wild-Service, or Maple leaved Service-tree, Hanb. auch genannt: gemeiner rother Elſebeerbaum, Alsbeerbaum, Arlsbeerbaum, Arlsbaum,

Aelſchbeerbaum, Arlebaum, Arbeeren, Adlersbeeren, Atlasbaum, Atlasbeeren, Arkirſchen, Aröſſel, Darmbeere, Darmbaum, Darmbeerbaum, Elze, Elzenbaum, Ehle, Egele, Ehelein, Egelbaum, Egelebirn, Elge, Ehelinsbeeren, Eiſchbirle, Eiſchberlen, Eyerling, Eyerlinsbirlebaum, Hörnicke, Hörlicke, Huttelbeerbaum, Serſch, Serſebaum, Serſebirleinbaum, falſcher Vogelbeerbaum, zahmer Vogelbeerbaum, Elritzen. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und gehört, da der Stamm eine Höhe von 18 Fuß erlangen kann, unter die Baumhölzer der zweiten Größe. Der Elzbeerbaum wächſt, nach Verſchiedenheit der Gegend, Lage und des Bodens, bald zu einer 8 bis 10füßigen Staude, bald zu einem 16 bis 20 Fuß hohen Baum. Sein gehöriges Wachsthum erreicht er in 80 bis 100 Jahren. Seine Wurzel iſt hart, groß und röthlich, breitet ſich ſtark aus, und treibet eine mäßige Pfahlwurzel. Die Rinde iſt an den jungen Trieben rothbraun, weiß punktirt, am Stamme graubräunlich, und im Alter riſſig. Das Holz iſt feſt und hart, gelblich, im Kern röthlich, auch zuweilen flammig. Die Blätter, welche dem Ahorn ähnlich ſind, brechen zu Ende des Aprils aus, fallen zu Ende des Oktobers ab, ſtehen auf kurzen wolligen Stielen, ſind faſt 4 Zoll lang, 3 Zoll breit, und in 7 Einſchnitte getheilt; die obere Fläche iſt hellgrün und glänzend, die untere aber wollig. Zu Ende des Maies erſcheint die Zwitterblüthe mit 20 Staubfäden und 5 Blättern in gedrungenen Büſcheln, wie bei den Vogelbeeren. Die Früchte reifen im September, bleiben ziemlich lange am Baume hängen, und beſtehen in runden Beeren, die oben einen Nabel haben; ſie haben eine braune oder braungrüne Farbe, mit weißen Punkten verſehen, werden aber zuletzt braungelb. Sie haben ein weißes herbes Fleiſch, und enthalten in ausgetäfelten Fächern 2 bis 3 braune, faſt dreieckige, den Birnkernen ähnliche Saamen, die ein weißes Mark von einem herben Geſchmack haben.

Die Ausſaat geſchieht, bei trocknem Wetter, in einen trocknen guten Boden. Der Saame wird, nachdem er bei ſeiner Reife aus den Früchten ausgemacht iſt, einzeln in die Rinnen gezettelt, ſodann mit ½ Zoll Erde bedeckt, und bis zum Aufgehen in der Baumſchule öfters begoſſen. Nach

einem halben Jahre geht er gemeiniglich auf, bei verſpäteter Saat aber bleibt er öfters noch länger liegen, oder geht gar nicht auf. Die jungen Pflanzen kommen mit 2 Saamenlappen zum Vorſchein; ſie wachſen bald heran und werden nach erreichter Größe verpflanzt. Die künſtliche Vermehrung geſchieht durch Pfropfen, Kopuliren, und Oculiren auf Ebereſchen. Die Steckreißer gedeihen nicht.

Wo die Elzbeerbäume in Menge vorhanden ſind, werden ſie mit dem andern Schlagholze abgetrieben, und liefern ein gutes Brenn- und Kohlholz. Sonſt verſchont man ſie bei dem Abtrieb, wegen des mannichfaltigen Nuzzens, den ihr Stammholz gewähret, und um deſſen willen ſie häufiger angebaut zu werden verdienten. Die Früchte geben eine gute Maſt, und werden auch zu Branntwein und Eſſig verwendet. Wenn ſie wie die Miſpeln mürbe geworden ſind, pflegt man ſie zu ſpeiſen; man macht ſie mit Zucker ein, und nutzt ſie wie eine Latwerge; auch bedient man ſich ihrer zum Vogelfang. Das Holz läßt ſich ſehr gut bearbeiten, und wirft ſich weniger als irgend ein anderes. Seiner Dauer wegen nützt man es zu mittlern, kurzen und kleinen Mühlwellen, Armen, Kämmen, Walzen, Spulen, Spindeln, Weberkämmen, Schrauben, Preſſen, mechaniſchen Inſtrumenten, Stielen, Handgriffen, Setzwagen und andern Werkzeugen. Daher ſuchen Müller, Dreher, Kunſttiſchler, Mechaniker das Holz eben ſo ſehr als die Haus- und Ackerleute. Zum Formſtechen iſt es dem Birnbaumholze noch vorzuziehen, weil es ſich leichter ſtechen läßt, und mit feinen Werkzeugen ſelbſt in die Quere ohne ſich zu ſpahnen. Von den jungen Zweigen können Flöten und Querpfeifen gemacht werden. Zu Alleen ſchickt er ſich zwar nicht, weil er ſein Laub zeitig abwirft, aber in die Oerter der Parks, wo man durch ſeine Früchte noch ſpät im Herbſt die Vögel hinlocken will.

Emmerling, ſ. Goldammer.

Enden, Fr. Cors, Chevilles du bois. Heiſſen die Spitzen oder Zacken an den beiden Stangen, die beim Hirſch das Gehörn oder Geweih ausmachen, und werden in Augenſproſſen, Eisſprüſſel und die Krone unterſchieden.

Enden, geendet, verendet, Fr. finir, mourir. Sagt der Jäger von Hirſchen und andern wilden Thieren, wenn

ſie durch einen Schuß oder Fang erleget ſind, und nun einſchlafen und ſterben.

Enderlinge, ſ. Engerlinge.

Endpfahl, Fr. Poteau cornier. Hierunter verſteht man einen Nummerpfahl, der am nördlichen Ende der Schlaglinie geſetzt wird.

Engerlinge, Enderlinge, Fr. Vers bouviers. Sind die Maden, welche bei dem Rothwildpret in der Haut liegen, und von den Eiern der Vieh- Ochſen- oder Kuhbremſe (Oeſtrus bovis) verurſacht werden. Dieſes Inſekt nämlich ſchlüpft unter die Haare der Hirſche und Rehe, und macht mit einem Stachel, den es am Hinterleibe trägt, eine kleine Oefnung in die Haut, worein es ſeine Eier legt. Gewöhnlich ſcheint das Wildpret dieſen Stich nicht zu empfinden, es ſey denn, daß eine nervichte Fiber getroffen werde, in welchem Falle es ſehr unruhig wird, und aus allen Kräften flieht, um ſich dieſes kleinen Gaſtes zu entledigen. Sobald die aus dem Ei gekrochene Made -- der ſogenannte Engerling — die Feuchtigkeit in der Wunde ausſauget, ſo ſchwillt der geſtochene Theil der Haut zu einer kleinen Beule in die Höhe. Vor Anfang des Winters ſind die Beulen kaum merklich, ob ſie gleich im Herbſte ihre Entſtehung erhalten. Die jungen und ſehr alten Thiere ſind am meiſten mit dergleichen Beulen geplagt. Nachdem die Made ihre vollkommene Größe erreicht hat, ſo kriecht ſie zu der Oefnung der Beule heraus, und fällt auf die Erde; von da kriecht ſie unter einen Stein oder in die Erde, erduldet ihre Verwandelung, erſcheint endlich aus der Puppe in der Geſtalt einer Bremſe (ſ. Viehbremſe). Da die Engerlinge erſt im Frühjahr vor der Setzzeit, wenn ſich die Hirſche verfärben, ihnen ausfallen, ſo iſt das Hirſchleder gewöhnlich im Winter auf dem Rücken ganz voller Löcher, und nur im Julius und Auguſt, da dieſe Löcher wieder zugewachſen ſind, ſind die Häute ganz gut. — Eine zu große Menge Engerlinge um die Gurgel verurſacht den Hirſchen oft den Tod.

Engliſche Docke, ſ. Docke.

Ente, Lat. Anas. Zu dieſer Art Waſſervögel gehören nicht nur diejenigen, welche den Namen Ente führen, ſondern es werden auch die wilden Gänſe und die Schwäne mit darunter gerechnet. Bei allen iſt der Schnabel ſtumpf,

erhaben, und hat innerlich blättrige Zähne, die oben an den Seiten flach gedrückt ſind, an der untern Kinnlade aber an den äußerſten Seiten, wie Bleche, in die Quere aufgerichtet ſtehen. Die Zunge iſt ſtumpf und an den Seiten mit Federn (Franzen) beſetzt. Sie werden in 4 Familien unterſchieden.

Zur erſten Familie, mit einem an der Wurzel höckerigen Schnabel, werden gerechnet: der ſtumme oder zahme Schwan, die Sammetente, die Brandente, die Trauerente, die Brillenente, deren Heimath das nördliche Amerika iſt, die Bläſſengans und die Schneegans.

Zur zweiten Familie, mit glattem Schnabel an der Wurzel: der Singſchwan, oder wilde Schwan, die wilde Gans, oder eigentliche Schneegans, die Bohnengans, die Brentgans, die Bernakelgans, die Eidergans, die Biſamente, die Bergente, die Schnatterente, die Quackente, die Pfeifente, der Pfeilſchwanz, die Winterente, die Tafelente, die aſchgraue Ente, die Knäckente, die Kriekente, die Sommerhalbente, die Kragenente, die Zwergente, die Löffelente und die Spatelente.

Zur dritten Familie, mit einigen rückwärts geſchlagenen Federn auf dem Schwanze: die eigentliche wilde Ente, die krummſchnabliche Ente, welche aber als eine zahme Art über ganz Europa verbreitet iſt.

Zur vierten Familie, mit einem Federbuſch auf dem Kopfe, gehört einzig die Haubenente.

Eine beſondere Gattung macht aus, die Tauchente.

Entenbaize, Fr. Chaſſe des Canards. Iſt diejenige Art Entenfang, welche von den Falkenieren mittelſt abgetragener Vögel geſchieht.

Entenfang, Entenjagd, Fr. Chaſſe des Canards. Hierunter werden die verſchiedenen Arten Jagd der wilden Enten verſtanden, und zwar werden ſie theils geſchoſſen, theils in Netzen, theils auf dem Heerde, theils mit Angeln gefangen.

Will man die wilden Enten ſchießen, ſo muß man ſie entweder hinter dem Winde auf dem Waſſer erſchleichen, oder auf dem Anſtand im Fluge ſchießen, oder auf andere Art berücken. Letzteres geſchieht nämlich, wenn die Enten im Frühjahr ſich paaren, indem man eine zahme aufgezo-

gene wilde Ente nimmt, einen langen Bindfaden an dieſelbe bindet, und ſie auf dem Teiche ſchwimmen läßt. Man kann deren auch zwei bis drei nehmen. Der Jäger hält ſich in einer von grünen Reißern und Schilf gemachten Hütte verborgen. Wenn nun die Entriche kommen, und dieſe Lockenten ſehen, fallen ſie bei denſelben nieder, da man ſie denn mit viereckigem Hagel (Entendunſt, Entenſchrot) ſchießt.

Damit man nicht zugleich ſeine Lockente treffe, läßt man die fremden Enten lieber auffliegen, und ſchießt ſie alsdann im Fluge herunter. Kommen die Entriche angezogen, wollen aber nicht bald herabfallen, ſo muß man die Ente anrühren, damit ſie zu ſchreien anfange, und damit ſie ſich deſto eher melde, giebt man ihr des Morgens kein Futter. Hiebei iſt aber auf den Wind zu achten; daher iſt es gut, wenn man die Lockente auf Kaupen anfeſſelt, oder an Pfähle anbindet, auf welche Art ſie auch ſo anzubringen ſind, daß ſie über dem Winde ſitzen.

Die Enten können auch über ihren Fürwitz berückt und geſchoſſen werden. Hiezu braucht man ein abgerichtetes Schießpferd, ferner einen Hund mit ſpitzigen Kopf und Ohren, von der Farbe eines Fuchſes, oder noch beſſer, einen Fuchs, den man zahm erzogen hat. Wo nun die Enten auf einem Teiche oder See liegen, zieht man mit dem Schießpferde am Ufer oder Damme hin; wenn man aber nicht über den Wind kommen kann, ſo laviret man mit dem Pferde hin und wieder, bis man zu Schuſſe kömmt; immer aber läßt man den Hund oder Fuchs auf dem Damme oder am Ufer hin und her gehen. Sie müſſen aber ſo abgerichtet werden, daß ſie hinlaufen und wieder zum Jäger kommen, und verborgen ſind, welches man ihnen mit Hinwerfung eines Stückchen Brods beibringen kann. Die Enten, die den Fuchs gewahr werden, pflegen ſich aus Neugierde dahin zu begeben, beſonders wenn junge und alte Enten bei einander ſind, und büßen alſo durch den Schuß ihr Leben ein. — Alsdann iſt aber noch ein guter Hund nöthig, der die geſchoſſenen Enten aus dem Waſſer holt.

Wollte man den Fuchs nicht ordentlich abrichten, ſo erziehet man ſolchen, und behält ihn an einer kleinen Kette, geht mit ſelbigem an den Damm, macht ihn an ein Stängelchen, womit der Fuchs von ſich auf den Damm geleitet,

und wieder zu ſich gezogen wird. Ob es zwar mit dem Hunde leichter geht, daß er nach dem Brode zu läuft, beſonders wenn er deſſelben Tages nicht viel zu freſſen bekommt; ſo ſchwimmen doch aber die Enten viel lieber nach dem Fuchs, als nach dem Hund.

Mit Hamen und Prellnetzen werden die Enten auf folgende Art gefangen. Man ſtrickt 6 bis 8 Hamen oder Säcke auf die Art wie die Fiſchergarnſäcke. Die Einkehlen werden aber ſo eingerichtet, daß die Enten hinein kommen können. Ferner müſſen hiezu auch Geleiter oder Prellnetze geſtrickt werden. Dieſe werden ſpiegelich, mit einer Maſche angefangen; die Maſche auf 3 Zoll weit; oben und unten kommen Ringe daran, wodurch Leinen zum Stellen und Anbinden gezogen werden können, unten aber Bleigewichte, welche die Garne ins Waſſer halten. Ferner gehören hiezu auch Stellſtangen, worauf die Garne geſtellt werden, wie auch Stangen und Haken, ſo daß zwiſchen zwei Stellſtangen ein Haken eingeſteckt wird. Die Hamen ſtellt man ins Schilf, meiſt nach einem Ufer des Waſſers. Zwiſchen den Hamen ſtehen die Prellnetze auch auf den Seiten hinaus. Eben ſolche Geleiter ſtellt man auch auf den Flügeln und Seiten hinaus; man treibt alsdann von vorne mit etlichen Kähnen die Enten nach den Hamen zu, welche, wenn ſie an die Geleiter ſtoßen, an denſelben wegſchwimmen; kommen ſie aber an die Hamen, ſo reißen ſie hinein, um ſich zu retten. Sind ſie durch die Einkehle hinein, ſo können ſie nicht wieder zurück.

Junge Enten, welche bald flügge ſind, ſich aber doch nicht getrauen, aufzufliegen, werden mit einem beſonders dazu verfertigten Garn auf folgende Art gefangen. Man ſtrickt ein dreifaches Garn. Die Spiegel müſſen von ſtarkem Bindfaden, und ihre Maſchen 12 Zoll weit, von einem Knoten zum andern gerechnet ſeyn; ihre Höhe aber iſt 4 Maſchen. Das Inngarn wird von ſtarkem feſten Zwirn, 18 Maſchen hoch, die Maſchen aber werden 3 Zoll weit gemacht. Die Länge des ganzen Garnes kann 50 Klaftern an den Spiegeln, das Inngarn aber auf 90 Klaftern ſeyn, damit es recht buſenreich werde. Daſſelbe wird nun, wie die Hühnerſteckgarne, eingebunden, jedoch ohne Spieße

Hingegen werden unten eiſerne Rücken und Bleigewichte, oben aber eben ſolche Rücken von Horn oder Knochen angemacht, worin die Hauptleinen eingezogen werden können. Der Fang hiemit geſchieht auf folgende Art: Wo auf den Teichen oder Sümpfen die jungen Enten befindlich ſind, da richtet man dieſe Garne quer durch das Schilf, und ſtellt ſelbige auf dazu gemachte Forkeln, daß eine Maſche Spiegel unter das Waſſer, und drei über das Waſſer kommen. Nachher treibt man die Enten (auch die wilden Gänſe) dem Garn zu, welche denn leicht hineinkriechen und darin hängen bleiben. Es fangen ſich nicht nur die Jungen, ſondern bisweilen auch die Alten, zumal wenn ſie ſich noch nicht völlig verfedert haben. Außerdem wollen die Alten auch nicht gern von den Jungen weg, ſondern ſetzen lieber ihr eigenes Leben in Gefahr. Wenn man etliche Stücke ſolcher Garne in Vorrath hat, ſo kann man ſie auch auf großen Teichen und Seen brauchen, und man treibt alsdann das Geflügel mit Kähnen in das Garn. In Ermangelung ſolcher Garne kann man auch Haſengarne, die von feinem Zeuge gemacht ſind, nehmen, wenn ſie nur recht buſenreich geſtellt werden.

Die Enten fängt man ferner auf Heerden; ſiehe Entenheerd.

Mit Angeln geſchieht der Fang auf folgende Weiſe. Man ſchlägt in den Grund desjenigen Gewäſſers, worauf die wilden Enten und Gänſe zu fallen pflegen, einige oben etwas zugeſpitzte Pfähle ein, deren oberer Theil etwa ein bis zwei Hand hoch unter Waſſer bleiben muß. Auf jeden dieſer Pfähle legt man einen ungefähr 5 oder 6 Pfund ſchweren Stein, an welchem eine ſtarke Angelſchnur, welche etwa eine Elle lang ſeyn muß, befeſtigt iſt. An die Angelhaken ſteckt man kleine Fiſche, oder ein Stück Kälber- oder Rindslunge. Wenn nun eine Ente oder Gans ein ſolches Stück Fiſch oder Lunge eingeſchluckt hat, zieht ſie den Stein vom Pfahle hinunter, und geht mit demſelben entweder ganz oder zum Theil zu Grunde. Sollte das Gewäſſer tief ſeyn, ſo wird an den Stein noch ein Strick angebunden, welcher oben am Pfahl befeſtiget iſt, damit man bei demſelben den hinuntergeſunkenen Stein und Vogel wieder in die Höhe ziehen kann.

Auch kann man die Enten vermittelſt eines ausgehöhlten großen Kürbiſſes fangen, in welchen man den Kopf ſteckt, und wo die Augen ſind, zwei Löcher anbringet. Man geht damit ins Waſſer bis an den Kopf. Die Enten, die dieſe Erſcheinung für nichts als einen ſchwimmenden Kürbiß halten, nähern ſich demſelben, wollen davon freſſen und damit ſpielen. Der Entenfänger ergreift ſie unter dem Waſſer bei den Beinen mit leichter Mühe, zieht eine nach der andern geſchwind herab, und ſteckt ſie in einen um den Leib gebundenen Sack, oder hängt ſie an Schleifen, die am Gürtel befeſtigt ſind. Dieſer Fang iſt ſo ſicher und gewiß, daß man die Enten, ohne ſie wild zu machen, unter dem Waſſer am Bauche befühlen kann, ob ſie fett genug ſind, und die beſten ausleſen kann. In Oſtindien iſt dieſe Jagd ſehr ergiebig. Auch in Weſtindien, China und Egypten iſt dieſe Jagdmethode ſehr gemein. Statt des ausgehöhlten Kürbiſſes belegen ſich auch die Indianer, ſo wie die Araber, den Kopf mit Raſen und Seegras.

Der Entenfang auf dem See bei Weiſſenſee iſt folgender Geſtalt eingerichtet: Es hat derſelbe zwei Rohrfänge, mit Rohrwänden, die im Zickzack winklich ausgehen, zum Verbergen und Beobachten für den Entenfänger. Die Wände haben unten Löcher, durch welche der zum Einfang abgerichtete Hund aus- und einkriecht. Ein jeder Fang hat eine ſpitzig zulaufende, 10 Fuß breite, oben mit einem Garn bedeckte Röhre (Graben), an deren Ende ein ſpitziger Garnſack angebracht iſt. Damit man von einem Fang zum andern bequem kommen könne, ſo iſt ein Damm an der mit Rohr bewachſenen Seefläche herum geführt, und von der Seefläche ſelbſt geht eine Rohrwand von einem Fang zum andern, vor welchen bis zu den Fängen ſelbſt die Lockenten herumſchwimmen. Der Fang ſelbſt geſchieht auf folgende Art: Wenn der hinter den Wänden verborgene Entenfänger eine gewiſſe Anzahl wilder Enten auf der Seefläche beiſammen ſieht, und der Wind gut iſt, ſo lockt er mit ein wenig Hafer, den er durch kleine Oefnungen in den Wänden auf das Waſſer wirft, die Lockenten in den Rohrfang hinein, und die wilden folgen dieſen nach. Die Lockenten ſind zahme, mit Fleiß dazu gewöhnte Enten, welche das ganze Jahr nicht von dem See kommen. Sobald ſie

ſich genähert haben, läßt der Entenfänger den dazu beſonders abgerichteten kleinen Hund, indem er ihm ein Stückchen Brod auf die äuſſere Seite der Rohrwände wirft, durch die unten befindlichen Oefnungen, vor den Enten herauslaufen, wodurch die wilden immer weiter in den Fang hineingezogen werden. Unterdeſſen werden die Lockenten mit ein wenig ausgeſtreutem Hafer erhalten, daß ſie den wilden vorgehen. Wenn der Entenfänger die Enten auf dieſe Art bis bald an die Röhren herangelockt hat, ſo läßt er den Hund hinter denſelben auf der äußern Seite der Wände herauslaufen; da denn die wilden, wenn ſie den Hund hinter ſich ſehen, gerade vor ſich hin, und weil die Röhre oben mit dem Garne bedeckt iſt, in den am Ende ſtehenden Garnſack hinein fliegen. Die Lockenten gehen entweder aus Gewohnheit nicht mit hinein, oder wenn ſich eine fängt, ſo wirft ſie der Entenfänger wieder zurück auf das Waſſer, den wilden aber dreht er den Kopf um. Auf dieſe Art fängt er 20 bis 30 auf einmal. — Von einer Art Entenfang ſehe man auch unter Waſſervögelfang.

Entengehäge, Fr. Canardière, Garenne à Canards. Iſt ein Ort, wo man gezähmte wilde Enten hält. Zur Brütezeit nämlich ſucht man wilde Enteneier, legt ſie den zahmen Enten unter, und läßt ſie ausbrüten. Sie gehen mit dieſen in den Stall, auf das Waſſer, und im Hofe ein und aus. Wenn aber die Schwungfedern zu wachſen anfangen, muß man ihnen die Flügel knicken, damit ſie, wenn ſie etwa verſcheucht werden, nicht ausbleiben, oder im Herbſt dem Geſchrei der wilden Brüder, die vorüber ziehen, folgen und wegfliegen. Ferner baut man ihnen auf die Teiche oder Waſſer kleine Häuſer, und unter dieſelben und an dem Rand herum ſetzt man Schoppen mit Kaupen hin, welches an ſumpfigen Orten ausgehauene Stücken Raſen von Gras und Schilf ſind; dorthin gewöhnt man ſie mit guter Fütterung, und im künftigen Jahr werden ſie auf den Kaupen niſten und ausbrüten. Die von dieſen zahm gemachten Enten ausgebrütete Jungen braucht man nicht zu lähmen, indem ſie fortfliegen, und wieder kommen, und ſich an das Pfeifen des Fütterers gewöhnen. Das Fleiſch derſelben behält lange Zeit den Geſchmack von ihren eigentlichen Eltern. — Auf gleiche Art kann man

auch wilde Gänſe zahm machen; dieſe müſſen aber allezeit gelähmet werden, weil ſie eher fortgehen, und wilder werden als die Enten.

Oder man kann auch junge Enten in Netzen fangen, und ſie dadurch an ein Haus oder auf einen Teich gewöhnen, daß man ihnen die Flügel zerbricht; ſie bleiben aber immer wild, und müſſen geſchoſſen oder auf eine beſondere Art eingefangen werden, wenn man ſie verſpeiſen will. Man fängt dazu die Enten mit Einfaſſungen, durch Dämme von Faſchinen, welche nach dem Waſſer zu immer breiter, nach dem Ufer zu aber immer ſchmäler werden. Den ſchmalen Theil ſondert man in verſchiedene Reviere durch Fallthüren von leichtem Gitterwerk ab, und lockt die wilden Enten mit ihren Jungen durch ausgeſtreute Lockſpeiſen und zahme Lockenten nach und nach aus der breiten Einfaſſung in die ſchmale, mit der Zeit zwiſchen die Fallthüren und endlich durch die letzte Fallthüre in eine nächſt dem Ufer angebrachte ſchmale und oben mit einer durchſichtigen Decke (etwa mit einem Netze) verſehene Einfaſſung, in welcher man ſie, vermittelſt eines guten Hundes, zuſammen treiben laſſen, und mit der Hand greifen kann.

Entenheerd, Fr. Carrière ou Aire à carnads. Iſt ein Heerd, die Enten zu fangen, dergleichen man an Teiche nahe am Ufer anlegen, und dazu die Wände, welche zum Staarenheerde gebraucht werden, nehmen kann. Man richtet den Heerd ordentlich ein, macht von Schilf eine kleine Hütte, ſo weit davon, als es ſich nur der Ruckleinen wegen thun läßt, nimmt die Wände wieder ab, und ſtreuet etliche Tage hinter einander Hafer und eingequellte Gerſte oder Malz hin. Nothwendig iſt aber, eine zahm erzogene wilde Ente mit darauf zu ſetzen, die ſchon gewohnt iſt, an einer Feſſel zu liegen; jedoch braucht dieß nur den erſten Tag zu geſchehen, bis die wilden Enten die Körnung angenommen haben; alsdann läßt man ſie etliche Tage die Körner auf dem Heerde ungehindert freſſen. Nachher ſchlägt man die Garne auf, wenn der Wind gut und nicht conträr geht. Die Garne müſſen mit Gras, welches nicht zu lang und ſperrig iſt, bedeckt werden. Ferner ſetzt man eine oder zwei Lockenten darauf, und wartet bis eine gute Anzahl auf dem Heerde ſind, und bedeckt ſie alsdann mit dem Garne.

Sollten aber die Enten nicht recht dran wollen, ſondern es ſäßen noch viele im Waſſer, und kämen nur ein Paar darauf, ſo muß man in der Hitze nicht gleich zurücken, ſondern ſie lieber gehen laſſen, weil ſonſt die andern verſcheucht werden. Wenn an einem Tage geſtellt und gefangen worden iſt, bleiben ſie wieder einige Tage frei, damit ſie wieder auf den Heerd gehen und gewohnen. Wofern aber die Enten hin und her auf andere Teiche abfielen, ſo kann alsdenn alle Tage gefangen werden.

Es kann auch ein Entenheerd mit Schlagwänden im Waſſer gemacht werden, wozu zwar mehrere Koſten erforderlich ſind, aber auch damit etwas auszurichten iſt. Hiezu nun ſind ſonderlich die Wände von feinem Bindfaden aus wohlgehecheltem Hanf zu ſtricken. Sie werden mit 180 Maſchen angefangen, und 120mal herumgeſtrickt; die Maſchen $2\frac{1}{2}$ Zoll weit, von einem Knoten zum andern gerechnet, auch mit etwas ſtärkerm Bindfaden rings herum verhauptmaſchet. Hierzu werden gute verzwirnte Oberleinen, einen Finger dick, genommen; die Unterleinen ſind etwas ſchwächer, ſo auch die Saumleinen; die Wände aber müſſen recht buſenreich eingeſtellt ſeyn.

Zum Platze des Heerdes macht man eine Inſel oder einen Hügel im Teiche alſo: Man mißt das Waſſer erſtlich ab, und bemerkt, wie hoch es, beſonders im Herbſte, im Steigen und Fallen iſt; darnach muß der Heerd auch eingerichtet werden, und zwar am beſten zu zwei Paar Wänden; die Hügel führt man alsdenn eben ſo lang und breit auf, daß ſie von dem Waſſer bedeckt werden können. Die beiden Hügel ſind auch neben einander, und zwar deswegen, weil die Enten gemeiniglich weit aus einander ſchwimmen, und alſo von einem Heerde die linke und vom andern die rechte Wand neben einander zu ſtehen kommen. In der Mitte müſſen die Hügel erhaben ſeyn, und von den Wänden und dem Waſſer wie ein Gewölbe nach der Mitte hinauf laufen. Die Hügel werden auch mit Raſen beſetzt. Sodann richtet man die Wände ordentlich ein, wenn das Waſſer noch herunter iſt; die Hefte aber, womit die Leinen angebunden werden, müſſen hier anders ſeyn, als bei den Finkenheerden, auch werden hier keine Schnellbäume, ſondern hinten und vorne nur Hefte, die Leinen auf dieſelbe Art anzubinden, gerade eingeſchlagen.

Vorher aber wird ein Loch durchgebort, wodurch die Leinen bequem gezogen werden können; hinten und vorne gerade auswärts aber Winden, womit die Leinen anzuziehen ſind, weil die Leinen im Waſſer mit den bloßen Händen um die Hefte herum ſchwerlich anzuziehen ſeyn würden. Mithin muß auch weder von den Heften, noch einigem Zeuge, aus dem Waſſer etwas hervorragen, ſondern alles mit Waſſer bedeckt ſeyn.

Die Winden ſind alſo beſchaffen. Man rammelt zu einer Winde 2 viereckige eichene Pfähle, 7 bis 8 Zoll ins Quadrat, und zwei Fuß von einander, ein, da denn zu jedem Pfahle ein eiſerner Ring, wie an einem Thorwege, welcher in Angeln geht, gemacht wird. Die Weite des Ringes über dem Durchmeſſer iſt nur 3 Zoll, 2 Zoll breit, und $\frac{1}{2}$ Zoll ſtark. Unten am Ringe iſt noch eine Stange Eiſen, mit dem Ringe in gleicher Breite, gegen $\frac{3}{4}$ Zoll ſtark, und 7 Zoll lang, wodurch in der Mitte ein viereckiges Loch iſt, dadurch ein eiſerner Bolzen geht, welcher durch das Eiſen und die Säule durchreichen muß, an einem Ende aber, als am Eiſen, ein Kopf, und auswendig an der Säule ein Splittnagel vorgeſteckt werden kann. Dieſe eiſernen Ringe oder Hülſen müſſen erſt in das Holz der Säule eingelaſſen werden, ſo ſtark, als die eiſernen Stangen ſind, und daß die Hülſe über die Stange zu ſtehen kömmt. Zu den Walzen der Winden wird gutes feſtes Holz genommen, und dieſelben werden 2 Fuß hoch, ohne die Zapfen, lang gemacht; daran denn die Zapfen, welche zu beiden Seiten in die eiſernen Ringe kommen, ſehr leicht zu drehen ſind. In die Walze kommen vier Löcher, je zwei und zwei, nicht weit von einander, auch näher an die Zapfen, als an die Mitte. Die Löcher treffen auch über das Kreuz, und ſind meiſtens 2 Zoll lang, wozu noch zwei breit geſchnittene Windeknebel kommen, welche ſo breit, als zum Einſtecken nöthig iſt, und auf $1\frac{1}{2}$ Fuß lang ſind. In der Mitte an der Walze iſt ein kurzer, hölzerner, aber etwas ſtarker Nagel hinein zu bringen. Die Lorven zu den Stellſtäben werden mit eiſernen Backen verſehen, wie denn auch an den Stellſtäben eiſerne Dillen mit Löchern, und dazu auch eiſerne Bolzen ſeyn müſſen. Und ſo wird es bei allen 4 Stäben zur Anziehung der Oberleinen gemacht.

Was die Aufſtellung betrift, ſo geht unter den Stäben hindurch ein Stück Holz, etwa 6 Zoll breit, worauf Stahlfedern zu machen ſind, die gerade unter den Stäben liegen. Die Stäbe müſſen auf 6 Zoll über die Oberleinen hinausreichen, worüber eine Stellung mit einem übergehenden eiſernen Bügel und ein Haken ſind, auf die Art, wie beim Vogelheerde, welcher von Holz zu machen, angegeben wird. An den Haken ſind Dräthe zum Abziehen; wie denn der Drath beim Aufſtellen allemal unter den vorderſten Stab gelegt werden muß, indem ſonſt, wenn er oben wegkäme, der Vorderſtab den Zugdrath allemal wegriſſe, oder gar ſtehen bliebe; deswegen auch, eine Elle vor den vorderſten Stäben, Pfähle mit Löchern einzuſchlagen ſind, wodurch die Zugdräthe gehen, und alsdann erſt gegen die Mitte des Heerdes ſchräg zuſammenlaufen und in die Hütte genommen werden. Zu den Unterleinen müſſen oben rundgeſchnittene und mit einem weiten Loche verſehene Hefte ſeyn, wodurch die Unterleinen gezogen und daran gebunden werden können, damit die Wände nicht als wie an einem oben ſtumpfen oder ſpitzigen Hefte, hängen bleiben können, weil man nicht ſo eigentlich im Waſſer, wenn man die Garne hineinlegt, ſehen kann, ob ſie an die Hefte antreffen oder nicht. — Dieſes wären nun die Heerde.

Hierzu wird aber auch eine Hütte aufs trockne Land gemacht. Schickte es ſich auf den Damm, ſo wäre es gut; oder könnte ſie auf einen Baum geſetzt werden, ſo wäre es des Windes wegen, noch beſſer. Sonſt aber iſt hierbei dieſes in Acht zu nehmen, daß die Hütte vom Heerde aus gegen Südoſten angelegt, und dieſelbe entweder mit lebendiger Hecke, Wintergrün, je länger je lieber, u. d. gl. auswendig recht lebendig, oder mit Raſen, daß ſie wie ein grüner Hügel anzuſehen ſey, verfertigt werde.

Wenn man nun mit Anlegung des Heerdes und der Hütte fertig iſt, ſo wird der Teich wieder angelaſſen. Sollte es aber ein Teich ſeyn, der in 24 Stunden wieder anläuft, ſo könnte man die Wände und den ganzen Heerd ſo aufgeſchlagen und geſtellt liegen laſſen. Weil aber auf ſolchen kleinen Teichen der Fang nicht beträchtlich ſeyn kann, ſo iſt es nöthig, nunmehr auch die Stellung im Waſſer auf großen Teichen zu zeigen.

Man fährt nämlich das Zeug mit dem Kahne hin zum Heerde, ſtreckt die eine Wand auf das Trockne des Heerdes, nimmt die Unterleine, fühlet im Waſſer nach dem hintern Heftel, ziehet die Leine durch, und bindet ſie an; wo ſie denn auch an dem vorderſten durchgeſteckt und ſcharf angezogen wird. Hierauf nimmt man die Oberleine, und ſchlägt dieſelbe oben um den Stab; das Ende derſelben aber wird mit einer halben Schleife an der Walze oder Winde, und an dem in der Mitte befindlichen hölzernen Nagel gelegt. Alsdann werden die Wendeknebel in die Löcher der Walze geſteckt und gedreht, ein Knebel wieder herausgezogen und an das andere Loch, welches im Drehen oben gekommen iſt, geſteckt, und alſo immer ein Knebel um den andern herausgezogen und in das oben ſtehende Loch geſteckt. Das erſte Ende an der Leine wird nicht auf einmal ſo ſcharf angezogen, ſondern es wird die Oberleine auch an dem hinterſten Stabe umgeſchlagen, wie vorne, durch den Heft gezogen und an die Winde gelegt, wie bei der vorderſten Winde bereits angezeigt worden. Hernach drehet man vorn und hinten die Walzen oder Winden zugleich, daß alſo die Wand zugleich recht ſtraff werde. Auf gleiche Weiſe verfährt man auch mit den drei übrigen Wänden; ſodann drückt man jeden Stab auf ſeine Feder herunter, legt und ſtellt die Schneller auf, ſo iſt die Stellung fertig.

Hierbei ſind nun etliche Lockenten nöthig, welche an den Hügeln des Heerdes entweder angefeſſelt, oder aber ihr Futter auf dem Heerde zu nehmen gewohnt ſind. Es iſt beſſer, wenn man wilde Enten aufgezogen hat, welche ihr Futter ordentlich auf dem Heerde bekommen. Solche können gelähmt werden, und man läßt ſie alsdann auf dem Teiche frei herumſchwimmen, da ſich die andern wilden Enten mit ihnen nicht nur bekannt machen, ſondern auch die erſtern, wenn man ſtellt, dieſelben mit herbeiführen. Hat man nun aufgeſtellt und den Heerd gehörig mit Hafer und Gerſtenmalz beſtreuet, ſo wartet man, bis ſich eine gute Anzahl Enten auf dem Heerd verſammelt hat, und zieht alsdann an beiden Heerden zugleich die Schneller los. Wo es nöthig iſt, hat man in einiger Entfernung einen Kahn in Bereitſchaft, fährt hinüber und tödtet die gefangenen Enten. Die Lockenten aber müſſen gezeichnet werden, damit man ſie

nicht auch mit todt mache. Ein dergleichen Heerd macht zwar bei der Anlegung einige Koſten, kann aber auch etliche Jahre dauern, wenn nur die Wände nach jedesmaligen Gebrauch gehörig wieder getrocknet werden. Auch werden die Entengehäge damit nicht ruiniret, indem man nicht alle Tage darauf ſtellet, ſondern nur wenn Enten verlangt werden, oder ein Herr ein Vergnügen ſich damit machen will. Sonſt iſt noch anzumerken, daß die Enten bei dieſem Heerde fleißig gefüttert werden müſſen.

Erdbohrer, ſ. Bergbohrer.

Erddohnen, ſ. Laufdohnen.

Erde, Erdreich, Fr. la Terre. Iſt der trockne, zerreibliche, feuerbeſtändige, unſchmackhafte, und im reinen Waſſer unauflösliche Körper, der bei einem erlangten gröſſern Grad von Härte Stein genannt wird. Beide Arten ſind alſo bloß durch den höhern oder geringern Grad von Härte von einander unterſchieden, und der Uebergang von einer Stufe zur andern iſt ſo unmerklich, daß man nicht genau beſtimmen kann, wo die Erde aufhöret, und der Stein anfängt. Von der Verſchiedenheit der Erde, und in ſo fern die Kenntniß derſelben dem Forſtmann unentbehrlich iſt, davon ſehe man unter Boden.

Eine vortrefliche praktiſche Abhandlung hierüber findet man auch in dem Journal für das Forſt- und Jagdweſen ꝛc. B. IV. Heft 1. S. 98.

Erdholz, Fr. Bois de la terre. Werden diejenigen niedrigen Holzgewächſe genannt, welche den Kräutern am nächſten kommen. Dergleichen ſind unter den ſommergrünen Laubhölzern: die Gärbermyrthe, der Kellerhals, die Hauhechel, die Erdroſe, der Trunkelbeerſtrauch, die Heidelbeere, der kleine ſtachlichte Ginſter. Unter den immergrünen Laubhölzern ſind: die gemeine Heide, die Sumpfheide, die Bärenbeere, die rosmarinblättrige Andromede, die Preuſſelbeere, der kriechende Ginſter, die Krähenbeeren.

Erdmaſt, Fr. Vermine. Sind eines kleinen Fingers dicke weiße Maden, von 1 bis 1½ Zoll Länge, haben harte braune Köpfe, und 4 ſehr ſchwache kurze nahe am Kopfe ſitzende Füße, die den Leib nicht tragen können, und einen dunkelbläulichen Fleck hinten auf dem Leibe, welches ihr After iſt.

Dieſe Maden liegen ohngefähr einer Hand tief unter dem Raſen in gutem fetten Boden öfters in Menge bei einander. Die Maſt- und wilden Schweine brechen darnach in der Erde, um ſich mit ſolchen, weil ſie kühlend ſind, zu erfriſchen, wenn ihnen die Eicheln im Leibe brennen. Je mehr Erdmaſt es das Jahr giebt, nämlich dieſer Erdwürmer, deſto feiſter werden die Schweine, weil ihnen die Eicheln ohne dieſe allein nichts helfen, und zu hitzig ſind. Aus dieſen Würmern werden nach einigen Jahren die Maikäfer. So lange dieſe Würmer in der Erde liegen, freſſen ſie allen Gewächſen die Wurzeln ab, beſonders lieben ſie ſehr die Wurzeln der jungen Hainebüchen (Hornbaum).

Erdreich, ſ. Erde.

Erdwanzen, ſ. Baumwanzen.

Erdzeug, ſ. Laufdohnen.

Ereilen, Fr. rejoindre. Nennen einige Jäger, wenn der edle Hirſch, ſowohl in freiem Boden, als Graſe, mit der hintern Schaale die vordere, nur bis etwa in die Hälfte, zuweilen beſſer nach vorne über die Hälfte ergreift, aber ſo, daß die hintere Fährte gerade in die vordere trifft, und dieſes kann ein Thier ſelten, auch nicht anhaltend thun.

Eremit, ſ. Alpenrabe.

Erfüllung, ſ. Hinterlaſſen.

Erheben, Fr. s'élever. Sagt man von dem Bär, wenn er, um ſich umzuſehen, den Kopf aufrichtet.

Erhobener Vogelheerd, l'Air exhauſſé. Iſt ein gewöhnlicher Vogelheerd, welcher aber nicht auf den Boden gelegt, ſondern auf Säulwerk in die Höhe gebauet wird. Ein dergleichen Heerd verdient an einem ſolchen Orte gemacht zu werden, wo die Vögel über und durch denſelben einen oder etliche gute Züge haben, zumal wenn der vorige Heerd fein in Geduld angelegt worden, daß er nicht von den Nord- und Oſtwinden ſo getroffen werden kann, gleichwohl aber das junge Holz an dem Orte ſo hoch wird, daß ſich die Locke ſowohl als der Vogelſteller nicht recht mehr umſehen können. Er wird aber auf folgende Art gemacht:

Man ſchlägt die Wände zum Vogelheerde ordentlich auf, und zeichnet denſelben recht accurat auf ein Papier nach dem Cirkel, Winkel und Maasſtabe. Nach dieſem läßt man von 6 bis 7 Holl ſtarkem Zolze einen Heerd zule-

gen und abbinden; wo die Schwerdter, Lorven und Stäbe hinkommen, müſſen gleich Balken treffen, ingleichen, wo die Haupthefťel zu den Oberleinen, und die, ſo zu den Schnellbäumen gehören, müſſen ebenfalls breite Balken ſeyn. Eine ſolche Zulage wird auf Säulen von $4\frac{1}{2}$ Ellen Höhe geſetzt, und dieſe müſſen unten auf Schwellen zu ſtehen kommen. Anſtatt der hölzernen Lorven werden eiſerne in die Balken geſchlagen, zu den Schwerdtſtangen große Löcher eingebohret, zu den Hauptheſteln ſtarke runde eiſerne Nagel, mit an einer Seite gebogenen Köpfchen, und zu den Heſteln hölzerne Walzen befeſtiget, damit die Leinen nicht an das bloße Eiſen gebunden werden, indem ſonſt das Eiſen die Leinen bald zerfrißt. Der vorderſte Schwangheftel wird von Holze mit einem großen Loche gemacht, wodurch beide Oberleinen geräumlich durchzuziehen ſind. Selbiger hat unten einen langen Zapfen durch den Balken, wodurch ein Riegel geſchlagen wird, daß ſolcher ſich nicht in die Höhe begeben kann. Zu den Schnell- oder Schlagbäumen gehören auch eiſerne Haken, daß ſolche darunter feſt zu liegen kommen.

Dabei wird eine Hütte, auch von Holz, ſo überſetzt ſeyn muß, von beliebiger Weite angebracht. Unten können die Lockvögel, und das Geräthe hineingebracht werden, und oben ſitzt der Vogelfänger. Aus der Hütte macht man einen Gang nach dem Heerde hinüber. Die Zulage aber zum Heerde wird eingefalzt, und mit Schaalholz, welches oben mit dem Balken gleich iſt, ausgeſchaalt, und darauf ſodann über und über Erdreich geſchüttet. Vor den Wänden, wie auch dahinter, wo ſie zu liegen kommen, wird alles mit Raſen fein dichte beſetzt, ſo daß dazwiſchen Rinnen bleiben, in welche die Garne zu liegen kommen, wie denn auch ein ordentlicher Strauch, welcher nicht allzu hoch nöthig iſt, darauf zubereitet wird (ſ. unter Vogelheerd), nebſt den dabei herumſtehenden Krakeln, Fallbäumen oder Antritt-Reißern.

Ferner muß um die Hütte in den Spalten der Raſen, Hafer, Gerſte oder Kleeſaamen hineingeſtreuet werden, damit ſie fein in einander wachſen. Am beſten wäre es, wenn die Hütte von unten, auſſer der Thür, mit Erdreich bis gleich der Höhe des Heerdes beſchüttet, und mit Raſen recht grün beſetzet würde. Wenn denn die Vogelſtellzeit angehet, be-

decket und bekleidet man oben die Hütte, wie auch das Säulwerk vom Heerde, rund herum mit grünen Fichten- oder Tannenreißern, an dem Heerde herum aber müſſen beſonders etliche Tannen fein ordentlich geſetzet werden, daß es wie lebendig ausſiehet. Was das Stellen ferner betrifft, ſehe man davon unter Vogelheerd. — Wird bei dem Gebrauch eines ſolchen Vogelheerdes das junge Holz nach einigen Jahren wieder zu hoch, ſo kann man denſelben abreiſſen, aus einander ſchlagen, und wieder an einen andern Ort fortbringen und aufſetzen.

Erle, ſiehe Eller.

Erlegen, Fr. tuer. Nennt der Jäger, wenn Wildpret geſchoſſen, oder mit dem Fangeiſen abgefangen worden, und nun verendet.

Erneuern, Verneuern, Fr. renouvèller. Wird geſagt, wenn man ſchon Vorſuch gehalten, und den Tag, wenn man das Jagen beſtätigen und einrichten will, nochmals vorſuchet. Es geſchiehet dieſes ſowohl, wenn man mit dem Leithunde etwas beſtätiget hat, als auch, wenn auf dem Schnee gekreiſet worden, indem man mit dem Leithunde nochmals vor dem Zeug herzieht, und ſich davon verſichert, daß nichts heraus gegangen iſt, ſo wie auch von den Kreiſern geſchiehet, indem auf jedem Flügel einer vor dem Zeuge her gehet.

Erniedrigen, Fr. abaiſſer. Sagt man von dem Bär, wenn er den Kopf hängt, um zu ſehen, was auf der Erde vorgeht.

Erſchlagen, Fr. aſſommer, tuer à force de coups. Heißt, wenn von den Jagdbauern ein Wolf, Luchs oder Fuchs, in dem Zeuge mit der Holzaxt, oder einem tüchtigen Knittel getödtet wird.

Erwürgen, Fr. étrangler. Wird geſagt von Hetzhunden, wenn ſie etwas packen, ſo wie auch von Windhunden, wenn ſie einen Haſen oder Fuchs todt beiſſen.

Erzpiquir, ſ. Oberpiquir.

Erztaucher, Lat. Colymbus Urinator, Linn. Fr. le Grebe, Buff. Engl. the Tippet Grebe, Penn. Iſt ein Waſſervogel, und gehört unter die Gattung der Taucher.

Er findet ſich vorzüglich in den ſüdlichen Gegenden von Europa, doch auch in Siberien, in Deutſchland aber ſelten. Er iſt oben ſchwarz, unten weiß, hat zwiſchen Schnabel und den Augen eine ſchwarze Linie, und auf den Flügeln einen weiſſen Fleck. Seine Größe iſt $1\frac{1}{2}$ Fuß, und die Breite $2\frac{1}{2}$ Fuß. Der Schnabel iſt $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, oben dunkelbraun, an den Seiten röthlich, unten röthlichbraun, an der Spitze weißlich, der Stern graubraun, die Füße dunkelbraun, die Beine 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 3 Zoll, die hintere 6 Linien lang. — Das Weibchen iſt mehr dunkelbraun als ſchwarz auf dem Rücken. Seine Nahrung beſteht in Fiſchen und Inſekten. Seine Bruſthaut, die ſehr weiche und ſanfte Federn hat, giebt ein vortrefliches Pelzwerk.

Eſche, lat. Fraxinus excelſior, Linn. Fr. le Frêne commun, Engl. the common Aſh, Hanb. auch genannt: Aſche, Aſchbaum, Aeſche, Eſchern, Eſchbaum, Edeleſche, Geisbaum, Langaſpe, Steineſche, Vogelzungenbaum, Waldeſcher, Wundholzbaum. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und wird unter die harten Laubhölzer gerechnet. Die Eſche iſt ein ziemlich hoher Baum, der in 60 bis 70 Jahren zu einer Höhe von 100, bisweilen von 132 Fuß, und zu einer Stärke von 2, 3 bis 4 Fuß im Durchmeſſer, bei aller Güte des Holzes gelangt. Nach dieſer Zeit fängt ſie von innen an einzugehen. Ihr Stamm iſt gerade und glatt. Die Pfahlwurzel geht 4 Fuß tief und die ſtarken Wurzeln breiten ſich 6 Fuß weit aus. Die dicke Rinde iſt aſchfarbigbraun, bleibt bis ins 30ſte Jahr glatt, dann bekömmt ſie Riſſe, welche gegen das Alter immer ſtärker werden. Das Holz iſt weiß oder weißgelblicht, flammicht, ſehr hart und feſt. Jedes Blatt iſt aus 7, 9, 11 bis 13 ovalzugeſpitzten, an $2\frac{1}{2}$ Zoll langen und 1 Zoll breiten, am Rande gezahnten Blättern, wovon eins in der Spitze, die andern paarweiſe einander gegenüber über ſtehen, zuſammengeſetzt. Ihre untere Fläche iſt hellgrüner und glatter als die obere und der Länge nach mit einer weißen Ader bezeichnet. Sie brechen im Mai aus, fallen in der Mitte des Oktobers ab, und hinterlaſſen einander gegenüberſtehende ſchwarze Knoſpen. In manchen Jahren werden ſie von den ſpaniſchen Fliegen gänzlich zerſtört, worauf mit dem zweiten Triebe andere hervorkommen, welche ſich bis

zu den erſten Fröſten halten. Die Blüthen erſcheinen zu Ende des Aprils oder Anfang des Mais aus den Achſeln der Blätter in dichten Büſcheln, und dehnen ſich nach und nach in Trauben aus. Sie beſtehen entweder in wahren fruchtbaren Zwitterblumen mit zwei Staubfäden, oder in eben dergleichen mit ganz weiblichen Blumen vermiſcht. Außerdem giebt es auch Bäume, welche bloß weibliche Blüthen tragen, und folglich ohne einen in der Nähe befindlichen Baum mit Zwitterblüthen, deren männlicher Saamen dahin gelangen muß, nicht befruchtet werden können. Wem dieſe Kenntniß mangelt, kann unfruchtbaren Saamen ſammeln laſſen, womit die Ausſaat vergebens gemacht wird. In einem länglichen, platten zugeſpitzten zungenförmigen hellbraunen Balge, der aus ſehr dünnen Schaalen zuſammengeſetzt iſt, befindet ſich ein weißbläuliches, längliches, plattes, oben zugeſpitztes, unten ſtumpfrundes, bitteres, herbes und ſcharfes Saamenkorn, welches zu Ende des Oktobers reif und braun wird, und ſodann abfliegt.

Die Eſchen verlangen einen guten ſchwarzen, feuchten oder doch friſchen Wieſen- und Waldgrund, wo ihre ſtarken Wurzeln tief und weit ſtreichen können. Die Lage kann ſowohl ſchattig als frei ſeyn. Vorzüglich iſt zu ihrer Anſaat der aus Lauberde mit etwas Leim und vielem groben Sand beſtehende mäßig feuchte Boden der beſte, nur muß Gras und Unkraut die Saat nicht erſticken. Zu feuchte und moraſtige Erde verträgt die Eſche nicht gut, aber auch eine ſteinigte und klippigte nicht, viel weniger den Thongrund. Am beſten wird der Eſchenſaamen zu Ende des Oktobers oder im Anfang des Novembers geſäet; denn der im Frühjahr geſäete Saamen liegt wenigſtens ein volles Jahr, ehe er aufgeht, ja er erſcheint auch wohl gar nicht, wenn er den Winter über nicht im feuchten Sande aufbewahret wird. Das Säen geſchieht alſo am beſten, gleich nach der Reiſe des Saamens bei trocknem Wetter in Rieſen 1 Zoll tief, und man braucht auf einen Morgen von 180 Rhein. Quadratruthen 26 Pfund Saamen. Der Saatplatz kann mit einem Dornſtrauche überzogen, und dem Saamen dadurch eine geringe Erddecke gegeben werden. Man darf indeſſen nicht verzagen, wenn im erſten Frühling nur wenig oder gar

nichts aufgehet; denn die mehreſten jungen Pflanzen erſcheinen erſt im zweiten und dritten Frühling.

Die Anzucht durch Saamen iſt vorzüglich anzurathen, weil ſie ſich ſowohl im Oberholz als auch in einem 10jährigen Schlagholze ſehr reichlich bezahlt. Denn ſie ſchlagen von abgehauenen Stämmen aus, bis nach 30 Jahren; ihr Wiederwuchs von ſolchen Stämmen iſt ungemein ſchnell, und giebt häufige Saamenlohden. Ueberdieß kann man durch die Eſchenſaat nicht nur beſtandene Baumörter und Schlagörter verjüngen, ſondern auch zu vielem Vortheil Blößen damit in Anbau ſetzen. Will man Eſchen verpflanzen, ſo muß man auf einen dichtern Stand als bei den Eichen und Ulmen ſehen, weil ſie ſich nicht ſo ausbreiten. Indeſſen gedeihen die Pflanzungen nicht ſo gut, als die Anſaaten, und ſind dem Abſchälen, dem Verbeißen und dem Wildſchaden ſehr ausgeſetzt, wo ſie anfänglich nicht einigen Schutz oder Bedeckung haben. Wo daher ein ſtarker Wildſtand iſt, findet man wenig Eſchen.

Die Eſchen gehören unter unſere nutzbarſten Holzarten. Das dauerhafte, zähe Holz dient zu Kutſchen- und Wagenbäumen. Man verfertigt daraus Hefte für Spieße und Spondons, Piquen, Sattelbäume, Radkämme, Schlitten, Pflüge, Mulden, Tröge, kleine Handleitern und anderes kleines Geräthe. Es werden Bretter zu Tiſchen, Spinden und Bettſtellen, ſchwache Bohlen für Zimmerleute daraus geſchnitten. Wegen ſeines ſchönen Anſehens nach dem Verarbeiten, und da es nicht ſo leicht Riſſe bekömmt, nimmt man es zu phyſikaliſchen Inſtrumenten. Im Unterholze erhält man von jungen Eſchen gute Bänder und Reiſe. Es gehört mit unter die beſten Brenn- und Kohlhölzer. Die Wurzel dient zum Einlegen, weil ſie bunte Adern hat und die Farbe hält. Das Laub iſt ein gutes Futter für Kühe, Schaafe und Ziegen; bei Kühen jedoch ſoll die Milch davon ſtinkend werden. Die Rinde giebt verſchiedene brauchbare Farben und dient zum Gerben.

Behandelt man die Eſchen als Schlagholz, ſo muß man die Abholzung ja nicht im Frújahr, ſondern im Herbſt unternehmen. Als Bauholz werden ſie am beſten gegen Weihnachten gefällt, weil das zu einer andern Zeit abgetriebene Holz leicht wurmſtichig wird. Die Bäume muß

man ſo tief als möglich bei der Erde abtreiben, und wenn ihr Wald ſehr groß iſt, die größten Aeſte zuvor wegnehmen, damit die Bäume beim Fällen keinen Schaden nehmen. Als Zimmerholz in oder auf der platten Erde ſteht es dem Eichenholze weit nach, dagegen hat es da, wo es keine Näſſe auszuſtehen hat, die längſte Dauer, ja es erlangt eine ſolche Härte, daß Werkzeuge nur ſchwer darauf haften.

Eſel, Fr. Cheval de bois. Iſt derjenige beſonders dazu eingerichtete ſichere Platz auf den Langholzflößen, wo die Flößer theils ſich niederſetzen, theils ihre Kleider und Querſäcke trocken halten können. Auf einem Floß werden insgemein dergleichen 2 gemacht, und die Bauart iſt ganz einfach. Die Flößer bohren in die Mitte des Meßbalkens oder auch Baumgeſtörs 2 Löcher den langen Weg auf einem Stamm Holz, etwa 4 Schuh von einander; in dieſe Löcher ſchlagen ſie 2 Stützen, etwa 3 Schuh hoch, auf dieſe Stützen legen ſie eine ſchmale abgängige 5 bis 6ſchuhigte Schwarte, welche in gleicher Weite 2 durchgebohrte Löcher hat. Dieſe Schwarte ſpannen die Flößer in die durchzuſteckende Stützen, welche ſie ſofort befeſtigen, daß ſie ſich nicht bewegen kann, um feſt darauf zu ſitzen.

Eſpe, ſiehe Aſpe.

Eule, Lat. Strix. Die Kennzeichen dieſer Gattung Raubvögel ſind: hakenförmiger Schnabel ohne Wachshaut und Zahn, und bewegliche Kinnladen, mit borſtenartigen Federn bedeckte Naſenlöcher; der Kopf iſt nebſt den Augen und Ohren groß, und die Zunge geſpalten, ſtarke befiederte Füße; die kleine äußere Zehe kann vor- und rückwärts geſchlagen werden.

Die Eulen ſind nächtliche Raubvögel, wie das Katzengeſchlecht, haben auch einen katzenähnlichen Kopf, unbewegliche ſehr empfindliche Augen, können daher das Tageslicht nicht vertragen (ob ſie gleich auch am hellſten Mittage ſehen), ſondern ziehen die Oefnung des Sterns immer wechſelsweiſe, ſo wie ſie Athem holen, rund aus einander und wieder enge zuſammen, ſchlafen mehrentheils am Tage, gehen des Abends in der Dämmerung, und des Nachts im Mondenſchein mit leuchtenden Augen ihren Geſchäften nach,

können aber in ganz dunkler Nacht auch nicht ſehen. Sie ſcheinen unter allen Vögeln, vielleicht gar unter allen Thieren, das feinſte Gehör zu haben. Sie fliegen leiſe und ohne Geräuſch, und können ſich daher um ſo leichter in ſtiller Nacht vom Raube lebendiger Thiere, als Haſen, Kaninchen, Fledermäuſe, Vögel und vorzüglich der Feld- und Waldmäuſe nähren. Das Gewölle geben ſie in Ballen wieder von ſich. Sie ſtrecken im Fluge die Beine hinten aus, um dem großen Kopfe ein Gleichgewicht zu verſchaffen. Sie trinken auch nicht. Sie niſten auf Thürmen, in alten Mauern, Felſenritzen, auf und in Bäumen, und ſind wohl alle keine Zugvögel.

Ihrer auffallenden Verſchiedenheit halber, theilt man ſie in zwei Familien, nämlich in Eulen mit Federbüſchen, oder eigentliche Eulen, und in Eulen ohne Federbüſche, oder ſogenannte Käutze. Zur erſten Familie gehören: der Uhu, die mittlere und die kleinſte Ohreule (ſ. unter Ohreule), die Sumpfeule. Zur zweiten Familie oder den Käutzen rechnet man: die Schneeeule, die Nachteule, die Brandeule, die Schleiereule, den großen und kleinen Kautz (ſ. unter Kautz), die Habichtseule, die Holzeule und die weißbauchige Eule, welche letztere aber wahrſcheinlich eine Abänderung von der Brandeule iſt.

F

Fädelein, Fr. Comblette. Wird der ſehr kleine, einem Faden Zwirn gleiche Strich Erde genannt, welcher beim edlen Hirſch zwiſchen ſeinen Schalen, des gezwungenen und beſchloſſenen Ganges ohngeachtet, in die Höhe geht, und da, wo kein Laub oder Gras und der Boden rein iſt, beobachtet werden kann. Durch dieſes Fährte-Zeichen kann der Hirſch vor dem Thiere ſehr gut erkannt werden, da letzteres es nicht ſo thun kann.

Faden, Fr. Toiſe, Corde. Iſt ſo viel als Klafter, und alſo das Maaß, womit in einigen Gegenden, z. E. im Holſteiniſchen das Scheit- oder Brennholz gemeſſen wird. Ein Faden Brennholz iſt 2 Fuß lang gehauen und 6 Fuß lang und breit gelegt. Auf der Weſer wird das Brennholz nach Faden, Fuder und Reif verkauft.

Fähe, Fr. Femelle. Heißt bei einigen Raubthieren das weibliche Geſchlecht.

Fahne, Fr. Queue. Nennen einige den Schwanz des Eichhorns.

Fähnlein, Fr. Drapeau, Enſeigne. Wird ein klein ſpiegelichtes, jedoch dergeſtalt geſtricktes Garn, daß keine Lerche durch kann, genannt, welches an ein ſchwaches Stängelchen gebunden wird, und indem der Jäger einen abgetragenen Falken auf die Hand nimmt, die Lerchen mit einem Hühnerhunde aufſucht, und ihnen den Falken zeigt, ſo drücken ſie ſich aus Furcht dergeſtalt, daß er ſie mit dem an das Stängelchen gebundenen Garn (Fähnlein) zudecken und fangen kann.

Fahren, rücken, Fr. Courir vite. Wird beim Haſen genannt, wenn er Abends zu Felde und früh zu Holze geht, zumal wenn er ſich mitunter wendet, und auf den Hinterläuften rutſchet.

Fahrholz. Wird in einigen Gegenden dasjenige Holz genannt, welches an unruhigen Oertern liegt, und im Winter zu den Kohlſtellen gefahren wird, ſo daß der Köhler alsdann nur das bloße Köhlerlohn davon bekömmt.

Fähriger Wald, Fähriges Holz, Fr. Bois défenſable. Wird ein abgetriebener Holzſchlag oder Gehau genannt, wenn er ſo weit wieder angewachſen iſt, daß das Wild und das Vieh die oberſten Sproſſen nicht mehr erreichen kann.

Fährte, Fehrte, Fr. Allure, voie, von Hirſchen und Rehen; Traces (die Spur), von wilden Schweinen, Bären, Füchſen und Wölfen. Hierunter werden die Vertiefungen verſtanden, welche ſowohl im Gange und Trabe, als auch, wenn ein Thier fliehet oder flüchtig iſt, durch die untern Theile der Läufte auf dem Erdboden entſtehen.

Fährtenlaut, Vorlaut, Fr. le Limier aboie en quêtant. Heißt vom Jagdhund, wenn er zu hitzig iſt, und laut wird, ehe er das Thier aus ſeinem Lager bringt, und auch wohl gar auf der Rückfährte jagt.

Falke, Lat. Falco. Die Falken machen die zweite Gattung der Raubvögel aus. Als Kennzeichen derſelben

iſt ihr Schnabel hakenförmig und an der Wurzel mit einer Wachshaut verſehen; der Kopf iſt dicht mit Federn beſetzt; die Zunge iſt geſpalten.

Die hierher gehörigen Vögel haben theils befiederte theils bloße Füße; erſtere nennt man insbeſondere Adler, und letztere Falken und Habichte. Die Farbe der Füße kömmt mehrentheils mit der Wachshaut überein. Sie fliegen überaus hoch, haben ein außerordentlich ſcharfes Geſicht, nähren ſich faſt bloß von lebendigen Thieren, auf welche ſie wie ein Pfeil ſchießen, freſſen bloß im Hunger, den ſie doch lange erdulden können, Aas, und horſten meiſt auf hohen Felſen oder hohen Bäumen. Das Weibchen iſt größer und ſchöner als das Männchen. Die Farbe ändert ſich nach ihrem Alter ſehr ab, und man darf vor dem dritten Jahre auf keine merkliche Feſtigkeit derſelben rechnen. Vor dieſer Zeit pflanzen ſie ſich auch nicht fort. Die Begattungszeit ausgenommen leben ſie faſt alle zerſtreut, einſam, und jeder geht ſeinen Geſchäften allein für ſich nach.

Wegen obiger auffallender Verſchiedenheit unter ihnen werden ſie in zwei Familien getheilt. Zu der erſten Familie, nämlich den Falken von vorzüglicher Größe mit befiederten Füßen, oder Adlern (Aquilae) gehören: der Goldadler, der gemeine auch Stock- oder Steinadler (ſ. Adler), der Seeadler, der Fiſchadler, der Schreier, der rauchbeinige Falke, der Fiſchaar und der weißköpfige Adler.

Zu der zweiten Familie, nämlich den Falken mit bloſſen Füßen, oder eigentlichen Falken (Falcones) werden gezählet: der Buſſard, die Gabelweihe, die Roſtweihe, die Halbweihe, der blaue Habicht (ſ. Bleifalke), die ſchwarze Hühnerweihe, die braune Hühnerweihe, der Brandfalke, der Wespenfalke, der Stockfalke, der edle Falke, die Lanette, der Sakerfalke, der Wanderfalke, der Blaufuß, der Geierfalke, der Thurmfalke, der große und gemeine Baumfalke, der Sperber und der Merlin.

Sonach iſt der Name Falke in der Naturgeſchichte ein Gattungsname für viele Raubvögel; im gemeinen Leben aber und in der Jäger- und Falkenierſprache werden nur diejenigen Raubvögel darunter verſtanden, welche ſich zur ſogenannten Baize (ſ. Falkenjagd) abrichten laſſen.

Falkenbaize, ſ. Falkenjagd.

Falkenhaube, ſiehe Falkenkappe.

Falkenhof, Fr. Fauconnerie. Wird das Haus mit dem dazu gehörigen Hofe genannt, wo die zur Baize abgerichteten Falken aufbehalten werden, und worin auch alle zur Falkenjagd gehörige Perſonen wohnen.

Falkenjagd, Falkenbaize, auch Vogelbaize, Fr. Fauconnerie; Vol, Chaſſe de Faucon. Iſt ein in großen Ebenen beſonderes Jagdvergnügen großer Herren, wo mit verſchiedenen Arten von gezähmten und abgerichteten Raubvögeln, die man mit dem gemeinſchaftlichen Namen der Falken belegt, nach dem Willen des Falkenierers in freier Luft andere Vögel, oder auch Thiere gefangen werden. Dieſe Jagd wird im Orient ſchon ſeit den älteſten Zeiten, beſonders auf die Gazellen, getrieben, iſt vielleicht in Scithien erfunden worden, und von da aus in die nördlichen Theile von Europa übergegangen. In Europa iſt ſie aber gewiß erſt ſeit dem achten Jahrhunderte üblich, denn man kann keine Nachricht auffinden, daß vor dem Sächſiſchen Monarchen, Ethelbert, welcher im Jahr 760 ſtarb, Falken zum Vergnügen abgerichtet worden wären. Dieſer ſchrieb an den Biſchof Bonifacius von Mainz um ein paar Falken, welche auf Kranniche ſtießen.

Das weſentlichſte Erforderniß zu einer ſolchen Jagd iſt ſonach ein guter und wohlabgerichteter Falke, wozu am häufigſten der edle Falke (Falco gentilis) gewählet wird. Zu einem guten Falken verlangt man in der Falkenierkunſt, daß er einen runden Kopf, einen dicken Schnabel, einen langen Hals, eine nervige, ſtarke Bruſt, breite Oberflügel, lange Schenkel, kurze Beine, breite Füße (Hände) ſchmale, lange, an den Gelenken recht nervige Zehen (Finger), derbe krumme Krallen (Fänger) und lange Flügel habe, und ein ſehr ſicheres Merkmal ſeiner Güte iſt, wenn er dem Winde gut entgegen ſtrebt, oder ſich ſteif und feſt auf der Hand hält, wenn er dem Winde entgegen geſtellt wird. Auf die Farbe des Gefieders und der Füße kömmt nicht ſo viel an, als die Falkeniere gewöhnlich vorgeben. Wenn man einen jungen Falken kauft, ſo ſieht man vorzüglich darauf, ob er auf der Fauſt ſchwer iſt; ferner, ob er reine Augen, Ohren, Rachen und Füße hat, ob alle Federn im Flügel und Schwanze da ſind, und ob keine verletzt iſt, und zuletzt, ob er recht gefräßig iſt.

Zum Abrichten ſchicken ſich diejenigen Falken, die jung aus dem Neſte genommen werden, am beſten, und es finden ſich in den tiefern gebirgigten Gegenden, wo ſie nicht zu ſelten ſind, immer Leute dazu, die ſie mit großer Gefahr aufſuchen, ſie alsdann abrichten und theuer verkaufen. Haben ſie erſt das folgende Frühjahr erlebt und ein Alter von 9 bis 10 Monaten erreicht, ſo ſind ſie ſchon zu ſehr an ihre Freiheit gewöhnt, und werden ſchwer zahm und folgſam.

Wenn man die jungen Falken aufziehen will, ſo muß man ihnen allzeit friſches Blut von Tauben und Waldvögeln geben, und zwar ſolches, welches nicht über einen Tag alt iſt. Verſäumt man dieß, ſo werden ſie zwar nicht ſterben, aber doch durch dieſe plötzliche Veränderung des Futters an ihrem Wachsthum und Stärke verlieren. Man darf ſie aber auch niemals überladen; denn dieß würde ſie ebenfalls ſchwächen. Vor dem neunten Monate läßt man ſie nicht gern auf der Hand ſitzen. Will man ſie aber dazu gewöhnen, ſo muß man ſie erſt auf Stangen und Baumzweigen ſitzen lehren. Hierauf werden ſie durch anhaltendes Wachen zum Haubentragen, und zuletzt diejenigen Thiere (das Weidwerk) anzugreifen gewöhnt, die man mit ihnen zu jagen wünſcht.

Das erſte, was man bei der Zähmung und Abrichtung eines Falken zu thun nöthig hat, iſt, ihm die Luſt zum Entfliehen zu benehmen. Hierzu bedient man ſich folgenden Mittels: Man ſetzt ihn in einen hölzernen Reif, der an einer Schnur frei aufgehangen iſt, damit er beweglich bleibt. Sobald man merkt, daß der Vogel ſchlafen will, wird der Reif angeſtoßen, und er dadurch genöthiget, ſich feſt anzuhalten, und immer zu wachen. In dieſer Abſicht wechſeln etliche Jäger mit einander ab, und machen, daß er in 3 Tagen und 3 Nächten nicht ſchlafen kann. Dieß gewaltſame Wachen bewirkt bei ihm eine gänzliche Verrücktheit, nämlich er erinnert ſich nicht mehr ſeiner vorigen Freiheit, noch der Lebensart, die er ſonſt geführt hat, oder in welcher er ſonſt iſt erzogen worden. In ſeinem Kopfe ſcheint nun die größte Dunkelheit zu herrſchen; er läßt ſich alsdann nach Gefallen behandeln, verlangt ſeine verlohrne Freiheit nicht mehr, und kommt gern zu dem Jäger zurück, der ihm ſein Futter reicht.

Nur die nöthigſte und vorzüglichſte Gewohnheit iſt ihm von ſeinem alten Zuſtande noch übrig, nämlich die Begierde, ſich gern hoch in die Luft zu ſchwingen. Dieſe äußert ſich unaufhörlich an ihm, daher er auch mit Feſſeln, welche ihm um die Füße geſchlungen ſind, feſt gehalten wird. Kurz- oder Wurffeſſeln nämlich müſſen eine Spanne lang, und aus gutem Hirſchleder, an einem Ende eines Fingers, am andern aber weniger breit, geſchnitten ſeyn. Einen ſolchen Riemen ſchlägt man am breiten Ende zweimal um, ſticht mit einem Sattlerpfriemen ein Loch durch den umgeſchlagenen Theil, und zieht alsdenn das ſchmale Ende durch dieſes Loch; doch muß das Umgeſchlagene nur ſo dicht ſeyn, daß dadurch des Vogels Fänger über dem Gelenke der Finger gerade Platz habe. Alsdann ſticht man zwiſchen das Umgeſchlagene hinein, zieht es etwas auf, daß die Klauen durchgehen, und hierauf wird wieder an dem dünnen Theile des Fängers der ſchmale Theil von dem Riemen feſt angezogen. So wird es an beiden Fängern des Falken gemacht.

Hierzu wird nun ferner ein Wirbel verfertigt, welches zwei Ringe wie ein ſtarker Drath ſind, daß kaum ein kleiner Finger durchgeſteckt werden kann. Dieſe zwei Ringe aber ſind mit einem Wirbel an einander gemacht, daß ſie ſich leicht herum drehen, da denn an einem Ring die Kurzfeſſeln eingeſchleift werden, an den andern aber die Langfeſſeln kommen, welche gleichfalls von guter Hirſchhaut und einen kleinen Finger breit, aber zwei Spannen lang, geſchnitten ſind. Dieſe Riemen, woran die Wurfriemen befeſtiget werden, heiſſen bei den Falkenierern das Geſchühe, und ein einzelner Riemen dieſer Art ein Falkenſchuh. Es werden daran zugleich zwei hellklingende Schellen befeſtigt, damit man den Vogel, wenn er ſich etwa verfliegen, oder vom Kampf ermüdet, in einen Baum fallen ſollte, hören, finden, und losmachen könne. — An den Wurfriemen hält man ihn mit der Hand; wenn er aber ſteigen ſoll, wird der Wurfriemen vom Schuh abgezogen, um ihn ledig zu laſſen.

Weil es aber dennoch ſehr beſchwerlich ſeyn würde, denſelben bei ſeinem unaufhörlichen Beſtreben zum Auffliegen beſtändig auf der Fauſt zu tragen, ſo ſtreift man ihm

eine Haube von Leder (ſ. Falkenkappe) über den Kopf, welche ihm die Augen bedeckt.

Wenn der Vogel verkappt und gefeſſelt iſt, ſetzt man ihn erſt einen Tag auf die Erde in einer Kammer, oder legt ihm auch wohl eine Stange auf den Boden, und er wird, ſo lange er die Kappe auf hat, ſtille ſitzen. Den andern Tag zieht man einen ſtarken ledernen Handſchuh an die linke Hand (auf dieſer wird er gewöhnlich getragen), geht zu ſeinem Vogel, und ſchleift zuvor den einen Langfeſſel an die Stülpe des Handſchuhs, faßt ihn alsdann an der Kurzfeſſel, und hebt ihn auf die Fauſt, wobei man die Finger in die Hand hineinlegen und beſtändig ſo halten muß. Wenn nun der Vogel auf der Fauſt ſtehet, trägt man ihn etliche Stunden herum, zieht alsdann die Kappe mittelſt der Riemen auf, und nimmt ſie ihm leiſe ab.

Es iſt natürlich, daß er ſich dabei wild umſieht, daher redet man ihm zu: O ho! Männchen! pfeift auch dabei, daß er es gewohnt wird. Will er aber gleich fort, oder fliegt oft von der Fauſt, ſo muß man ihn kürzer faſſen, und ihn ſo an der Hand wenden, bis er nach und nach aufſitzen lernt. Wollte er jedoch ſich noch nicht bequemen aufzuſitzen, ſo verkappt man ihn wieder, klopft und ſtreichelt ihn ſanft mit einer Feder, um ihm ſeine Unruhe zu benehmen, und ſetzt ihn auf eine Stange, welche ſo frei an einem Orte in der Kammer angebracht ſeyn muß, daß, wenn er ja herab fiel, er mit den Flügeln nicht an die Wand ſchlage, und dadurch die Schwungfedern zerſtoße. Den dritten Tag nimmt man ihn, wie oben, auf die Fauſt, kappt ihn ab, und probirt, ob er freſſen (kröpfen) will, hält ihm ein Stück von einer Taube, der die Haut mit den Federn etwas abgezogen iſt, vor die Fauſt und unten an die Fänger, ſpricht ihm zu: Rupf an, Männchen! ſtreicht ihn auch leiſe mit einer langen Feder, damit ihm ſeine Federn recht glatt an und gleich liegen. Will er nun noch nicht kröpfen, ſo ſetzt man ihn, nachdem man ihn vorher etliche Stunden getragen hat, verkappt wieder auf die Stange.

Mancher hartnäckige und furchtſame Vogel ſitzt wohl 4 bis 5 Tage, ehe er auf der Fauſt zu kröpfen ſich getrauet; daher muß man ihn den Tag über fleißig tragen, damit er dieß gewohnt werde, und ihm was beſonderes hinwerfen.

Ihn von ſelbſt kröpfen zu laſſen, taugt nicht, es ſey denn, daß er überaus hartnäckig wäre und man befürchten müßte, er möchte gar zu ſchwach werden, da man ihm denn wohl, indem man ihn in einer Kammer auf der Erde angefeſſelt hat, etwas hingeben kann. Wenn er auf der Hand zu freſſen gewohnt iſt, ſo darf man ihm alle Tage nur einmal Tauben oder Rindfleiſch, das nicht zu fett iſt, oder vom Herze des Rind- und Schafviehes, welches er beſonders gern frißt, geben. Will man ihn noch ſparſamer behandeln, ſo ſchießt man Krähen, und giebt ihm die Brüſte und das derbe Fleiſch davon zu freſſen.

Wenn nunmehr der Falke in etlichen Tagen ruhig auf der Fauſt freſſen gelernt hat, ſo fängt man an, ihn abzutragen oder abzurichten. Man ſetzt ihn, wenn man ihn von der Stange auf die Fauſt genommen und abgekappt, auch vorher ein paar Stunden getragen hat, in einer Kammer auf eine Stuhllehne, behält aber den Langfeſſel an den Handſchuh gebunden, nimmt dasjenige, womit man ihn ätzen will, in die Fauſt und auf den Handſchuh, ruft ihm zu, und hält ihm den Fraß vor, ſo daß er von dem Stuhle auf die Fauſt und zu ſeinem Fraße ſpringen kann, giebt es ihm aber anders nicht, als daß er ſich bemühen muß, darauf zu ſpringen. Thut er dieſes, ſo tritt man den andern Tag, nachdem man ihn vorher getragen hat, wieder weiter von ihm, wenn er freſſen ſoll, ſo daß er ſchon darnach fliegen muß. Hat er ſich nun ein paar Tage hinter einander auch hierzu bequemt, daß er allemal nach der Fauſt fliegt, aufſitzt und frißt, ſo zieht man ihm gemächlich den Fraß weg, ſetzt ihn wieder hin, und läßt ihn jederzeit etwas nehmen, welches etlichemal ſo hinter einander gethan wird. Zuletzt wird ihm auch ſatt gegeben. Wenn man ihm alsdann den andern Tag wieder etwas geben will, trägt man ihn erſt ein paar Stunden, und geht mit ihm ins Freie, macht die Langfeſſel vom Handſchuh los, und bindet einen langen Bindfaden daran, ſetzt ihn von der Fauſt ab, tritt 40 bis 50 Schritte weit von ihm, und ruft ihm zu: Ho, Männchen! pfeift auch wohl, und hält die Fauſt mit einer todten Taube vor ſich in die Höhe; ſo muß er gezogen kommen und ſich auf die Fauſt ſetzen. Alsdann aber bringt man unvermerkt die Taube weg, ſetzt ihn wieder ab, läßt ihn noch

ein⸗ oder zweimal ſo kommen, und giebt ihm nach und nach ſatt. Hierauf übt man ihn noch etliche Tage auf dieſe Art, doch ſo, daß er etwas weiter kommen muß. Weil man ihm aber nicht recht trauen darf, ſo muß allemal ein Bindfaden angemacht werden, um ihn, wenn er ja allenfalls durchgehen wollte, damit zurückzuhalten.

Wenn er nun recht locke und gut werden ſoll, ſo muß man die völlige Arbeit mit ihm vornehmen. Man nimmt ihn nämlich einen Tag auf die Fauſt, und trägt ihn den ganzen Tag, giebt ihm aber ſowohl des Tages über, als auch die folgende Nacht hindurch nichts. Den andern Tag geht man wieder mit ihm ins Freie, macht ihm den langen Bindfaden wieder an die Langfeſſel, und verſucht, ob er fertig kommen will, wenn man ihm ruft, pfeift und die Fauſt zeigt. Sollte er nicht ſogleich kommen wollen, und muckiſch ausſehen, ſo geht man ihm nach und nach etwas näher, damit man ihn nicht gar zu wild mache.

Wenn man den Vogel ins Freie ſetzt, und er auf die Fauſt kommen ſoll, ſo muß man allemal über den Wind treten, weil er gegen denſelben zieht. Merkt man nun an ihm, daß er nicht willig kommt, ſo läßt man ihn zwar etwas freſſen, aber nicht recht ſatt, damit er nicht gar von Kräften kommen möge, und giebt ihm auch etwas Gewölle mit ein, nämlich ſogenannte Falkenpillen.

So behält man auch den Falken wieder auf der Fauſt, und wachet auf gleiche Art die andere Nacht mit ihm, worauf er des folgenden Tages ſchon fertiger kommen wird. Wäre es aber nicht, ſo läßt man ihn ſehr wenig kröppen, und die dritte Nacht auch noch wachen, da er ſich dann gewiß beſſer bequemen wird, nach dem Rufe zu kommen. Wenn er nun ſo an einem langen Bindfaden jederzeit kömmt, ſo nimmt man ihm in der Folge denſelben ab, da er ſodann frei bloß mit den Feſſeln kommen muß. Hierbei muß man auch in Acht nehmen, daß, wenn man den Falken hinſetzt, und ruft, da er gemeiniglich nahe an der Erde hergezogen kömmt, und ſich erſt nahe an der Fauſt, und darauf erhebt, man die Fauſt ſteif von ſich geſtreckt halten, und nicht, wenn der Vogel aufſitzen will, wegrucken muß, weil er ſonſt neben der Fauſt wegzieht. Sollte er dieſes thun, und auf einen Baum ſich ſetzen, ſo muß man nicht zu nahe unter ſei-

bigen ſtehen, weil er ſo gerade herunter nicht auf die Fauſt kommen kann.

Wenn nun der Falke einmal gut abgetragen iſt, ſo bleibt er es auch. Man muß ihn aber alle Tage, wenn man ihm zu kröpfen geben will, hinaus ins Freie ſetzen, und auf die Fauſt rufen. Auſſerdem iſt noch bei Abtragung des Vogels zu beobachten, daß man allemal Hunde bei ſich herum laufen laſſe, damit er ſolche gewohnt werde.

Wollte man nun z. B. mit dem Falken Rebhühner baitzen, ſo giebt man ihm des Tages vorher nicht allzuviel zu kröpfen, und dabei dennoch die Falkenpillen, damit er recht hungrig und begierig werde. Alsdann ziehet man zum Baitzen aus, verkappt den Vogel, nimmt ihn auf die Fauſt, ſuchet mit einem guten vorſtehenden Hühnerhunde ein Volk Hühner auf, und ſprenget ſelbige aus einander. Wenn ſie nun einzeln liegen, läßt man den Hund ein Huhn nach dem andern wieder ſuchen. Sobald der Hund ſtehet, ſo muß die Kappe am Falken ſchon hinten aufgezogen ſeyn, worauf man den Hund das Huhn ſprengen läßt, und den Vogel daran wirft, nachdem man ihm vorher die Langfeſſeln mit dem Wirbel abgebunden, und zugleich die Kappe abgezogen hat. Wenn der Vogel ſonſt raſch iſt, wird er das Huhn nicht weit fliegen laſſen.

Sollte es aber geſchehen, daß der Vogel fehl ſchlüge, und das Huhn nicht griffe, ſo muß man gleich hinter drein jagen, und eine lebendige Taube bei ſich haben, welcher die langen Schwungfedern ausgezogen ſind. Dieſe Taube läßt man ſofort fliegen, daß ſie der Vogel zu ſehen und zu fangen bekömmt. Möchte er aber gar durchgehen, wenn er den Jäger nicht bald vermerkt, ſo muß man nachjagen, wo man glaubt, daß er etwa möchte aufgebaumet haben, und ihn mit einer lebendigen Taube wieder zu ſich rufen.

In der Falknerei bedient man ſich auch des ſogenannten Federſpiels (ſ. Vorloß), mit welchem der geworfene Falke zurückgelockt wird, damit er, in der Meinung, es ſey ein lebendiges Huhn, oder ein anderer Raub, wieder zu dem Falkenierer zurückkehre.

Auf dieſe angezeigte Art kann man auch Haſen, Faſanen, Enten, Krähen, Reiher und dergl. baizen. Jedoch

gehört dazu viel Fleiß, und mehrere Falken oder Vögel; auch muß der Vogel auf dasjenige, was er baitzen ſoll, beſonders abgerichtet ſeyn.

Um den Falken zum Haſenfang abzurichten, ſtopft man ein Haſenfell ſo aus, daß es einem lebendigen Haſen gleich ſieht, bindet an denſelben eine lange Leine, und läßt jemanden damit ſo ſchnell er kann im Felde laufen. Dieß läßt man den Vogel, der dazu abgerichtet werden ſoll, etlichemal ſehen, und locket und ſpeiſet (ätzet) ihn einige Tage mit einem angenehmen Fraß auf dieſer Haut. Wenn er ſie kennen gelernt hat, muß man ſie ihm ſo zeigen, daß ſie von einem ſchnellen Pferde an einer langen Schnur gezogen werde, ſo daß das Pferd bisweilen ſtille ſtehe. Endlich muß man ihn mit einem Kaninchen ſpeiſen, damit der Vogel glaube, er freſſe von einem Haſen.

Andere nehmen ein großes Kaninchen, binden demſelben zwei Hühnerſchenkel an den Hals, und laſſen daſſelbe dem Vogel auf einer Wieſe ſehen, jedoch ſo, daß das Kaninchen ſowohl als der Vogel, an einer Schnur gebunden ſey, damit, wenn ſie einander anſichtig werden, der Vogel nicht ſo ſehr davor erſchrecke. Man läßt ſie alſo zuſammen, und ſpeiſet den Vogel mit den von des Kaninchens Halſe abgenommenen Schenkeln, bis er dieß etlichemal verſucht hat und darauf hitzig wird; alsdann läßt man ihn los, damit er das Kaninchen fälle, und giebt ihm von demſelben ein Bein und etwas von den Eingeweiden zu freſſen.

Will man die Falken auf größeres Weidwerk, z. B. Trappen, Reiher und dergl. zu ſtoßen gewöhnen, ſo muß man ſie mit lebendigen Vögeln, welche denenjenigen, die man baizen will, ähnlich ſind, z. B. mit Truthühnern, Gänſen, auch wohl mit jungen Reihern, wenn man ſie haben kann, ätzen.

Die Vögel, welche man den Falken zur Uebung vorbringt, kann man, damit man ſolche mehrmalen brauchen könne, dadurch beim Leben erhalten, wenn man ihren Hals mit geſchmeidigem Leder bekleidet, und ſobald ſie der Vogel angegriffen hat, ihm ſogleich die Haube aufſetzt, und eine gemeine Henne in die Hände giebt, damit er glaube, es ſey das gefangene Wildpret.

Die Perſer, welche ſich auf die Abrichtung der Baizvögel ſehr gut verſtehen, gewöhnen die Falken, auf alle Arten von Vögeln zu ſtoßen. In dieſer Abſicht wählen ſie Kranniche und andere Vögel, welche ſie, nachdem ſie ihnen vorher die Augen verbunden haben, frei herumlaufen laſſen. Sobald ſie hernach dem Falken ſeine Freiheit geben, oder ihm zu ſteigen erlauben, iſt es ihm ein leichtes, dieſe Vögel zu ſchlagen. Sie haben ſogar Falken zur Gemſen- und Gazellenjagd, welche ſie auf folgende Art abrichten, und welches man vielleicht auf Rehe und junge Hirſche nachahmen könnte: Sie nehmen ausgeſtopfte Gazellen, und legen für die Falken beſtändig etwas zu freſſen auf die Naſe dieſer künſtlichen Thiere. Die auf dieſe Art abgerichteten Falken werden alsdann auf das freie Feld gebracht. Entdecken hier die Falkenierer eine Gazelle, ſo laſſen ſie zwei dieſer Vögel ſteigen, wovon der eine ſogleich auf die Naſe der Gazelle herabſtößt, und mit Schnabel und Fängern derb auf das Thier loshackt. Die Gazelle ſteht alsdann ſtille und ſchüttelt aus allen Kräften, um ſich von dieſem Ueberfalle zu befreien. Der Falke ſchlägt mit ſeinen Flügeln, um ſich feſt und im Gleichgewicht zu halten, wodurch die Gazelle noch mehr vom Laufen abgehalten, zugleich aber auch verhindert wird, vor ſich zu ſehen. Wenn ſie ſich endlich mit vieler Mühe vom erſten Falken befreit hat, ſtößt ſogleich der andere, in der Luft ſchwebende, herab, und ſetzt ſich auf die Stelle des vorigen, der ſich nun wieder in die Luft ſchwinget, um ſeinen Kameraden gleichfalls wieder abzulöſen, wenn er abgeſchüttelt worden. Auf dieſe Art halten ſie den Lauf der Gazellen ſo ſehr auf, daß die Hunde hinlängliche Zeit gewinnen, ſie einzuholen.

Es pflegen auch die Perſer die Falken zur Jagd des Rothwildprets abzurichten, und zwar auf folgende Art: Sie ſtopfen ein dergleichen Thier mit Stroh aus, und befeſtigen allemal das Fleiſch, welches die Falken freſſen ſollen, auf den Kopf des ausgeſtopften Thieres, welches auf einer Maſchine mit 4 Rädern bewegt wird, ſo lange der Vogel frißt, um ihn daran zu gewöhnen. Wenn das Wildpret groß iſt, läßt man viele Vögel auf einmal auf daſſelbe jagen, welche daſſelbe, einer nach dem andern, wechſelsweiſe beunruhigen müſſen. Sie bedienen ſich ſogar dieſer Vögel

auf Moräſten und Flüſſen, auf welchen ſie das Wildpret wie die Hunde aufſuchen.

Um einen gut abgetragenen Falken auch ſo lange als möglich zu benutzen, muß man ihn auch geſund zu erhalten ſuchen. Zu ihrer Mauſerzeit, welche zu Ende des Märzes fällt, giebt man ihnen kurz vorher Schaffleiſch in Baumöl genetzt, welches in friſchem Waſſer ein wenig abgeſchlagen worden; ſo oft man ihnen aber friſches giebt, muß man das alte Geäſe wegnehmen, und wenn die Mauſerzeit zu Ende iſt, muß man ſie, ehe man ſie aus dem Zimmer, in welchem ſie dieſe Zeit über eingeſperrt geweſen ſind, herausnimmt, mit einer gelinden Abführung reinigen. Nach der erſten Verwechſelung der Federn nennt man den Vogel vermauſert; diejenigen aber, welche mehr als einmal ſich verneuert haben, heiſſen madrirte Herren.

Ihre vorzüglichſten Krankheiten ſind folgende: Beim Krebs im Hals, an der Zunge, dem Schnabel und dergl. purgirt man ſie mit Taubenmiſt, wenn die Tauben Salz gefreſſen haben; vergehet der Schade nicht, ſo reibt man ihn mit gleichen Theilen gepülvertem Zucker und Schwefel. Kleine Finnen, wie Linſen auf der Zunge löſet man mit einem ſcharfen Meſſer ab, und giebt dem Vogel Fleiſch mit Baumöl und friſcher Butter. Beim Pips wird die Zunge hart und an der Spitze weiß. Man löſt ihn mit einer ſcharfen Nadel, wie bei den Hühnern, und beſtreicht die Stelle mit Roſenöl. Beim Schnupfen giebt man dem Vogel eine Pille von Manna ein, und reicht ihm nur mäßig Futter. Gegen die Raude ſalbt man ihn mit einer Miſchung von armeniſchem Bolus, Eſſig, Drachenblut und Salpeter. Des andern Tages bekömmt er ein Bad von weißem Wein mit Rosmarin angemacht. Will man beim Einkauf wiſſen, ob der Falke mit der fallenden Sucht behaftet ſey, ſo halte man ihm Naphtha unter die Naſe, von deren Geruch er Zuckungen bekömmt. Man brennt ihm dem Kopf bis auf die Hirnſchale, und hält dieß für das einzige Geneſungsmittel. Allein der Vogel wird immer elend bleiben. Hat er kurzen Athem, ſo purgirt man ihn, und giebt ihm junge Vögel, Tauben und Hühner zu freſſen. Das Podagra nennt man, wenn die Füße erhitzt ſind, oder Blattern haben. Blattern ſchneidet man, wenn ſie unten an den Füßen ſind, auf, und über-

haupt wäſcht man die Füße mit ſtarkem Weineſſig. Mit der Schwindſucht wird er beſonders im Herbſt befallen, da er nicht gehörig verdaut und ganz mager wird. Das Fleiſch in Eſelsmilch weicht, iſt gut, auch junge Tauben und Sperlinge. Grieß nennt man, wenn der Miſt in den Gedärmen erhitzt, und feſt, ſteinartig und weiß, wie Kreide wird. Gewöhnlich hilft eine Pille von Manna einer Erbſe groß eine Stunde vor der Fütterung eingegeben.

Hat er zerbrochene Federn, ſo ſchneidet man ſie aus einander, nimmt eine dreiſchneidige Nadel, legt ſie eine Stunde in Eſſig und Salz, damit ſie bald roſte, ſteckt die eine Hälfte in das eine Ende der Feder und die andere in das andere Ende; ſie wird nicht aus einander reiſſen. Iſt eine Flügelfeder im Kiel entzwei und die alte paßt nicht, ſo nimmt man eine andere, beſtreicht ſie mit etwas Leim und ſteckt ſie in den abgeſtutzten hohlen Kiel. — Will man dem Falken einen ganz neuen Schwanz, der Lanierſchwanz heißt, machen, ſo nimmt man eine ſtarke Pappe, ſchneidet ſie durch, daß man den ganzen Schwanz am Steiß damit faſſen kann. Hierauf ſchneidet man den Schwanz bis auf die Kielen ab, und ſetzt andere 12 Schwanzfedern nach der Ordnung, in Hauſenblaſenleim eingetunkt, in dieſelben ein. Sie fallen nicht eher als bis zur Mauſer aus. Auf dieſe Art hat man auch Flügelfedern und zwar zu 8 bis 9 an einem Flügel eingeſetzt, und der Vogel hat ſo gut geflogen, wie vorher.

Zerbrochene Schenkel oder Zehen heilt man, indem man einen fingerdicken Tannen- oder Fichtenzweig ſpaltet, und die Stelle dazwiſchen ſchient, ein Pflaſter von armeniſchem Bolus, Drachenblut und Eiweiß darüber ſchlägt und den Vogel einen ganzen Monat in Ruhe und verbunden hält. Auf gleiche Art hat man ſchon zerbrochene Flügel geſchienet und geheilt. Am Flügel muß man aber die Federn abſchneiden, und den Vogel kann man nicht unter einem Jahre wieder brauchen.

Die beſten Vorbeugungsmittel gegen die meiſten Krankheiten der Falken ſind, daß man ihnen 1) immer einen Kieſelſtein in ihr Behältniß legt, an dem ſie Schnabel und Füße putzen und ſchärfen können; 2) ihnen alle Wochen wenigſtens zweimal Federn zu verſchlucken giebt, und 3)

eben ſo vielmal friſches Blut, und ſollte man ihnen nur zuweilen einen Raben oder eine Dohle vorwerfen.

Falkenier, Falkner, Lat. Accipitrarius, Fr. Fauconnier. Iſt ein Jäger, welcher unter dieſem Prädikat an dem Hofe eines großen Herrn, zum Abrichten der Falken und zur Falkenjagd angeſtellt iſt. Wo viele Falkeniere ſind, iſt ihnen ein Oberfalkenier oder Oberfalkenmeiſter (Fr. Grand-Fauconnier) vorgeſetzt, welches an großen Höfen gewöhnlich eine hohe adeliche Bedienung, wie Oberlandjägermeiſter, iſt. Nach ihm folgen die Falkenmeiſter (Fr. Maitre-Fauconnier, Chef de Vol.)

Falkenierkunſt, Falknerei, Lat. Res accipitraria, Fr. Fauconnerie. Hierunter wird ſowohl die Kunſt, Falken und andere Raubvögel zur Jagd abzurichten, verſtanden, als auch alle zur Falkenjagd gehörige Perſonen, ingleichen auch der Ort, wo dieſe Perſonen mit den abgerichteten Falken wohnen, oder das Falkenierhaus (ſ. Falkenhof)

Falkenkappe, Falkenhaube, Fr. Chaperon. Iſt eine Kappe oder Haube von Leder, womit einem Falken, den man zur Jagd brauchen will, die Augen bedeckt werden, indem man ſie ihm über den Kopf ſtreift. Man muß ſie von einem Sattler oder Riemer ſehr genau machen laſſen. Es muß nämlich von Holz ein Stock wie ein Falken- oder Habichtskopf geſchnitten werden, und wo die Augen ſind, daſelbſt muß der Stock erhabene Hügel haben, damit die Kappe inwendig Höhlen bekomme, in welche die Augen, ohne verletzt zu werden, paſſen. Die Haube ſelbſt wird aus drei Theilen zugeſchnitten. Der obere Theil iſt faſt gerade; nur daß er in der Mitte etwas breiter fällt, die beiden Seitentheile aber werden unten gerade und oben hinauf rund, wie ein halber Mond, geſchnitten. Auf den Seitentheilen werden auch wohl zur Zierrath Sammet- oder feine Tuchläppchen angelegt. Alsdann werden dieſe 3 Theile über den Stock mit einer feinen Stoßnath zuſammengenäht, der Obertheil wird oben ausgeſchnitten, daß der Schnabel durchgeht, und hinten wird in den Obertheil ein Schlitz geſchnitten, darin man 2 Riemen durchzieht, die an dem Ende Knöpfchen haben, damit die Kappe nach Belieben auf- und zugezogen werden kann. Unten herum wird ſie eingefaßt. Dieſe Kappe wird nun dem Falken aufgeſetzt, der

Schnabel durchgeſtochen und hinten zugezogen; ſiehe Falkenjagd.

Falkenpillen, Fr. Cures. Werden Kugeln genannt, welche dem abgerichteten Falken zur Reinigung des Kropfs eingegeben werden. Sie werden bereitet aus Federn, um welche man Fleiſch wickelt, oder man macht Kügelchen aus Werg von Flachs, umwickelt dieſelben mit Fleiſch, und giebt es dem Falken, daß er es mit verſchlucke.

Falkenſchuh, ſ. Langfeſſeln.

Fällen, ſ. Baumfällen.

Fallen. Wird in verſchiedenem Verſtande gebraucht. Man ſagt es von allerhand Schlagbäumen, ſowohl verſchiedene Raubthiere (Fr. Trappe, Attrappe), als auch mancherlei Federwildpret damit zu fangen (Fr. Arbroys). — Fallen, (Fr. ſauter les toiles, un foſſé) heißt es auch vom Hirſch oder Wildpret, wenn ſelbiges über den Zeug kommt, oder über einen Graben ſpringt, da man ſagt: es iſt über den Zeug, oder über einen Graben gefallen. Fallen (Fr. tomber), wird auch geſagt, wenn ein Thier oder eine Sau in ein Garn läuft.

Fallholz, iſt ſo viel als Windbruch.

Falltuch, Schnapptuch, Fr. Toile mouvante qu'on peut hauſſer et baiſſer. Wird ein Tuch genannt, welches bei Jagen mit einem eckigten Lauft unten quer vor geſtellt wird, und in Kloben oder Rollen geht, damit es geſchwind auf- oder niedergezogen werden kann. Sie dienen darzu, daß man, um die Wildbahn nicht zu verderben, das Wildpret wieder hinaus laſſen kann, was nicht todt geſchoſſen werden ſoll.

Fallwildpret, Fr. Gibier qui meurt, qui périt. Hierunter wird alles Wildpret begriffen, welches todt gefunden wird, es mag ſelbiges von Raubthieren, als dem Wolf, Luchs, oder auf eine ander Art, durch Kämpfen, Spießen und Anſchnellen umgekommen ſeyn, ingleichen auch dasjenige, das lahm iſt, oder ſonſt einen Fehler hat. An den meiſten Orten iſt das Fallwildpret ein Accidenz für den Chef der Jägerei, an einigen Orten aber bekömmt der Chef nur die Häute, und der Forſtbediente das Wildpret.

Falzen, ſ. Balzen.

Fangbäume, ſ. Ruthen.

Fänge, Fr. les defenſes; werden bei allen vierfüßigen Raubthieren, dem Wolf und dergl. die großen Spitzzähne genannt, welche ſie in dem Gebiß haben. — Fänge Fr. Griffes, Serres, Avillons; heiſſen aben auch alle Füße oder Klauen der Raubvögel.

Fangeiſen, Fr. épieu, vouge. Iſt ein ſogenannter Schweine-Spieß, der faſt die Geſtalt eines Spondons hat, und aus dem Eiſen und dem Schaft beſteht. Das Eiſen muß ſcharf, ſpitzig und von gutem Stahl ſeyn; der Schaft iſt entweder von Ebereſchenholz, welches in der Saftzeit gekerbet worden, daß Knorren daran verwachſen ſind, oder auch von gutem zähen Birken- oder Buchenholz gemacht. Um ſolche Schäfte werden rothe oder ſchwarze, ſchmale Riemchen gewunden, welche mit gelben oder weißen Zwecken angeheftet ſind, um deſto feſter daran zu halten. Gleich unter dem Eiſen iſt ein Spieß von einem Damhirſch oder Rehbock, in der Breite ſtatt eines Knebels mit dem ledernen Riemchen feſt angebunden, damit ein *anlaufendes* Schwein nicht weiter als bis zu demſelben eindringen kann.

Fangen, Fr. jetter par terre. Sagt man von Raubthieren und Hunden, wenn ſie ſich des Wildprets bemächtigen.

Fanggeben, Fr. donner un coup de couteau au défaut de l'epaule. Heißt, wenn bei einer Jagd ein angeſchoſſener Hirſch mit einem Hirſchfänger geſtochen wird; bei geringen Hirſchen und Wildpret geſchieht es mit dem Genickfänger. — Fanggeben, Fr. tuer la bête d'un coup d'épieu; heißt es auch, wenn wilde Sauen, nämlich ſtarke Sauen oder Hauptſchweine mit dem Fangeiſen, angeſchoſſene geringe Sauen hingegen mit dem Hirſchfänger abgefangen werden.

Fanggeld, Fr. Droit du chaſſeur pour avoir tué des bêtes ſauvages. Iſt ein dem Jäger beſtimmtes Accidenz, welches ihm für das Fangen der Raubthiere ausgeſetzt und faſt in jedem Lande verſchieden iſt. So beträgt nämlich das Fanggeld eines Wolfes an einigen Orten 10, an andern nur 6 Thlr., und bald müſſen die Bälge eingeliefert werden, bald gehören ſie dem Jäger mit als Accidenz.

Fangſtrick, Fr. Lacs. Iſt eine kleine zarte, eines Tobackspfeifenſtiels ſtarke Leine, welche die Jäger aus Vorſorge bei ſich an der Kuppel führen, um nöthigen Falls einen Hund daran führen zu können.

Fangzähne, Fr. Défenſes, Broches. Werden bei den Jagdhunden aller Art ſowohl, als beſonders bei den Hetzhunden, die gekrümmten längern Hundezähne genannt; auch an einigen Orten die Fänge der Raubthiere, die ſie in dem Gebiß haben.

Färben, Verfärben, Fr. le Cerf ou la bête change de poil, elle mue. Sagt man von Hirſchen und Wildpret, wenn ſie im Frühjahr im April die grauen Winterhaare verlieren, und neue bekommen, die entweder gemeinroth oder braunroth oder gelbroth ſind. Im Herbſte, im November, verfärben ſie ſich von neuem, indem ſich die Haare mit neuen verdichten, deren Spitzen ins Weiße oder Gelbweiße fallen, und der Haut ein graues Anſehen geben.

Färberginſter, ſ. unter Ginſter.

Färberpfrieme, ſ. Beſenpfrieme und Ginſter.

Farrenkraut, lat. Filix, Fr. Fougère. Iſt ein Waldgewächs, deſſen Kenntniß dem Forſtwirth zwar nicht nothwendig, doch öfters nützlich iſt; es giebt davon verſchiedene Arten. Die Wurzel iſt verſchieden, dick oder dünne. Einige Wurzeln ſtreichen in der obern Walderde, oder unter dem Mooſe flach aus, andere gehen tiefer, und wuchern eben ſo ſehr um ſich, erheben ſich aber wieder, und treiben oben verſchiedene Schoſſe aus. Der Strunk iſt bei vielen Arten dreieckigt, an dem untern Theile, beſonders bei jungen Pflanzen, mit einigen dürren Schuppen beſetzt, treibt einzeln, oder zu mehrern aus einer Wurzel.

Die Blätter ſind von verſchiedener Geſtalt, zuweilen einfach, ganz oder zerſchnitten, zuweilen auch zuſammengeſetzt, mehr trocken als ſaftig. Sie ſind anfänglich, wenn ſie hervorbrechen, ſchneckenweiſe in einem Knaul gewunden, und dehnen ſich erſt nach und nach aus. Einige Farrenkräuter bringen in ihrer erſten Jugend nur ein Blatt, nach und nach aber 3 hervor, andere aber immer nur 1 oder 2, und wieder andere in dem Verhältniſſe mehrere, in welchem ſie im Alter zunehmen. Die Blüthen ſind unkenntlichen, verbor-

genen Geſchlechts, erſcheinen im Mai, Junius und Julius, bald auf der untern Fläche der Blätter, an deren Nerven oder Rändern, und bilden Linien, Flecken oder Erhabenheiten, bald auf beſondern Stielen, und bilden Aehren von verſchiener Geſtalt. Die Frucht iſt ein Knöpfchen, in welchem ein oder mehrere, ſehr feine, dem Staube ähnliche, Saamen liegen, reifet bei einigen Arten ſchon im Junius, bei andern im Auguſt und September.

Die Farrenkräuter lieben vorzüglich das Moos, oder die aus demſelben entſtandene ſehr feine Erde, und bald eine ſchattige, niedrige, bald eine freie erhabene Lage, einige weichere Arten insbeſondere, warme Ebenen, oder ſüdliche Bergwände, und einen gemäßigten Boden, andere eine fette Walderde, die härtern und größern aber, theils feuchten Boden und ſchattige Gebüſche, theils friſchen Sandboden und trockene Heide.

Die Saamen gehen in der gröbern Erde nicht auf. Wo die Farrenkräuter aber ſchon einmal da ſind, pflanzen ſie ſich durch den Saamen und den ſtarken Ausſchlag von der Wurzel ſehr häufig fort, zum Schaden des jungen Anflugs, den ſie unter ſich nicht aufkommen laſſen. Noch hat man kein ſicheres Mittel, dieſes ſchädliche Forſtunkraut auszurotten. Indeſſen glaubt man, daß es zuverläßig möchte getilgt werden, wenn man es etliche Jahre hinter einander im Mai und Junius abhiebe. Am rathſamſten iſt in Oertern, die mit Farrenkräutern überzogen ſind, das Laubholz noch in der Zeit, wo es am Stocke ausſchlägt, fällen zu laſſen, weil die nachher austreibenden Lohden das Unkraut ſchnell überwachſen, und auszugehen zwingen.

Die Farrenkräuter ſind überhaupt von geringem Nutzen, doch die größern und härtern immer noch von einem größern als die kleinern und weichern, welche faſt nur allein den Rehen zur Aeſung dienen, höchſtens noch in lichten Oertern, und auf Blößen, dem jungen Holze Schutz gegen Hitze, und Feuchtigkeit geben. Die größern Arten laſſen ſich überhaupt zur Feuerung, auch zur Streu benutzen, und geben, langſam verbrannt, viele und gute Aſche. Insbeſondere läßt ſich die Adlerſaumfarre (Pteris aquilina, Linn.) mit dreifach zuſammengeſetzten Blättern, und gefiederten Blättchen, zur Feuerung in Ziegelöfen, auch zur Gerberei nütz-

lich gebrauchen, und giebt, verbrannt, viele und gute Aſche, die beſonders zum Glasmachen empfohlen zu werden verdient. Die gemeine Farre (Polypodium filix mas, L.) und die große Waldfarre (Polypodium filix foemina, L.) beide mit doppelt gefiederten Blättern, und ſpitzigen, in Querſtücke zertheilten Blättchen, ſollen im Nothfalle eine gedeihliche Nahrung für Rindvieh, Pferde, Ziegen und Schafe ſeyn, auch zur Gerberei dienen, und die Aſche von dem verbrannten viel Laugenſalz enthalten. Die Spitzfarre (Polypodium aculeatum, L.) mit doppelt gefiederten Blättern und mondförmigen Blättchen, giebt, verbrannt, eine Aſche, aus welcher man in England mit gemeiner Lauge Kugeln macht, die getrocknet, wie Seife zum Waſchen dienen; läßt ſich auch zur Gerberei gebrauchen.

Faſan, Lat. Phaſianus. Iſt eigentlich eine Gattung Hausvögel, zu welcher 4 Arten gehören: 1) das gemeine Haushuhn; 2) der gemeine Faſan; 3) der Goldfaſan, und 4) der Silberfaſan. Die Beſchreibung der erſtern Art wird als unnöthig für den Jäger übergangen, und hier ſoll nur von dem gemeinen Faſan die Rede ſeyn; von den übrigen beiden wird unter ihren eigenen Artikeln gehandelt werden.

Der gemeine Faſan, Lat. Phaſianus Colchicus, Linn. Fr. le Faiſan, Buff. Engl. the common Pheaſant; heißt auch: Phaſan, Faſanenvogel. Als Kennzeichen dieſer Art ſind die Wangen mit Wärzchen und einzeln Federn beſetzt, und der Schwanz iſt keilförmig. Der Faſan hat ohngefähr die Größe eines Haushahns, und die Dicke eines Kapauns, und trägt ſich faſt wie ein Pfau. Seine Länge iſt vom Kopf bis zur Schwanzſpitze 3 Fuß 6 Zoll; der Schwanz iſt 2 Fuß lang, und die Flügel klaftern 2 Fuß 10 Zoll, reichen aber zuſammengelegt nur auf den Anfang des Schwanzes.

Der Schnabel iſt 1½ Zoll lang, an beiden Kiefern etwas hakenförmig gekrümmt, die Naſenlöcher länglich unter Naſenhügeln verborgen, die Haut um die Augen purpurroth, und der Augenſtern gelb; die Füße, Zehen und Klauen ſind graubraun, die geſchuppten Beine 4 Zoll hoch, die Mittelzehe 3 Zoll, die hintere 1 Zoll lang, über letzterer iſt ein kurzer ſtumpfer Sporn; die Vorderzehen ſind

mit einer größern Zwiſchenhaut als bei andern Hühnerarten verbunden. Die Backen ſind kahl, und mit hochrothen Fleiſchwärzchen beſetzt. Ueber den Ohren ſtehen ſchwarze, goldgrünglänzende Federbüſchel, die ſich zur Falzzeit an den Seiten des Kopfs erheben. An dem untern Ohrwinkel ſtehen einige ſchwarze Federn, die länger als die übrigen ſind. Die Federn des Halſes ſind an der Spitze herzförmig ausgeſchweift, desgleichen auch die Bürzelfedern. Die obern Deckfedern des Schwanzes zerſplittern ſich aber gleichſam in Faſern. Die Schwungfedern ſind bauchig und kurz, die 18 Schwanzfedern ſichelförmig und der ganze Schwanz keilförmig.

Der Kopf und Oberhals iſt dunkelblau, grün- und purpurglänzend; der Unterhals, die Bruſt, der Bauch und die Seiten ſind bräunlich gelbroth; der Hinterhals mit ſchwarzen grünglänzenden Flecken am Ende der Federn, der Unterleib purpurglänzend, mit ſchwarzer violettglänzender Einfaſſung, der untere Theil des Bauchs und die Afterfedern ſchwarzbraun, die letztern hochrothbraun gerändet, der Rücken und die kleinen Deckfedern der Flügel rothbraun mit einem Purpurglanze, in der Mitte der Federn ein ſchwarzer Fleck, der durch ein röthlichweißes Band getrennt und grünglänzend iſt; die größern Deckfedern der Flügel olivengrau, rothbraunglänzend und gerändet, in der Mitte ſchwarz und röthlichweiß gefleckt, der Bürzel rothbraun, am Rande grünglänzend, die Schwungfedern graubraun mit gelblichweißen Flecken, der Schwanz olivengrau, braunroth gerändet, die 12 mittlern Federn mit ſchwarzen Querſtrichen durchſchnitten, und alle, die 2 mittelſten ausgenommen, ſchwarz beſpritzt.

Die Faſanenhenne iſt kleiner und unanſehnlicher als der Faſanenhahn; ihre Federn ſind einfarbiger und weniger glänzend, der kahle Ring um die Augen enger, und mit kleinen fleiſchigen hellrothen Warzen bedeckt, der Kopf und Hals ſchwarzbraun, rothgrau eingefaßt, der übrige Oberleib ſchwarzbraun, jede Feder mit einem rothgrauen und weißgrauen Rande, der Vorder- und Seitenhals weißgrau und ſchwarz bandirt, die Bruſt und der übrige Unterleib röthlich aſchfarben gewäſſert, die Flügel dunkelbraun, roſtgelb geſtreift, gewellt und gefleckt, der Schwanz kürzer

und rothgrau. Auch im äußerlichen Anſtande iſt ein Unterſchied. Der Hahn trägt den Körper mehr aufrecht, den Schwanz gerade ausgeſtreckt, und hebt den Hals ſtolz in die Höhe, wie ein Pfau. Die Henne hingegen zieht den Hals ein und beugt den Schwanz niedriger.

So wild und ſcheu der Faſan iſt, ſo einfältig iſt er, daß er in Netze, Schlingen oder andere Fallen blindlings geht. Er läuft viel hurtiger als ein Haushuhn, und fliegt nicht leicht, auch nicht eher auf, als wenn er plötzlich aufgejagt wird, oder wenn er wegen feuchten Graſes oder einer andern dringenden Urſache ſeinen Stand geſchwinder verwechſeln will, und dann geſchieht es allemal mit einem großen Geräuſche. Das unangenehme Geſchrei des Hahns hält ohngefähr den Mittelton zwiſchen dem Geſchrei des Pfauen und des Perlhuhns. Das Weibchen ſchreit aber viel weniger und ſchwächer. Er lebt ohngefähr 6 bis 10 Jahre.

Das Vaterland des Faſans iſt eigentlich die Türkei, und vorzüglich hielt er ſich bei dem Fluſſe Phaſis in der vor Alters genannten Provinz Colchis (jetzt Georgien) auf, wovon auch der Name: Phaſianus Colchicus herrührt. Jetzt trifft man ihn aber faſt in ganz Europa an, entweder wild in den Wäldern, oder geheegt in den Menagerien, ſo wie er auch in manchen Provinzen Deutſchlands in großer Anzahl gefunden wird.

Die gemeinen Faſanen lieben das Buſchholz, die Wieſen, Auen, Feldſträucher, altes Schilfgras, Gegenden, wo ſich Waizen, Gerſten, Wicken, Welſchkorn und allerhand kleine Sämereien, Kohlgärten und Weinberge, Wachholderſträucher, kleiner ſtachlichter Ginſter und Brombeerſträucher befinden, wovon ſie ihre Nahrung nehmen. Sie freſſen gern Miſpeln, allerhand Beeren, Johannisbeeren, Hollunderbeeren, vorzüglich Kellerhalsbeeren, Schnecken, Würmer, Ameiſen, Käfer und andere Inſekten, junge Kröten, rühren aber die Fröſche und Eidechſen nicht an. Auch ſauere Kräuter, als Pimpinelle, Kreſſe, Löffelkraut und Savoyerkohl lieben ſie.

Sie fliehen nicht nur das ganze Jahr über Menſchen und Thiere, ſondern auch ſich ſelbſt unter einander, und nur zur Paarungszeit (im März und April) kommen ſie zu-

ſammen. Alsdann ſind ſie leicht in Wäldern anzutreffen, und verrathen ſich durch ihr weit tönendes Flügelklatſchen, das ſie im Flug ſitzend von ſich hören laſſen. Ob ſie gleich keine Zugvögel ſind, ſo hat man doch, um ſie zuſammen zu halten, für gut gefunden, ſie in dazu angelegten Gärten zu erziehen, weil die Hähne beſtändig im Streit leben, zur Paarungszeit beſonders ſehr eiferſüchtig ſind, daher gern weg ziehen, und ihre Hennen mitnehmen. S. Faſanerie, Faſanengarten und Faſanengehäge. Von den Faſanen und Hofhühnern laſſen ſich Baſtarde erziehen; ſ. Faſanenbaſtarde. Auch können Privatperſonen, ohne eine eigene Faſanerie anzulegen, auf folgende Art Faſanen für ihren Tiſch ziehen.

Man ſucht auf irgend eine erlaubte Art Faſaneneier zu erhalten, wovon man eine beſtimmte Anzahl einer Haushenne unterlegt, und ſie ausbrüten läßt. Sobald ſie ausgebrütet ſind, blendet man die Henne, indem man ihr vermittelſt eines ſeidenen Fadens die Augenlieder zuſammennäht, wozu nur 3 Stiche nöthig ſind. Dadurch bewirkt man, daß die Gluckhenne unaufhörlich lockt, und alſo keins der jungen Faſane ſich weit entfernen kann. Da ſie nicht ſehen kann, ſo bleibt ſie beſtändig auf einem Platze ſitzen, wo man ſie hinſtellt, und bekommt ihr Futter, das in eingequelltem Brod beſteht, eingeſteckt. Man trägt ſie alsdenn mit den jungen Faſanen aufs Feld, wirft dieſen ihre Nahrung, welche die erſten 8 Tage aus Ameiſeneiern beſteht, neben jene hin, und ſie freſſen nicht nur dieſelbe auf, ſondern gehen auch in der ganzen Gegend ackerlang um ſie herum und ſuchen Inſekten; ſobald ſie aber gehudert ſeyn wollen, laufen ſie unter die Henne. Sobald ein ſtarker Regen oder Gewitter kömmt, oder die Nacht einbricht, findet man die Jungen allezeit unter der Alten verſammelt, und man kann ſie unter ihr vornehmen und nach Hauſe tragen. Dieſes Austragen wird 3 bis 4 Wochen fortgeſetzt; alsdann aber muß man ſie inne behalten, weil ſie ſich alsdann mit den Flügeln und ohne Hudern allein forthelfen können und ſich zerſtreuen. Man thut ſie hierauf in eine Art Kammer, welche oben mit Tuch oder mit Garn überſpannt iſt, damit ſie ſich, wenn ſie bei Gewitterzeit ängſtlich in die Höhe fliegen, die Köpfe nicht einſtoßen. Wenn ſie 8 Tage alt ſind, ſo be-

kommen ſie keine Ameiſeneier mehr ſondern Käſequark (Matte) mit klar gehacktem Cichorienkraut vermiſcht; nach 3 Wochen aber können ſie Waizen freſſen, wie die Alten.

Die Faſanenhähne haben es immer nur mit einem Weibchen allein zu thun, und wenn dieß anfängt Eier zu legen, geſellen ſie ſich erſt zu einem andern und ſofort. Doch darf man in einem Reviere nicht zu viel derſelben dulden, weil ſie ſonſt leicht in Streit gerathen. Die Paarung (Falzen) geſchieht im März, und das erſte Ei wird gewöhnlich zu Ende des Aprils gelegt. Wenn man jeden Abend das gelegte Ei wegnimmt, ſo legt eine einzige Henne, die ſonſt gewöhnlich nur 12 bis 24 legen würde, oft 30 Eier. Sie bereiten ſich ein eignes Neſt von Stroh, Blättern und anderm Geniſte auf die Erde in dem dunkelſten und verborgenſten Winkel ihres Aufenthalts. Sie legt nur einmal des Jahrs, entweder 2 Tage hinter einander ein Ei, und hält dann den dritten Tag inne, oder legt einen Tag um den andern eins. Dieſe Eier ſind faſt ſo groß als die Hühnereier, und haben eine zarte weiße ins Gelbe fallende Schaale.

Sie ſind als zahme Vögel vielerlei Krankheiten unterworfen. Den Pips nimmt man ihnen mit einer Stecknadel oder einem ſpitzigen ſcharfen Meſſerchen, und reibt ihnen dann den Schnabel mit Knoblauch, der mit weichem Harze zerſtoßen iſt, aus. Immer friſches Waſſer bewahrt ſie vor demſelben, ſo wie Freiheit und Inſektennahrung. Die Darre will man dadurch heilen, daß man ihnen den Schnabel ein wenig abſchabt, friſchen Käſequark eingiebt, ihnen eine aus den Flügeln gezogene kleine Feder durch die Naſenlöcher zieht und ſo lange ſtecken läßt, bis ſie von ſelbſt wieder herausfällt. Entſteht dabei über dem Schwanze eine weiße geſchwürartige Blatter, welches nichts als die aufgeſchwollene Fettdrüſe iſt, ſo muß auch dieſe geöffnet und ausgedrückt, aber ja nicht gar abgeſchnitten werden. Für den Durchfall legt man Eiſenkraut, Feldkümmel und Gundermann ins Waſſer, und läßt ſie davon ſaufen. — Bei ſonſtigen und undeutlichen Krankheiten nimmt man fein geſtoßene und mit Butter vermiſchte Senfkörner, macht Kugeln daraus und giebt ſie ihnen ein.

Unter allen Vögeln wird der Faſan am meiſten von Raubthieren und Raubvögeln verfolgt. Falken, Weihen, Sperber, Elſtern, Krähen, Füchſe, Marder, Wieſeln und wilde Katzen ſtellen den Alten, Jungen und Eiern nach. Auſſerdem werden die jungen Faſanen noch von einer Art grauen Läuſen geplagt, deren Daſeyn man an den dikken Köpfen und dem ſträubigen Anſehen bemerkt. Um ſie von dieſem Uebel zu retten, beſtreicht man ſie an den Köpfen und unter den Flügeln mit friſchem Baumöl, oder nimmt Fett, worin Queckſilber getödtet iſt. Nach dem Schmieren müſſen ſie an der warmen Sonne oder in einer warmen Stube wieder getrocknet werden. Auf dieſe Art muß man auch zugleich die alten Brüthennen reinigen. Innerlich werden ſie auch von den Madenwürmern heimgeſucht.

Die Faſanen gehören zur hohen Jagd, und die Anlegung einer Faſanerie iſt immer ein beſonderes Regale (ſiehe Faſanerie). Die Jagd, womit ſich große Herren gern beluſtigen, wird auf verſchiedene Art angeſtellt. 1) Werden die Faſanen vor dem Spion oder Faſanenhunde (ſ. Faſanenbeller) geſchoſſen, und auf dieſe Art können die Jäger in der Geſchwindigkeit welche ſchaffen. 2) Um ſie bei Nacht zu ſchießen, geht man in der Dämmerung in die Gegend, wo die Faſanen gewöhnlich auf die Bäume ſchlafen gehen, bemerkt die Stellen, und merkt dabei wohl auf, daß man den Sitz des Hahns, der ſich laut hören läßt, und der Henne, die bloß zippet, unterſcheidet. Alsdann ſchleicht man ſich bei Mond- und Sternenſcheine hin, und ſchießt den Hahn. 3) Werden ſie in Steckgarnen gefangen. Man nimmt Garne, die etwas weitmaſchiger und höher als die Rebhühnergarne ſind, ſteckt ſie quer durch das Holz, wo es Faſanen giebt, und treibt ſie alsdann mit einem geringen Getöſe darein. Befinden ſie ſich im Getraide, ſo kann man ſie auch quer durch das Getraide ſtecken. 4) Werden ſie im Treibzeuge, gerade wie bei den Rebhühnern gefangen. 5) Wenn man ſie mit Schlingen oder aufgeſtellten Netzen fangen will, ſtellt man die Netze, ſchüttelt alsdann entweder einen Rock, den man über den Kopf hält, ſo, daß der Faſan ſcheu wird, und in das Netz läuft, oder der Jäger bedeckt ſich mit einem Tuche, worauf ein Faſan gemahlt iſt, zeigt ſich hiermit dem lebendigen Faſan, der ihm getroſt ins

Netz folgt. 6) Um ſie in Schlingen zu locken, macht man eine Hecke von Baumzweigen etwa 1 Fuß hoch neben ihrem Aufenthalt, bringt in der Hecke einige Lücken an, die man mit Schlingen beſetzt, und lockt die Faſanen durch ausgeſtreutes Getraide dahin. Die Schlingen ſelbſt werden theils hoch angebracht, damit der Vogel mit dem Halſe hineingerathe, theils aber auch niedrig, um ihn mit den Füßen zu fangen. 7) Pflegt man ſie auch zu baizen (ſ. Faſanenbaize).

Das Fleiſch der Faſanen wird für beſonders delikat und geſund gehalten. Im Herbſt ſind ſie am fetteſten. Wenn man die Jungen mit Kugeln mäſtet, ſo werden ſie ein gar auserleſener Leckerbiſſen. Man nimmt nämlich täglich 12 Loth Hierſenmehl und 1½ Loth Butter, und macht mit lauem Waſſer einen Teig daraus. Dieſen Teig theilt man in 3 Portionen, macht aus jeder Portion 20 Kugeln, und giebt jedem Faſan in einem Gänſeſtall, in welchem er ſich nicht ſtark bewegen kann, früh, Mittags und Abends 20 Stück. Nach jeder Mahlzeit ſetzt man ihm 8 Loth Milch hin zum Saufen. In 24 Tagen iſt er dadurch zu ſeiner größten und beſten Fettigkeit gelangt. — Die Eier ſind zart, ſchmackhaft und geſund, und kommen im Geſchmack den Hühnereiern nahe. — Aus den Federn macht man eine Art ſehr weicher Kehrwiſche, um Gemählde damit abzuſtäuben. — Sie nützen auch durch ihre Nahrungsmittel, indem ſie Ameiſen, Kröten, Schnecken, Würmer, Heuſchrecken, Ohrwürmer und dergl. ſchädliche Inſekten freſſen. — In Anſehung des Waizens, der Wachholderbeeren, Brombeeren und Miſpeln, die ſie freſſen, thun ſie großen Schaden.

Abänderungen von dem gemeinen Faſan ſind: 1) der weiße Faſan, Lat. Phaſianus colchicus albus, Fr. le Faiſan blanc, Engl. the white Pheaſant, welcher glänzendweiß, auch gelblichweiß iſt, und hie und da kleine ſchwärzliche violette Flecken und dergleichen röthliche auf den Rükken hat. 2) Der bunte Faſan, weißbunte Faſan, Lat. Phaſ. Colch. varius, Fr. le Faiſan varié, Engl. variegated Pheaſant, welcher auf weißem Grunde alle Farben des gemeinen Faſans in allerlei Flecken hat. 3) Der Faſan mit dem Halsringe, Lat. Phaſianus Colch. torquatus, Engl. Ring Pheaſant. Dieſer hat alle Farben des gemei-

nen Faſans, nur vorzüglich hell und ſchön, und um den Hals herum geht ein ſehr ſchönes weißes Halsband. 4) Der Türkiſche Faſan, lat. Phaſ. Colch. gallopavonis, Engl. Turkey Pheaſant. Er hat die Größe zwiſchen dem gemeinen Faſan und dem Truthuhn. Um die Augen herum iſt die Haut kahl und roth, der übrige Kopf aber mit Federn bedeckt. Das Geſieder beſteht aus einem Gemiſch von Farben von dem gemeinen Faſan und dem Truthuhn. 5) Der Baſtard, ſ. Faſanenbaſtard.

Faſanenbaize, Fr. Chaſſe des Faiſans. Iſt die Art Jagd, wenn man Faſanen mit Falken und Habichten jaget oder baizet; ſ. unter Falkenjagd.

Faſanenbaſtard, lat. Phaſianus Colchicus hybridus, Fr. le Cocquar ou Faiſan bâtard, Engl. Hybridal Pheaſant. Iſt ein von den Faſanen und Hofhühnern gezogener Baſtard, und dieſe Varietät wurde ſonſt in Deutſchland in Faſanerien wegen ihres angenehm ſchmeckenden Fleiſches und der guten Eier häufig gezogen. Ein Faſanenbaſtard iſt nicht viel kleiner als ein gemeiner Faſan, mit einer nackten rothen Haut um die Augen, ſtruppig, oben gelbroth, braun und weißlich gefleckt, unten braun, aſchgrau und ſchwärzlich und noch anders, zuweilen recht ſchön gefärbt, wenn die Hühner oder Hähne ſchön ſind.

Man nimmt dazu entweder die gemeinen oder die kleinen kurzbeinigen oder die ungeſchwänzten Haushennen, und ſetzt 5 derſelben in ihrer Jugend mit einem jungen Faſanenhahne in einem beſondern Zwinger zuſammen, daß ſie einander gewohnt werden müſſen, und füttert ſie fleißig. Dieß thut man im Sommer. Wenn alsdann die Hühner im kommenden Frühjahr legen, ſo ſucht man die Eier auf, und legt ſie Trut- oder Haushühnern unter. Wenn dieſe Haushühner und Faſanen alsdenn beſtändig zuſammen bleiben, ſo werden ſie einander ſo gewohnt, als wenn ſie von einerlei Art wären; und man zieht alsdann in dem folgenden Jahre mehrere und beſſere Baſtarden als im erſten, wo die Eier und die Jungen vielmals untauglich ſind.

Da die Faſanenbaſtarde aus der Vermiſchung eines zahmen Faſans mit gemeinen Hühnern, die nie von ihrem eigenen Hahn getreten ſind, oder umgekehrt, entſpringen, ſo ſind ſie untüchtig, ihr Geſchlecht fortzupflanzen, und es regt

ſich auch nie der Paarungstrieb in ihnen, ob ſie gleich ſehr geneigt ſind, fremde Eier auszubrüten und die Jungen zu führen.

Faſanenbeller, Faſanenhund, Fr. Chien aux Faiſans. Iſt ein ſogenannter Spion- oder Stöberhund, wozu die Jäger einen Baſtarden von einem kleinen Jagd- und Dachshunde nehmen, der ſich ſehr gut in dieſes Geſchäfte finden lernt. Dieſer wird dazu abgerichtet, daß er einen Faſan auf einem Baume anzeigt, und alsdann um denſelben herumläuft, bellt, und dem Jäger dadurch anzeigt, wo der Faſan ſitzt und ſich an den Stamm oder einen Aſt angeſchmiegt hat (verbellen). Auf dieſe Art können die Faſanen gut vor dem Hunde, wozu ſich auch jeder Hühnerhund leicht gebrauchen läßt, geſchoſſen werden. Dieſer Hunde bedient man ſich auch, um in einem Faſanengarten alle zwei bis drei Tage in und um den Garten nach den Eiern zu ſuchen, die die Faſanen allenthalben verſteckt hinlegen.

Faſanengarten, Fr. Faiſanderie. Hierunter verſteht man eigentlich eine zahme Faſanerie, und dieſe kann auf mancherlei Art und mit verſchiedenen Koſten bewerkſtelliget werden. Um nämlich eine mittelmäßig ſtarke Faſanerie im guten Flor erhalten zu können, iſt nöthig, daß eine kleine, hiezu aber ſchickliche Gegend (ſ. unter Faſanerie) mit einer Wand zu einem Faſanengarten umgeben werde. Ein ſolcher Garten von mittelmäßiger Größe hält 1000 Schritt Länge und 500 Schritt Breite. Die Wand, welche 8 bis 9 Fuß hoch und nach Gelegenheit von Steinen, Brettern oder Leimen iſt, muß wenigſtens alle 130 Schritte unten Löcher von verſchiedener Größe, zum Fang der Raubthiere haben. Vor denſelben ſind inwendig hölzerne aufgeſtellte Fallen (ſ. Brechfallen) eingepaßt, in welchen diejenigen Raubthiere, als Marder, Iltiſſe, Katzen, Wieſeln, auch wohl Füchſe, die ſich ſtark nach den Faſanerien ziehen, gefangen werden können. Eben ſo ſind einige Raubvögelfänge in der Gegend herum nöthig.

Hierzu gehören nun folgende Gebäude: 1) Das Faſanenhaus, worin ſie Winter und Sommer bleiben können. Es iſt 60 Fuß lang, 30 Fuß breit und 9 Fuß hoch, mit einer dicken Wand umgeben, und hat ein nicht zu hohes Ziegeldach. In der Länge quer durch kömmt ein Unterſchied, und mitten in der einen Längewand eine 3 Ellen

breite Thür mit 2 Flügeln, die einwärts ſchlagen. Auswendig werden zwei Gitterflügel von halber Höhe angebracht, die von auſſen verſchloſſen werden können. Hierauf kommt ein Vorhaus 12 Fuß breit und 8 Fuß lang. Rechter Hand neben des Hauſes Eingange wird ein kurzer Kamin geſetzt, der aber nicht gerade auf die Thür ſtoßen darf, und inwendig ein Ofen gerade in die Scheidewand, der alle beide Theile heizet. Neben dem Kamine rechter Hand iſt eine Thür zu der einen Stube, und linker Hand der Hausthür eine Thür zu der andern nöthig. Dieſe Thüren ſchlagen in das Vorhaus hinaus. Jede Stube enthält auf jeder Seite ein Fenſter, und alſo das ganze Haus 6 Fenſter. Dieſe ſind inwendig mit Drathgittern überzogen und auswendig mit Fenſterladen verſehen. Die Stuben ſelbſt werden mit ſaubern Stangen verſehen, die ſchräge über einander ſtehen, und worauf die Faſanen ſitzen können, und die eine Hälfte des Fußbodens wird ausgepflaſtert, die andere aber bloß mit Leimen und Sand bedeckt, weil hier die Futterkörner hineingeſchüttet werden. So lang nun das Haus iſt, und vor der Seite, wo die Hausthür hineingeht, wird

2) ein Zwinger 60 Fuß breit und lang mit einer Bretterwand angebracht. In dieſen gehen durch die Wand des Hauſes aus jeder Stube zwei Löcher, 15 Zoll hoch und 12 Zoll breit, die auswendig bretterne Aufzüge haben, damit die erwachſenen Faſanen nach Gefallen aus- und eingelaſſen werden können. Neben dieſen Zwinger kömmt

3) das Brütehaus, das 40 Fuß lang, 16 Fuß breit, und 7 Fuß hoch iſt, ein Ziegeldach und in der Mitte eine Scheidewand hat. An beiden Enden ſind zwei Thüren nöthig, und auch eine dritte, durch die Scheidewand gebrochen, iſt nicht überflüßig. Jede Längenſeite erhält drei kleine Glasfenſter mit Drathgittern und Fenſterladen. An der Wand hin werden die Brutfächer angebracht. Es wird dazu ein 4 Fuß hoch von der Erde erhöhtes Gerüſt durch das ganze Haus gemacht, auf welches ein bretterner Boden gelegt wird, der aber nur 2 Fuß 2 Zoll breit ſeyn darf. Hierauf werden bretterne Fächer angebracht, welche 18 Zoll breit und ſo lang als der Boden breit, ſind. Das Brett muß 20 Zoll hoch aufgeſetzt werden, damit ſich die Bruthennen einander nicht ſehen können. Vorn wird der Länge

hindurch ein 1 Fuß hohes Brett, und oben an der Wand über jedem Fache ein kleines Brettchen, worauf Nummern geſchrieben werden, angenagelt. Vor jedem Ende des Bruthauſes müſſen Zwinger kommen von einer Bretterwand, die 36 Fuß lang und 30 Fuß breit iſt.

4) An der einen Seite des Zwingers wird zwiſchen dem Brüt- und Faſanenhauſe, die ſich einander gegenüber ſtehen, ein Wachſtübchen, 12 Fuß lang und 12 Fuß breit, hingebauet.

5) In einiger Entfernung von dem Brüthauſe kömmt ein Hühnerhaus zur Verwahrung der Trut- und Haushühner, welches 24 Fuß lang, 12 Fuß breit und 7 Fuß hoch iſt, und vier Unterſchiede hat.

6) Zwinger oder Theilungen kann man noch 4, 5 bis 6 anlegen. Jeder muß aber 100 Fuß lang, 8 Fuß breit und mit einer 9 Fuß hohen Wand umgeben ſeyn. An jedem Zwinger wird ein 10 Fuß langes und 8 Fuß breites Häuschen angebracht, welches dazu dient, die Faſanen des Abends hinein zu treiben, und des Morgens wieder in den Zwinger zu laſſen. In dem Zwinger ſelbſt muß Gras, geackertes Feld, wo möglich; auch etwas Buſchwerk ſeyn, und ein Bach oder wenigſtens durch Rinnen hineingeleitetes Waſſer.

7) Eine für den Faſanenwärter zu ſeiner Abſicht bequeme Wohnung.

Von der Beſchaffenheit des zu einem Faſanengarten ſchicklichen Platzes, wird unter Faſanerie geſagt. Vorzüglich iſt flieſſendes oder hingeleitetes Teichwaſſer nöthig. Iſt alsdenn der Platz mit lauter Holz bewachſen, ſo kann man leicht die nöthigen Aecker und Wieſen darin anlegen. Wäre aber zu wenig Holz da, ſo müßte man welches anpflanzen. Gut iſt es, wenn der Platz ſo eingetheilt werden kann, daß zwiſchen einem Strich Holz auch ein Strich Aecker und Wieſen liegen.

Die Aecker müſſen auf verſchiedene Art beſäet werden, ſo daß eine Abtheilung mit Winterwaizen, Winterrocken und Winterrübſaamen, die andere mit Sommerwaizen, Gerſte, Heidekorn und Hierſen, und die dritte mit gelben Rüben, Krautarten, beſonders mit viel Braunkohl, Sommerrübſaamen und Hanf beſtellet werde. Alle dieſe Früchte ſind zur Er-

haltung der Faſanen zu gebrauchen. In die Zwinger wird auch etwas Kohl gepflanzt, auch öfters grober Sand und alle Tage friſches Waſſer hineingebracht.

Wenn nun dieß alles eingerichtet iſt, ſo ſetzt man im März in jedem Zwinger einen Hahn mit 9 bis 10 Hennen, füttert ſie fleißig mit Waizen oder halb Gerſte und halb Haferkörnern, und thut friſchen groben Sand hinzu. Des Abends bringt man ſie in ihre dazu verfertigten Häuſer, und läßt ſie des Morgens wieder heraus. Die Häuſer aber müſſen den Tag über offen bleiben oder unten beſondere Löcher angebracht werden, daß wenn ein unvermutheter ſtarker Regen kömmt, ſie ſelbſt ihre Zuflucht dahin nehmen können.

Alle Abende, wenn die Faſanen eingetrieben ſind, muß man nach den Eiern ſehen und ſolche fleißig ſammeln; hat man nun 2 bis 300 Eier, ſo ſetzt man die Hennen, am beſten Truthühner, zum Brüten. Einer jeden ſolchen Bruthenne legt man im Bruthauſe in ihrem beſondern Fache 20 Eier unter, und bindet ihr oben auf dem Schwanze diejenige Nummer an, die über ihrem Fache ſteht, damit man wiſſe, wo eine jede Henne, wenn ſie abgenommen wird, oder abfliegt, hin gehöre. Und ſo ſetzt man allemal etliche Bruthühner zugleich, bis die Faſanen ausgelegt haben.

Sind nun auch im Garten ſchon Faſanen vorhanden, ſo ſammelt man auch dieſer ihre Eier fleißig ein, und läßt ſie von Truthühnern ausbrüten. Man muß aber auch ſorgfältig anmerken, wenn die Bruthennen geſetzt ſind, denn in 24 bis 26 Tagen pflegen die Jungen auszukriechen. Auch müſſen die Bruthühner alle Tage von den Eiern ein- bis zweimal abgenommen und ihnen vollauf Futter und beſtändig friſches Waſſer gegeben werden.

Wenn die Jungen auskriechen, muß man fleißig Acht haben, daß keines davon von den Stiefmüttern todt getreten werde. Sie bleiben noch 1 bis 2 Tage unter ihnen, damit ſie recht trocken werden. Nach dieſen nimmt man ſie weg, ſetzt ſie in ein Sieb und trägt ſie ins Faſanenhaus. Iſt es kalt, ſo muß eingeheizt werden; wenn aber die Sonne ſcheint, ſo werden ſie in Kaſten hinaus getragen, des Abends aber allemal wieder hineingethan. Man füttert ſie mit dem klar gehakten Weißen von hart geſottenen

Eiern, und mengt darunter Peterſilien, auch Brenneſſeln, Schafgarbe und harte in ſüßer Milch eingeweichte Semmel. Giebt es gerade Hollunderblüthen, ſo nimmt man davon halb ſo viel als von der Peterſilie, und giebt es ihnen die erſten 14 Tage mit. Nachher kann man ihnen auch Hirſen mit Milch dick gekocht geben, desgleichen Buchwaizengrütze, auch noch etwas Eier, ingleichen Quarkkäſe von ſüßer Milch. Ueberaus zuträglich ſind ihnen auch Ameiſeneier, wenn man ſie haben kann, und überhaupt Inſekten. — In das Saufen wirft man ihnen zuweilen Thymian und Gundermann, auch wohl etwas Rhabarber, welches den Durchfall verhütet.

Wenn ſie 6 bis 7 Wochen alt ſind, läßt man Waizengräupchen machen, füttert ſie damit, auch mit Hirſen und thut ſie alle Abend ein. Auch Gerſtenmehl in Waſſer eingerührt, geſchrotene Mittelgerſte, beides mit etwas Leinſaamen vermiſcht, iſt ihnen zuträglich.

Den Tag über muß man beſtändig auf ſie Acht haben, und wenn es regnet, ſie in beſonders dazu verfertigte Kaſten thun. Man macht auch einen oder zwei beſondere Zwinger, worein die Jungen den Tag über gebracht werden. Zu den Fütterungen braucht man von Weiden geflochtene runde Körbe, die unten ohne Boden ſind, oben kegelförmig auslaufen, und an den Seiten kleine Löcher haben, die die jungen Faſanen wohl durchlaſſen, aber den alten Bruthennen den Eingang verbieten. Dieſe ſetzt man auf reine Plätze über das Futter, das alle Tage friſch ſeyn muß, damit es die Jungen allein genießen. Sowohl wenn man ſie aus- und einthut, als auch ſo oft man ſie am Tage füttert, ruft oder pfeift man ihnen, um ſie an dieſe Locktöne zu gewöhnen.

Denjenigen Faſanen, die man zahm und im Garten allein behalten will, ſchneidet man im Auguſt und September, wenn ſie ſo groß geworden ſind, daß ſie fliegen wollen, etwas Flügel ab. Man rupft ſie in dieſer Abſicht um das erſte Gelenke des einen Flügels her, bindet den Obertheil über dieſem Gelenke mit einem Faden ſtark zuſammen, und ſchneidet ſodann den Flügel in dem Gelenke mit einem ſo ſcharfen Meſſer ab, daß man mit dem erſten Schnitt ſicher durchfahren kann. Man muß aber eine ganze Stunde

lang auf ſie Acht haben, ob ſie auch etwa zu ſtark bluten möchten. Geſchieht dieß zuweilen, ſo fährt man mit einer im Feuer heiß gemachten Tobackspfeiſe über den Schnitt her. Noch beſſer thut man, wenn man die Wunde ſogleich nach dem Abſchneiden des Gelenks mit einem kupfernen Kolben, wie ihn die Zinngieſſer und Blechſchmiede zum Löthen brauchen, zubrennt. Dabei werden ſie fleißig und ordentlich gefüttert, und es wird etliche Tage im Faſanenhauſe eingeheizt, damit ſie nicht zu kalt ſitzen. Auch werden die alten Bruthennen reichlich gefüttert, damit ſie dieſe ſo beſchnittene Jungen deſto öfterer unter ſich nehmen. So bald ſie anfangen heil zu werden, ſo treibt man ſie unter Aufſicht eines Burſchen alle Tage in den Garten aus auf die Wieſen und Aecker. Man macht auch Kaſten, und trägt ſie ihnen nach, damit ſie ſich unter denſelben bei einfallenden Regengüſſen verbergen können.

Mit der oben angegebenen Fütterung fährt man fort, bis ſie Körner haben können; alsdann giebt man ihnen Waizen, große Gerſtengraupen, Hanfkörner oder Buchwaizen. Es muß aber lauter altes Getraide ſeyn. Alsdann können ſie auch eben ſo leicht und wohlfeil erzogen werden, als die Haushühner; denn ſie freſſen Hafer, Gerſte, Wicken, Erbſen, Buchwaizen, Rüben, Rübenblätter, Salat, Kohl und faſt alle Arten von Küchenkräutern; auch wo Buchen oder Eichen wachſen, Buchekern und Eicheln.

Endlich iſt bei der Erziehung der jungen Faſanen noch folgendes zu beobachten: Wenn ſie 10 bis 12 Wochen alt, an den Ruf des Fütterers gut gewöhnt ſind, und zu dicht im Faſanenhauſe ſtehen, ſo kann man ihnen in dem Zwinger etliche Gerüſte von glatten Stangen machen, und dieſe oben mit Rohr oder grünen Tannenreißern zur Sicherung vor Wind und Wetter bedecken. Iſt der Garten geräumig, ſo läßt man den jungen Faſanen, die ſtark genug ſind, mehr Willen, thut auch diejenigen, welche gelähmt worden, nicht mehr ein, auſſer was von ſelbſt eingeht, und giebt ihnen das Getraide im Garten Preiß. Wenn alsdann im Garten nichts mehr zu finden iſt, ſo gewöhnt man ſie nach ihren Ständen und Kirrungen. Ueberdieß iſt auch noch im Sommer, Herbſt und Frühjahr ein Räuchern nöthig, um

dadurch die verflogenen Faſanen wieder herbeizulocken, und die andern zuſammenzuziehen; ſ. Faſanenrauch. Sie nehmen den Rauch ſo gern an, wie die Füchſe die Witterung.

Eine Faſanerie von geringern Koſten kann auf folgende Art angelegt werden: Man erbaut ein Bruthaus von ohngefähr 20 Fuß Länge und 12 Fuß Breite, und richtet es ſo ein, daß 24 Hennen darin brüten können. Daneben baut man ein Häuschen ohngefähr 16 Fuß lang und eben ſo breit, und bringt darin eine Stube an, um kranke Hühner hinein zu ſetzen, und eine Kammer, um darin allerlei Geräthe zu verwahren.

Ferner führt man ein Faſanenhaus von 30 Fuß Länge und 20 Fuß Breite auf. An der einen Seite dieſes Gebäudes kömmt eine Thür zum Eingange, inwendig ohne Eingebäude, Querwände und Ofen, mit etlichen Fenſteröfnungen, vor welchen nur Drathgitter ſind. In dieſem Hauſe können die Faſanen bei Regenwetter geſchützt werden. Es werden auch Gerüſte von unten an bis zum Dache hinauf von glatten Stangen gemacht, damit man die Faſanen, die etwa einzufangen ſind, oder die man weiter verſetzen will, darin aufbewahren kann. Hierzu kömmt noch ein kleines Nebengebäude zur Aufbehaltung der Truthühner.

Vor dem Bruthauſe wird ein Zwinger mit einer Bretterwand gemacht, welcher 50 Fuß lang und 40 Fuß breit iſt. Aus dem Bruthauſe und Zwinger heraus werden Aufziehlöcher gemacht. Ferner werden auch bei dem Faſanenhauſe an drei Seiten Zwinger angelegt, ſo breit die Wände am Hauſe ſind, und auf 60 Fuß lang; wie denn auch aus dem Faſanenhauſe unten durch die Wand Löcher gehen müſſen, welche auswendig mit Vorſchiebthürchen verſehen ſind, daß man dadurch die Faſanen aus- und einlaſſen kann. Nun wäre es zwar ſehr gut, daß dabei ein kleiner Faſanengarten mit einer Wand angelegt würde; doch können auch 3 bis 4 Theilungen oder Zwinger, 100 Fuß breit und eben ſo lang, den Mangel des Faſanengartens erſetzen.

Dieſes Gärtchen oder dieſe Zwinger müſſen aber auch an einem ſolchen Orte angebracht werden, wo die Faſanen auſſer demſelben in die Felder und Wieſen fallen können.

In dem Garten oder bei den Zwingern werden auch zwei bis drei Kirrungen oder Stände in dickem Buſchholze

hingebaut. Dieſe dürfen nur ſchlecht mit vier Eckſäulen ſeyn, davon zwei 8 Fuß, die andern zwei aber nur etwa 5 Fuß hoch, und mit einem halben Dache verſehen ſeyn können. An drei Seiten kommt eine Leimenwand und an einer Seite eine Thür. Vorne her können ſelbige mit Brettern etwas weitläuftig, daß das Licht nicht hineinfallen kann, vermacht werden. Unten wird in jedem Stande ein Thürchen, 1 Fuß hoch und breit gemacht, damit man nach Belieben die Faſanen einfangen kann. Der innere Raum kann etwa 7 Fuß ins Gevierte begreifen, auswendig aber wird ein ähnlicher Platz mit Sande befahren. Gegen die hohen Seiten über wird in einiger Entfernung, von etwa 50 Schritten, ein Hüttchen mit kleinen Gucklöchern errichtet, nach welchem eine kleine Leine oder ein Drath von der kleinen Fallthüre der Kirrungshütte geleitet wird, um vermittelſt deſſelben die Faſanen einzufangen.

Im Monat März ſetzt man in jede Theilung 10 Hennen, am beſten ſind die dreijährigen, und einen Hahn, und verſchneidet ihnen die Flügel, daß ſie nicht darüber hinfliegen können. Die Theilungen oder Zwinger aber müſſen mit friſchem groben Sande, Waſſer, auch Buſchwerk oder Hüttchen und einigen dichtern Hütten, wo ſie des Nachts hineingethan werden, verſehen ſeyn.

Wenn ſie legen, ſucht man die Eier fleißig auf, und legt ſie den Haus- oder Truthühnern unter. Die jungen erzogenen Faſanen läßt man alsdann ins Freie laufen. Kömmt dann das andere Jahr, da ſie ſich paaren, ſo ſucht man mit einem guten Hunde (ſ. Faſanenbeller) alle 2 bis 3 Tage in und um den Garten nach den Eiern, die ſie allenthalben verſteckt hinlegen. Man nimmt ſie mit den in den Zwingern befindlichen, legt ſie den Truthünern unter, und läßt dieſe die Jungen führen. Doch nimmt man nur einen Theil der gefundenen Eier weg, die andern läßt man ungeſtört liegen und die Faſanenmütter ſelbſt ausbrüten. Dieſe können 13 bis 15 Eier recht gut bedecken. — Hiebei iſt aber zu bemerken, daß zu viel Hähne und Hennen, die über 4 Jahr alt ſind, der Faſanenzucht mehr Nachtheil als Vortheil bringen.

Wenn die Jungen noch klein ſind, ſo ſtreut man ihnen Hirſen oder Grütze und Ameiſeneier auf kleine kahle Plätze,

die ſo mit Sproſſen umgeben ſind, daß die Jungen wohl durchkriechen können, die Alten aber zurück bleiben, und mit der vor dem Platze liegenden Gerſte oder Waizen vorlieb nehmen müſſen. Es verſteht ſich ohnehin, daß alt und jung im Winter gefüttert werden müſſen, wenn es gleich im Sommer bei guten Feldern nicht nöthig iſt. — Auf dieſe Art kann man ohne große Koſten eine Menge Faſanen ziehen.

Faſanengehäge, Fr. Faiſanderie. Hierunter wird eigentlich eine wilde Faſanerie verſtanden. Wenn nämlich das Klima nicht gar zu rauh iſt, und die Gegend ſchöne Feldhölzer, bruchige und ſchilſige Plätze, in welchen ſich warme Quellen befinden, hin und wieder Hecken und Feldbüſche, dabei gute fruchtbare Felder, Wieſen und Auen hat; ſo können ſich die Faſanen daſelbſt wild ernähren, ohne daß ein ordentlicher Faſanengarten nöthig iſt. Vor allen Dingen aber müſſen die Rauthiere und Raubvögel vorher ſo viel als möglich vertilgt und einige Kirrungen und Stände in den Feldhölzern, Hecken und Büſchen angelegt werden.

Dieſe Kirrungen, welche in Dickigen und Schilf- und quellenreichen Gegenden, in der nach der Anzahl der Faſanen verhältnißmäßigen Menge, angelegt werden müſſen, werden auf folgende Art gemacht: Man nimmt 6 Säulen, wovon jede $5\frac{1}{2}$ Fuß lang iſt, und wieder 2 andere Säulen, wovon eine 11 Fuß lang iſt, mißt einen ebenen ſaubern Platz von 16 Fuß Länge und 12 Fuß Breite ab, und gräbt auf jeder Längenſeite drei kurze Säulen 2 Fuß in die Erde, und auf jeder von den zwei ſchmalen Seiten (Giebel) eine lange $2\frac{1}{2}$ Fuß in die Erde. Auf die kurzen Säulen ſowohl als auf die Giebelenden werden Balken gelegt, auf welche leichte Sparren kommen, die mit Schindeln, Rohr oder Stroh bedeckt werden. Das Dach muß ſo tief herablaufen, daß nur $2\frac{1}{2}$ Fuß von der Erde bis an daſſelbe ſind, damit die Faſanen den Raubvögeln nicht ſo frei im Geſichte ſitzen. An den Giebelenden werden oben herunter 3 Ellen lang dünne Bretter geſchlagen, und auswendig wird rings herum Sand angefahren. Man kann auch unten herum immer Spiegelnetze in Vorrath haben, um ſie zum nöthigen Einfangen der Faſanen aufſtellen zu können.

Man bringt auch gern bei jeder Kirrung in einer Entfernung von etwa 30 bis 40 Schritten ein Hüttchen an,

damit man zuweilen ſehen kann, wie ſich die Faſanen vermehrt haben, wie viel man Hähne in einem Diſtrikte laſſen und wie viel derſelben man wegſchießen kann.

Im Frühjahr, wenn der Schnee ganz weggeſchmolzen iſt, ſetzt man bei einem ſchönen hellen Tage in jedem Stande 7 bis 9 Hühner mit 1 Hahn, aus, badet ſie aber vorher ſtark, damit ſie ſich nicht gleich ſo weit entfernen können. Man giebt ihnen auch den Tag vorher nicht viel zu freſſen, damit ſie die Fütterung auf den Ständen, die aus Waizen und Gerſten beſteht und die man in und außerhalb denſelben allerwärts hinſtreut, deſto lieber annehmen. Des Morgens räuchert man (ſ. Faſanenrauch). Man ſteckt ſie beim Ausſetzen in der Kirrung unter ein dichtes und mit einem Stein beſchwertes Sieb, an welchem ein Bindfaden angebracht iſt. Alsdann geht man eine Strecke weg, zieht das Sieb, vermittelſt des Bindfadens, in die Höhe, und ſie werden langſam hervorgehen, freſſen, wenn ſie niemanden bemerken, und den Ort betrachten und behalten.

Anfangs müſſen dieſe wilden Faſanen fleißig geräuchert und gefüttert werden. Wenn ſie erſt die Falzzeit erlebt haben, machen ſie ſich nicht leicht weiter, beſonders wenn ſie Gras und Büſche haben, in welchen ſie ihre Eier gut verbergen können.

Den Sommer über bedürfen ſie keiner beſondern Fütterung, und ſie vermehren ſich dennoch häufig, wenn ſie nicht von großen Gewäſſern, Platzregen und Schloſſen Schaden leiden. Im Winter hingegen ſuchen ſie die Stände der Nahrung halber fleißig auf, und können immer zuſammen erhalten werden, wenn nur zu rechter Zeit geräuchert wird.

Faſanenhaus, Fr. Maiſon pour le Faiſandier. Iſt die Wohnung des Faſanenwärters, und das Haus, worin die Faſanen brüten; ſ. unter Faſanengarten.

Faſanenjäger, oder

Faſanenmeiſter, auch Faſanenwärter, Fr. Faiſandier, Garde de la Faiſanderie. Wird der Jäger genannt, welcher die Aufſicht über eine Faſanerie hat.

Faſanenrauch, Fr. Fumée pour les faiſains. Iſt ein Rauchwerk, welches man anzündet, um durch den ſich ausbreitenden Geruch deſſelben die aus dem Faſanengarten

verflogenen Faſanen wieder herbei zu locken, und die andern zuſammen zu ziehen. Dieſer Rauch, welcher ſonſt für ein großes Geheimniß gehalten wurde, wird aus folgenden Stücken gemacht:

Man nimmt 2 Bund Haferſtroh, 2 Scheffel Hanfſpreu, 6 Loth Kampfer, 1½ Pfund Anis, nebſt ein wenig Weihrauch, eine Hand voll Tauſendgüldenkraut, und eben ſo viel Wiederton, etwas faules Lindenholz, 4 Roßäpfel und 1½ Maas gedörrtes Malz. Das Hanfſtroh ſchüttet man auf die bloße Erde hin, die Hanfſpreu nebſt den übrigen Materialien darauf, brennt dieſe Materialien an, und fährt damit 24 Stunden fort.

Wenn der Wind nur einigermaßen wehet, ſo riechen die Faſanen dieß Räucherwerk vermittelſt ihres feinen Geruchs ¾ Meilen weit, und ziehen demſelben nach. Man muß ihnen alsdann fleißig Futter geſtreut haben, damit ſie es ſogleich nach ihrer Ankunft finden, und gern da bleiben.

Faſanenſtand, Fr. Place dans la faiſanderie où l'on jette à manger aux faiſans pour les apprivoiſer. Heißt der Ort in einem Faſanengarten, wo der Jäger die Faſanen mit der Fütterung ankirret.

Faſanenwärter, ſ. Faſanenmeiſter.

Faſanenzwinger, Fr. Enclos pour les faiſans. Iſt ein verſchlagener oder eingeſchloſſener Platz in einer Faſanerie, wo die Faſanenhennen oder Pflegemütter mit den Jungen allein ſeyn können; ſ. unter Faſanengarten.

Faſanerie, Faſanerey, Fr. Faiſanderie. Bedeutet ſowohl den Ort oder einen Bezirk, wo Faſanen gehalten oder genährt werden, als auch die Kenntniß und Geſchicklichkeit, die Faſanen gehörig zu warten (Art, Manière de ſoigner les faiſans). Ein Ort, wo Faſanen gehalten werden, wird unterſchieden in eine zahme und wilde Faſanerie; erſtere heißt ein Faſanengarten, und unter letzterer verſteht man ein Faſanengehäge. Zu einer Faſanerie gehört ein Faſanenwärter (ſ. Faſanenmeiſter); ein Faſanenhaus, der Faſanenſtand und der Faſanenzwinger.

Die Anlegung einer Faſanerie iſt aber immer ein beſonderes Regale, und in verſchiedenen Ländern, z. B. in Sachſen, keinem Vaſallen ohne beſondere landesherrliche

Conceſſion verſtattet, wenn er auch ſchon mit der hohen, mittlern und niedern Jagd beliehen ſeyn ſollte.

Eine Faſanerie überhaupt erfordert vor allen Dingen Holz, und zwar lebendiges oder Laub- und Buſchholz. Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Weiden, Dornen und beſonders ſolche Holzarten, die Beeren tragen, ſind den Faſanen angenehm. Auch Schwarzholz oder Tannen, Fichten, Kiefern und Lerchenbäume verachten ſie nicht, nur wollen ſie in bloßem Schwarzwalde nicht gern und lange aushalten. Wachholder ſind ihnen vorzüglich zuträglich. Es müſſen aber dieſe Holzungen ſchöne Dickige haben, worin ſie ſich am Tage vor Nachſtellungen, unangenehmer Witterung und andern Unannehmlichkeiten verbergen können. Hohe, alte Eichen und andere Bäume ſind dabei nicht viel nütze, weil ſie die Raubvögel gern aufſuchen; dafür aber ſind niedrige Bäume, Obſt- Ebereſchen- Elsbeerbäume und dergl. nothwendig, weil die Faſanen nicht gern auf der Erde ſchlafen, ſondern alle Abende ſich in die Höhe auf einen Baum begeben (zum Baumtreten). Auch müſſen die Hölzer in ordentlichem Hieb erhalten werden, damit immer der gehörigen jungen Dickige da ſind. Am beſten ſchicken ſich dazu die ſogenannten Feldhölzer.

Ferner muß Wieſenwachs in der Nähe ſeyn, weil ſie gern darin brüten und allerhand Inſekten, Fliegen, Käfer und Ameiſen, und verſchiedene Kräuter und Gräſer zu ihrer Aeſung darin aufſuchen. Aecker gehören dazu, damit ſie immer ihre völlige Nahrung haben. Sie brüten auch zuweilen in dem Winterwaizen und der Winterſaat, führen die Jungen gern in die Felder, in die Stoppeln und dergl. und leſen das ausgefallene Getraide mit ihnen auf.

Sehr nöthig iſt auch Waſſer, mithin ein Bach, Fluß, eine Quelle und überhaupt eine ſolche Gegend, wo es ſchilfig iſt. Denn ſie lieben die moraſtigen Oerter, die Ufer, wo ſie reines Waſſer, groben Sand, Schnecken und allerhand Gewürme und Inſekten finden, und im Winter die warmen Quellen, an denen ſie ſich ohne beſondere Fütterung durchzuhelfen wiſſen. Endlich muß auch ihr Aufenthalt in bergigten Gegenden gegen die Nordwinde geſichert, und der Sonnenwärme halber gegen Oſten oder Süden zu beſtimmt werden.

Die Anlegung einer zahmen und wilden Faſanerie iſt aber gar ſehr verſchieden, ſo daß jede beſonders betrachtet werden muß. Von erſterer ſehe man Faſanengarten und von letzterer Faſanengehäge.

Faſern, lat. Fibra, Fr. Filament, Fibrille. Sind Theile der Pflanzen, welche in Geſtalt der Fäden der Länge nach in einem fortgehen, und Biegſamkeit, Schnellkraft, auch öfters Reizbarkeit an ſich haben. Es giebt derſelben zweierlei, große und kleine, wovon die letztern mit den bloßen Augen nicht wahrgenommen werden können, unter dem Vergrößerungsglas aber ſich wie ein Drath zeigen. Sie werden in Saft- und Luftröhren abgetheilt; die Saftröhren theilen ſich wieder (wie die Adern bei Menſchen und Thieren) in zuführende und abführende Faſern, und dieſe Abtheilung hat ſich durch die Bewegung des Saftes, den man in allen Pflanzen bemerkte, ergeben. Die Faſern führen aber der Pflanze nicht allein die Nahrung zu, ſondern ſie machen auch, daß ſolche ſteif und feſt ſtehen, und folglich ihre Aeſte und Blätter ausgeſtreckt und ausgebreitet verbleiben können, mithin vertreten ſie gleichſam auch die Stelle der Knochen bei Menſchen und Thieren.

In jeder Pflanze befindet ſich ein Weſen voll Blaſen, welches in Menge in der Rinde und im Mark, auch da, wo ſich die Faſern kreuzen, angetroffen wird, und beide Theile bei den perennirenden in den erſten Jahren ſchwammig erhält. Hievon kann man ſich überzeugen, wenn man im Frühjahr das Häutchen von der Rinde eines jungen Reiſes abſchabt, da es ſchön grün in die Augen fällt, und durch die Vergrößerungsgläſer wird man gewahr, daß es eine Menge kleiner Bläschen ſind. Auſſer dieſen Bläschen und Faſern trifft man ſonſt nichts in allen Theilen der Pflanzen an, da doch in den Pflanzen etwas vorhanden ſeyn muß, worin der Nahrungsſaft zubereitet wird, weil bekanntlich alle Pflanzen einerlei Nahrung aus der Erde ziehen, und der in ihnen befindliche Saft gleichwohl gar ſehr verſchieden iſt, folglich die Nahrungstheile, die die Pflanze zu ſich genommen, in ihr verändert werden müſſen.

Weil aber die Faſern feine Röhrchen ſind, in welchen ſich ein Saft befindet, der ſich von dem Nahrungsſaft abgeſondert hat, eben ſo wie in thieriſchen Körpern in den Fä-

ſerlein (fibrillae), woraus die Faſern der Muskeln (fibrae) beſtehen, der von den feinſten Endigungen der Pulsadern ausgehauchte thieriſche Duft (vapor animalis) anzutreffen iſt: ſo kann in den Faſern die Veränderung des Nahrungsſaftes nicht vorgehen, und daher nirgends anders als in den Blättern und Bläschen, woraus das bläſigte Weſen entſtehet. Solchergeſtalt geſchiehet es eben ſo in den Pflanzen als in thieriſchen Körpern vermittelſt ordentlicher Verdauungswerkzeuge, und eben deswegen zeigen ſich die Adern der Pflanzen blos an der Rinde und an dem Mark, weil ſie daſelbſt aus den Bläschen den zubereiteten Nahrungsſaft erhalten, und ihn nachher weiter durch die Pflanze vertheilen können. Das Ganze bei den Pflanzen wird von auſſen und innen von Häuten und Häutchen (membranae et membranulae) umgeben, damit alles gehörig verwahrt ſey, und zur gehörigen Vollkommenheit gelangen könne.

Die erſte Anlage zu den Holzfaſern wird von dem aus dem Saamen entſtehenden verlängerten Wurzelkeim, nebſt dem Mark und der Rinde, hervorgebracht, und indem ſie ſich in einer wohlbeſtimmten Ordnung ausbreiten, krümmen, umſchlingen und zuſammenflechten, ſo vergrößern ſie ſich dadurch ſo vielfach, daß daraus ganze Bündel von Fäſerchen (faſciculi fibrarum) entſtehen; auch Zellen, Saftröhren und Häutchen von mancherlei Geſtalt gebildet, die Höhlungen und Zwiſchenräume aber mit dem allerfeinſten Mark abwechſelnd ausgefüllt gleichſam zuſammen gekleiſtert und gekettet werden. Dieſe Faſern, um einen Holzring, oder den jährlichen Zuwachs an Stamm und Wurzel zu bilden, legen ſich dergeſtalt an einander, damit durch Vereinigung ihres Gewebes, Häutchen, Höhlungen, runde und eckigte Saftröhren von verſchiedener Geſtalt hervorgebracht werden können. In dieſen Gefäßen bewegen ſich dann, ſo lange ſie noch jung, weich, locker und mit dem Marke angefüllt ſind, die häufig andringenden und zuſtrömenden Säfte ſehr ſchnell; dieſes muß jedoch alsdann unterbleiben, ſo bald in der Folge die Gefäße dichter werden, und dem Safte den Durchgang erſchweren, ſolchen auch zuletzt gar nicht mehr verſtatten, ſondern die Anlage zu dem gewöhnlichen neuen Holzring geben. S. Baum.

Faſerwurzeln, Haarwurzeln, Fr. Racines capillaires. Werden die kleinſten Wurzeln genannt, welche ſich an den größern in Menge befinden, um ihnen den aus der Erde eingeſaugten Saft zuführen.

Faſſen, Fr. Lier, Attacher. Sagt der Jäger ſtatt anbinden, wenn er einen Leithund an das Hängſeil, oder einen andern Hund an den Birſch= oder Hetzriemen nimmt. — Faſſen, Fr. coeffer — le ſanglier; heißt es auch, wenn die Hunde eine Sau oder ein anderes Thier anpacken, um es niederzuziehen und zu würgen.

Faßholz, Faßſpanne, Faßdauben, Fr. Futaillerie, Mairain, Douvain; ſ. Taubenholz.

Faſtenſchlier, ſ. Brachvogel.

Faulbaum, ſ. Pulverholz.

Faulflecken; ſind Löcher in einem Baume, worin das Waſſer ſtehen bleibt, wodurch Fäulniß erregt wird.

Februar, Fr. Février. In dieſem Monate werden noch Fichten= Kiefern= und Lerchenbaumzapfen, da ſie ſich noch nicht geöfnet haben, eingeſammelt. Die Löcher zum Verpflanzen werden verfertiget. Man kann auch noch Bau= und Nutzholzſtämme fällen, und die Ausfuhr derſelben aus den Waldungen anordnen. Der Holzſaame, welcher im vorhergehenden Herbſte hätte geſäet werden ſollen, muß, wenn die Witterung es irgends erlaubt, aufs baldigſte ausgeſäet werden, weil er ſonſt zu ſpät im Sommer aufgeht. Die Holzſchläge, welche in dieſem Frühjahr wieder beſäet werden ſollen, müſſen nun mit allem Ernſt gänzlich geräumet werden, ſollte man das Holz wenigſtens auch nur aus dem Holzſchlag einſtweilen herausrücken laſſen.

Wo es der Froſt und Schnee nicht verhindert, können Lerchenbäume, Kiefern, Fichten und Tannen verpflanzt, auch zu Bindung der Sandſchollen die nöthigen Vorarbeiten angefangen werden. Die Schäfer muß man mit aller Strenge von jungen Oertern abhalten. In den großen Landforſten wird der Anfang mit Abtreibung des Schlag= oder Laubholzes, welches aus dem Stocke wieder ausſchlagen ſoll, und in Nadelholzrevieren mit Kohlenbrennen gemacht. In den Brüchen wird noch das Ellernholz gehauen

und beim Froſte abgefahren. Auch können die Weiden geköpft, aufgehauen und zu Bunden zuſammengemacht, auch Faſchinen zu Waſſerbauen ꝛc. davon verfertiget werden. Endlich ſind auch die Nachmaſtſchweine aus den Wäldern zu nehmen.

Zur Nahrung des Wildes wird Miſtel (Viſcum album), der in dieſem Monate wie der Korneliuskirſchbaum (Cornus maſcula) in voller Blüthe ſteht, gebrochen. Am Kreuzdorn und auf den Ellerngehauen iſt ſchon jetzt der Citronvogel oder Kreuz-Dornfalter (Papilio Danaus cand. Rhamni) gefunden worden. Er bringt gewöhnlich 7 Monate im Puppenzuſtande zu, und die von ihm geſetzte Raupenbrut hat zu Ende Junius ihre Größe erreicht, verpuppt ſich, und bringt im Julius wieder Schmetterlinge, deren Raupen ſich im September verpuppen und überwintern. Auch läßt man Zitterpappeln (Populus tremula) fällen, in welchen die Milchhaarraupe, mit kleinen weißlichen Haaren bekleidet, überwintert, und vor ihrer Verwandlung, die in der Mitte des Aprils entweder im Stamme ſelbſt oder in der Erde geſchieht, die Holzfaſern zerfrißt. Aus der cylinderförmigen Puppe entſteht ein ſchwarz und gelbgeſtreifter und gefleckter wespenartiger Schwärmer oder Sphinx, auch Bienenſchmetterling (Sphinx apiformis), nach de Geer Wespenſphinx genannt. Bei Froſt und hohem Schnee muß das Wildpret fleißig gefüttert werden, weil es ſonſt ungemein leidet, und in den jungen Oertern durch den Abbiß der Knospen großen Schaden thut.

Der Wiederſtrich, Wiederzug oder Frühſtrich der weggezogenen wilden Gänſe, der wilden Enten, der Feldlerche, des gemeinen Baumfalken, der Waldlerche, des gemeinen und Tannenfinken, der Ringel- und Holztaube tritt ein. Auch der rauhbeinigte Falke und die Miſteldroſſel halten ihren Einzug. Die Raubvögel trifft man im Felde herumſchwebend an, welche ſich in Wäldern aufhalten, vor und in den Vorhölzern.

Unter den Fledermäuſen ſieht man ſchon die langöhrige (Lat. Veſpertilio auritus, Fr. l'Oreillard, Engl. the long-eared Bad, und die gemeine (Veſpertilio Murinus, Fr. la Chauve-Souris, Engl. the common Bad) aus dem Winterſchlaf erwacht, bei gelinder Witterung herumfliegen.

Der Wolf, Fuchs und die übrigen Raubthiere ſind noch immer unſtät. Die Bärin bleibt noch im Winterlager, obgleich die Jungen bei gelindem Wetter und Sonnenſchein vor der Höhle ſpielen. Der Dachs erwacht aus ſeiner Betäubung und geht bei Thauwetter, obſchon Schnee liegt, häufig aus; die Dächſin ſetzt 4 Stück Junge. Bei gelinder Witterung ſtehen die Hirſche in Rudeln in lichten Hölzern und Holzſchlägen und das Reh bei der Rieke. Die ſtärkſten und beſten Hirſche werfen das Gehörn ab, und die Rehböcke haben das ihrige wieder vollkommen aufgeſetzt. Die Hauptſchweine ſetzen die Brunft nur bis in die Mitte dieſes Monats fort, hingegen übergelaufene Bachen rauſchen bis zu Ende deſſelben.

Der Haſe rammelt; junge Wölfe, Fiſchottern, Füchſe, wilde Katzen, wilde Kaninchen, Marder, Iltiſſe und Luchſe ſind in der Ranzzeit. Von den kleinen Jagdhunden muß der Jäger in dieſem Monate die Bätzen belegen laſſen.

Die Bälge der Raubthiere hören mit dieſem Monate auf gut zu ſeyn. Wölfe, Füchſe, Luchſe und Wieſeln verfolgen die Rehe, welche in ihrem Laufe durch den mit einer Eisrinde überzogenen Schnee aufgehalten, alſo leichter von ihnen erhaſcht und getödtet werden. Die Mittel- und niedere Jagd iſt zu Ende, und überhaupt auch alles Birſchen und Schießen des Hoch- und Schwarzwildes lieber einzuſtellen, weil es jetzt kümmert.

Zu Ende dieſes Monats iſt die beſte Zeit die Raubvögel in den gewöhnlichen Garnen und Fallen wegzufangen. Der wilde Entenfang iſt jetzt ſehr ergiebig. Mit dieſem Monat muß ſich die Jagd auf Rebhühner der Nachzucht halber endigen, weil ſie ſich jetzt paaren. Auch ſollte eigentlich von Faſtnacht an bis Johannis kein Geflügel der Fortpflanzung halber mehr gefangen oder geſchoſſen werden. Daher iſt es auch in manchen Ländern verboten, weder auf das Lerchenſchießen, noch auf den Vogelfang zu gehen.

Federhaaken, Fr. Détente, étau à reſſorts. Iſt ein Haaken mit einer Schraube, ſo ſich auf- und niederſchraubet, und von dem Jäger bei dem Voneinandernehmen der Büchſen- und Flintenſchlöſſer gebraucht wird. — Federhaaken, wird auch eine ganz kleine eiſerne, einen guten Zoll weite und 2 Zoll lange Klammer genannt, welche

bei den Tellereiſen gebraucht wird, wenn dieſe aufgeſtellet werden ſollen, indem eine Feder niedergetreten, und die Klammer hinan geſchoben wird, da alsdann die andere Feder deſto leichter zu bezwingen iſt; dergleichen Klammer iſt auch erforderlich, wenn die Eiſen von einander gelegt und rein gemacht werden ſollen.

Federhaſpel, Fr. Tournette pour les épouvantails. Iſt ein Hapſel, in welchen ein runder Stock geſteckt wird, und der mit einem Handgriff verſehen iſt, mittelſt deſſen er bequem gedrehet werden kann. Dieſe Haſpeln werden gebraucht, um die Federlappen darauf aufzuwickeln, damit es beim Verlappen geſchwind hergehen kann. Zu einem Bund Lappen von 150 Schritten Länge, braucht man einen Haſpel 2 Fuß lang; will man aber 4 Lappen von gleicher Länge ſo, daß das ganze Bund 600 Schritte ſtellt, auf einen Haſpel bringen laſſen, ſo muß der Haſpel 3½ Fuß lang ſeyn, und an beiden Enden einen Handgriff haben, indem zu dieſen 2 Mann erforderlich ſind, um die Lappen ablaufen zu laſſen.

Federlappen, Fr. Epouvantails. Iſt das ſehr gewöhnliche und nützliche Jagdzeug, wozu man Federn von den großen Raubvögeln ſowohl, als aus den Gänſe-Flügeln nimmt, ſelbige Paarweiſe, oder auch 3 Federn, an eine lange Schnur knüpfet, welches alsdenn ein Bund Federlappen genannt wird. Sie ſind zu allerhand Jagen zu gebrauchen, und iſt auch mit ihnen noch leichter fortzukommen, als mit Tuchlappen, koſten auch nicht ſo viel, und thun faſt gleiche Dienſte, ja zu einigen Umſtänden ſind ſie noch bequemer und nützlicher.

In Anſehung der Federn iſt zu bemerken, daß wenn man welche hat, wo am Ende des Kiels das Knöpfchen ab und weg iſt, ſie in dem eingeknüpften Knoten zu 3 Federn nicht ſo gut halten, ſondern bald heraus fallen; zu denen aber, wo die Federn nur Paarweiſe eingebunden werden, können die Kielen unten offen oder noch ganz ſeyn, weil ſie ohnedem auf- und weggeſchnitten werden.

Zuvor muß man die Federn auf folgende Art bereiten. Man nimmt eine Feder, ſchneidet an dem Ende des Barts hinunter, die Kiele ſchräg und auf die Hälfte hinein, und ſo auf der ganzen Kiele hinaus mit einem ſcharfen Meſſer

hinweg; von einer andern Feder ſchneidet man unten das Knötchen und die Spiße gerade weg, und alsdenn wird in dieſe die erſtere Feder hineingeſchoben, ſo weit ſie hineingeht, daß es ſcheint, als wenn es eine Federkiele wäre, doch müſſen ſie auch ſo in einander geſeßt ſeyn, daß oben die glatten Rücken der beiden Federn einander gleich ſtehen, um im Knüpfen und Binden recht und ordentlich zu werden, ſodann werden die Federn, die zu einem Bunde kommen ſollen, alle vorhero ſo in einander geſtochen. Alsdann nimmt man den Bindfaden — zu einem Bund Lappen wird 1¼ Pfund ſtarker Bindfaden erfordert, welcher aber gegen einander gezwirnt ſeyn muß, daß er nicht zuſammenläuft, oder Perlen über einander ſchlägt — hängt ſolchen an einen feſten Haken, ſchlägt dann den Bindfaden ſo kreuzweis herum, faſt als wenn es eine Schleife geben ſolle, ſteckt in den Kreuzſchlag die zwei Federn hinein, daß ſie an die Mitte der Kiele kommen, und rückt alsdann den Knoten zu. Man muß aber im Zuziehen mit der linken Hand die Federn mit beugen, und in der rechten Hand hat man einen kurzen Knebel, um ſelbigen ſchlägt man den Bindfaden geſchwind herum, damit der Knoten um die Federn feſt zugezogen werde; ferner geht man rückwärts am Bindfaden, und macht die Kreuzſchläge und die Federn ſo fort hinein, daß allemal die Federn 10 Zoll weit aus einander zu ſtehen kommen, bis ans Ende, woran ein kleiner Heftel gemacht wird, welcher Daumens ſtark, und eine Spanne lang iſt, und auf den Federhaſpel angeknüpft und gewunden wird.

Wenn man drei Federn in einen Knoten bringen will, ſo braucht man zwar noch halb ſo viel Federn; ſie blenden aber auch weit ſtärker, als die mit 2 Federn, und erfordern auch lange nicht ſo viel Mühe im Knüpfen. Dieſe Federn müſſen ganz ſeyn, und wenn man ſie einknüpfen will, die Kiele erſt ein Paar Stunden ins Waſſer geſteckt werden, daß ſie weich werden, um ſie dichter und leichter in den Knoten zu bringen. Wenn nun der Bindfaden feſt angehangen, und ein Kreuzſchlag und eine Schleife angelegt iſt, ſo ſtecke man von einem Ende 2 Federn in den Knoten, desgleichen die dritte Feder von der andern Seite zwiſchen den erſtern beiden entgegen, doch nur daß die Kielen einen Zoll lang durch den Knoten wegkommen, beugt dann mit de-

linken Hand die Kielen etwas nach dem Knoten, inmittelſt zieht und rückt man mit einem Knebel den Knoten feſte zu, und fährt nachher ſo fort, daß alle 10 Zoll wieder 3 Federn eingebunden werden. Das Ende wird zuletzt an den Haſpel befeſtiget.

Während dem Knüpfen nimmt man noch dieſes in Acht, daß die Federn ſchwarz und weiß, u. d. gl. unter einander ſo geſteckt werden, daß es hübſch bunt ſcheint.

Zu einem Bund Federlappen braucht man 10 Stellſtäbe. Das Verlappen mit ſelbigem geht geſchwinde fort, denn ſo geſchwinde der Mann nur gehen kann, gehts auch hinter her mit dem Aufſtellen von ſtatten; man ſehe hievon unter Verlappen.

Federſchütze, Fr. Chaſſeur pour le menu Gibier. Iſt ein Jäger, welcher nach der Lage ſeines Reviers bloß das kleine Weidwerk ausüben kann, wie es am häufigſten der Fall auf adelichen Gütern iſt, die nur mit der niedern Jagd belehnet ſind. In älteren Zeiten, vielleicht an einigen Orten auch noch in neuern, war dergleichen Jägern nicht erlaubt, Hornfeſſel zu tragen, indem Hirſchgerechte Jäger ſich dieſes ausſchließlich anmaßten. S. unter Federwildpret.

Federſpiel, ſiehe Vorloß.

Federwildpret, Fr. Gibier à plumes, menu Gibier, Volaille ſauvage. Hierzu gehört alles Geflügel, das ſich theils zum Schaden, theils zum Nutzen, in Wäldern, Feldern, in und an dem Waſſer und Sümpfen aufhält, und am beſten in folgende ſechs Ordnungen eingetheilet wird.

1) Die Raubvögel. Zu dieſen gehören: die Geier; die Adler; die Falken, die Eulen; die Käutze und die Würger.

2) Die Waldvögel. (ſpechtartigen Vögel) ſind: die verſchiedenen Arten Raben und Krähen; Birkheher; der Pirol; der Kuckuk; die Spechte; die Spechtmeiſe; der Wendehals; der Eisvogel; der Bienenfreſſer; der Baumläufer.

3) Die Waſſervögel (Schwimmvögel). Unter dieſe gehören: die verſchiedenen Arten Enten, Gänſe und Schwäne; der Papageitaucher; der Pelikan; die Taucher; die Meven; die Meerſchwalbe.

4) Sumpfvögel (Stelzenläufer) ſind: der Löffelreiher; die verſchiedenen Arten Reiher; der Storch; der Kranich; die Schnepfen; der Strandläufer, der Regenpfeifer; der Waſſerſäbler; die Meerelſter; das Sandhuhn; das Waſſerhuhn; der Ralle.

5) Unter die Hausvögel gehören: der Trappe, der Pfau, das Truthuhn, der Faſan, das Perlhuhn, das Waldhuhn.

6) Singvögel endlich ſind: die Tauben, Lerchen, Staare, der Seidenſchwanz, die Droſſeln, die Kernbeiſſer, die Ammern, die Finken, Fliegenfänger, Sänger, Meiſen und Schwalben.

Nichts iſt wohl begreiflicher, als daß der Jäger alles Federwildpret, auf das er Jagd machen will, kennen muß; aber auch bei weitem iſt es nicht hinlänglich, bloß eine Art von der andern zu unterſcheiden, wie z. B. ein Rebhuhn von einer Wachtel u. ſ. w. ſondern er muß auch über den Aufenthalt, die Nahrung, Fortpflanzung, Krankheiten, Feinde, Nutzen, Schaden und ſonſtige Eigenheiten der verſchiedenen Gattungen belehrt, und überhaupt mit der Naturgeſchichte des Wildprets bekannt ſeyn, wenn er die Jagd mit einigem Erfolg treiben will. Jäger, die ihr Metier nicht gänzlich handwerksmäßig treiben, haben auch dieſe Kenntniſſe zu allen Zeiten für unentbehrlich gehalten, und ſich ſolche durch fleißige Nachforſchungen zu erwerben beſtrebt. Eben dieſe ſind es, die, da ſie die beſte Gelegenheit dazu haben, den Naturforſchern hierinnen vorgearbeitet, ihnen die erſten Materialien zu ihren nachmaligen Syſtemen geliefert, ſie zuerſt über den Wohnort, Aufenthalt, Nahrung und Oekonomie der Thiere belehrt haben.

Für den Jäger iſt es keinesweges hinlänglich, die Kunſt zu verſtehen, wie er die Vögel ſchießen oder auf irgend eine Art fangen kann, ſondern er muß mit der Naturgeſchichte des Wildprets genau bekannt ſeyn, wenn er anders den Namen Jäger mit völligem Recht führen will. S. Vögel.

Feegreiß. Iſt das kleine abgefallene Reiß, welches bei der Einbindung des Reiſigs in Büſchel entſteht, wenn die Holzmacher die Knüppel oder Prügel ausſtutzen, damit die Büſchel nicht aus einander flattern, und gut eingebun-

den werden können. In manchen Gegenden iſt das Feegreiß ein Accidenz der Holzmacher, für den Holzertrag aber, wie alle dergleichen Accidenzien, oft ſchädlich, weil gemeiniglich zu viel ausgehauen wird.

Feelerruck; wird der Rückgrat beim Damhirſche genannt.

Fegen um die Himmelsſpur; ſiehe unter Schlagen.

Fehlen, Fr. manquer le but. Bedarf eigentlich keiner Erklärung, weil nichts begreiflicher iſt, als daß der, welcher nach etwas geſchoſſen und nicht getroffen, gefehlet hat.

Fehljagen. Fr. manquer la bête au gite, faire mauvaiſe chaſſe. Iſt nach der Jägerſprache, wenn aus allzugroßer Hitze oder Unwiſſenheit etwas angegeben, oder auch von ungeſchickten etwas beſtätiget oder gekreiſet worden iſt, und verſichert wird, daß es wirklich dieß oder jenes ſey, und da oder dort ſtecken ſoll, in der Folge aber bei dem Einſtellen oder Abjagen ſich zeigt, daß das angegebene weit geringer, oder wohl gar nicht darinnen iſt. Wenn dergleichen bei einem Jagen vorkommt, ſo iſt den Jägern nicht erlaubt, ſich eines Ehrenzeichens zu bedienen, oder einen Bruch auf dem Huthe zu tragen. — Fehljagen, Fr. ſe méprendre; heißt auch beim Jäger, wenn einer ein Thier für einen Hirſch anſagt.

Fehmgeld, Fr. Panage, Parnage. Wird dasjenige Geld genannt, welches der Eigenthümer der Waldung für jedes Schwein die Woche, wenn es in die Maſtung geſchickt wird, bezahlet erhält. Sobald nämlich die Maſt angeht, ſo verzeichnet der Forſtbediente die Anzahl der Schweine (heißet die Schweine einfehmen), und nimmt die Hälfte des Geldes in Empfang, die andere Hälfte aber wird bezahlet, wenn die Schweine wieder aus der Maſt kommen (die Schweine werden ausgefehmet). S. Maſt.

Fährte, ſiehe Fährte.

Feichten, Wäſſern, Fr. piſſer, uriner. Nennt der Jäger beim Roth- und Schwarzwildpret das Urinlaſſen.

Feigenblatt, Fr. Parties naturelles des bêtes. Heiſt beim Rothwildpret das weibliche Geburtsglied. Bei den vierfüßigen Raubthieren wird es die Nuß genannt.

Feldlerche, lat. Alauda arvenſis, Linn. Fr. l'Alouette, Buff. Engl. the Field-lark or Sky-lark, Penn, auch genannt: ſchlechthin Lerche; Acker-Saat-Korn-Himmels-Sang-Weg-Brach-Luft- und Taglerche; Leewark; Crainiſch, Landiza. Gehört unter die Singvögel, und iſt unter den Lerchenarten die häufigſte. Als Kennzeichen dieſer Art, ſind die beiden äußern Schwungfedern der Länge nach an der äußern Fahne weiß, die ſpitzigen mittlern an der äußern Seite weißgrau, und an der innern roſtbraun eingefaßt, die Wangen braungrau. An Größe gleicht ſie einem Goldammer, iſt faſt 8 Zoll lang, und 14 Zoll breit. Der etwas gabelförmige Schwanz mißt 3 Zoll, und die Flügel bedecken zwei Drittheile deſſelben.

Der Schnabel iſt 6 Linien lang, oben ſchwarz, unten weißlich, die Naſenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels, ſind eirund und mit ſchwarzen Bartborſten bedeckt; der Augenſtern iſt graubraun, die Füße graubraun, im Frühjahr gelbbraun, die Zehen in den Gelenken ſchwarzbraun, die Nägel ſchwärzlich, an den Spitzen weißlich, die geſchilderten Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 10 Linien und die hintere 1 Zoll lang, wovon aber die Klaue 7 Linien wegnimmt.

Stirn und Scheitel ſind roſtgelb, der Länge nach ſchwarzbraun gefleckt; über die Augen läuft eine weißgraue Linie, eine etwas undeutlichere umgiebt die braungrauen Backen; Hinterkopf und Hinterhals ſind weißgrau, ſchwarzbraun geſtrichelt; Rücken, Schultern und Seiten ſchwarzbraun, mit blaßröthlich brauner und weißgrauer Einfaſſung; die mittelmäßigen Steißfedern roſtgrau mit ſchwarzbraunen Strichen: das Kinn, der Bauch und die mittelmäßigen Afterfedern gelblichweiß; der Unterhals, die Bruſt und Seiten ſchmutzigweiß, roſtfarben überlaufen und fein der Länge nach ſchwarzbraun geſtrichelt; die Deckfedern der Flügel graubraun, die vordern und großen mit blaßröthlichbrauner Einfaſſung, die Schwungfedern dunkelbraun, die fünf erſten am Rande weißlich, die andern röthlich, die nächſten am Leibe grau; auch die Spitze iſt an allen weißgrau eingefeßt, und an den mittlern ausgeſchnitten; die Deckfedern der Unterflügel röthlich grauweiß; die Schwanzfedern ſchwarzbraun mit roſtbrauner und weißgrauer Einfaſſung. — Das Weibchen iſt etwas kleiner als das

Männchen, und es fehlt ihm die weißliche Linie, die die Wangen umgiebt; Rücken und Bruſt ſind mit häufigen ſchwarzen Flecken bezeichnet; die weiße Farbe der Bruſt iſt nicht roſtfarben überlaufen; überhaupt ſieht der ganze Vogel mehr und ſchwärzer gefleckt aus.

Die Feldlerche gehört unter die erſten Vögel, die uns die Ankunft des Frühlings durch ihren angenehmen Geſang verkündigen, und iſt der einzige, der ihn in einem ſenkrecht oder ſchraubenlinienförmig in die Höhe ſteigenden, und oben bald ſteigenden, bald fallenden Fluge verrichtet. Sie ſingt auch ſitzend auf einem Hügel, Stein oder einer hohen Erdſcholle. Ihr Lied beſteht aus vielen Strophen, die aber alle aus bald hohen, bald tiefen trillernden und wirbelnden Tönen zuſammengeſetzt ſind, und nur zuweilen durch ein wiederholtes ſtarkes Pfeifen unterbrochen werden. Sie ſingt von dem erſten Tage ihrer Ankunft bis zum Auguſt; außerdem iſt ſie auch ſehr gelehrig, Lieder und alle Vogelgeſänge nachzupfeifen. Auch das Weibchen ſingt einige melodiſche Strophen, und fliegt dazu bogenförmig von einem Orte zum andern, thut es aber nur zur Zeit der Paarung. Ihre Lockſtimme im Frühjahr zur Paarung iſt Terle! und im Herbſte zum Wandern Driet! Auf ihren Wanderungen iſt ſie ſehr geſellſchaftlich, im Sommer aber leidet ſie keine andere in dem Bezirke, in welchem ſie ihr Neſt angelegt hat. Den Menſchen ſcheut ſie nicht, und läßt ihn ſich ſehr nahe kommen; deſto mehr aber flieht ſie den Sperber, vor welchem ſie oft unter den Beinen des Ackermanns und ſogar in den Häuſern auf den Dörfern Zuflucht ſucht. Im Zimmer lebt ſie höchſtens 8 Jahre.

Dieſe Lerche bewohnt faſt die ganze alte Welt, und iſt, als Zugvogel, im Februar, manchmal auch ſchon zu Ende des Jänners wieder bei uns, kömmt alſo unter allen Wandervögeln am erſten wieder. Im September verſammelt ſie ſich in großen Heerden, zieht nach wärmern Ländern, und zu Ende des Oktobers oder höchſtens zu Anfange des Novembers ſieht man in Thüringen keinen Zug mehr. Auf ihrer Reiſe fliegen ſie ſelten ſehr hoch, ſondern faſt immer nur niedrig, etliche Fuß hoch über den Erdboden weg, und übereilen ſich nicht, denn ſie machen allenthalben, wo ſie auf ein Haferfeld ſtoßen, Halt, und ſuchen ſich ihre Nahrung in den verſtreuten Körnern, daher ſie auch im Herbſte ſo

außerordentlich fett ſind. Sie bewohnen die Aecker und Wieſen, ſeltner in Gebirgen und Waldungen, die Haiden und Waldwieſen; doch trift man ſie auch auf den höchſten Gebirgen und in den größten Waldungen an, wenn ſie große Wieſen haben. H[illegible] ſetzen ſie ſich auf die Bäume und Sträucher, welches ſie im Felde nicht leicht thun.

Ihre Nahrung ſind Inſekten, Inſektenlarven und Eier, z. B. Ameiſeneier, allerhand kleines Geſäme z. B. Mohn, und im Herbſt und Frühjahr Hafer. Auch grüne Saat, Feldknoblauch u. d. gl. freſſen ſie. Zu ihrer Verdauung ſowohl, als zu ihrer Reinigung brauchen ſie Sand, theils durch das Baden in demſelben ihre Federn in Ordnung zu erhalten, theils das Ungeziefer abzuhalten. Im Zimmer, wo ſie ſogleich ſehr zahm und kirre werden, giebt man ihnen in Milch geweichte Semmeln, Gerſten- und Malzſchrot, Mohn, gequetſchten Hanf, Brod u. d. gl., und vermengt ihnen dieſes Futter zuweilen mit zerhackten Brunnenkreſſe, Kohl- oder Salat. Man läßt ſie auf dem Boden herum laufen; beſſer aber ſingen ſie und befinden ſich in einem Käfig, der 3 Fuß in der Länge und 1 Fuß in der Breite hat. Er muß aber oben mit Leinwand bedeckt werden, ſonſt ſtoßen ſie ſich die Köpfe ein, da ſie immer aufzufliegen gewohnt ſind. An beiden Orten im Zimmer und im Käfig bedürfen ſie Waſſerſand, der alle 14 Tage erneuert werden muß.

Die Lerchen, welche ſich auf den Aeckern aufhalten, niſten am meiſten in der Sommerfrucht und Brache. Sie thun es gewöhnlich des Jahrs zweimal, und nur alsdann, wenn ihnen eine Brut zerſtört wird, dreimal. Das Neſt ſteht faſt jedesmal in einem runden Loche, hinter einer Erdſcholle, und iſt aus dürren Grashalmen und Haaren zuſammengeflochten. Die drei bis 5 weißgrauen, mit graubraunen Punkten und Flecken beſtreute Eiern werden 14 Tage bebrütet, und man findet oft ſchon zu Anfang des Aprils Junge. Dieſe werden mit bloßen Inſekten aufgefüttert, laufen bald aus dem Neſte, und halten ſich oft über 100 Schritte weit eine von der andern auf, welches den Nutzen hat, daß ſie nicht ſo leicht gewittert werden, als wenn ſie zuſammen im Neſte ſitzen. Die Alten ſchweben alsdann über dem Getraide herum, locken, und die Jungen geben

ihnen durch ihr Pipen zu erkennen, wo ſie ſich befinden. Sie ſind bis zum erſten Mauſern über dem ganzen Oberleibe mit weißen Punkten beſetzt.

In der Stube bekommen ſie folgende Krankheiten. 1) Der Pips iſt ein Catarrh, welchen man an der gelben Schnabelwurzel, den aufgeſträubten Kopffedern, dem öftern Aufſperren des Schnabels und der Trockenheit der Zunge erkennt. Man läßt ſie Bruſtthee aus Ehrenpreiß ſaufen, und wenn die Naſenlöcher dabei verſtopft ſind, zieht man ihnen ein kleines Federchen durch dieſelben. 2) Die Dürrſucht erkennt man an den Kröpfen der Lerchen, und dem Schwinden des Fleiſches. Man purgirt ſie mit einer Kreuzſpinne, und legt, um die Eingeweide zu ſtärken, einen verroſteten eiſernen Nagel in ihren Trank. 3) Die Verſtopfung wird dadurch gehoben, daß man einen in Leinöl geſtrckten Stecknadelkopf in den After bringt. 4) Der Durchfall wird durch eben dieſes Klyſtier gehoben. 5) Die Darre oder Verſtopfung der Fettdrüſen erreget Verhärtung. Die Vögel beißen gewöhnlich dieſelbe ſelbſt auf, am beſten aber öfnet ſie ein Bleiſälbchen. 6) Bei der Windſucht ſchwillt der Leib wie eine Trommel auf, wobei man dem Wind durch eine Stecknadel Luft macht.

Unter ihre vielen Feinde gehören: der Fuchs, Iltis, die große und kleine Wieſel, ja ſogar der Hamſter und die Spitzmaus freſſen ihre Eier und Junge. Auch der Rabe und die Rabenkrähe ſchleichen im Getraide und auf der Brache herum, und tragen die Jungen ihren eigenen Jungen vor. Weiter verfolgen die Alten faſt alle mittlere und kleine Raubvögel, beſonders aber der große graue Würger, der Ringelfalke, Thurmfalke, Baumfalke und Sperber, welche beiden letzteren auch gewöhnlich Lerchenſtößer heißen.

Die Feldlerchen gehören zur niedern Jagd. Im Frühjahre werden ſie, wenn ſie ankommen, einzeln für die Küche geſchoſſen, und wenn Schnee fällt auf Flecken, die man bloß macht und mit Hafer beſtreut, mit Leimruthen in Menge gefangen. Hierdurch wird jedoch die Vermehrung der Lerchen gar ſehr verhindert. Von den übrigen Arten ſie zu fangen, ſehe man unter Lerchenfang.

Sie nützen durch ihr Fleiſch, welches in ebenen Gegenden zu den gewöhnlichſten, aber ſchmackhafteſten Vögel-

gerichten gehört. Im Herbſte ſind ſie fett, und vorzüglich alsdann, wenn es nebliche Tage giebt, weil ſie an ſolchen nicht ziehen, ſondern ſtille liegen, alſo durchs Wandern nicht abgehärmt ſind. Nach einem alten Vorurtheile hält man in Sachſen die um Leipzig, Halle und Merſeburg gefangenen Lerchen für die vorzüglichſten, und glaubt, daß dieß vom Feldknoblauch herrühre; allein ſie ſchmecken eben nicht beſſer, als die in andern Gegenden, ſo wie man auch einen gleichen guten Geſchmack an allen denjenigen bemerkt, die einige Zeit todt gehangen haben. Auch vergnügen ſie durch ihren angenehmen Geſang.

Varietäten von ihr ſind folgende. 1) die weiße Feldlerche, Lat. Alauda arvenſis alba, Fr. Alouette blanche, Buff. welche am ganzen Körper entweder rein weiß, oder gelblichweiß, auch zuweilen mit etwas grau vermiſcht iſt. Schnabel, Füße und Nägel ſind gewöhnlich weiß, und die Augen roth. 2) Die ſchwarze Feldlerche, Lat. Alauda arvenſis nigra, Fr. Alouette noire, Buff. Dieſe iſt gewöhnlich am ganzen Körper rauchſchwarz, mit weißlicher Einfaſſung am Unterleibe; denn ganz kohlſchwarze gehören unter die Seltenheiten. 3) Die rothe Feldlerche, Lat. Alauda arv. rufa, welche am ganzen Leibe roſtrothbraun iſt. 4) Die bunte Feldlerche, Lat. Alauda arv. varia. Sie iſt entweder am Leibe weiß und lerchenfarbig gemiſcht, oder halb weiß und halb lerchenfarbig, oder mit weißem Kopfe und mit weißen Schwingen, oder mit weißen Schwingen und Schwanze. 5) Die Feldlerche mit rothbraunem Kopfe, Lat. Alauda arv. ruficeps. Dieſe iſt merklich größer; der Schnabel dicker, der Sporn kleiner; der Kopf rothbraun mit ſchwarzen Strichelchen; die Wangen braun; zwiſchen dem Schnabel und den Augen ganz weiß; die Bruſt rothbraun mit vielen ſchwarzen Strichen; die äußerſte Schwanzfeder bis auf einen kleinen aſchgrauen Streifen ganz weiß, die zweite auch an der äußerſten Fahne mehr weiß als gewöhnlich; überhaupt die Farbe röthlicher; die Füße ſchmutzig gelbroth. Sie lockt und ſingt wie die gemeine Feldlerche, zieht aber nie eine Kuppe. 6) Die langbeinige Feldlerche, Lat. Alauda arvenſis longipes, Engl. Long-legged Lark, Penn. zeichnet ſich durch etwas höhere Beine aus. Sie ſteigt niemals ſingend in die Höhe, ſondern bleibt dazu auf der Erde ſitzen.

Feldmarder, ſiehe Baummarder.

Feldſperling, lat. Fringilla montana, Linn. Fr. le Friquet, Buff. Engl. the Tree-Sparrow, Penn. auch genannt: Baumfink, Baumſperling, Rothſperling, Holzſperling, Bergſperling, Muſchelſperling, Rohrſperling, Ringelſperling, Braunſperling, Gerſtendieb, Felddieb, Waldſperling, Weidenſperling, Holzmuſchel, wilder Sperling, Gebirgſperling. Er gehöret als Singvogel unter die Gattung der Finken, und hat als Kennzeichen ſeiner Art: ſchönen rothbraunen Kopf, dunkelbraune Flügel und Schwanz, ſchwarz und roſtfarben gefleckten Rücken, und zwei über die Flügel laufende weiße Linien. Er iſt kleiner als der Hausſperling, 6¼ Zoll lang, und 9 Zoll breit; der Schwanz mißt 2½ Zoll, und die Flügel bedecken nur ein Drittheil deſſelben. Der Schnabel iſt 5 Linien lang, ſchwarzbraun und an der Wurzel gelb; an der Wurzel der obern Kinnlade ſtehen einige ſchwarze Barthaare; die Regenbogen im Auge ſind kaſtanienbraun; die Füße bräunlichfleiſchfarben, die Zehen unterhalb gelb, die Klauen ſpitzig und graubraun, die geſchilderten Beine 8 Linien hoch, die mittlere Zehe 8 und die hintere 6 Linien lang.

Der Oberkopf iſt bis zum Nacken ſchön rothbraun; die Wangen ſind weiß mit einem ſchwarzen Flecken; den Nacken umgiebt ein weißer Ring; der Oberrücken und die Schulterfedern ſind roſtfarben, ſchwarz gefleckt; der Unterrücken rothgrau; die Kehle und ein bis zur Bruſt fortlaufender breiter Streifen, ſchwarz; zur Seite der Hals weiß; die Bruſt ſilbergrau; der Bauch und After ſchmutzigweiß; die Seiten rothgrau; die Schwungfedern dunkelbraun, mit roſtgelben Rändern; die beiden untern Reihen der Deckfedern ſchwarz, roſtfarbig gerändet und mit weißen Spitzen, wodurch zwei geperlte Querſtreifen entſtehen, die obern kleinern roſtfarbig; die Schwanzfedern dunkelbraun mit gelbgrauer Einfaſſung. — Das Weibchen iſt heller auf dem Kopfe, die ſchwarze Kehle und der ſchwarze Wangenfleck kleiner, und der Ring um den Hals weniger merklich.

Der Feldſperling iſt nicht ſo ſcheu, als der Hausſperling, aber weit muthiger, munterer und unruhiger. Sein Flug iſt ſchnell und niedrig, ſein Gang aber ſchlecht, und hüpfend. Er ruft faſt wie der Hausſperling, doch heller,

Tzieb, tzieb, tzieb! und ſingt auch tzieb, zarr, zwohr! Er wird leicht zahm, lebt 8 und mehrere Jahre, und ſcheint von dauerhafterer Natur als der Hausſperling zu ſeyn. Er bewohnt Europa bis Schweden hinauf, das öſtliche Sibirien und nördliche Amerika, und in einigen Gegenden Deutſchlands iſt er faſt ſo häufig, wie der Hausſperling. Sie leben, ihre Fortpflanzungszeit ausgenommen, in Heerden beiſammen, halten ſich gewöhnlich im Felde, wo Hecken, Bäume und Gärten in der Nähe ſind, oder in gebirgigen und waldigen Gegenden, die mit Aeckern abwechſeln, auf, nur in den mit Bäumen bepflanzten Dörfern trift man ſie auch im Sommer an; im Winter aber verfügen ſie ſich gern unter die Hausſperlinge, und beſuchen die Miſtſtätten und Bauernhöfe. Sie ſchlafen in den dichteſten Hecken oder Weidenbäumen.

Im Sommer nähren ſie ſich mit ſchädlichen Inſekten, Raupen, Heuſchrecken, Maikäfern u. d. gl. im Herbſt aber gehn ſie in Menge auf die reifenden Waizen- und Gerſten- und Hirſenfelder, und verzehren auch ſonſt allerhand Getraide und Sämereien, als Hafer, Hanf, Rübſaamen u. ſ. w. Im Winter finden ſie an Landſtraßen im Pferdemiſt und in den Saamen des Vogelwegtritts ihre Nahrung, oder ſie gehn auf die Bauernhöfe vor die Scheunen. Im Frühjahr leſen ſie unter den Erlenbäumen den ausgeflogenen Saamen in Geſellſchaft der Zeiſige auf. Ihr Bad iſt Waſſer und Sand.

Zu Anfang des Aprils trennen ſich die Schaaren und jedes Paar ſucht ſich eine, nicht höher als 8 bis 10 Fuß hohe Höle in einem Weiden- oder Obſtbuume zu Anlegung eines Neſtes aus, deſſen Loch ſo enge iſt, daß nur eine kleine Knabenhand hineingreifen kann. Das Neſt beſteht aus Heu, Stroh, Moos, Federn und Haaren, das Weibchen legt zweimal des Jahrs 5 bis 7 im Grunde weißgrau mit röthlich und dunkelaſchgrauem Marmor überzogne, unten ſpitzige und oben ſehr ſtumpf gedruckte Eier, und wird vorher eben ſo oft betreten als das Hausſperlingsweibchen, nämlich des Tags wohl 400mal. Beide Gatten brüten und füttern gemeinſchaftlich ihre Jungen auf. Die Brütezeit dauert 14 Tage, und die Jungen erhalten zu ihrer Nahrung faſt lauter ſchädliche Blüten- und Obſtraupen und

Schmetterlinge. Sie haben, wenn ſie ausgeflogen ſind einen hellbraunen Scheitel, die Roſtfarbe iſt bläſſer, und die ſchwarze Kehle kaum merklich. An der etwas dunklern Farbe kann man auch dann ſchon die Männchen erkennen.

Ihre Feinde ſind vorzüglich die Sperber und der Baumfalke. Nach den Neſtern aber gehen die großen und kleinen Wieſeln.

Im Herbſt und Winter, wenn ſie ſich in großen Schaaren verſammelt haben, kann man ſie in Menge mit einer, mit Vogeldunſt geladenen Flinte erlegen. Auch kann man ſie mit Leimſpindeln fangen, die man auf das Geſträuch ſteckt, in welches ſie ſich allezeit, wenn ſie aufgejagt werden, zu ſetzen pflegen. Man kann auch einen Platz mit Spreu und Hafer beſtreuen, und neben ſolchen eine Schlagwand ſtellen, da man ihrer in Geſellſchaft der Finken und Goldammern eine Menge fangen kann. Sie können auch mit einem abgerichteten Habicht gefangen, und die Jungen mit einem Blaßrohr geſchoſſen werden.

Man fängt ſie auch bequem und häufig in Körben. In ein viereckiges und rundes Bret, welches etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß breit iſt, bohrt man rund herum 3 Zoll vor dem Rande, Löcher ſo dichte, daß ſich ein Sperling zwiſchen denſelben nicht durchzwingen kann. In alle dieſe Löcher werden glatte dünne Weidenruthen feſt eingeſteckt; 5 Zoll hoch vom Bret wird ein Geflechte von vier ganz dünnen Weiden rund herum, desgleichen eins noch beſſer hinauf und 2 Fuß hoch oben auch ein ſolches Geflechte gemacht, damit die Weiden ordentlich zuſammen gehalten werden. Ueber dem oberſten Geflechte werden die Weiden etwas eingeknikt, und nach der Mitte zu hingebogen, ſo daß davon eine Decke über dem Korbe entſteht. In dieſer Decke wird auch eine Thür angebracht, durch welche man die gefangenen Sperlinge herausholen kann. Auf allen vier Seiten des Korbes ſchneidet man über dem unterſten Geflechte etwas von den Weiden heraus, und macht von den Weiden Einkehlen, wie in einer Fiſchreuſe, die auswendig weit und inwendig enge ſind, ſo daß die Sperlinge wohl hinein, aber nicht wieder herauskriechen können. Die Weiden müſſen auch an den Einkehlen ſpitzig geſchnitten werden. Auswendig vor den Einkehlen werden Auftrittsbreter, einer Hand breit vorgemacht.

In den Korb wird Getraide and andere Sämereien, auch friſcher Käſe geſtreut, und ſo derſelbe auf den Hof oder in den Garten geſetzt. Die Sperlinge kriechen gern nach dem Futter hinein, können aber wegen der Spitzen an den Einkehlen nicht wieder heraus. Mit ſolchen Körben kann man Sommer und Winter Sperlinge, oft 20 bis 30 in einem Tage fangen.

Sie nützen durch ihr Fleiſch, welches noch angenehmer ſchmeckt, als das der Hausſperlinge, und iſt eben ſo geſund, wie das Finkenfleiſch; beſonders ſind die Jungen eine angenehme Speiſe, und es iſt daher ein bloßes Vorurtheil, wenn einige ſie für ekel ausgeben. Wo ſich ein Paar in einem Obſtgarten aufhält, darf man es ja nicht verjagen, wegen des ungemein großen Nutzens, den es ſtiftet. Beide Gatten fliegen täglich von Baum zu Baum, und leſen im Frühjahr aus den Knospen und Blüten, und im Sommer von den Blättern der Obſtbäume die ſchädlichen Räupchen und Inſekten ab. Ihr Nutzen überwiegt daher weit den Schaden, den ſie in den reifenden Gerſten- Waizen- und Hirſenäckern thun; zudem kann man ſie von dieſen leicht verſcheuchen.

Varietäten von ihm ſind: 1) der weiße Feldſperling, lat. Fringilla montana candida, welcher entweder rein weiß oder gelblichweiß iſt, mit gelblichem Schnabel und Füßen. 2) Der bunte Feldſperling, lat. Fringilla montana varia. 3) Der Baſtardfeldſperling, lat. Fringilla montana hybrida, welcher aus der Vermiſchung mit Canarienvögeln entſtehen ſoll. 4) Der gehaubte Feldſperling, lat. Fringilla montana criſtata, hat eine Holle auf dem Kopfe, die wie bei den Mönchstauben den hintern Scheitel begränzet.

Feldvögel, Fr. Oiſeaux des champs. Sind diejenigen Vögel, die ihren Aufenthalt beſtändig im Felde haben. Dieſe ſind: das Feldhuhn; der Wachtelkönig; die Wachtel; die Lerche u.ſ.w. Man kann auch den Faſan hiezu rechnen, wiewohl dieſer auch die Wälder liebt.

Felſen, Fr. Roche, Roc. Wird das ſteinigte Gebirge genannt, welches 20-30 und mehrere Ellen hoch iſt, und über den Erdboden hervorraget.

Felſenſchwalbe, Lat. Hirundo rupeſtris, Linn. Engl. Rock-Swallow, Latham. Iſt eigentlich wohl keine eigene Art Schwalben, ſondern nur von der Ufer- oder Meerſchwalbe, mit welcher ſie einerlei Größe hat, eine Varietät. Sie bewohnt Crain, und alles was man von ihr weiß, beſteht in folgendem. Sie iſt oben mauſefahl, unten weiß. Die Schwanzfedern haben an ihrer innern Seite, einen eirunden weißen Fleck. Die Füße ſind nackend und ſo wie der Schnabel ſchwarz. Die Schwungfedern ſind etwas dunkler als der Rücken; der Schwanz iſt etwas getheilt, aber nicht gabelförmig und wie die Flügel gefärbt. Sie baut ein Neſt von Thon in die Hölungen jäher Felſen.

Feſſeln, Fr. Jets, Lanières. Werden die aus gutem gahr gemachten Hirſchleder gefertigten Riemen genannt, welche die Falkenierer den Falken um die Fänger legen. Sie werden unterſchieden in Kurz- oder Wurffeſſeln, und in Langfeſſeln.

Feſtmachen, Fr. uſer de charmes contre les armes. War bei den alten Jägern die berüchtigte Kunſt, eine Perſon gegen jeden ſie treffenden Schuß ſo zu verwahren, daß derſelbe nicht die geringſte Verletzung am Körper verurſachen könne. Dieſe Kunſt, ſo wie alle übrige ſogenannte Jägerſtückchen, ſtammt aus den Zeiten des Alterthums, wo tiefer Aberglaube den menſchlichen Verſtand verfinſterte, her, und jeder ſonach, der noch daran glaubt, oder wohl gar die Kunſt zu beſitzen vermeint, iſt ſeiner Unwiſſenheit halber zu bemitleiden; denn der Verſuch, einen ſolchen zu bekehren, iſt jedem zu widerrathen. S. auch Aberglaube.

Fett, Fr. Sain. Iſt das verdickte thieriſche Oel, womit die Zellen des Zellgewebes an den meiſten Orten des Körpers der Thiere ausgefüllt ſind. Dieſes Oel nennt der Jäger bloß Fett bei den Raubthieren und Haſen; bei dem Rothwildpret hingegen nennt er es Feiſt und Talg, und bei dem Schwarzwildpret, Weißes.

Fettammer, ſiehe Ortulan.

Feuer, Lat. Ignis, Fr. Feu. Iſt eine leuchtende Materie, die nicht nur die ihr nahe ſtehenden Körper erwärmt, ſondern auch gemeiniglich die minder harten verbrennt, ihre Zuſammenfügung trennt, und ihre Verbindun-

gen aus einander ſetzt. Feuermaterie beſteht ſonach aus brennbarer und erwärmender Materie. In ſeiner Geburt giebt es ſich zu erkennen: durch ſein Funkeln, rothglühendes Ausſehen, und daß es in Flammen ſpielt. Die hauptſächlichſte Materie des Feuers iſt Holz, welches die bequemſte Nahrung für daſſelbe bei ſich führt, und ohne welches wir weder unſere täglichen Speiſen bereiten, noch den größten Theil unſerer Bedürfniſſe verfertigen, noch unſere Geſundheit erhalten könnten.

An ſich betrachtet iſt das Feuer ein in der ganzen Natur vertheilter außerordentlich feiner, unſichtbarer und flüſſiger Körper, der unter gewiſſen Umſtänden Licht und Wärme hervorbringt, und ſich dadurch zu erkennen giebt. Das gemeine Feuer iſt ſtets flüchtig, daher iſt die größte Hitze eines Feuers an deſſen Spitze, und weil es ſo äußerſt flüchtig iſt, muß es auch ungemein leicht ſeyn, ob aber das Feuer leichter als die Kälte ſey, läßt ſich noch nicht beſtimmen. Dieſe Feuermaterie findet ſich in allen gemiſchten Körpern; ſie iſt das vorzüglichſte Mittel der Natur, andere Elemente unter einander zu vermengen, und daraus andere Körper hervorzubringen, eben ſo iſt es auch das Werkzeug, wodurch die Natur andere Körper zerſtöret, und in ihre Beſtandtheile zerleget, um daraus neue Körper zu bilden. Es iſt und wirket überall, es vereinigt ſich mit Luft und Waſſer, es durchdringt die Erde, es wohnt im Schwefel, im Fett, im Holz, in allen Gewächſen, und ſogar in Steinen und Metallen, und ſo wenig deſſen auch ſeyn mag, auch im Eiſen. So lange die Feuermaterie mit andern körperlichen Theilen in Verbindung iſt, bleibt ſie ruhig und unwirkſam, ſobald ſie aber in Bewegung geſetzt wird, fängt ſie an, die bekannten Wirkungen zu äußern, auch kündigt ſie ihr Daſeyn durch Wärme, Licht und Flammen an.

Soll demnach ein brennbarer Körper, z. B. Holz, entzündet werden, ſo muß die in demſelben vertheilte und bisher ruhig gebliebene Feuermaterie durch eine äußere Urſache, durch Reiben, durch verdichtetes Sonnenlicht oder brennbares Feuer in Bewegung geſetzt werden. Wenn man das Holz langſam verbrennen läßt, ſo hört endlich Rauch und Flamme auf, und es bleiben kleinere Stücke zurück, glühende Kohlen, die, wenn ſie nicht abgelöſcht werden, zu-

letzt ganz in Aſche verfallen. Es erwärmt und durchdringt alle Körper, die brennbaren entzündet es, die meiſten Körper dehnt es ſo weit aus, daß ſie in einen flüſſigen Zuſtand gerathen und ſchmelzen, einige führt es mit ſich in die Höhe, andern theilt es mehrere Feſtigkeit mit, die flüſſigen ſetzt es in eine kochende Bewegung, und löſet ſie in Dämpfe auf. Die erſte Eigenſchaft der in Bewegung geſetzten Feuermaterie iſt das Licht. Daher leuchtet auch Holz, wenn vorher durch die Fäulniß der Lichtſtoff in demſelben frei gemacht worden iſt. Die andere Haupteigenſchaft des Feuers iſt die Wärme, die vor dem Licht ſich empfinden läßt, und vornämlich durch die Bewegung oder durch das Reiben zweier Körper an einander verurſachet, und hervorgebracht wird.

Feuer kann im Walde mit Vorſatz oder durch Zufall entſtehen, und ſo eine Strecke, auch den ganzen Wald in Brand ſetzen. Durch Vorſatz geſchieht es, wenn einer bos-hafter Weiſe dem Waldeigenthümer Schaden zufügen will. Durch Zufall, wenn Vagabunden, Bettler, Hirten oder auch Holzmacher, ſich Feuer in den Waldungen anmachen, um dabei zu kochen oder ſich zu wärmen, und ſodann davon gehen, und das Feuer fortglimmen laſſen, wo dann der Wind oder ein anderer Zufall ſolches aus einander treibet, und auf dieſe Art das Feuer um ſich greifen kann. Am gefährlichſten werden dergleichen Feuer im Herbſt und im Frühjahr, weil um dieſe Zeiten der Holzgrund und das Holz trocken, die Heide und das abgefallene Laub dürre ſind. Um daher das Entſtehen eines Feuers im Walde zu verhüten, iſt nach einer guten Forſtordnung das Tobakrauchen ohne Deckel auf der Pfeiſe, noch mehr das Ausklopfen einer brennenden Tobakspfeife in der Waldung, ſowohl den Holzmachern als auch andern durch den Wald paſſirenden Perſonen unterſagt. Den Holzmachern muß zwar geſtattet werden, bei kalter oder naſſer Witterung, und verſchiedener bewegenden Urſachen halber, ein Feuer von dürrem Geniſte anzumachen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie ſolches bei ihrem Weggange jedesmal ſorgfältig wieder auslöſchen; bei Sturmwinden, desgleichen trockener und dürrer Witterung hingegen, iſt das Feuerhalten in der Waldung gänzlich und bei Strafe verboten.

Eine Urſache zu den Waldbränden geben oft die Gemeinden ſelbſt, dadurch, daß ſie Feuer in den Waldungen anlegen, um eine beſſere Huth für ihr Vieh zu erzielen, und den Wachsthum der Heide und des Graſes zu befördern. Hat man in dieſem Fall gegründeten Verdacht, ſo muß die Huth auf ſolchen Flecken ſchlechterdings nicht geſtattet, ſondern geſchloſſen werden, wenigſtens ſo lange, bis ſie wieder mit einigem Holz ſo beſetzt ſind, daß es von den untern Aeſten gereiniget, das Heidekraut erſtickt, und ein zweites Ausbrennen nicht mehr zu beſorgen iſt. Sollte aller Vorſicht ohngeachtet ein Feuer im Walde entſtehen, ſo treffe man die, unter Brand angegebenen Anſtalten.

Feuergeſtelle, Quergeſtelle; heißen im Preußiſchen diejenigen, welche die Hauptgeſtelle durchſchneiden, und wenn man die Forſtcharten zeichnet, von Norden nach Süden laufen.

Feuerholz, ſ. Brennholz.

Feuerſchloß, ſ. Flintenſchloß.

Feuerſeegen, Feuerbeſprechen, Feuerverſagen, Feuerbannen, Fr. Charme ou Conjuration du feu. Heiſt die angeblich geheime Kunſt, dem Feuer zu gebieten oder Schranken zu ſetzen, daß es nicht weiter um ſich greife, und iſt ſehr zu bedauern, daß dieſer alberne Glaube, der ſeinen Urſprung aus den abergläubiſchen Zeiten her hat, noch immer nicht gänzlich hat ausgerottet werden können. So giebt mancher den Juden die Gewalt, das Feuer löſchen zu können; und jüdiſche Schwärmer oder Betrüger geben zwei Arten vor, wodurch ſie dieſes zu bewirken im Stande ſind, nämlich eine von der Ferne mit Worten, und die andere in der Nähe durch eine Schrift. Die Kraft von beiden ſoll in den hebräiſchen Worten im 4 Buch Moſ. 4 Kap. V. 2. beſtehen: da ſchrie das Volk zu Moſe, und Moſes bat den Herrn. Da verſchwand das Feuer.

Will nun einer nach der erſten Art das Feuer anſprechen, ſo tritt er an einen Ort, wo er das ganze Feuer überſehen kann, läßt ſich eine Pfanne mit glühenden Kohlen ſammt einer Gießkanne mit Waſſer bringen. Alsdann murmelt er, indem er ſein Geſicht gegen die Feuersbrunſt kehret, die angeführten Worte Silbenweis in hebräiſcher Sprache daher, und gießt bei jeder Silbe etwas Waſſer

über die glühenden Kohlen, mit dem feſten Vertrauen, daß auch der Brand aufhören werde, wenn ſeine Kohlen auf dieſe Art ausgelöſcht ſind.

Das Feuerſprechen durch Schrift hat entweder die Erhaltung eines noch nicht vom Feuer ergriffenen Hauſes, oder ſeine Löſchung zum Zweck. Jenes geſchieht, indem der Jude mit Kreide den Schild Davids oder diejenige hieroglyphiſche Figur, welche David ihrem Vorgeben nach auf ſeinem Schild gehabt haben ſoll, oder auch den Namen Adonai an das Haus ſchreibt. Dieſes geſchieht, indem er eben dieſe Figur oder dieſes Wort auf einen Teller, ein Brodt oder auf ein Ei ſchreibt, dreimal das Feuer umgeht oder umreitet, und den Teller, das Brod oder Ei ſodann in die Flamme wirft. Verſagt das Feuer ſeinem Verſprechen den Gehorſam, ſo ſagt der Jude, daß es ein verfluchtes Feuer geweſen, und ſeine Kunſt bleibt dabei im ungekränkten Werth.

Hieraus kann ein jeder Vernünftiger ein dergleichen Unternehmen leicht für das, was es in der That iſt, erkennen, nämlich für wahren Unſinn, durch welchen auch nicht einmal Juden allein, ſondern auch Zigeuner, Kohlenbrenner, ja oft Ordensleute die Leichtgläubigen täuſchen. Wenn man die Wahrheit nicht verläugnen will, ſo hat man auch Beiſpiele von Jägern, die dieſes vormals thaten, und dadurch ihren Stand in den Augen Vernünftiger nicht wenig ſchändeten.

Fichte, lat. Pinus picea, du Roi, Fr. la Peſſe, Engl. the common Pitch Fir; auch genannt: rothe Tanne, Rothtanne, roth Dannenbaum, rothe Fichte, Pechtanne, Pechbaum, Harztanne, Harzbaum, Feuchttanne, Fiechttanne, Fiechtbaum, ſächſiſche Fichte, Harzfichte, weiße Fichte, Granenholz, norwegiſche Tanne, Schwarztanne, ſchwarzer Tannenbaum. Iſt ein immergrünes Nadelholz, und gehört unter die weichen Bauhölzer. Die Fichte iſt in dem nördlichen Deutſchland eine der gemeinſten Hauptholzarten, indem man ganze Waldungen von ihr antrift; im ſüdlichen Deutſchland iſt ſie nicht ſo häufig, und in warmen Ländern wird ſie gar nicht gefunden. In dicht geſchloſſenem Stande erreicht ſie eine Höhe von 80-100 bis 150 Fuß, und eine Dicke im Durchmeſſer von 2 bis 4 Fuß. In 100

Jahren erreicht ſie unter günſtigen Umſtänden ihre Vollkommenheit; indeſſen dauert ſie noch viel länger, und nimmt an Höhe und Stärke zu außerordentlichem Behuf immer mehr zu. Alle ihre Theile ſind mit einem balſamiſchen Harze durchdrungen, daher auch Aerzte die Ausdünſtungen der Fichtenwälder zur Blütezeit in langwierigen Lungenſchäden für ſehr wohlthätig gefunden haben, und wirklich kann zu keiner Zeit die Luft geſunder ſeyn als in dieſer.

Männliche und weibliche Blüten befinden ſich zugleich auf dem nämlichen Baume; ſie erſcheinen an Bäumen von mittlerm Alter fruchtbar, und brechen zu Ende des Mai oder Anfangs Junius gemeinſchaftlich hervor. Die nämliche Blüte, welche ſchon im vorigen Herbſte mit ihren braunen Schuppen zu erkennen iſt, und die eiförmige Geſtalt einer dunkel- oder hellrothen Erdbeere annimmt, iſt ein ſchuppiges Kätzchen, das auf den äußerſten herabhängenden Zweigen hervorkömmt; unter jeder mit einem zarten Stiele verſehenen Schuppe befinden ſich zwei Staubfäden mit gelblichen Staubhülſen. Die weibliche Blüte iſt ebenfalls ſchon im vorigen Jahr an den Spitzen der Zweige in bräunlichen Knoſpen vorhanden. Aus dieſen Knoſpen brechen dann im Frühjahr zur Blütezeit kleine röthliche Zäpfchen mit ovalen ſtielloſen Schuppen hervor, deren Spitzen im Anfange auswärts ſtehen, beim Zunehmen des Zapfens aber ſich dichte anlegen, und hernach, wenn ſie die ordentliche Geſtalt eines Zapfens haben, grün und am Ende hellbraun oder braungelb werden.

Die Zapfen ſind bei ihrer Reife zu Ende des Oktobers an 5 Zoll lang, und haben 1½ Zoll im Durchmeſſer. Sie hängen gemeiniglich an den oberſten und äußerſten Zweigen, und allemal, wie bei den Kiefern, niederwärts, anſtatt daß die Zapfen der Tanne aufgerichtet ſtehen, und enthalten friſch ein wohlriechendes Harz. Unter jeder Schuppe liegen in beſondern Vertiefungen zwei geflügelte Saamen, die nach der Reife bis gegen künftigen Mai und zu warmer Witterung hängen bleiben, da ſich dann die Schuppen öffnen, und die Körner gewöhnlich mit Weſtwind abfliegen.

Die Blätter ſind ¾ Zoll lange, ſchmale, vierſeitige, ſteife, ungezähnte, ſtumpfſpitzige, am Ende etwas krumm gebogene und hellgrüne Nadeln, welche ohne Stiele aus

ſchmalen, ſchuppenartigen Erhabenheiten aus den Zweigen mit ſolchen im Mai hervorkommen, und um die jungen Triebe rund herum ſtehen; ſie bleiben hernach ſo lange lebhaft und grün, bis ſie an ältern Aeſten aus der dickern und trockner werdenden Rinde keine Nahrung mehr erhalten können, und folglich nach und nach abſterben und abfallen müſſen.

Die Rinde iſt braunroth, zähe und biegſam, und je älter der Baum wird, mit deſto mehreren Riſſen und Schuppen iſt ſie verſehen. In der Saftzeit (im Mai) läßt ſie ſich ſehr leicht abſchälen. Das Holz iſt weich, und nur von mittelmäßiger Dauer; deſſen weißliche oder röthliche Farbe hängt vom trocknen oder feuchten Stande ab, im letztern nämlich iſt der Wuchs zwar ſchneller, aber kein feſtes, gutes, ſondern ein lockeres Holz zu erwarten, indem es bald rothfaul wird. Die Fichten treiben keine Pfahlwurzeln, ſondern ſehr flach auf der Oberfläche des Bodens weit um ſich ſtreichende Seitenwurzeln, und daher ſind Fichtenwälder den Windbrüchen ſo ſehr ausgeſetzt, beſonders wenn ſie nicht geſchloſſen ſtehen.

Die jährliche Vermehrung der Fichte geſchieht wie bei dem andern Nadelholze aus den Spitzen der Zweige. Die jungen Jahrestriebe werden der Mai oder Maiwachs genannt, welcher bei der Fichte im Mai und Junius, auch öfters bis zum Julius dauert, und ſodann binnen 10 Wochen oder im September ſeine Holzreife erlangt. Die frühere oder ſpätere gute Frühlingswitterung, und Lage, machen hier öfters einige Veränderung, welche aber ſelten über 14 Tage bis 3 Wochen beträgt. Dieſer Maiwachs wird aber bei faſt keiner Holzart ſo häufig zerſtört, als man bei jungen Fichten in geſchloſſenen Dickigen findet, und vorzüglich geſchieht dieſes durch den Fichtenſauger. Ueberdieß leiden ganz junge Pflanzen von ſpäten Nachtfröſten und der Sonnenhitze. Oft ſtehen junge Fichten ab, wenn ſie in einem ſchlechten Boden mit ihren Wurzeln auf derbe Erdlagen, brüchige oder ſcharfe Erdſchichten kommen. Eine andere beſondere Erſcheinung iſt das in manchen Jahren ſich ereignende häufige Abfallen der jungen Zweige (ſ. Abſchieben und Abſprünge); und eine der fürchterlichſten Krankheiten

der Fichtenwälder, iſt die Trockniß, welche aus mehreren Urſachen entſtehen kann (ſ. Baumtrockniß und Borkenkäfer).

Da, wie oben geſagt, die Blütenknospen ſchon im Herbſte wahrzunehmen ſind, ſo wird man auch im voraus im Stande ſeyn, zu beurtheilen, ob ein Saamenjahr erfolgt (ſ. auch unter Abſprünge). Die Einſammlungszeit des Saamens beſtimmt ſich nach der angegebenen Zeit der Reife, nämlich vom November bis in den April. Um aber guten unverdorbenen Saamen zu erhalten, muß man die Zapfen an geſunden nicht zu alten Bäumen, die ſchon ihrer Abſtändigkeit nahe ſind, brechen laſſen, auch iſt es nicht rathſam, ſie von gelagten Fichten zu brechen, weil immer zu befürchten iſt, daß der Saame von dieſen taub iſt, und wenn er aufgeht, ſchlechte und unvollkommene Pflanzen giebt. Die Zapfen werden an einem trockenen und luftigen Orte aufbewahrt, und der Saame im folgenden Frühling und Sommer ausgemacht (ſ. Ausklempeln). Dieſen Saamen kann man 4 bis 5 Jahre, ohne daß er verdirbt, aufbewahren, und ſo jedes Jahr die abgetriebenen Schläge damit anſäen. Da nun oft erſt das fünfte oder ſechſte Jahr ein Saamenjahr iſt, und der Saame ſich ſehr gut hält, ſo iſt es Regel für den Forſtmann, bei Saamenjahren auf einen guten Vorrath Bedacht zu nehmen.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß Herr Oettelt *) die Fichte in eine frühzeitige oder weiche, und in eine ſpäte oder harte Art unterſcheidet, und davon folgenden Unterſchied angiebt. Bei der erſtern Art iſt die männliche Blüthe röthlich, auch ſind im Anfange die jungen Zapfen von gleicher Farbe, werden aber, wenn ſie ihre Vollkommenheit haben, braun. Die Zapfen werden auch wohl 4 Wochen eher reif, als die von der harten Art, und der Saamen iſt bei einer mäßigen Wärme leicht zu erhalten. Die ſpäte oder harte Fichte aber hat blaßröthlichte männliche Blüten. Die jungen Zäpfchen ſind im Anfang grün, und nach erlangter Reife gelblicht, gelangen auch wohl 4 Wochen ſpäter, als die weiche Art, zur Reife und Vollkommenheit.

*) Journal für das Forſt- und Jagdweſen. B. II. Hälfte 2. Seite 91.

Die Kenntniß dieſes Unterſchiedes iſt beſonders beim Einſammeln der Zapfen und nachherigem Ausklempeln von Nutzen. Man muß nämlich, um ſich die Arbeit nicht zu erſchweren, jede Sorte beſonders einſammeln laſſen; denn legt man beide auf eine Darre, ſo ſpringen die von der weichen bald auf, die von der harten Art hingegen viel Tage ſpäter, und können nur durch länger anhaltende Wärme zum Aufſpringen gezwungen werden; ſ. auch unter Ausklempeln.

Die Fichte liebt eine harte, kalte, nördliche, rauhe Lage, in den Gebirgen, und dabei einen ſteinigten, kieſigten Boden, als den beſten für die Feſtigkeit und Dauer ihres Holzes. Auf den Ebenen, die mit Hügeln abwechſeln, liebt ſie jederzeit eine ſchattigte, kühle und rauhe Lage, ob ihr ſchon übrigens die Sonne auch zu ihrem glücklichen Wachsthum nöthig iſt. Hat nun daſelbſt der ſteinigte kieſigte Grund in der Vermiſchung ſeiner obern Dammerde, nur etwas Leimen und die gehörige Tiefe, ſo giebt es darin recht vollkommene ſtarke und hohe Bäume.

In einer gelinden Lage, z. B. in Landforſten, wo zugleich ein fetter kleiichter, ſchwerer oder naſſer Boden iſt, hat die Fichte zwar ein ſchnelles Wachsthum, und erreicht in 60 bis 70 Jahren eine anſehnliche Höhe und Stärke; allein das Holz iſt ſehr ſchwammig und röthlich; es wird bald am Stammende und im Kerne ſchadhaft; ihr Wachsthum verlieren ſie dann augenſcheinlich; die Aeſte ſelbſt ſind an ſolchen Fichten mit der langen Haarflechte dergeſtalt und ſo häufig beſetzt, daß dieſes Gewächs daran, wie lange Pferdhaare überall herunter hängt. Auf einem ganz dürren, ſandigten Boden, ſo wie überhaupt im ſandigten Boden, kommen die Fichten nicht wohl fort; ſie ſind in ſolchem auch dem Windbruche ſehr ausgeſetzt, weil ihre Wurzeln darin nur ganz flach in der lockern Oberfläche ausſtreichen.

Die Ausſaat geſchieht entweder auf abgetriebenen Schlägen oder auf holzleeren Plätzen, wo die Pflanze ſchon geraume Zeit nicht erwuchs. Im letztern Fall und wenn alte Gehaue ſchon von Kraut und Gras überzogen oder verangert ſind, muß der Boden umgearbeitet, das Kraut vertilgt und der Raſen abgeſchält werden. Liegt auf der Oberfläche des Bodens ein kurzes feuchtes Moos, ſo laſſe man

denſelben unverändert, indem darin der Fichtenſaame vortreflich keimt und die Wurzeln der jungen Holzpflanze ſich bald einen Weg bis zur Erde bahnen. Die Umarbeitung des Bodens kann entweder im Ganzen geſchehen, oder es werden nur Plätze und Rinnen aufgebrochen, um hier den Saamen auszuſtreuen. Bei jeder Art iſt zu beobachten, daß er nicht zu locker gemacht wird, beſonders aber nicht, wenns im Frühjahr geſchieht; der Saame geht zwar darin ſehr gut auf, aber die Erde hat alsdann nicht Feſtigkeit genug, um die Wurzeln gegen Sonnenhitze zu ſchützen, ſie wird zu ſtaubig, hält gar keine Feuchtigkeit an ſich, und die Saat wird ſich ſo geſchwind wieder verlieren als ſie aufgieng.

Weit zuträglicher bleibt es, die Umarbeitung des Bodens im Herbſt vorzunehmen, Einwirkung des Froſtes und der Luft beſſert ihn, und gegen die Zeit der Saat hat er wiederum Feſtigkeit genug bekommen. Man kann zwar Plätze von 2 bis 3 Fuß ins Quadrat wund machen und auf dieſe nun den Saamen ausſtreuen; allein die Anſaat reihenweiſe zu machen iſt immer vorzüglicher, wobei aber die Furchen ſchmal und gleichlaufend ſeyn müſſen; iſt es thunlich, ſo zieht man ſie mit Vortheil von Sonnenaufgang gegen Niedergang, und richtet es ſo ein, daß die kleine Erhöhung, die durch die Erde gebildet wird, an der Sonnenſeite iſt. Hierdurch bekommt die zarte Pflanze einigen Schatten, und in der Vertiefung einer ſchmalen Furche ſammelt und erhält ſich mehr einige Feuchtigkeit, und überdieß kann man dergleichen Anſaaten bei überhand nehmendem Kraut oder Gras bequem und ohne Nachtheil der Holzpflanzen reinigen.

Ganz genau läßt ſich nicht beſtimmen, wie viel Pfund Saamen auf einen Acker oder Morgen erforderlich ſind; Gewohnheit und Uebung giebt die beſte Anleitung. Im allgemeinen kann man auf einen Acker zu 160 Quadrat Ruthen, wenn derſelbe ganz wund gemacht worden, ohngefähr 16 Pfund rechnen; iſt er platzweis abgeplatzt, und ſind nur Furchen gezogen, ſo reichen, wegen der mehreren Zwiſchenräume, ohngefähr 12 Pfund. Alter Saame kann etwas reichlicher ausgeworfen werden, weil manches Korn ausbleibt.

Viele halten für thunlicher, den Fichtenſaamen durch Reiben von den Flügeln zu befreien, welches aber mehrere andere widerrathen, und zwar nicht ohne Grund, weil wirklich die Ausſaat mit geflügeltem Saamen beſſer gedeihet; überdieß gab der Schöpfer dieſem Saamen gewiß die Flügel nicht ohne hinreichende Urſache, ſo daß alſo dieſe Mühe ganz unnöthig iſt. Nach dem Ausſtreuen des Saamens, der keine Erdbedeckung verträgt, muß der Platz mit Reißig bedeckt werden; das übrige ſehe man überhaupt unter Anſäen.

Die beſte Saatzeit bei der Fichte fällt in den April und Mai, wiewohl ſich dieſe Zeit, beſonders in hohen gebirgigen Gegenden, ſo wie überhaupt von andern Nadelhölzern, nicht voraus beſtimmen läßt, ſendern das früher oder ſpäter eintretende Frühjahr beſtimmt dem Forſtmann den Anfang ſeiner Kulturgeſchäfte. Es iſt übrigens eben ſo wenig rathſam ganz früh als ſpät anzufangen; im erſten Fall geſchieht, wenn der Strich der Vögel noch nicht vorüber iſt, durch dieſe zu großer Schaden, und durch ſpäte Fröſte der bereits gekeimten oder aufgegangenen Pflanze; im letzten Fall hingegen hat der Boden ſchon die Winterfeuchtigkeit verlohren, wird zu trocken und verzögert die Entwickelung des Wurzelkeims, die Pflanze bleibt dadurch zurück, und iſt in den heißen Sommermonaten noch zu zart um die Hitze ausdauern zu können.

Die jungen Pflanzen erſcheinen gewöhnlich ſchon nach 4 Wochen, alſo im Junius. Wenn ihre braune Hülle, die ſie mit zur Welt bringen, abgeht, ſo erſcheinen mehrentheils 9 Nadeln, wobei es im erſten Jahr bleibt. Im zweiten Jahr vermehren ſich ihre Nadeln; im dritten Jahr bildet ſich oben ein Aeſtchen, und der Wuchs des Gipfels wird ſtärker; im vierten und fünften Jahr gehen ſie merklich in die Höhe, und vervielfältigen ihre Zweige, welche quirlmäßig um das Stämmchen herumſtehen, und das Alter genau bezeichnen. — Daß man die junge Anſaat vor dem Eintrieb des Viehes und gegen das Wild ſichern muß, verſteht ſich wohl ohnehin. Im dritten Jahre kann man das Reißig wegnehmen; die Weißtannen hingegen müſſen wohl 4 Jahre bedeckt bleiben.

Die Fichten reinigen ſich ſehr ſehr zeitig durch natürliches Abwerfen der untern Zweige, wenn ſie dichte genug ſtehen, daß die Zweige ſich im 8ten bis 9ten Jahre erreichen können, und dieſes muß man daher nicht mit Künſteleien und Schneideln beſchleunigen wollen. Denn ſtehen ſie zu weitläuftig, ſo wird doch durch das Schneideln kein ſchlanker Baum erzwungen, vielmehr durch das aus den Wunden fließende Harz der Wachsthum zurück gehalten.

Die Anpflanzung der Fichten iſt, nächſt der Anſaat, das vorzüglichſte Mittel zu ihrem Anbau, und zwar iſt in Gebirgen, auf alten mit langem Graſe überzogenen Schlägen, wenn ſolche nicht zu ſteinigt ſind, der Anbau durch die Pflanzen am ſicherſten, wohlfeilſten und von der größten Nothwendigkeit, ſolche am geſchwindeſten wieder zu beholzen. Auch ſelbſt da, wo die Einrichtung getroffen iſt, daß alle Plätze das erſte Jahr nach dem Holzſchlage aus dem Saamenmagazin wieder beſäet werden, iſt das Pflanzen nicht ganz unentbehrlich; denn es können bei den häufigen kurzen Sommerjahren zuweilen Zeiten eintreten, wo gar nicht oder ſehr wenig geſäet werden kann. Pflanzen aber kann man alle Jahre. So iſt auch in Gebirgen, wo oft in 6 bis 8 Jahren keine reiche Saamenernde eintritt, und wo Fichten die herrſchende Holzart ſind, ihr Anbau durch Pflanzung als eine unentbehrliche Anſtalt, die Wälder immer in gleichem Ertrage zu erhalten, zu betrachten.

Die beſte Zeit ſowohl Fichten als Kiefern zu pflanzen, iſt im März, April, bis zu Anfang des Mais; je näher die Pflanzen vor ihrem jährlichen, natürlichen Triebe, der zu Ende des Maies anfängt, verſetzt werden, deſto glücklicher iſt ihr Fortkommen. Man kann ſie auch im Oktober und November verſetzen, aber bisweilen mit etwas Verluſt, weil ſie der Froſt gerne aufzieht, welches man im Frühjahr nicht zu befürchten hat.

Einige halten jedoch, aus langer Erfahrung, vom Anfang des Septembers bis in Oktober, für die beſte Verpflanzungszeit der Fichten, wenn ſie mit ſammt der Erde ausgehoben und ſo wieder verpflanzt werden.

Die ſchicklichſten Pflanzen hiezu ſind die von 3', 4 bis 5, höchſtens 8 jährigem Alter, welche 6 bis 10 Zoll lang, und in Baumſchulen frei erzogen worden ſind. Dieſe

läßt man mit einem ſcharfen Grabſcheid oder einer breiten Hacke, ſammt der Erde, ausheben, in Körbe ſetzen, ſolche an Ort und Stelle tragen oder fahren, und in die 12 bis 18 Zoll weite, und 8 bis 10 Zoll tiefe bereits verfertigte Löcher, und in ſolche nicht zu tief, gehörig einſetzen. Der Zwiſchenraum der Löcher iſt gewöhnlich 3 bis 6 Fuß. Von den übrigen allgemeinen Regeln ſehe man unter Anpflanzen; beſonders aber muß hier die Beſchädigung der Wurzeln vermieden werden, denn keine Holzarten leiden dieſes weniger, als die Nadelhölzer.

Kurz nach der Pflanzung ſehen die verſetzten Fichtenpflanzen, ſo wie von allen Nadelhölzern zwar nicht ſehr friſch aus, ſie bekommen gelbliche Nadeln, und wachſen in den erſten paar Jahren wenig; dieſe Farbe verändert ſich aber mit zunehmendem Wachsthum der Wurzeln bald wieder in die gewöhnliche, und dann gehen ſie eben ſo ſchnell und ſo gerade in die Höhe, wie die geſäeten Stämme, beſonders, wenn man ſich durch etwas mehr Mühe und Koſten nicht abhalten läßt, die Stämme dicht zu pflanzen, daß ſie ſich einander in die Höhe treiben, und nicht ſtruppicht wachſen können.

Vom 60ſten bis 120ſten Jahre erlangt die Fichte ihre gehörige Vollkommenheit. Der Hieb geſchieht alsdann im Oktober, November und December, worauf die Stöcke im Frühlinge gerodet werden. Die Fichten geben gute Maſtbäume, ein langes Schiff-Zimmer-und Tiſchlerholz, Balken, Bretter, Latten, Spindeln u. d. gl. auch allerhand dauerhaftes Nutzholz im Trocknen, zu Orgeln und muſikaliſchen Inſtrumenten, Tiſchen, Schränken und anderm Geräthe. Den Weißböttichern reichen ſie das beſte Holz zum ſchwunghaften Betrieb ihres Handwerks, mit deren verfertigten Waaren ein ziemlich vortheilhafter Handel getrieben wird. Zu Schwellen iſt es von keiner langen Dauer.

Beſonders gut iſt das an erhabenen Orten gewachſene Holz; denn obzwar das in niedrigen Gegenden ſchneller wächſt, ſo iſt es aber weit weniger dauerhaft, ja oft grobjährig, ſchwammig, zur Fäulniß geneigt, und oft ſchon ſchadhaft. Es quillt, ſchwindet und ſpaltet ſtark, und giebt allzuſehr nach, daß man es, wofern es nicht wohl ausgetrocknet iſt, bloß im Trocknen anwenden kann, insgemein

aber muß es dieſer ſchlechten Eigenſchaften wegen zu Brennholz geſchlagen werden. Da hingegen widerſteht das erſte der Witterung länger, kann ſich auch bis zur nöthigen Austrocknung ſelbſt im Waſſer weit länger gut erhalten. Wenn daher das ſchönſte fichtene Bau- und Nutzholz aus den beſtimmten Schlägen herausgenommen iſt, wird der Ueberreſt zu Brenn- und Kohlholz geſchlagen. Die Kohlen von dem mit Wahl ausgeſuchten Fichtenholze, werden von den Kunſtverſtändigen beim Schmelzen ſtrengflüſſiger Erze immer für etwas ſchlechter, lockrer und weicher gehalten, als die von der Weißtanne. Alles Harzholz indeſſen giebt noch weit ſchlechtere Kohlen, wenn das Harz vorher allzuhäufig und lange Zeit herausgezogen worden iſt, ſo daß man auch ſowohl dieſerhalb, als auch wegen eines guten Brennholzes, hierauf Bedacht zu nehmen hat.

Das Harzen oder Harzſcharren iſt ſonſt immer als eine Hauptnutzung in großen Fichtenwäldern angeſehen worden, jedoch haben es Erfahrungen nun hinlänglich beſtätiget, daß es immer ein ökonomiſcher Fehler bleibt, um Harz zu gewinnen, ganze Reviere dem Verderben entgegen zu führen, und daß der Verkauf deſſelben bei weitem den Verluſt an Holz nicht erſetzt. Außerdem entſtehen nun noch Nachtheile für den Wald ſelbſt. Denn die Bäume werden erſtlich, wenn ſie oft geſcharrt und mithin die Lagen zu breit geworden ſind, mürbe, und zerbrechen bei geringem Sturm, worauf Lücken entſtehen, die dem Wind Oeffnung geben, der beſtändig Verwüſtung anrichtet. Sodann befördert man die Fortpflanzung und Nahrung der dem Holze ſchädlichen Inſekten, denn der Baum hat nicht die vollen Säfte, und wir dadurch in kränklichen Zuſtand verſetzt. Ausführlicher hat dieſen Nachtheil Hr. Forſtmeiſter Oettelt *) gezeigt.

Aus den jungen Zapfen wird ein Oel, Oleum templini, verfertiget. Die Lappländer machen aus den Wurzeln Stricke und Körbe, und aus der Rinde leichte Fahrzeuge. Die Rinde wird außerdem zum Gerben des Leders genutzt; auch hat man die Kolben für die Kunſtſätze in Bergwerken, ſtatt Sohlenleders, damit gefüttert. Den

*) Etwas über die Harzgeſchichte oder Pechnutzung fichtener Waldungen ꝛc. Eiſennach, 1789.

markigen ſüßen Splint pflegen die Schweden im Mai zu ſammeln und zur Speiſe zu verwenden. Die Nadeln werden an einigen Orten den Pferden mit Haſer zum Winterfutter gegeben, und dienen überdieß in Strohharmen Gegenden zur Streu.

Fichtenkäfer, lat. Boſtrichus piniperda, Dermeſtes piniperda Linn. auch Fichtenverderber, Fichtenzerſtöhrer genannt. Dieſer Käfer iſt nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 Linien lang, und $\frac{3}{4}$ Linien breit, alſo nur halb ſo groß und zuweilen noch kleiner, als der Borkenkäfer, ſchmächtiger und bei eingeſtecktem Kopfe ganz cylindriſch rund. Wer den Borkenkäfer kennt, der kennt auch dieſen, ſo ſehr gleicht er ihm an Geſtalt, nur hat er keine abgeſtumpfte Flügeldecken. Der Knopf der Fühlhörner und die Fußblätter ſind gelbroth. Der Körper iſt glänzend ſchwarzbraun, und nur die Flügeldecken ſind etwas heller, alſo kaſtanienbraun und glatt. Im Walde findet man ihn gewöhnlich in den Zweigen der Fichten, und in jungem abgeſtandenen Stammholz. Allein er verſchont auch die Stämme nicht. Man hat ihn in altem Scheitholze oft eben ſo häufig angetroffen, als den Borkenkäfer, hat ihn in eben ſolchen Schaaren durch die Luft ziehen ſehen, wie jenen, und fand ihn in dem Flößholze in gleicher Menge wie jenen. Er hat mit jenem einerlei Aufenthalt und Lebensart, macht alſo die Löcher in, und Gänge unter die Schaale zwiſchen Baſt und Splint; nur ſcheinen die Gänge der Maden regelmäßiger und bis zur Verpuppung faſt in ganz grader Linie neben einander wegzulaufen. Die Maden ſind ſchneeweiß mit einem roſtgelben Kopfe.

Wegen ſeiner Aehnlichkeit hat man den Fichtenkäfer ſonſt immer mit dem Borkenkäfer verwechſelt, und ihm eigentlich jene Verheerungen zugeſchrieben. Allein ſo ſchädlich iſt er noch niemals geworden, wiewohl man ſich auch vor ihm zu hüten hat. Indeſſen ſind alle Mittel gegen ihn anwendbar, die beim Borkenkäfer dienlich ſind; ſ. Baumtrockniß und Borkenkäfer.

Fichtenkernbeiſſer, lat. Loxia Enucleator, Linn. Fr. le Gros-bec de Canada, Buff. Engl. the Pine Grosbeak, Penn. auch genannt: Fichtendickſchnabel, Kernfreſſer; großer Kernfreſſer; finniſcher Dohmpfaff; Fichtenhacker; Parisvogel. Gehört als Singvogel unter

die Gattung der Kernbeißer, und Kennzeichen ſeiner Art ſind: daß der Oberkiefer weit über den untern hin geht; auf den Flügeln ſteht eine doppelte weiße Binde, und der Schwanz iſt ſchwärzlich.

Er iſt der größte Kernbeißer, $8\frac{1}{2}$ Zoll lang und die Breite der Flügel beträgt $13\frac{1}{2}$ Zoll. Der Schwanz iſt $3\frac{1}{2}$ Zoll lang, und das Ende der zuſammengelegten Flügel reicht etwas über die Mitte deſſelben. Er wiegt 4 Loth. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, kurz und dick, deſſen oberer Theil iſt krumm gebogen, und geht etwas über den untern herab, iſt dunkelbraun oder ſchwärzlich, der untere Theil aber an der Kehle röthlichfleiſchfarben, und ſeine Spitze ſchwärzlich, die geſchilderten Beine 1 Zoll hoch, die Füße ſind braunſchwärzlich, die mittlere Zehe 10 und die hintere 8 Linien lang.

Der Kopf, Unterrücken und Steiß ſind carmoiſinroth; von den Naſenlöchern, welche mit dunkeln Federn bedeckt ſind, geht bis an die Augen auf jeder Seite eine ſchwärzliche Linie; der Hintertheil des Halſes und der Rücken ſind mit ſchwarzen, carmoiſinroth eingefaßten, Federn bedeckt; die kleinern Deckfedern fallen ins orangegelbe, die zwei Reihen größern ſind ſchwärzlich mit weißen Spitzen; die Schwungfedern ſind ſchwärzlich, und die vordern haben eine röthliche Einfaſſung; die Flügel ſind unten, ſo wie der Bauch, die Seiten und Schenkel hellaſchfarben; der After weißlich; Kehle, Unterhals, Bruſt und Oberbauch hellkarmoiſinroth; der Schwanz etwas gabelförmig, ſchwärzlich, unten aſchfarben.

Das Weibchen hat oben einen dunkelbraunen, unten aber einen fleiſchfarbigen Schnabel, mit ſchwarzer Spitze. Die Naſenlöcher ſind mit weißen Federn bedeckt; am Grunde des Unterſchnabels und unter dem Auge ſind auch einige weißliche Federn. Der Scheitel, Unterleib und die obern Deckfedern des Schwanzes ſind orangenroth, an den Seiten und unten iſt der Kopf lichtbräunlichgelb; der hintere Theil des Halſes, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ſind dunkelbraun, etwas ins gelbblaue ſchillernd. Einige hintere Schwungfedern, ſo wie die zwei Reihen großer Deckfedern haben weiße Spitzen, auch der Flügelrand iſt weiß. Die inwendigen Flügel und Seiten ſind hellaſchfar-

ben. Der ganze Unterleib iſt aſchfarben, etwas ins roſenrothe ſpielend.

Dieſer Vogel ändert vermuthlich im Freien ſeine Farbe eben ſo, wie ers in der Stube thut. Er wird nicht nur nach dem erſten Mauſern, ſondern auch, ohne daß er ſich mauſert, gelb. Dieſe Veränderung fängt ſich beim Schnabel an, und geht den Rücken hinab und bis zur Bruſt fort, bis alles, was vorher roth war, gelb wird. Er wird ſeines Geſanges und ſeiner Zahmheit halber im Käfig gehalten, da er beſonders des Nachts ſingt. Im Freien ſingt er nur im Frühjahr, alsdann aber wird er ſtumm.

Das Vaterland dieſes Kernbeißers iſt das nördliche Europa, Aſien und Amerika. Dieſe Vögel lieben die Geſellſchaft ihres Gleichen, ziehen im Herbſt und Winter von einem Orte zum andern, und gehören daher unter die Strichvögel. Im Sommer halten ſie ſich in Schwarzwäldern auf, im Herbſt und Winter aber, wo ſie Beeren finden. Sie ſtreichen nicht eher als im November. Der Saamen der Fichten und Kiefern, und die Kerne der Vogel-Wachholder- und Elsbeeren machen ihre Nahrung aus. Im Zimmer giebt man ihnen Hanf, Rübſaat, Beeren und allerhand Futter. — Sie brüten im Norden der alten und neuen Welt. Ihr Neſt ſteht nicht hoch von der Erde auf Bäumen, iſt aus Reißern verfertiget und mit Federn ausgefüttert. Das Weibchen legt 4 weiße Eier und brütet ſie im Julius aus. Die Jungen beiderlei Geſchlechts ſind bräunlich, mit gelben Anſtrich. Auch in den erſten Jahren ſind die Männchen noch heller roth, und werden in der Folge erſt carmoiſinroth.

Sie laſſen ſich, da ſie ſehr einfältig ſind, leicht fangen und ſchießen. Im Spätherbſt fängt man ſie auch im nördlichen Deutſchland, wo ſie durchziehen, in der Schneuß, wenn Vogelbeeren vorhängen. Ihr Fleiſch iſt eßbar, und in Herbſt werden ſie in Haufen nach Petersburg aus daſiger Gegend zum Markt gebracht.

Fichtenſauger, Lat. Chermes Pini, Piceae et Abietis, auch genannt: der Blattſauger. Iſt eins von den ſchädlichen Waldinſekten, das in der Bildung viel ähnliches mit den geflügelten Blattläuſen (Aphis) hat, und in der Menge nicht nur der Fichte, ſondern auch den andern Nadelhölzern, die es anfällt, ſehr ſchädlich iſt. Es zerſtört die

neuen weichen Enden oder Spitzen des Maiwuchſes dergeſtalt, daß ſie unterwärts gleich zu Anfange ausgedehnt, verkürzet und aufgetrieben werden, und eine ſchuppige ſtachliche Frucht vorſtellen, welche einem jungen Zapfen gleichet. Die Nadeln, welche ſehr verkürzt, ſehr dünne und hart werden, ſtehen als feine Stacheln überall hervor. Dieſer Zufall verurſacht im jungen Saatholz und Anfluge, in den dick bewachſenen Schonungen, in manchen Jahren einen erſtaunenden Schaden, und macht lauter Mißgewächſe, Krüppel und Strauchholz von eben der Beſchaffenheit. Da nun in einem Jahre faſt alle oder doch ein großer Theil der Spitzen an den Trieben, auf einmal in dergleichen Mißgewächſe ausarten, ſo trocknen die jungen Zweige auch nach und nach zurücke, ſie laſſen die braunwerdenden Nadeln fallen, und der gute friſche und unentbehrlich regelmäßige Holzwuchs, worauf bei der Erziehung des Bau-Schiff- und ſtarken Holzes doch alles ankömmt, iſt dadurch geſtört oder gar aufgehoben.

Fichtenverderber, ſ. Fichtenkäfer.

Fichtenzapfe, Fr. Pignon, Pomme de pin. Iſt der weibliche Zapfen, in welchem der Saame des Fichtenbaums enthalten iſt; ſ. unter Fichte.

Fimmeln, iſt eigentlich ſo viel als Auslichten, oder auch Ausläutern; in verſchiedenen Gegenden aber wird es von mancherlei Verfahrungsart gebraucht. Nämlich: 1) wenn ein Nadelholzrevier mit Birkenſaamen angeſäet worden, um zu verſuchen, welche Holzſorte am beſten auf dem beſäeten Orte fortkomme, und man ſodann diejenige Sorte ſtehen läßt, die den beſten Wuchs zeigt, die andern aber nun ausziehet oder ausfimmelt, damit die andern deſto beſſer fortkommen können. Dieſes hat der wiſſenſchaftliche Forſtmann wohl nicht nöthig, weil derſelbe aus der Beurtheilung des Bodens und des Klima's die beſte Holzſorte ohnedieß beſtimmen kann. 2) Wenn in einem Revier, wo lauter Nadelholz, daſſelbe aber ſo dick ſtehet, daß der Ort ausgelichtet werden muß, die übergipfelten oder zurückgebliebenen Stämme, damit ſie nicht ganz abſterben oder unnütz vergehen, und Baumkrankheiten verurſachen, ausgehauen werden. 3) Wenn ſich in einem Walddiſtrikt die Wurmtrockniß zeiget, ſo wird alles von dem Käfer angefal-

lene Holz, wenn es gleich noch nicht haubar iſt, gefället und aus dem Wald geſchaft. Von dieſen letztern beiden Fällen iſt bereits unter Ausläutern geſagt worden, und die Verfahrungsart iſt allerdings einer guten Forſtbehandlung angemeſſen, weniger aber im folgenden Falle.

4) Werden in manchen Gegenden mit Nadelhölzern beſtandene Baumörter nicht ſchlagweiſe abgetrieben, ſondern die benöthigten Bauhölzer nur ausgefimmelt oder ausgezogen, ſo wie man ihrer bedarf; oder man hauet ein dergleichen Revier nur rund um, ſo daß, wenn man mit den ſtarken Hölzern im Innern fertig iſt, ſolche von außen durch den Nachwuchs ſchon wiederum auf das neue genommen werden können. Um den nebenſtehenden Bäumen keine Beſchädigung zuzufügen, verfährt man dabei auf folgende Art. Zur Niederwerfung eines Baums ſind 3 Mann erforderlich, welche, nachdem ſie ſich einen Stamm, der ſchicklich zu werfen iſt, ausgeſucht haben, denſelben mit einer Schubſtange, an der ein eiſerner Geißfuß befeſtiget iſt, in einer Höhe von 20 bis 25 Fuß auf der entgegengeſetzten Seite faſſen, wohin er nämlich fallen ſoll. Sobald der Baum fallen will, ſo hackt nur einer der drei Männer, und die andern beiden ſchieben an dem Baum dahin, wohin er fallen ſoll, und wenn kein ſtarker Wind der Richtung entgegen kommt, ſo muß der Baum allemal dahin fallen, wohin man es haben will. Man will nicht in Abrede ſtellen, daß in Rückſicht mancher örtlichen Verhältniſſe dergleichen Behandlungsart ſich nöthig machen kann; allein zur Nachahmung ſie zu empfehlen, möchte wider eine jede gute, ſichere und nachhaltende Forſtbehandlung und Forſtbenutzung ſtreiten.

Fink, lat. Fringilla. Macht eine Gattung Singvögel aus, bei welchen, als Kennzeichen, der Schnabel kegelförmig, gerade und zugeſpitzt iſt. Einige nehmen bloß Sämereien, andere aber auch Inſekten zur Nahrung zu ſich; beide ſchälen aber die Saamenkörner vorher, ehe ſie ſie verſchlucken. Man kann die in Deutſchland befindlichen Arten in drei Familien theilen.

Die Finken der erſten Familie haben einen dickern runden Schnabel. Sie nähren ſich von Inſekten und Sämereien zugleich, füttern aber ihre Jungen bloß mit erſtern und aus dem Schnabel auf. Zu dieſer gehören der gemeine

Fink; der Bergfink; der Hausſperling; der Feldſperling; der Schneefink; der Graufink,

Finken der zweiten Familie haben einen dünnern, ſcharf zugeſpitzten und an den Seiten etwas zuſammengedrückten Schnabel. Sie nähren ſich bloß von Sämereien, und füttern ihre Jungen mit denſelben aus dem Kropfe. Dieſe ſind: der Stieglitz, der Zeiſig, der Hänfling, der Flachsfink, der Canarienvogel,[a] der Citronenfink, der arktiſche Fink, und der rothbäuchige Fink.

Die dritte Familie der Finken hat einen merklich eingekerbten Schnabel, der dem Ammerſchnabel etwas gleicht, und einen langen geraden Nagel (Lerchenſporn) an der Hinterzehe. Die Nahrung iſt wie bei der erſten Familie. Zu dieſer Familie gehört der Lerchenfink.

Der gemeine Fink, lat. Fringilla Coelebs, Linn. Fr. le Pinçon, Buff. Engl. the Chaffinch, Penn. auch genannt: Buchfink, Gartenfink, Rothfink, Waldfink, Schildfink, Spreufink, Wintſche, Dörpfink; Crainiſch, Schinkowitz; in Thüringen: Finke. Bei dieſer Finkenart ſind Flügel und Schwanz ſchwarz mit weißen Streifen und Flecken. An Größe gleicht er einem Hausſperling. Er iſt 7½ Zoll lang, und 11¼ Zoll breit. Der etwas geſpaltene Schwanz mißt 3 Zoll, und die zuſammengelegten Flügel reichen bis auf die Hälfte deſſelben.

Der Schnabel iſt 6 Linien lang, ſtark, egal kegelförmig zugeſpitzt, an den Rändern etwas eingebogen, im Winter weiß, im Frühjahr aber dunkelblau, und aus dieſer Bläue des Schnabels erkennt man, ob ein Fink ſchon geſungen habe. Die Regenbogen im Auge ſind kaſtanienbraun; die Füße ſchwarzbraun, die geſchilderten Beine 10 Linien hoch, die mittlere Zehe 8 Linien, die hintere 6 Linien lang, die Nägel ſehr ſcharf und ſpitzig, und müſſen, da ſie im Käfig fortwachſen, alle ſechs Wochen abgeſchnitten werden.

Die Stirn iſt ſchwarz; der Scheitel und Nacken ſind graublau mit einigen in die Höhe ſtehenden Haarfedern; der Oberrücken und die Schulterfedern kaſtanienbraun, olivengrün überlaufen; der Untrrrücken und die kurzen Steißfedern zeiſiggrün; die Wangen, Kehle, Bruſt und Bauch fleiſchröthlich braun, nach dem After ins weißliche auslau-

fend; die Schenkel grau; die Schwungfedern ſchwarz, auswendig mit grünlicher und inwendig mit weißer Einfaſſung, auch an der Wurzel weiß, die obern kleinen Deckfedern weiß, die untern großen ſchwarz mit weißen Spitzen, daher über den obern Theil der Flügel zwei weiße Streifen laufen; die Unterflügel weiß; die Schwanzfedern ſchwarz, die beiden äußerſten mit einem großen keilförmigen weißen Fleck, alle kaum merklich grün gerändet. Nach der Mauſerzeit und im Vorwinter ſind faſt alle dieſe Farben heller; die Stirn nur dunkelbraun, der Scheitel und Nacken ins Braune und Olivenbraune ſchimmernd, und das Rothbraune an der Bruſt heller. Eben ſo ſehen auch noch die jungen Finken das ganze zweite Jahr aus, daher die Vogelſteller im Frühjahr die jungen Männchen ſehr gut von den alten zu unterſcheiden wiſſen, und jene dieſen vorziehen. — Das Weibchen iſt kleiner, der Kopf, Hals und Oberrücken graubraun, olivenfarben überlaufen; der ganze Unterleib ſchmutzig weiß, an der Bruſt röthlichgrau; die übrigen Farben bläſſer; der Schnabel im Frühjahr graubraun, im Winter weißgrau.

Der Fink hat verſchiedene Töne; als der Ton der Zärtlichkeit, womit er auch die Veränderung des Wetters im Sommer anzukündigen ſcheint, iſt ein Trief! trief! die Lockſtimme, beſonders auf ſeinen Reiſen, iſt ein oft wiederholtes Jack, jack! Ein unwillkührlicher Laut ſcheint aber das Fink, fink! zu ſeyn, das er ſo vielmal des Tags wiederholt, und welches ihm auch ſeinen Namen gegeben hat. Merkwürdiger als dieſe einzelne Töne iſt ſein heller, durchdringender Geſang, welcher ſich mehr dem Sprechen nähert, und deshalb auch mit dem Namen eines Schlags belegt wird. Jeder Vogel hat eins, zwei, drei, oft ſogar vier verſchiedene Schläge, davon jeder ein Paar Sekunden dauert und aus etlichen Strophen beſteht.

Jeden Geſang des Finken benennt man, da er ſich den artikulirten Tönen der menſchlichen Sprache nähert, meiſt nach den Endſylben der letzten Strophe, und in Thüringen ſchätzt man folgende Schläge: den Bräutigam, und wenn dieſer Geſang ächt ſeyn ſoll, ſo muß er aus folgenden Sylben beſtehen, die man nachſprechen kann: Fink, Fink, Fink, Fink, hörſt du, willſt du mit dem Bräutigam zieren. Hierauf folgt der Reitzug oder Reitherzu; der Wein=

geſang, wovon es einen guten, ſchlechten, Härzer, und ſcharfen giebt. Der Thüringer gute Weingeſang klingt ausnehmend ſchön und beſteht aus vier Strophen, die in einem Oboeähnlichen Ton geſungen werden müſſen, wenn er ächt ſeyn ſoll. Wenn der ſcharfe Weingeſang recht gut ſeyn ſoll, ſo muß er klingen ,Fritz, Fritz, Fritz, willſt du mit zum Wein gehen. Alsdann liebt man noch das Gutjahr, wovon es ein tolles, ſchlechtes und gutes giebt, und unter letzterm iſt beſonders das Härzer, welches aus drei Strophen beſteht, das beſte; das gute und ſchlechte Kienöhl; den Doppelſchlag, wovon es einen gemeinen giebt, den man wieder in den groben, klaren, langen und kurzen eintheilt, und den Härzer, welcher der längſte aller Finkenſchläge iſt, und aus vier langen Strophen beſteht, wovon ſich die letzte mit Weingeh endigt. Kein Fink, der nicht jung in der Stube aufgezogen iſt, lernt dieſen Schlag; er iſt ſehr ſchwer, und nur ſelten ſingt ihn einer gut, daher auch ein ſolcher Vogel theuer iſt. Es iſt auch dieſer und der Thüringer Weingeſang der Lieblingsſchlag der Vogelfreunde, und der gewöhnlichſte beſteht aus folgenden Sylben: Finkferlinkfinkfink zißſpeuzia; parverlalalala ziskutſchia!

Alles dieß ſind mehrentheils Stubengeſänge, die man zwar auch im Freien hört, aber nicht ſo vollkommen, und mit ſo ſtarker und reiner Stimme, ſo, daß ſie die Kunſt oder vielmehr die Zähmung verbeſſert hat. Wenn ein Vogel nur einen von dieſen Geſängen ſingt, ſo ſingt er ihn deſto langſamer, mehrſylbiger und tiefer, wird alsdann in Thüringen mit einem Laubthaler bezahlt und deſto höher geſchätzt, wenn er am Ende eines jeden Schlages noch Pink ruft, welches die Vogelſteller das Amen nennen. Die übrigen, aber nicht geachteten Geſänge, die man allenthalben im Thüringer Walde hört, ſind, das Hochzeitgebühr, Hochzeitbier, Waizenbier, Gerichtsgebühr, Würzgebier, Giekgaak, Werr, Davida, Quakia, und alle diejenigen, welcht ſich auf zia endigen. — Nach den verſchiedenen Gegenden, die dieſe Vögel bewohnen, wechſeln auch ihre Geſänge ab, ſo daß man in jeder Gegend andere hört, wornach ſich auch die Liebhaberei richtet. So hört man in

Oeſterreich folgende gern: den Ritſcher, Wildsſteuer, Sitzuſthül, Großrollenden, Kleinrollenden, Musketierer, Malvaſier, Kühdieb, Sparbarazier, Mitſoviel, und Zitzigall.

Der Geſang dieſer Vögel hat noch das beſondere, daß ſie ihn alle Jahre auf eine ganz eigene Art von neuem lernen müſſen. Es geſchieht dieß unter einem ſchnurrenden und ziſchenden Geräuſche, das ſie 4 Wochen und länger machen, und ihr Zirpen genannt wird. Diejenigen, welche im Freien ſind, fangen bald nach ihrer Ankunft im Frühjahre an zu zirpen, die Stubenfinken noch früher, ſchon zu Anfang des Februars; dieſe probiren aber auch länger, zuweilen ganzer 2 Monate lang, ehe ſie recht laut werden. Die Singzeit dauert gewöhnlich bis zu Ende des Junius. Uebrigens ſind die Finken lebhaft und immer in Bewegung, fliegen ſchnell, und haben einen hüpfenden Gang, ſcheuen den Menſchen nicht, ſondern laſſen ihn nahe zu ſich, und leben lange, zuweilen 20 Jahre.

Die Finken bewohnen ganz Europa, und Afrika, und werden in Deutſchland allenthalben gefunden, wo nur etwas Holzung iſt. Sie halten ſich in allen Wäldern, Feldhölzern und Gärten auf. In den Wäldern wohnen ſie vorzüglich in der Nähe eines Baches. Es ſind wahre Zugvögel, obgleich einige den Winter über da bleiben. Ihr Strich dauert vom Anfang des Oktobers an, bis in die Mitte des Novembers, und im Frühjahr den ganzen März hindurch. Sie ziehen in großen Schaaren, welche ſie ſchon in der Erndte formiren, und ſich auf den Hafer- und Rübſaatäckern lagern. Im Frühjahr kommen die Männchen in eigenen Schaaren eher wieder an, als die Weibchen, und iſt eine Seltenheit, wenn unter etlichen Hunderten eins oder zwei Weibchen angetroffen werden, daher auch die Vogelſteller dann, wenn die Männchen nicht mehr ziehen, auch nicht mehr auf die Locke gehen. Die Weibchen kommen in eben ſolcher Menge allein nach, und iſt alsdenn etwas ſeltenes ein Männchen zu fangen. Die ledigen Männchen ſuchen ſich unterdeſſen einen bequemen Ort aus, wo ſie niſten können, ſetzen ſich auf die Gipfel der Bäume, locken und ſingen, und werben dadurch um eine vorüberfliegende Braut. Auf ſeinen Wanderungen iſt daher der Finke ſehr geſellig;

zur Zeit ſeiner Fortpflanzung aber leidet er 2 bis 300 Schritte im Umfang keinen andern Vogel ſeiner Art.

Ihre Nahrung beſteht in Inſekten, Fliegen, Räupchen, Schmetterlingen u. d. gl. und in Geſäme und Körnern. Im Wald leſen ſie Fichten- Kiefern- und Tannenſamen und Buchekern auf, auf dem Felde, Lein, Rübſaamen, Leindotter, Hirſen, Canarienſaamen, Hafer und Hanf, in Gärten Salat- Kohl- und Senfſaamen. Sie ſpelzen von allen Sämereien und Körnern die Hülſen vorhero ab. Ehe ſie im Herbſt in die Haferſtoppeln fliegen, nähren ſie ſich auf den Brachäckern von dem wilden Knoblauch, wovon ſie den Geruch und einen angenehmen piquanten Geſchmack haben. Im Winter ſuchen ſie auf den Bauerhöfen Geſäme, auf den Straßen die Haferkörner in dem Pferdekoth, und auf den Vogelbeerbäumen die Beeren. — Im Zimmer bekommen ſie Rübſaamen, der im Sommer mit etwas Hanf vermiſcht wird, Hirſen, Leindotter, wilden Hanf, zuweilen etwas Salat, Kreutzwurz oder ein Stückchen Apfel, und täglich friſches Waſſer zum baden und trinken. Wenn ſie auf dem Boden herum laufen, kann man ſie mit bloßem Gerſtenſchrot in Milch geweicht, ernähren.

Ihr Neſt bauen ſie auf die Zweige der Bäume, und zwar gern in eine Gabel, bald hoch bald tief, ſehr künſtlich, ſchön und feſt. Es iſt eine Halbkugel, rund, wie gedrechſelt, und auswendig mit Flechtenmoos von dem Baume, auf dem es ſteht, vermittelſt Spinngewebe ſo feſt, wie angeleimt, völlig umlegt, ſo daß es Mühe koſtet, es von der Rinde des Baums, auf welchem es ſteht, zu unterſcheiden. Bei der erſten Brütung findet man 4 bis 5, und bei der zweiten 3 bis 4 Eier, die hellbläulichgrün und mit koffeebraunen Pünktchen und Strichen beſtreut ſind. Männchen und Weibchen bauen das Neſt, bebrüten die Eier und füttern die Jungen. Das Weibchen wird auch faſt ſo häufig getreten, wie es bei den Hausſperlingen gewöhnlich iſt. Die Brütezeit dauert 14 Tage, und bei der erſten Brut bringen ſie faſt lauter Männchen, und bei der zweiten faſt lauter Weibchen aus. Wenn der Schwanz gekielt hat, werden die Männchen aus dem Neſte genommen, um ſicher zu ſeyn, daß ſie noch nichts von einem ſchlechten Finkengeſange gelernt haben. Die Jungen werden von den Alten mit bloßen In-

ſekten, als Käfer, aus dem Schnabel gefüttert. In der Stube aber füttert man ſie mit eingequellten Rübſaamen und Semmeln auf. Zur Mauſerzeit muß man ihnen zuweilen Ameiſeneier und Mehlwürmer geben. Solche aufgezogene Finken werden gar ungemein zahm, und ſingen, wenn man es verlangt. — Finken zeigen in Kanarienhecken Baſtarde mit den Kanarienvögeln, auch will man ſie ſogar mit den Goldammern zu paaren wiſſen.

Das Wieſel, der Waldmarder und die große Haſelmaus ſteilen ihrer Brut nach; der Sperber, Baumfalke und große graue Würger aber den Alten. Ihre Krankheiten ſind die Darre, und der Durchfall; erſtere heilt man, wie an andern Vögeln, und für letztere hilft ein verroſteter eiſerner Nagel oder ein wenig Saffran in das Trinkgeſchirr gethan. Wenn ihnen die Schuppen an den Beinen zu ſtark werden, ſo löſt man die obern mit einem Federmeſſer leicht ab, ſonſt werden ſie leicht lahm oder Podagriſten. Zur Mauſerzeit ſteckt man die in einem kleinen Käfige geweſenen, in ein großes Gitter (mehrere in ein Gitter) und füttert ſie gut, läßt ſie auch ſo den ganzen Winter darin, und thut ſie erſt Lichtmeß wieder in die Finkenbauer. Dann fangen ſie wieder an zu ſingen, und haben in dem großen Vogelgitter die Federn nicht verdorben.

Im Herbſt und Frühjahr kann man ſie, wenn ſie ſich auf einen Feldbaum ſetzen, in Menge ſchießen, und ſind auch wenig ſcheu. Außerdem fallen ſie in Menge auf den Finkenheerd (ſ. Vogelheerd), wenn man nur gute Lockvögel hat. Dieſer Fang dauert im Frühjahr den ganzen März hindurch, und im Herbſt von Michaelis bis Martini. Im Winter werden ſie mit der Schlagwand in Gärten und auf großen Höfen bei ausgeſtreutem Hafer gefangen. In Holland ſtellt man im Oktober Netze unter die Pflanzungen, und beſtreuet zur Lockſpeiſe den Boden mit Hanfſaamen. Die Finken ſetzen ſich bei Tauſenden in die Bäume, und ſpringen alsdann hungrig auf die Erde; die Netze werden alsdann von den Leuten in den Zelten durch ein Seil zugezogen, und auf dieſe Art wird eine große Menge gefangen.

In Thüringen ſetzt der Vogelſteller im Frühjahr auf einer Anhöhe kleine Eichen- oder Buchenbüſche, die noch altes Laub haben und Lockbüſche heißen, hin, und beſteckt

die obern Zweige mit Leimruthen; unter dieſelben aber ſetzt er ſeine Lockfinken; dieſe rufen den vorüber ſtreichenden Jack, jack! und Fink, Fink! zu; dieſe glauben hier Gatten zu bekommen, ſetzen ſich auf die Leimruthen, bleiben kleben und fallen herab. Auf eben dieſe Art werden auch die Bergfinken, Hänflinge, Stieglitze, Zeiſige, Flachsfinken, Goldammern, Gimpel, Grünlinge u. d. gl. gefangen. — Der Vogelſteller macht ſich auch die Eiferſucht des Finken zu Nutze, und fängt damit diejenigen, deren Geſang ihm angenehm iſt; ſ. Finkenſtich.

Die Finken nützen durch ihr ſchmackhaftes, leichtverdauliches und geſundes Fleiſch. In waldigen Gegenden hat es im Frühjahr einen angenehmen gewürzhaften und bittern Geſchmack von den Tannen- und Fichtenſaamen. Im Herbſt iſt es am fetteſten. Durch ihren angenehmen Geſang nehmen ſie einen von den erſten Plätzen unter den Stubenvögeln ein. Bei übler Witterung rufen ſie Trief, keinesweges aber kündigen ſie Sturm und Regenwetter damit an, ſondern nur das Gewitter, aber auch nicht eher, als man es ſelbſt am Horizont ſieht. Daß ſie grüne Kohlraupen freſſen, iſt zu bezweifeln; gewiß aber iſt, daß die Gartenfinken alle Räupchen im Frühjahr aus den Tragknoſpen freſſen, und die ſchädlichen Nachtſchmetterlinge z. B. den Blütenwickler wegfangen, deren Raupen dem Obſte ſo nachtheilig ſind. — Schaden thun ſie dem Hanf auf dem Felde, und den Sämereien in den Gärten.

Varietäten von dem gemeinen Fink ſind: 1) der weiße Fink, lat. Fringilla Coelebs candida, Fr. Pinçon blauc. Buff. welcher entweder ganz ſchneeweiß oder gelblichweiß iſt. Das Männchen ſingt und bekömmt auch im Frühjahr, doch nicht allezeit einen blauen Schnabel. 2) Der Ringelfink, lat. Fringilla Coelebs torquata, Fr. Pinçon à collier, Buff. Der Scheitel und ein Band um den Hals ſind weiß; übrigens hat er die gewöhnliche Farbe. 3) Der bunte Fink, lat. Fringilla Coelebs varia, iſt an verſchiedenen Theilen des Körpers weiß gefleckt. 4) Der blaſſe Fink, Fr. le Pinçon à ailes et queue noires, Buff. Bei dieſem ſind Kopf und Hals aſchfarben; die Wangen bräunlich; der Rücken und die Sultern eben ſo; der Steiß grünlich; die untern Theile bräunlich fleiſchfarben; die größern

und kleinern Deckfedern der Flügel weiß; die mittlern, die Schwungfedern und der Schwanz ſchwarz; die zwei äußern Schwanzfedern an den äußern Rändern zur Hälfte weiß. 5) Wald- und Gartenfinke iſt ein und derſelbe Vogel; ſo viel iſt aber gewiß, daß die Jungen des Finken, welche in Gärten zu wohnen gewohnt ſind, auch wieder Gärten zu ihrem Wohnplatz aufſuchen.

Finkenheerd, Fr. Aire pour les pinçons; ſiehe Vogelheerd.

Finkenſtich; iſt eine Art Finken zu fangen, und zwar ſolche, deren Geſang angenehm iſt. Sobald nämlich der Vogelſteller einen Finken hört, der einen guten Schlag hat, ſo nimmt er ein anderes Finkenmännchen, von welchem er weiß, daß es ſeinen natürlichen Laut Fink fink hören läßt, bindet ihm die Flügel zuſammen, und auf den Schwanz ein ſehr dünnes gabelförmiges Zweiglein von der Länge eines halben Fingers, das mit Vogelleim beſtrichen iſt, und läßt es in der Gegend, wo der beabſichtigte Finke ſeinen Stand hat, und unter dem Baum, wo er eben ſitzt, los. Kaum iſt es etliche Schritte unter dem Baume fortgehüpft, und hat ſeine Stimme hören laſſen, ſo fährt jener aus Eiferſucht grimmig auf daſſelbe herab, packt es und bleibt an dem Vogelleim kleben. Zuweilen hat der Standfink auf einen Stoß den Lockfinken getödtet.

Sicherer geſchieht aber der Fang auf folgende Art. Man nimmt ein Männchen, umgürtet es über den Flügeln mit einem weichen ledernen Band, bindet an daſſelbe einen Bindfaden, der ohngefähr 1 Fuß lang iſt, und welchen man mit einem Pflöckchen in die Erde (wie alle Läufer) befeſtigt, ſo daß der Vogel frei um das Pflöckchen herum laufen kann. Man nennt dieſen Vogel, welchen man gewöhnt hat, ohne zu flattern, an dem Bindfaden herum zu laufen, den Läufer. Um den Läufer ſteckt man rund herum in einem Kreiſe Leimruthen. In einem Buſch darneben verſteckt man einen aufgezogenen Finken in einem Vogelbauer, den man gewöhnt hat, bedeckt, und im Freien zu ſingen. Sobald dieſer ſeinen Geſang anſtimmt, ſo ſtößt auch gleich der andere vom Baume, wie ein Pfeil blindlings auf den Läufer, den er für den Sänger hält, in den Kreis herab, verwickelt ſich in den Leimruthen und bleibt hängen. Ein ſol-

cher Finke heißt ein Stechfinke, und ſingt noch daſſelbe Jahr im Käfig, wenn man ihn vor Pfingſten fängt, nach Pfingſten ſingt er aber nicht nur nicht, ſondern ſtirbt auch leicht aus Sehnſucht gegen ſein Weibchen und Jungen. Unverſtändige Vogelſteller können in der Heckzeit in einer Stunde 10 bis 12 Weibchen ihrer Männchen und mehrere Jungen ihrer Verſorger berauben.

Finder, ſ. Saubeller.

Finger, Fr. Main. Werden von den Falkenierern die Klauen der abgetragenen Vögel genannt.

Finſter machen, ſ. Dämpfen.

Fiſchaar, Lat. Falco Haliaetus; Linn. Fr. le Balbuſard, Buff. Engl. the Oſprey, Penn. auch genannt: der Balbuſard; Fiſchadler, Meeradler, kleiner Meeradler, Flußadler, Rohrfalke, Fichähr, weißköpfiger Blaufuß. Iſt ein Raubvogel, und gehört unter die Gattung der Falken, und zwar unter die Familie von vorzüglicher Größe mit beſiederten Füßen. Kennzeichen der Art ſind: blaue Wachshaut und Füße, der Körper oben braun, unten und am Kopfe weiß. Er kömmt den ächten Adlern ſeiner Geſtalt und ſeinem ganzen Betragen nach ſehr nahe, iſt in Europa, Afrika und allenthalben bekannt. In Deutſchland trift man ihn da, wo gebirgige Waldungen in der Nähe von Seen, Teichen und Flüſſen liegen, allemal an.

Die Größe des Weibchens iſt 2 Fuß 5 Zoll, wovon der Schwanz 10 Zoll, und die Breite $6\frac{1}{2}$ Fuß; am Männchen iſt die Größe 2 Fuß, der Schwanz 9 Zoll und die Breite 6 Fuß; die zuſammengelegten Flügel endigen ſich durchkreuzt über der Schwanzſpitze. Der Schnabel iſt 2 Zoll lang, ohne Zahn, der Haken groß und ſpitzig, ſchwarz, die Wachshaut bläulich; die Naſenlöcher ein ſchiefer faſt bedeckter Ritz, unter welchem ſich eine hole Haut befindet; die Augen groß, der Stern gelb; die Augenlieder weiß; die Schenkel 6 Zoll lang und an der äußern Seite mit wolligen weißen Federn beſetzt; die Beine 2 Zoll hoch, rauchgeſchuppt, ſtark und mit den Zehen, die unten klar und ſchwarzwarzig ſind, blaßblau; die Nägel groß, in einem halben Zirkel gekrümmt und ſchwarz.

Der Kopf iſt bis tief im Nacken gelblich, weiß und dunkelbraun geſtreift; der Rücken mit den Deckfedern des

Schwanzes dunkelbraun glänzend, die obere Hälfte weiß kantirt, die untere gelblich; von den Augen zieht ſich bis an die Flügel herab ein dunkelbrauner Streif; ſchwarze Stachelhaare umgeben die Stirn; der Unterleib iſt weiß, an den Afterfedern gelblich, an der Kehle mit ſchwarzen Schäftchen der Federn, an der Bruſt roth und dunkelbraun; die Deckfedern der Flügel dunkelbraun, die kleinern mit weißen Spitzen, die größern gelblichweiß eingefaßt; wie die letztern ſind auch die zweite Ordnung von Schwungfedern; die erſte Ordnung Schwungfedern braunſchwarz, mit ſchmutzig weißen Spitzen; die zweite hat auf der inwendigen Fahne hellbraune und weißliche Querbinden; der Schwanz iſt dunkelbraun und ſchmutzig weiß bandirt mit weißen Spitzen; am Unterſchwanz und Unterflügel ſind die Bänder ſehr deutlich, und die untern Deckfedern der Flügel wie die obern. — Das Weibchen iſt am Hinterkopf weniger weiß, als das Männchen, die große weißliche Einfaſſung der Flügel macht gleichſam einen großen weißen Fleck, und die Binden in Flügeln und Schwanz ſind mehr merklich.

Er hat ein ſehr ſcharfes Geſicht, und bemerkt in der größten Höhe die Bewegungen des kleinſten Fiſches. Sein Flug iſt ſchwebend, und wenn er über Flüſſe fliegt, ſo flattert er, wie ein Thurmfalke, mit aufgerichteten Flügeln und ausgeſtreckten Füßen. Er iſt weder wild noch grauſam, und ſoll ſich zur Fiſcherei leicht abrichten laſſen. Sein Geſchrei klingt: Krauh, krauh! Als Zugvogel geht er im November, ſo bald die Teiche und Flüſſe gefrieren, fort, und kömmt zu Anfang des Märzes wieder zurück.

Seine Nahrung ſind bloß Fiſche, und zwar vorzüglich Fiſche des ſüßen Waſſers, und unter dieſen liebt er beſonders die Karpfen und Forellen. Er ſoll ſich zuweilen an ſo große Fiſche wagen, die ihn, wenn er ſich in ihren Rücken eingehaket habe, mit ſich in die Tiefe zögen und erſäuften. Wenn er Junge hat, ſo ſieht man ihn beſtändig auf einem hohen Baume neben einem Fluſſe oder Teiche ſitzen, und nach dem Waſſer hinſehen, weil ihm das beſtändige Fliegen zu ſauer werden würde. Seine Beute trägt er zuweilen ſtundenweit auf einen Baum, und löſet das Fleiſch ſehr ſorgfältig von den Gräten ab.

Er horſtet auf die höchſten Gipfel alter Eichen und Tannen. Das ganz flache Neſt beſteht aus ſtarken Reiſern,

und iſt mit Moos und Raſen ausgefüttert. Man findet gewöhnlich drei, ſelten 4 weiße, rothgeſtreifte und gewölkte abgerundete Eier in demſelben, welche das Weibchen in 3 Wochen ausbrütet. Die Jungen ſehen am Unterleib ſehr dunkel ins aſchgraue fallend aus, ſcheinen einen weißen Ring um den Hals zu haben, und ſind am Bauche ſchön weiß. — Nutzen und Schaden ergiebt ſich aus dem vorhergehenden.

In Thüringen lauern ihnen die Jäger an den Teichen und Flüſſen auf, und erlegen ſie, wenn ſie, mit Beute beladen, langſam und ſchwer ſich aus dem Waſſer wieder in die Luft erheben wollen.

Fiſchadler, lat. Falco Albicilla, Linn. Fr. le grand Pygargue, Buff. Engl. the cinereous Eagle, Penn. auch genannt: der große Fiſchadler, Gemſenadler, weißgeſchwänzte Adler, Steingeier, Weißkopf, Gelbſchnabel, aſchgraue Adler, Fiſchgeier, Schwalbengeier; Krainiſch, Poſtoina. Gehört als Raubvogel unter die Gattung der Falken, und zwar unter die erſte Familie derſelben. Kennzeichen der Art ſind: gelbe Wachshaut und Füße, und weiße Schwanzfedern.

Dieſer große Raubvogel liebet vorzüglich die kältern Himmelsſtriche; in Deutſchland trift man ihn den Winter über nicht ſelten an gebirgigen waldigen Gegenden an, und iſt auf dem Thüringerwalde ſehr gut bekannt. Er iſt 3 Fuß 6 Zoll lang, der Schwanz 1 Fuß, die ausgebreiteten Flügel klaftern 7½ Fuß, und das Gewicht vom Männchen iſt 9 bis 12, vom Weibchen aber 12 bis 15 Pfund. Der Schnabel iſt 3½ Zoll lang, faſt bis zur Spitze, wo ſich ein kurzer ſcharfer Haken überkrümmt, grade, mit der Wachshaut, die in die Stirn hinein geht, gelb, an der Spitze gelblich weiß; der Stern blaßgelb und ſo auch die Füße, welche bis über die Hälfte der Beine kahl ſind, die großen glänzenden Klauen ſchwarz; die Beine 4½ Zoll hoch, die Mittelzehe 3¾ Zoll, und die hintere 3 Zoll lang.

Der Kopf und Hals iſt oben und unten bis zur Bruſt und Rücken ſchmutzig weiß mit ſchwarzbraunen Federſchäften und rothbraunen verwaſchenen Flecken an den Backen und dem Unterhals; der übrige Oberleib dunkelbraun, nur die letzte Reihe Deckfedern des Schwanzes weiß; der Unterleib dunkelbraun mit einzelnen weißen Flecken; die Deckfedern

der Flügel dunkelbraun weiß eingefaßt; die vordern Schwungfedern ſind ganz dunkelbraun, die hintern auf der inwendigen Fahne weiß; von den zwölf Schwanzfedern ſind die mittleren länger als die äußern, alle ſchön weiß bis auf die Wurzel, die unmerklich dunkelbraun iſt. — Das Weibchen iſt viel größer als das Männchen, und am Kopf und Halſe oben und unten reiner weiß.

In der Stärke kömmt dieſer Adler dem gemeinen (ſ. Adler) bei. Er fliegt langſam und ſitzt mit hangenden Flügeln. Er lebt in ebenen und gebirgigen Waldungen und ſcheut die bewohnbaren Gegenden nicht. In Deutſchland nährt er ſich vorzüglich von jungen Hirſchen, Rehen und Damhirſchen, die er auf einem Baume oder Felſen ſitzend erlauert. Er geht auch im Winter an das friſche Aas, das für die Füchſe auf die Fuchseiſen gelegt wird, und fängt ſich. In Norden aber frißt er Fiſche, auch die Papageitaucherarten und die Eidergans. Er ſitzt auf den Gipfeln der Felſen, beobachtet die untertauchenden Vögel, und haſcht ſie, wenn ſie, um Athem zu holen, herauf kommen. Er ergreift auch die jungen auf dem Waſſer ſchwimmenden Robben; oft aber, wenn er ſeine Klauen in eine Alte ſchlägt, wird er übermannt und unter ſchrecklichem Geſchrei mit unter das Waſſer gezogen.

Sein Neſt (Horſt) macht er auf große dicke Bäume oder hohe Klippen aus Zweigen, und füttert es mit Heidekraut, Moos und Federn aus, legt 2 bis 3 Eier und brütet zu Ende des Mais oder Anfang des Junius. So bald ſeine Jungen nur einigermaßen ſich ſelbſt nähren können, ſtößt er ſie von ſich, weil er immer friſchen Raub verlangt, den er aber ſeiner Trägheit halber nicht immer oder doch ſchwer haben kann. Er jagt nur einige Stunden im Tage, und ruht die übrige Zeit aus; iſt aber dabei immer fett und ſtark.

In Thüringen wird er zuweilen in Fuchseiſen gefangen; er läßt ſich aber auch nicht ſchwer erſchleichen und ſchießen. Die Grönländer tödten ihn mit Bogen oder fangen ihn in Netzen, welche im Schnee mit einem eigenen Köder aufgeſtellt ſind; oder ködern ihn mit Robbenfette, wovon er ſo ſchläfrig wird, daß er ſich leicht fangen läßt. — Den Grönländern nützt er mit ſeiner Haut, womit ſie ſich

völlig gleich, nur daß die Ballen nicht ſo ſtark zu ſehen ſind. Man kann ſie ſehr leicht von allen andern unterſcheiden, da der Fuß wie ein Gänſefuß geſtaltet iſt, indem die Klauen mit einer ſtarken Haut verbunden ſind. Sie ſetzen zwei und zwei Tritte etwas ſchief neben einander, und ſchleppen in etwas tiefem Schnee den Schwanz nach. Sie werden erlauſcht und erlegt, wenn ſie ſich auf Stämme, die übers Waſſer hängen, oder auf Stöcke, Steine und Sandbänke, die in demſelben ſtehen, in die Sonne legen, indem ſich der Schütze ſo mit ſeinem Gewehr anſtellt, daß ihm der Wind von ihnen entgegen wehet. Auch werden ſie an den Eislöchern geſchoſſen.

Man fängt ſie aber vorzüglich mit ſtarken Tellereiſen, welche man vor ihrem Bau, oder an den Orten, wo ſie aus- und einſteigen, entweder unter das Waſſer oder unter Schnee und Sand verbirgt. Die Eiſen beſtreicht man mit einer Witterung, welche auf folgende Art bereitet wird. Man nimmt ¼ Pfund reines Schweinefett oder ungeſalzene Butter, läßt es in einem neuen und reinen Tiegel zergehen, hernach eine gute Hand voll Baldrian, drei Erbſen groß Biebergeil, zwei Erbſen groß Kampfer, gröblich zerſtoßen, hinein gethan, ſolches mit einander braten laſſen, und umgerührt, daß es nicht anbrenne. Wenn es nun gelblich wird, nimmt man es vom Feuer, ſeihet es durch ein reines Tuch, und hebt es in einem glaſurten Geſchirr zum Gebrauch auf. Dieſe Witterung kann auf ein Jahr dauern. Oder man nimmt auch nur wilde Krauſemünze und reibet das Eiſen damit.

Man nimmt nun ein mit guten ſtarken Federn und Schrauben verſehenes Tellereiſen, ſchlägt zuvor ins Waſſer 4 Stützen, legt auf ſelbige Stangen, und ſodann das Eiſen darauf an dem Orte, wo der Fiſchotter ein- und ausſteigt, und vor dem Bau, doch ſo, daß das Waſſer über das Eiſen gehe. Hierzu braucht man zwar eben keine Witterung; doch iſt es beſſer, wenn man die Witterung auf ein Rohrblatt ſtreicht, und ſie mit einem Stückchen Rohr auf das Eiſen ſteckt, ſo daß das Rohrblatt aus und über das Waſſer heraus zu ſtehen kommt. Er wird alsdenn um ſo eher auf das Eiſen gehen und ſich fangen. Oder man legt das Tellereiſen auf das Land, wo er ſeinen ordentlichen Ein- und

Ausgang hält; denn wo er einmal ausſteigt, da kömmt er gemeiniglich wieder. Man ſchneidet es in die Erde ſo tief ein, daß es nicht zu ſehen iſt, beſtreicht das Eiſen mit der angezeigten Witterung, legt auf die Schrauben und Wirbel Papier oder Laubblätter, damit der Sand nicht dazwiſchen komme, und bedeckt ſodann das Eiſen ganz dünne mit Sand, ſo iſt die Stellung fertig. Dabei iſt zu merken, daß man das Eiſen ſowohl im Waſſer als auf dem Lande, mit einer Kette von ſolcher Länge, daß der Fiſchotter ins Waſſer ſogleich ſtürzen und erſaufen kann, anlegen muß, damit er das Eiſen nicht beſchädiget oder ſich losbeißet. Aus gleicher Abſicht ſtellt man auch gern zwei Eiſen neben einander, damit ſie, wenn ſie ſich in dem einen fangen und ſich losbeißen wollen, darüber in das andere gerathen.

Außerdem bemächtigt man ſich derſelben noch mit einem, beſonders dazu geſtrickten, ſackförmigen Garn, das man in das Waſſer legt, an denjenigen Ort, wo man weiß, daß ſich einer befindet. Man ſtellt daſſelbe auf, ſo daß eine Perſon an einer Leine hält. Der Otter wird alsdenn durch einen Fiſchotterhund aus ſeinem Bau oder aus dem Waſſer hineingetrieben, und wenn er in den Sack kömmt, durch die Leine herausgezogen und todtgeſchoſſen.

Man umſtellt auch ihren Bau mit einem Netze; ſ. Fiſchotternetz. — Man gräbt ſie auch aus und fängt ſie mit Zangen, indem man ihren Eingang im Waſſer verſtopft. — In kleinen Waſſern und Bächen kann man ſie leicht todtſchlagen und ſchießen, wenn ſie die Hunde aufjagen. Den Hunden machen ſie wegen ihres ſcharfen Gebiſſes und dicken Balges viel zu ſchaffen, und ein ſehr hitzig verfolgter Fiſchotter greift ſogar Menſchen an.

Ihr Nutzen, daß ſie zuweilen eine Waſſerratte fangen, wird durch den Schaden weit überwogen, den ſie an Fiſchen thun. Ihr Fleiſch iſt unſchmackhaft, zähe, und ſchwer zu verdauen, und muß erſt durch gute Zubereitung ſchmackhaft gemacht werden, wird alſo nur in Paſteten und klein gehackt genoſſen. Dieß geſchieht beſonders von den Katholiken in der Faſtenzeit, und die Carthäuſermönche bezahlen es ſehr theuer. Sie wiegen oft 40 Pfund ſchwer. — Ihr Balg, der Sommer und Winter ſeine Güte behält, iſt wegen ſeines ſchönen und lange dauernden Glanzes ein ſehr

koſtbares Rauchwerk. Die feinen Haare geben Hüthe, die für beſſer gehalten werden als die Caſtorhüthe. Aus den Schwanzhaaren werden Pinſel verfertiget. In Thüringen wird ein gewöhnlicher Balg mit 12 Thalern, und ein großer mit 16 Thlr. vom Kürſchner bezahlt. Aus Virginien und Canada kommen die beſten, und heißen wegen ihres ſchönen Glanzes Spiegelottern.

Für die Satzteiche und Forellenbäche iſt der Fiſchotter ein ſehr ſchädliches Thier, und wird daher billig in diejenigen Gegenden verwieſen, wo ſein Fiſchfraß den Menſchen keinen Schaden bringt.

Fiſchotterhund, Fr. Chien aux loutres. Iſt ein zur Fiſchotterjagd abgerichteter Hund, und wozu gemeiniglich ein ſtarker Dachshund gewählt wird. S. unter Dachshund.

Fiſchotternetz. Iſt ein Netz, welches zum Fang der Fiſchottern gebraucht wird. Ein ſolches Netz muß die Breite und Tiefe des Fluſſes haben, in welchem man jagen will. Man ſtrickt eine Wathe von Bindſaden, wie zu Rehnetzen genommen wird, 24 Maſchen hoch. Die Maſchen müſſen 2 Zoll ins Gevierte enthalten, und das Netz muß oben mit Kork und unten mit Blei verſehen ſeyn. Die obern und untern Seiten des Netzes müſſen ſo lang ſeyn, daß, wenn es aufgeſtellt iſt, ein Mann beide Enden von jenen feſt und unbeweglich halten kann. Durch Leit-oder Spürhunde werden dann die Fährten des Otters aufgeſucht; wo man ihn anzutreffen glaubt, wird das Netz aufgeſtellt, er wird durch Hunde und Lärmen in daſſelbe gejagt, und wenn er darin gefühlt wird, ſo wird es zuſammen geſchlagen. Er geht aber ungern hinein, und wird meiſt auf dieſer Jagd beim Athemſchöpfen außer dem Waſſer erſchoſſen.

Fiſchreiher, gemeiner Reiher, Lat. Ardea cinerea, Linn. Fr. le Heron commun, Buff. Engl. the common Heron, Penn. auch genannt: der Reiher, Reyer, Reiger, graue Reiher, große Kammreiher. Gehört als Sumpfvogel unter die Gattung der Reiher. Kennzeichen ſeiner Art ſind: ſchwärzlicher Scheitel, bläulicher Rücken; weißer Unterleib, und auf der Bruſt befinden ſich längliche

ſchwarze Flecken. Seine Länge beträgt 3 Fuß 4 Zoll, der Schwanz 8 Zoll, und die Breite der Flügel 5 Fuß 6 Zoll. Die Flügel falten ſich über die Schwanzſpitze hinaus.

Der Schnabel iſt 5 Zoll lang, ſtark, unten gerändet, an der Spitze gezähnelt, oben ſchwärzlichblau, unten gelb. Vom Schnabel läuft bis zu den Augen ein hellgelber nackter Zügel. Vom Kinn geht eine weißbefiederte Haut, die ſich erweitern kann, bis zu der Mitte des Schnabels hervor. Die Zunge iſt häutig, dreieckig und ſehr ſpitzig; der Augenſtern hellgelb; die Augenlider kahl und ſilberfarben. Die Füße ſind vorn über die Hälfte mit Schildern bedeckt, übrigens netzförmig, zwei Zoll über den Knieen kahl, die Schenkel 10 Zoll, die Beine 6 Zoll, die Mittelzehe 4 und die hintere 2 Zoll lang, die Farbe aſchgrau fleiſchfarben, an den Zehen unten gelb. Die ſchwarzen Nägel ſind beinahe rund, außer daß der mittlere nach innen breit abläuft und gezähnelt iſt.

Der Scheitel iſt dunkelbläulichgrau mit einem 3 Zoll langen, den Nacken herabhängenden ſchwärzlichen Federbuſche; der Ober- und Seitenhals, Rücken und auf dem Schwanze aſchgrau; die großen Deckfedern der Flügel aſchgrau mit weißen Spitzen, die kleinern eben ſo, aber rothgrau überlaufen; die Schwungfedern, ſo wie der langbefiederte Afterflügel ſchwarz ins Blaue glänzend, die vier letztern wie der Rücken; an den Schultern ein weißer Fleck, der in einem Streifen auf der Flügelkante mit roſtbraun gefleckt fortläuft; die Deckfedern der Unterflügel dunkelaſchgrau; der Unterleib weiß, am Halſe, Bruſt und Seiten des Bauchs mit ſchwarzen länglichen Streifen; die Seiten ſilberweiß; das Kinn, die Schläfe, der After und die Schenkel rein weiß; die Wangen grau gefleckt. Die Hals- und Bruſtfedern ſind vorzüglich ſchmal und lang; die obern Deckfedern des Schwanzes kurz, die untern aber lang.

Das Weibchen hat einen ſchwärzlichen Oberkopf, einen kürzern Federbuſch, und iſt überhaupt am Oberleibe, ſo wie die Jungen, mehr dunkelgrau als aſchgrau. — Die ältern Männchen werden nach und nach am Oberleibe meiſt ganz weißgrau oder ſilberweiß.

Der Reiher iſt ſehr ſcheu, und fliegt wegen ſeines ſehr ſcharfen Geſichts etliche 100 Schritte weit vor dem Jäger

auf. Sein Flug iſt ſchwer, und er bewegt die großen breiten Flügel nur langſam. Wenn er ſich in die Höhe heben will, ſo fliegt er faſt allzeit erſt in einem Kreiſe herum, ſteigt aber bisweilen bis zu den Wolken hinauf. Er fliegt nicht mit ausgeſtrecktem Halſe, ſondern legt den Vorderhals nach dem Rücken zu, die Füße ſtreckt er dabei hinten aus. Sein Geſchrei: Kräik iſt kreiſchend, und klingt ſehr unangenehm, beſonders wenn eine ganze Heerde des Abends ſich hören läßt.

Dieſer Vogel iſt in der alten und neuen Welt zu Hauſe. Schon in der Mitte des Auguſts fängt er an, einzeln ſeine eigentliche Heimath zu verlaſſen, und von einem Teich, See und Fluß zum andern zu wandern. Bei Annäherung der kältern Jahrszeit pflegt er ſich in größern Geſellſchaften zu verſammeln, ſo daß man oft zu Anfang des Septembers 20 bis 30 Reiher in einem Teiche antrift. Sobald im Oktober die Nachtfröſte eintreten, verlaſſen ſie uns, ziehen des Abends beim Mondenſchein weg, und kommen erſt in der letzten Hälfte des Märzes wieder zurück. Doch trift man auch einzelne Reiher in abwechſelnden Wintern an, und dieſe werden alsdann wirklich Strichvögel. Sie ſind immer in Geſellſchaft der wilden Enten. Die Reiher halten ſich in denjenigen Waldungen, die in waſſerreichen Gegenden liegen, auf, oder doch an ſolchen Orten, wo um die Seen, Flüſſe und Teiche viele und große Bäume ſtehen, und welche wenig von Menſchen beſucht werden.

Ihre Nahrung beſteht in Fiſchen, beſonders der jungen Brut von aller Art Teich- und Flußfiſchen, vorzüglich aber von Forellen und Karpfen. Sie verſchlucken mittelmäßige Aale, auch Fröſche, Froſchlarven, Waſſerſalamander, Krebſe, Schnecken u. d. gl. Sie gehen zu dieſem Fange bis über die Kniee ins Waſſer, treten aber gewöhnlich nicht weit vom Ufer, und es ſind immer Fiſche genug um ſie. Die Jäger und Fiſcher ſagen daher, die Fiſche röchen die Reiherbeine, und kämen, um dieſen angenehmen Geruch recht zu genießen, herbei geſchwommen. So unwahrſcheinlich dieß iſt, ſo muß doch allerdings ein Köder da ſeyn, denn die Reiher bleiben entweder ganz ſtille ſtehen und fiſchen, oder ſchreiten nur ſehr langſam fort, und haben immer Fiſche in Menge um ſich. Am wahrſcheinlichſten iſt,

daß ſie ihre Exkremente ins Waſſer fallen laſſen, welche die Fiſche ſehr gern verſchlucken. Sie gehen auch mehrentheils des Morgens vor Aufgang und des Abends vor Untergang der Sonne ihrer Nahrung nach, damit ihr Schatten die Fiſche nicht erſchrecke, wiſſen dabei die Stellen ſehr genau, wo die Brut ſteht, und treten, wenn die Sonne nicht ſcheint, ſo an das Ufer, oder hinter das Schilf und Rohr, daß ihr Schatten hinter ſie und nicht nach dem Teiche zufällt. Im Winter müſſen ſie oft mit bloßen Schnecken, Regenwürmern, und Fröſchen vorlieb nehmen, und ſind zuweilen ſo dürr, daß ſie aus nichts als Knochen zu beſtehen ſcheinen.

Sie niſten in Geſellſchaft auf hohen Erlen, beſonders auf Eichen, die in ſumpfigen und waſſerreichen Gegenden ſtehen, fliegen auch wohl ſtundenweit in einen Wald, und bauen ihr Neſt auf Tannen und Fichten. Das Neſt iſt groß, breit, und beſteht äußerlich aus Reißern und inwendig aus Schilf, Rohr, Federn und Wolle. Das Weibchen legt 3 bis 4 grünlichblaue, ungefleckte Eier, von der Größe der kleinen Hühnereier, und brütet ſie allein in 3 Wochen aus. Die Jungen werden mit kleinen Fiſchen ernährt, welche ihnen die Eltern in ihrem Schlunde, der ſich unter dem Kinn in einen weiten Sack ausdehnt, in Menge beitragen. So bald ſie ausgeflogen ſind, vereinzeln ſie ſich, und einer fliegt dahin, der andere dorthin nach einem Teich und Fluß, und bleibt bis zur Wanderung da, wo er die meiſten Fiſche antrift. Dieß ſind dann auch die gewöhnlichen einzelnen Reiher, die man zu Anfang des Auguſts allenthalben an den Teichen antrift. Die Bäume, worauf ſie etliche Jahre hinter einander niſten, verdorren durch den ätzenden Unrath, den ſie in großer Menge drauf fallen laſſen.

Die Rabenkrähen nehmen ihnen oft ihre Eier weg. Die Falken, Weihen, Marder und Wieſel aber nehmen ihnen die Jungen aus; doch wenn die Reiher dieſe beiden letzteren erblicken, ſo verfolgen und verjagen ſie ſelbige mit gräßlichem Geſchrei. Aeußerlich werden ſie auch oft von Reiherläuſen geplagt, und innerlich von Kratzerwürmern.

Der Jäger, welchem die Fänge ausgelöſt werden, erſchleicht ſie gewöhnlich, und ſchießt ſie, wenn ſie fiſchen,

oder im Fluge, wenn ſie ſich vom Waſſer langſam in die Höhe ſchwingen. Man kann ſie auch mit einem lebendigen Fiſch, den man an einen großen Angelhaken hängt, fangen, oder mit Schleifen, welche man in das flache Waſſer an den Ort hinlegt, wo man ſie oft herum waten ſieht. Die vorzüglichſte Jagd aber iſt die Baize mit Falken, ſ. Reiherbaize.

Sie nützen durch ihr Fleiſch, welches von nicht gar zu alten gut ſchmeckt, und iſt alſo bloßes Vorurtheil, daß ſie uneßbar wären. Die Jungen haben einen ſo guten Geſchmack, daß ſie in Paſteten geſchlagen auf die Tafeln der großen Herren kommen. Wenn man den ganzen Reiher mit Federn und allen in Stücken hauet, in Waſſer kocht, das davon abgeſchöpfte Fett mit Semmelkrumen zu einem Teige knetet und mit etwas Rindsblut vermengt, ſo giebt es einen vorzüglichen Köder an die Angeln zum Fiſchfang. Die langen Hals- und Bruſtfedern werden zu allerhand Federbüſchen benutzt. Wenn ſie recht lang, gerade, ſchön und pechſchwarz ſind, werden ſie in der Türkei von den großen Herren, in Gold eingefaßt, als eine fürſtliche Zierrath auf die Turbane geſteckt. Von den großen Flügeln werden ſehr dauerhafte Weher oder Fächer zum Trocknen des geſtärkten Garns beim Leinweben verfertigt. — Fliegen ſie ſehr hoch, ſo ſoll es Sturm, und wenn ſie dazu ſchreien, nahen und vielen Regen bedeuten; letzteres ſollen ſie auch dadurch verkündigen, wenn ſie auf den Aeckern oder Sand ganz traurig und gekröpft ſitzen.

Ihr Schaden beſteht darin, daß ſie den Fiſchteichen zur Laichzeit beſonders nachtheilig ſind. Auch die Bäume, auf welchen ſie niſten, leiden von ihren ätzenden Excrementen.

Fitis, Lat. Motacilla Fitis mihi, Engl. the yellow Wren (Femina) Latham); auch genannt: großer Weidenzeiſig; Sommerkönig, Wisperlein, Schmittl, Aſilvogel; in Thüringen: Laubvögelchen. Gehört als Singvogel unter die Gattung der Sänger, und unter die fünfte Familie derſelben, die Laubvögelchen. Kennzeichen der Art ſind: ein weißer Streifen, der über die Augen läuft; olivenfarbener Oberleib, gelbliche Wangen; die innern Deckfedern der Flügel ſind ſchön gelb; die Füße gelb fleiſchfarben.

Dieſer Vogel unterſcheidet ſich nicht nur von andern ihm ähnlichen Vögeln durch ſeinen hellen Laut: Fit! ſondern vorzüglich durch ſeinen Geſang, den er in den Feldhölzern, und beſonders in den jungen Schlägen der Vorhölzer, die an Bächen liegen, von der Mitte des Aprils bis in August hören läßt, und welches folgende von einer Quinte secundenweis herabfallende, traurige, abnehmende Töne ſind: Didi, Dühü, dehi, zia, zia!

Seine Länge beträgt 5¼ Zoll, und die Breite der Flügel 8½ Zoll. Der Schwanz mißt 2¼ Zoll, und die Flügel reichen bis über die Mitte deſſelben. Der Schnabel iſt ½ Zoll lang, ſehr ſpitzig, der Oberkiefer ſchlägt über den untern her, und hat zwei deutliche Ausſchnitte, iſt braun, und der Rachen gelb; die Naſenlöcher ſind länglich eirund; der Augenſtern dunkelbraun; die Zehen gelb, die geſchilderten Beine gelbfleiſchfarben, ¾ Zoll hoch, die Mittelzehe 6 und die hintere 5 Linien lang; die Klauen braun.

Der Kopf iſt faſt ein längliches Viereck, und der ganze Obertheil des Körpers mit den kleinern Flügeldeckfedern tief olivenfarbig; von den Naſenlöchern läuft über die Augen ein weißgelber Streifen, durch die Augen ein faſt unmerklich dunkelbrauner; an den Ohren iſt ein rothgrauer Fleck; die Wangen ſind gelblich; die Kehle und Bruſt weißgelb mit höherm Gelb beſpritzt; Bauch und Steißfedern weiß, letztere mit einigen gelben Federn; die untern Deckfedern der Flügel gelb, die Achſeln, Kniee und Augenlieder am ſchönſten; die kleinern Deckfedern dunkel olivenfarbig; die Schwungfedern dunkelbraun, die andern grünlich weiß eingefaßt, und die hintern olivenfarben kantirt und mit weißen Spitzen; der Schwanz iſt etwas geſpalten, dunkelbraun, alle Federn nach der Wurzel zu kaum merklich olivengrau eingefaßt. — Das Weibchen iſt etwas bläſſer am Unterleibe und unter den Flügeln, als das Männchen.

Der Fitis iſt ein unruhiges, hurtiges und luſtiges Vögelchen, das beſtändig in Büſchen herumkriecht, lockt oder ſingt. Im Zimmer wird es ſehr zahm, und läßt ſich mit dem Univerſalfutter der Nachtigall ein Paar Jahre erhalten, doch muß es dabei herum fliegen oder zu Zeiten friſche oder dürre Ameiſeneier bekommen. Sie wählen ſich gleich einen Standort, von welchem ſie wenigſtens alle Mi-

nuten zweimal im ganzen Zimmer herumfliegen und Fliegen fangen, welche ſie auf ihren Standort tragen und verzehren. Nach einer kurzen Zeit fliegen ſie auch bei offnen Fenſtern nicht heraus. Sie beſchmutzen das Hausgeräth ſehr wenig, und ſind am tauglichſten, die Stuben in kurzer Zeit von Fliegen zu reinigen. Wenn die Fliegen anfangen zu mangeln, ſo begeben ſie ſich niedriger, und gehen dann zur Freßkrippe.

Als Zugvogel kömmt es in der Mitte des Aprils an, und hält ſich lieber in ſchattigen Laubhölzern als in Nadelhölzern auf. Vom Auguſt an findet man es allenthalben beſonders auf den Weiden herumſpringen, und zu Ende des Septembers geht es wieder fort. Es iſt gern in Gegenden, wo friſche Quellen ſind, weil es ſich gern badet. — Es nährt ſich vorzüglich von Blattkäfern, Mücken, Schnaken, Fliegen, Räupchen und allerhand kleinen Inſekten, die ſich ans Laub anſetzen; im Herbſt frißt es auch Hollunderbeeren.

Es niſtet im Gebüſche an der Erde, oder auch eine Spanne hoch über derſelben. Das Neſt iſt zugewölbt wie ein Backofen, hat einen runden Eingang, und ſteht am öfterſten in tiefem Moos. Sechs bis 7 rundliche weiße, violett geſprengte Eierchen liegen darin weich und warm, und werden von den beiden Eltern in 13 Tagen ausgebrütet. Oft werden ſie aber von einem Kuckuksweibchen, das das ſeinige dafür einſchiebt, herausgeworfen und zerſtört. — Die Brut wird gar oft von Iltis, Igel, Katzen, Wieſeln, Mardern, Füchſen, Rabenkrähen und Elſtern zerſtört.

Sie laſſen ſich, da ſie nicht ſcheu ſind, leicht ſchießen, fangen ſich im Herbſt auch einzeln in Sprenkeln, die mit Hollunderbeeren behängt ſind. — Im Frühjahr kann man ſie in den Hecken mit Leimruthenſtöcken, an welche man kleine Mehlwürmer an Fäden ſo anbindet, daß ſie ſich bewegen, leicht fangen. — Sie gehen häufig an den Tränkheerd.

Sie nützen durch ihr ſchmackhaftes Fleiſch, wiewohl der ganze Vogel nicht über 2 Quenten wiegt; mehr nützen ſie durch die Nahrungsmittel, die ſie beſonders ihren Jungen bringen, welches lauter grüne Räupchen ſind.

Flachsfink, lat. Fringilla Linaria, Linn. Fr. le Sizerin ou la petite Linotte de Vignes, Buff. Engl. the leſſer Redpole, Latham; auch genannt: Karminhänſling, kleiner Rothkopf, kleiner rothplättiger Hänfling, (Citrinchen, Ziſerinchen, Bluthänfling, Rothhänfling,) Zwitſcherling, Tſchezke, Krauthänfling, Steinſchößling, Ziſcherlein, Schwarzkärtchen, Schättchen, Schittſcherling, Zötſcherlein, Tſchotſcherl, Graſel, Schlöſſerle, Todenvogel, (Hirngrille, Grillchen,) Mauſevogel, nennen ihn die Landleute, und ſagen, er ſey im Winter ein Vogel und im Sommer eine Maus, weil ſie ihn nicht niſten, und doch in ſo großer Menge ſehen; in Thüringen Bergzeiſig. Er gehört als Singvogel unter die zweite Familie der Gattung der Finken. Als Kennzeichen ſeiner Art ſind die Schwung- und Schwanzfedern dunkelbraun, über die Flügel laufen zwei weiße Querſtreifen und die Kehle iſt ſchwarz.

An Farbe gleicht er faſt dem Hänfling, an Größe und Lebensart mehr dem Zeiſig; doch iſt er ſchlanker und ſchöner gebaut. Er iſt 6 Zoll lang und 9 Zoll breit. Der Schwanz iſt merklich geſpalten und $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, und die Flügelſpitzen reichen bis auf die Mitte deſſelben. Der Schnabel iſt 5 Linien lang, ſehr ſcharf zugeſpitzt, gelb, und hat oben der Länge nach einen dunkelbraunen Streifen; der Augenſtern kaſtanienbraun, die geſchilderten Füße ſind ſchwarz, die Klauen lang und ſcharf, die Beine 8 Linien hoch, die mittlere und hintere Zehe 7 Linien lang; von letzterer nimmt der ſtarke, nur etwas gekrümmte Nagel 4 Linien weg.

Die Halfter iſt dunkelbraun; der Scheitel glänzend karmoiſinroth; Wangen, Hinterkopf, Hinterhals, Schultern und Rücken dunkelbraun, von der Einfaſſung aber erhält der Oberleib ein dunkelbraunes, roſtgelbes und weißlich geflecktes Anſehen; der Steiß oben roſenroth, unten dunkelbraun mit weißer Einfaſſung; die Kehle ſchwarz; der Unterhals und Bruſt hochroſenroth, weiß eingefaßt; der Bauch, die mittelmäßigen Afterfedern und die Seiten weiß; die Deckfedern der Flügel dunkelbraun, die zwei Reihen der großen Federn mit röthlich weißen Spitzen, wodurch zwei weiße Querſtreifen gebildet werden, die kleinen roſtgelb gerändet; die Schwungfedern dunkelbraun mit röthlichweißen

Rändern; die Schwungfedern dunkelbraun grauweiß eingefaßt.

Das Weibchen iſt etwas kleiner und heller; die rothe Bruſt fehlt; der Oberleib iſt über und über weiß und dunkelbraun gefleckt, und die Bruſt weiß dunkelbraun geſprenkelt, durch letzteres unterſcheiden ſie ſich von den jungen und einjährigen Männchen, denen auch die rothe Bruſt fehlt, die aber die dunklere Rückenfarbe haben. Zuweilen fehlt dem Weibchen auch der rothe Scheitel.

Im Zimmer verliert ſich an dieſem Vogel die rothe Farbe an der Bruſt gleich beim erſten Mauſern, und beim zweiten auch gewöhnlich die rothe Scheitelfarbe, welche grünlich wird. Er iſt leicht zu zähmen, wird ſehr kirre, und wird von den Vogelſtellern im Frühjahr und Herbſt in großer Menge gefangen, da er ſehr einfältig iſt. Er wird durch ſeines Gleichen herbeigelockt, fängt ſich aber auch auf den Ruf der Zeiſige. Auf ſeinem Zuge und im Fliegen ſchreit er immer Pivit, ſeine Lockſtimme aber iſt Kreck, kreck, Hoid! und ſein Geſang kein ſonderlich angenehmes leiſes Geklirre. Er läßt ſich noch leichter, als der Stieglitz, zum Futterziehen an einem Kettchen gewöhnen, und lernt noch allerhand ähnliche Künſte. Ihr Flug iſt ſchnell, ihr Gang aber lahm und hüpfend; deſto beſſer aber können ſie an den Zweigen der Bäume mittelſt ihrer ſcharfen und großen Klauen herumklettern. Im Zimmer leben ſie 8 und mehrere Jahre, im Freien alſo wohl noch länger.

Der Flachsfink bewohnt Europa von Italien an bis zu dem nördlichſten Rußland, das nördliche Aſien und Amerika. In Deutſchland iſt er auf ſeinen Zügen, in Thüringen aber auch im Sommer bekannt. Seine eigentliche Heimath ſind die nördlichſten Länder, wo er ſich des Sommers über in ſumpfigen Gegenden im Geſträuche aufhält. In Deutſchland bleibt er auch, wiewohl nur einzeln, hält ſich in Fichtenwäldern auf, da wo Sümpfe, Bäche und Teiche ſind. Als Zugvogel kömmt er Ende des Oktobers und Novembers in großen Schaaren zu uns, hält ſich dann vorzüglich da auf, wo es vielen Erlenſaamen giebt, fliegt mit lautem Geſchrei bald da bald dorthin, und der größte Theil verläßt uns im März wieder.

Er nährt ſich von Fichtenſaamen, Hanf-Flachs-und Kanarienſaamen, Leindotter, Diſtelſaamen, Rübſaamen, und im Winter faſt einzig und allein von Erlenſaamen und ihren Blütenknospen, an welche er auch wie eine Meiſe herumklettert. Er iſt, wie ſein Kammerad der Zeiſig, faſt unerſättlich. Im Zimmer frißt er Mohn, Hanf, und ſonſt allerhand Speiſen, Brodt, Semmeln, Gerſtenſchrot mit Milch u. d. gl. und verlangt auch immer Sand und etwas Grünes als Kreuzwurz, Salat oder Brunnenkreſſe.

In England pflanzt er ſich auf Erlengebüſchen 2 bis 3 Fuß hoch vom Boden fort. Bei uns niſtet er auf kleinen Fichten-und Erlenbäumen, macht ein ſchönes Neſt von Heu und Moos, und füttert es mit Graswolle und Puppenhülſen aus. Das Weibchen legt 4 bis 6 weiß-oder bläulichgrüne, am ſtumpfen Ende dicht röthlichgefleckte Eier, beide Gatten brüten ſie gemeinſchaftlich aus, und füttern die Jungen aus dem Kropfe. Die Jungen haben vor dem erſten Mauſern keins oder nur ein kleines rothes Fleckchen auf der Stirn. — In Norden bauen ſie ihr Neſt zwiſchen den Zweigen der Stauden, und beſteht aus drei Lagen. — Im Zimmer werden ſie mit allen Krankheiten der Zeiſige und Stieglitze behaftet, beſonders aber bekommen ſie leicht böſe Füße, wobei ihnen eine Zehe nach der andern abſchwärt.— Ihre Feinde ſind die Sperber, welche ſie im Winter verfolgen.

Da ſie nicht ſcheu ſind und ſehr nahe an ſich kommen laſſen, ſo ſind ſie mit der Flinte und dem Blasrohre leicht zu erlegen. Im Herbſt und Frühjahr fallen ſie haufenweiſe auf den Heerd, wenn man Lockvögel oder auch nur Zeiſige hat; auch gehen ſie dieſem Ruf nach auf die Lockbüſche. Man kann ſie ſogar mit einer Stange, an welche man eine Leimruthe bindet, von den Erlenbäumen wegnehmen. — Ihr Fleiſch ſchmeckt nicht unangenehm, nur bitter, wenn ſie Erlen- oder Fichtenſaamen gefreſſen haben.

Eine Varietät von ihm iſt der Baſtardflachsfink (Fringilla Linaria hybrida), welcher aus der Verpaarung mit einem Flachsfinken und einem Canarienvogelweibchen entſteht, und oft ſehr ſchön roth und grau bunt wird.

Flanken, Wammen, Fr. Hampe. Sind bei dem Wildpret die Dünnungen, welche das Geſcheide umgeben,

ſellſchaften mit der langöhrigen Fledermaus und dem klei-nen Mauſeohr in alten, einzeln liegenden und weitläuftigen Gebäuden.

7) Die Zwergfledermaus (die kleine Speckmaus), Lat. Veſpertilio pipiſtrellus, Linn. et Erxleben, Fr. la Pipiſtrelle, Buff. Ihre Länge beträgt beinahe 1 Zoll 10 Linien, des Schwanzes 1 Zoll 7 Linien, und die Brei-te 9 Zoll. Die Farbe iſt dunkel; das Männchen bräunlich ſchwarz, das Weibchen bläulich ſchwarz. Am Unterleibe ſind beide etwas bläſſer, als auf dem Rücken. Die Ohren ſind ſo lang als der Kopf und eirund. Sie halten ſich in ganzen Geſellſchaften in Wäldern und holen Bäumen auf, auch trift man ſie, wiewol ſeltener, zwiſchen den Bretter-verſchlägen auf den Dörfern an.

Da die Fledermäuſe kein eigentlicher Gegenſtand der Jäger ſind, ſo mag dieſe kurze Beſchreibung derſelben hin-länglich ſeyn. Es wird auch kein Schießgeld dafür bezahlet; gleichwol hält er ſich oft für verpflichtet, beſonders da er ſich an ihnen ſo ſchön im Flugſchießen üben kann, ſie zu tödten, woran er aber unrecht handelt. Denn die Fledermäuſe näh-ren ſich mehrentheils blos von ſchädlichen Inſekten, und die meiſten gehen gar nicht, wenige nur im Nothfall nach Fettigkeiten, Speck, Unſchlitt u. d. gl. und können dadurch von ſolchen Dingen abgehalten werden, daß man bei Re-genwetter, wo die Inſekten mangeln, ihnen den Weg dazu verſchließt.

Gegen eine ſo ſtarke Vermehrung hat auch die Natur ſelbſt ſchon geſorgt, indem eine abwechſelnde Witterung im Winter ſie zuweilen faſt gänzlich aufreibt. Vorzüglich aber müſſen ſie in Wäldern als ſehr nützliche Thiere ohne alle Ein-ſchränkung geſchont werden, weil ſie zu ihrer Nahrung eine ungeheure Menge Maikäfer und Borkenkäfer ſowol, als auch Kiefernſchwärmer, Kiefern- und Fichtenſpinner, Mük-ken u. d. gl. aufſuchen und vertilgen. — Aus lächerlichem Aberglauben brauchten die alten Jäger das Herz der Fleder-mäuſe bei Gießung der Flinten- und Büchſenkugeln, in der

Abſicht, um allzeit gewiß damit treffen zu können. Dies thut doch wohl hoffentlich keiner mehr?

Fliegenbaum, ſiehe glatte Ulme, unter Ulme.

Fliegenfänger, Lat. Muſcicapa. Iſt eine beſondere Gattung Singvögel, die ſich durch folgende Kennzeichen unterſcheidet. Ihr Schnabel iſt dünn, faſt dreieckig, platt gedrückt, an der Wurzel breit, an der Spitze der obern Kinnlade gekrümmt, ausgeſchnitten, um den Rand herum mit ſteifen, nach der Kehle zu gekehrten Haaren verſehen. Die Naſenlöcher ſind rundlich und mit ſteifen Haaren beſetzt. Die Zehen meiſt bis an ihren Urſprung getrennt. Es ſind Zugvögel, die ſpät bei uns ankommen und bald wieder wegziehen, daher nur einmal niſten, ſich hauptſächlich von Fliegen und andern Inſekten nähren und dieſe im Fluge zu fangen große Geſchicklichkeit beſitzen. Hievon giebt es folgende 5 Arten.

1) Der gefleckte Fliegenfänger, Lat. Muſcicapa griſola, Linn. Fr. le Gobe-mouche, Buff. Engl. the ſpotted Fly-catcher, Penn. auch: graugeſtreifter Fliegenſchnäpper; Hausſchmätzer; Todenvogel; Peſtilenzvogel; Neſſelfinke; grauer Hütik; Graag Hüting; Piepsvogel; Fliegenſchnäpfer. Er iſt der gröſte unter den übrigen Arten, 6½ Zoll lang, der Schwanz 2½ Zoll, und die Flügelbreite beträgt 10¾ Zoll. Zuſammengelegt reichen die Flügel über zwei Drittheile des Schwanzes hinaus. Der Schnabel iſt ½ Zoll lang und ſchwarz, Schnabelwinkel, Rachen und Zunge gelb; der Augenſtern blaßbraun; die geſchilderten Beine ½ Zoll hoch, und mit Zehen und Klauen ſchwarz; die mittlere Zehe 8 und die hintere 7 Linien lang. Der Vorderkopf iſt grau und aſchgrau, ſo auch der übrige Oberleib; der Unterleib weißlich; Kehle, Hals, Bruſt und Seiten röthlichgrau geſtreift; die Flügel und der Schwanz graubraun; die Deckfedern der Unterflügel weiß mit rothbraun; die Kniefedern röthlich grau. — Das Weibchen iſt kaum vom Männchen zu unterſcheiden, doch ſind die einzelnen Streifen an der Bruſt bloß grau.

Er iſt, wie faſt alle ſeiner Gattung, ein trauriger und ſtiller Vogel, ſingt nicht, ſondern ruft, wenn er auffliegt, immer heiſer: St! St! In Wäldern liebt er die höchſten Baumgipfel; auf der Erde findet man ihn nie ſitzen. Er

trägt, wie alle Fliegenfänger, die Flügel vom Leibe etwas ab, nicht auf, ſondern neben dem Schwanze, und bewegt ſie beſtändig. Er läßt ſich nicht zähmen.

Dieſer Europäiſche Vogel geht bis Schweden hinauf, iſt in Thüringen ſehr gemein, und im ſüdlichen Rußland häufig. Im Anfang des Maies, ſeltner noch im April, kömmt er von ſeiner Winterreiſe, die er allemal in der Mitte des Septembers antritt, und liebt bei ſeinen Zügen die Geſellſchaft. Er hält ſich gern in den vordern Schwarzwäldern auf, doch auch nahe an Städten und Dörfern in den Gärten.

Er nährt ſich von Fliegen, Bienen, Wespen, Bremſen, Schnaken, Mücken, Viehbrennen und dergleichen Inſekten. Sie zu fangen ſitzt er in Wäldern beſtändig auf den höchſten Baumgipfeln, in Gärten auf freien Aeſten und ſieht ſich um. Sobald er eins in der Luft gewahr wird, fliegt er darnach, fängt es, und ſetzt ſich gewöhnlich wieder an ſeine vorige Stelle. Im Auguſt zieht er beſonders, wenn kalte Witterung einfällt, familienweiſe nach den Teichen, und paßt daſelbſt den Mücken auf. Er geht auch nach den Kirſchen, und muß im Nothfall auch Beeren freſſen, denn man fängt ihn in Schneußen, wo Ebereſchen vorhängen.

Zu Ende des Maies oder Anfang des Junius baut er in Fichtenwäldern ſein Neſt auf dicke Aeſte am Stamme an, ſonſt auf hervorſtehende Balkenenden unter die Dächer, auf ausgehölte dicke Aeſte der Obſtbäume, in Mauerlöcher ꝛc. In Wäldern ſteht es, da er die Menſchen nicht ſcheut, immer an Wegen, iſt auswendig aus Moos zuſammen gewebt, und inwendig mit Wolle gefüttert. Er niſtet nur einmal des Jahrs. Das Weibchen legt 4 bis 5 bläulichweiße, am ſtumpfen Ende rothbraun marmorirte, nach der Spitze zu bläſſer gefleckte Eier, und bebrütet ſie 14 Tage mit dem Männchen wechſelsweiſe. Sie müſſen auch zuweilen einen jungen Kuckuk erziehen. Die Jungen ſehen bis zum Mauſern am ganzen Oberleibe und der Bruſt gelblich weiß, und gelblich grau geſprengt, am Bauche ſchmutzigweiß, und am Schnabel und Beinen hellblau aus.

Seine Feinde ſind verſchiedene Raubvögel, und ſeiner Brut ſtellt der Baummarder, das große Wieſel und die Katze nach. — Mit der Flinte und dem Blaßrohre kann

man ihn leicht erlegen. — Er nützt durch ſein eßbares Fleiſch, und daß er viele ſchädliche, Menſchen und Thiere plagende Inſekten tödtet. — Er fängt aber auch zuweilen Bienen weg.

2) Der Fliegenfänger mit dem Halsbande, Lat. Muſcicapa collaris mihi, Muſcicapa atricapilla, Linn. Fr. le Gobe-mouche noir à collier, Buff. Dieſer iſt 5¾ Zoll lang, der Schwanz 2¼ Zoll, und die Breite der Flügel 9 Zoll. Der Schnabel iſt 5 Linien lang, und ſo wie die 10 Linien hohe geſchilderte Beine mit Zehen und Klauen glänzend ſchwarz, die mittlere Zehe 9 und die hintere 7 Linien lang. Als Kennzeichen dieſer Art iſt er oben ſchwarz, um den Hals geht ein weißer Kragen, und die äußere Ruderfeder hat einen weißen Streifen. Ein ſchönes Schwarz und Weiß ſind überhaupt ſeine Hauptfarben, doch ſind dieſe ſo vortheilhaft vertheilt, daß er beſonders im Fluge ein vortrefliches geſchicktes Anſehen erhält. — Das Weibchen iſt eben ſo gezeichnet, nur iſt das Halsband undeutlicher, graulichweiß, und die ſchwarze Farbe nicht ſo glänzend ſchön; auch iſt der Bürzel nicht weiß überlaufen wie beim Männchen.

Man findet ihn nur einzeln in Europa und Deutſchland; in den tiefen Gebirgen des Thüringerwaldes noch am häufigſten. Unter den Vögeln ſeiner Gattung kömmt er zuerſt in Thüringen an, fliegt einzeln bis zur Mitte des Märzes in den Gärten am Fuße des Thüringerwaldes herum, und begiebt ſich alsdenn tief in den Wald in die Buchenwälder. Zu Ende des Auguſts geht er ſchon wieder weg. — Seine Nahrung beſteht ebenfalls in Mücken, Fliegen und andern fliegenden Inſekten, welche er, immer auf den mittlern Aeſten der Bäume lauernd, im Fluge zu fangen ſucht.

Er niſtet einmal des Jahrs in hole Eichen und Buchen, oder wenn keine Löcher da ſind, auf niedere Buchenäſte. Das Neſt beſteht bloß aus Mooß mit einigen Thierhaaren vermiſcht. Aus 4 bis 6 blaulichgrünen, braungefleckten Eiern ſchlüpfen in 14 Tagen die anfangs ſchmuzig ſchwarz und weißen Jungen aus, an deren Stirne man eine ſchmuzigbräunliche Farbe bemerkt. Die Jungen ſehen im Neſte etwas bläſſer aus, wie die jungen Schwalben, werden aber noch vor dem Mauſern ſchwarz, wie die alten. — Ver-

ſchiedene Raubvögel, die Wieſeln und Haſelmäuſe vermindern ſeine ohnehin ſchwache Vermehrung. — Nur im Frühjahr und Sommer kann man dieſen ſcheuen Vogel mit Schießgewehren in ſeiner Heimath erlegen; im Herbſte verliert er ſich unverſehens. — Er ſcheint durch Vertilgung mancher ſchädlicher Inſekten zu nützen.

3) Der ſchwarzrückige Fliegenfänger, Lat. Muſcicapa atricapilla, Linn. Fr. le Gobe-mouche de Lorraine, Buff. Engl. the pied Fly-catcher, Penn. heißt auch: Todenvogel, Todenköpfchen, Meerſchwarzblattl, Baumſchnabl, ſchwarzer Fliegenſtecher, ſchwarz und weißſchäckiger, ſchmätzender Fliegenvogel, ſchwarzer Fliegenfänger, Trauervogel.

Dieſer iſt größer als der vorhergehende, 6 Zoll lang, der Schwanz 2¼ Zoll, und die Flügelbreite 11 Zoll. Die Flügel reichen zuſammengelegt über die Mitte des Schwanzes hinaus. Der Schnabel iſt 5 Linien lang, etwas mehr, als bei andern umgebogen und glänzend ſchwarz; der Augenſtern braun; die geſchilderten Beine 9 Zoll hoch und überall ſchwarz, die mittlere Zehe 7 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Der ganze Oberleib iſt ſchwarz, am Steiß ins bräunliche fallend und an der Stirn weiß, und die zwei äußerſten Schwanzfedern haben einen weißen Längsſtreifen. Der Unterleib iſt ſchön weiß. Das Weibchen hat eine gelblichweiße Stirn, und iſt am Kopfe mit graubraun überlaufen, wie gewäſſert.

Er iſt der dümmſte Vogel unter ſeinen Arten, hat aber faſt alle Sitten mit ihnen gemein. Seine Lockſtimme iſt: Kri! nach welcher ein ſchmatzender Ton folgt. Obgleich er in Schweden angetroffen wird, ſo iſt er doch in den ſüdlichern Gegenden mehr einheimiſch. In Thüringen kömmt er Ende des Aprils oder Anfangs Mai zu 10 und 20 an, und hält ſich 6 bis 10 Tage in den Feldhölzern auf, alsdann vertheilt er ſich paarweiſe in die dickſten Gegenden, die mit lebendigem Holze bewachſen ſind, und am Waſſer liegen. Im Anfang des Septembers verſchwindet er unvermerkt.

Seine Nahrung beſteht aus ähnlichen Inſekten, die die vorigen Arten genießen, und ſein Neſt macht er in hole Eichen, Rothbuchen, Hornbäume, und beſonders in Zitterpappeln,

und beſteht nur aus Moos und Haaren, in welches das Weibchen 4 bis 6 bräunlich gewäſſerte Eier legt.

Mit der vorigen Art hat er gleiche Feinde, und läßt ſich noch leichter mit Schießgewehren erlegen. Sein Nutzen beſteht auch in Vertilgung ſchädlicher Inſekten.

4) Der ſchwarzgraue Fliegenfänger, Lat. Muſcicapa muſcipeta mihi, Fr. le Traquet; auch genannt: Diſtelfink; Todenvogel. Seine Länge iſt $5\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz 2 Zoll und die Flügelbreite 10 Zoll. Letztere reichen bis auf die Mitte, wenn ſie gefaltet ſind. Der Schnabel iſt 4 Linien lang, am Oberkiefer unmerklich übergekrümmt und ſchwarz; der Augenſtern dunkelbraun; die geſchilderten Beine 8 Linien hoch und mit Füßen und Nägeln ſchwarz; die Mittelzehe 8 und die hintere 7 Linien lang.

Kopf, Rücken, Schultern und Steiß ſind graubraun; die Backen dunkelbraun; der Unterleib ſchmutzig weiß; die Flügel ſchwärzlich; der Schwanz iſt ſchwarz, die drei äußerſten Federn ſchwarzbraun mit einem weißen Längsflecken, der nach der Wurzel zu breiter wird. — Das Weibchen iſt auf dem Rücken rothgrau, an der ſchmutzig weißen Bruſt bräunlich überlaufen.

Er iſt der ſcheueſte und flüchtigſte Fliegenfänger, hat Flügel und Schwanz immer in Bewegung, und ſchlägt ſie bei jedesmaligem Niederſetzen ſchnell auf und nieder. Er ſchmatzt bloß: Tzack! tzack! Die Geſellſchaft ſeines Gleichen liebt er gar nicht, und fliegt immer einſam herum.

In gebirgigen deutſchen Gegenden, beſonders in Heſſen, iſt er nicht ſelten. Als Zugvogel kömmt er zu Anfang des Maies an, und dann trift man ihn einzeln auf den Feldbäumen in Alleen und Gärten, und in gebirgigen Gegenden an. Er verſteckt ſich gern in den belaubten Aeſten, und hüpft ſchnell von einem Zweige zum andern. In der Mitte des Oktobers verläßt er uns wieder. Auf ſeinem Wegzuge kommt er auch den Häuſern, da wo Gärten liegen, nahe, und fängt auf den Häuſetn die Fliegen und andere Inſekten weg.

Er nährt ſich von allen Inſekten, die unter dem Schatten der Bäume Zuflucht ſuchen, fängt ſie aber nicht nur in der Luft weg, ſondern lieſt ſie auch von den Blättern und Zweigen der Bäume ab. Fliegen und Schnaken ſind ſeine

Hauptnahrung. — Er niſtet in den Hölen der Rothbuchen, des Hornbaums, der Eichen, Linden ꝛc. und verklebt ſein Neſt, das aus Moos, Haaren, Wolle und Federn beſteht, mit Erde, ſo daß nur eine ſo kleine Oeffnung bleibt, daß er mit Noth aus und einkriechen kann. Die 5 bis 6 Eier haben auf weißem Grunde braune Punkte. Die Jungen ſehen röthlichgrau aus, und man bemerkt den gelblichweißen Flügelſtreifen kaum an ihnen.

Durch ihre Geſchwindigkeit und ihren verborgenen Aufenthalt entgehen ſie den Raubvögeln mehrentheils; auch iſt es ſchwer, ſie mit Schießgewehr oder dem Blaßrohr zu erlegen. Ihr Nutzen beſteht in ihrer Nahrung.

5) Der kleine Fliegenfänger, Lat. Muſcicapa parva mihi. Iſt ein ſeltenes Vögelchen, das man in Thüringen einzeln, doch nicht alle Jahr antrift. Von den andern inländiſchen Fliegenfängern unterſcheidet es ſich dadurch, daß es einige helle, reine, angenehme, obgleich abgebrochene Strophen ſingt. Es lockt Veit! Veit! Es iſt 5 Zoll lang, der Schwanz 1¾ Zoll, und dit Flügelbreite 8½ Zoll. Der Schnabel iſt 5 Linien lang, ſchwarz, mit Barthaaren verſehen; Rachen und Zunge gelb; der Augenſtern dunkelbraun; die Beine 8 Linien hoch, die Mittelzehe 6, die hintere 5 Linien lang, die geſchilderten Beine ſchwarz, die Zehen auf der untern Seite gelb.

Der Oberleib iſt roſtgrau; der Rand der Augenlieder röthlichweiß; die Wangen roſtbräunlich; der Hals und ganze Unterleib weiß; die Flügel dunkelbraun; die zwei mittelſten Schwanzfedern ſchwarzbraun, die übrigen über die Hälfte von der Wurzel an ſchön weiß, die Spitzen ſchwarzbraun; die Kniefedern röthlichgrau, und die untern Deckfedern der Flügel ſchmutzig weiß. — Das Weibchen iſt kaum vom Männchen zu unterſcheiden, nur hat es nicht die bräunere Kopffarbe.

In der Mitte des Junius findet man dieſen Vogel in Schwarzwäldern, ſingt auf den dürren Fichtenäſten und fliegt ſchwebend von einem Baume zum andern. Ende des Auguſts bemerkt man ihn nicht mehr. Zuweilen trift man ihn im Julius heerdenweiſe in Gärten auf Kirſchbäumen an. Sein aus Baummoos und Haaren beſtehendes Neſt legt er zwiſchen Ritzen zweier an einander gewachſenen Fichten an,

oder ſetzt es auf einen verkrüppelten ſtarken Aſt an den Stamm. Die 4 Jungen, die man findet, ſehen ganz grau aus, oben dunkler unten heller. — Seine Nahrung beſteht vielleicht aus Inſekten; vielleicht frißt er auch Kirſchen. — Er iſt ſchwer zu ſchießen, weil er, wenn man ihn verfolgt, immer fort von einem dürren Zweig zum andern fliegt, und ſein Veit! ruft.

Fliegenſchnäpper, ſiehe, Fliegenfänger, Feigenfreſſer, Steinpicker.

Fliehen, flüchtig ſeyn, Fr. refuire, le Cerf croule la queue. Sagt der Jäger von einem Thier, das ausreißet und davon läuft, wenn es geſchreckt oder geſprengt, oder aber gar gehetzt wird.

Flinte, ſiehe unter Gewehr und Jagdflinte.

Flintenſchloß, Feuerſchloß, Fr. Platine. Iſt die an den Flinten, Büchſen und Piſtolen befindliche Maſchine, welche gegen das Zündloch angeſchraubet wird, und indem man den Hahn derſelben mit dem Daumen zurückzieht, und ihn gegen den Pfannendeckel abdrückt, ſo wird dieſer zurückgeſchlagen und giebt Funken, wovon das auf die Pfanne geſchüttete Pulver zur Zündung gebracht wird. Das Flintenſchloß iſt eigentlich urſprünglich eine deutſche Erfindung, wiewohl es nachher von den Franzoſen, indem ſie daſſelbe mit der Nuß und mit der Pfanne vermehrten, und überhaupt in die jetzige Beſchaffenheit brachten, für eine franzöſiſche Erfindung gehalten, und das Feuerſchloß ein franzöſiſches Schloß genannt worden iſt. S. Gewehr.

Flintenſtein, Fr. Pierre à fuſil, Pierre fuſiliére. Iſt der Feuerſtein, welcher, um das Pulver der Pfanne zu zünden, in den Hahn eines Schießgewehrs geſchraubt, und damit er ſich nicht verſchiebt, mit einem Futter, einem Stückchen dünnen Leder u. d. gl. verſehen wird. Im größten Theile von Europa bedient man ſich jetzt einer Art Hornſteine zu Flintenſteinen, die ehedem im Deutſchen Flins oder richtiger Vlynz genannt wurde, unter dieſem Namen auch bei den Sorben, Wenden, jedoch ohne ihren Gebrauch zu wiſſen, bekannt war, und noch jetzt im Schwediſchen, Däniſchen und Engliſchen Flinta oder Flint heißt. Einige glauben, daß man ſich ihrer zuerſt in Moskau an den Feuergewehren bedient habe.

Die meiſten Flintenſteine kommen heut zu Tage aus Frankreich und zwar aus Champagne und Picardie, die beſten aber aus dem ehemaligen Gouvernement Berry, oder aus dem heutigen Departement am Cherfluß, wo man ſie ſowohl auf der Oberfläche der Erde als auch unter derſelben, und zwar im letzten Fall in weit auslaufenden Schichten und Lagen findet. Sie werden von den dortigen Hirten und andern armen Leuten aus freier Hand, oder auch auf eine künſtliche Weiſe, nachdem ſie vorher getrocknet worden, vermittelſt des Meiſels, Bruch-Schiefer-und Scheibenhammers bearbeitet und zugerichtet. Ein geſchickter geübter Arbeiter kann deren über 1000 in einem Tage verfertigen; daher die große Wohlfeilheit. Auch ſchlägt man viele Flintenſteine bei Stevensklint auf Seeland. In Tyrol verfertigt man ſie aus dem härteſten eiſenhaltigen Granit; und in andern Gegenden ſchleift man Jaſpis zu Flintenſteinen, dergleichen viele nach der Türkei gehen. Es iſt übrigens nicht zu zweifeln, daß die Schießgewehre, welche durch Hülfe dieſes Steins angezündet wurden, daher den Namen Flintgewehre, Flint oder Flinte erhalten haben.

Die Tauglichkeit der Flintenſteine erkennt man daran, wenn ſie rein, ohne Flecken und Adern ſind, und wenn ſowohl der Rücken, derjenige obere Theil, welcher von dem Maul des Hahns gehalten wird, als die Unterfläche, die auf dem unbeweglichen Theil des Hahns ruht, egal, die vordere Seite, die den Pfannendeckel aufſchlägt, dünne und ſcharf iſt. Wenn der Rücken vollkommen glatt iſt und man keine Ausſprünge an demſelben bemerkt, ſo iſt dieſes ein Beweis, daß der Stein nicht geſchlagen, ſondern geſchliffen iſt. Dieſe beſondere Gattung iſt vorzüglich gut, koſtet aber auch mehr. Einige Jäger bedienen ſich ſtatt der gewöhnlichen Flintenſteine der Agatſteine, die angeblich härter ſind und länger vorhalten. Wenn man indeſſen bei der Auswahl vorſichtig zu Werke geht, ſo leiſtet der gewöhnliche Flintenſtein eben ſo gute Dienſte. Die Größe wird nach Verhältniß des Hahns gewählt. Um den Stein, wenn er zu breit oder zu lang iſt, kleiner zu machen, weil er im erſten Fall auf den Lauf ſchlägt und dieſen beſchädigt, auch gerne ſpringt, im zweiten Fall aber das Feuer nicht gerade in die Pfanne fällt, darf man nur das Stück, welches man

abſchlagen will, naß machen, und wenn man ihm zuvor eine harte Unterlage gegeben, mit einem Hnmmer drauf ſchlagen. Er ſpringt nicht weiter ab, als er angefeuchtet iſt. Beim Aufſetzen muß man darauf ſehen, daß die vordere ſcharfe Seite in einer durchaus geraden Richtung gegen den Pfannendeckel zu ſtehen komme, und ihn überall gleich berühre, ingleichen, daß der Rücken, um den man gewöhnlich ein Stück Leder oder Blei ſchlägt, zwiſchen den Lippen des Hahns gehörig befeſtigt werde, weil er ſonſt beim Aufſchlagen des Pfannendeckels aus ſeiner Lage gebracht wird, oder wohl gar herausfällt. Der Rücken muß weder zu dick noch zu dünne ſeyn, weil im erſteren Fall die vordere Seite des Steins zu hoch, im letzteren zu niedrig gegen den Pfannendeckel anſchlägt, in beiden Fällen aber weder der Pfannendeckel aufgeſchlagen, noch hinlängliches Feuer erfolgen wird. Der Stein muß gerade in der Mitte des Pfannendeckels anſchlagen, wenn die gehörige Wirkung erfolgen ſoll. Man muß beſtändig einige gute Flintenſteine in der Jagdtaſche vorräthig haben, um, wenn der Stein bricht oder ſtumpf wird, einen andern aufſetzen zu können.

Floß, Flotz, Fr. le Radeau. Iſt eine Anzahl fichtene oder tannene Stämme oder Bauholz, welche mit Wieden ſo neben einander gebunden werden, daß ſie auf dem Waſſer an einen andern Ort bequem fortgeſchwemmt werden können, und bald anderes Holz zur Oblaſt, bald aber auch keins haben. Aus andern als Tannen- oder Fichtenholz kann kein Floß gebunden werden, zuweilen aber wird einzelnes Eichenholz dazwiſchen gebunden. Oft geht ein ſolcher einfacher Floß allein auf dem Waſſer, und hat weder vorn noch hinten einen Anhang, wie ſolches z. B. auf der Donau gebräuchlich iſt; mehrentheils aber werden mehrere ſolche einzelne Flöße an einander gehängt, ſo daß ſie in verſchiedenen Reihen von Stämmen, in einem Zug hinter einander gehen, und zuſammen nur einen Floß ausmachen, und dann heißen die einfachen Flöße, aus welchen das Ganze beſteht, Geſtöre. Die Größe eines Floſſes richtet ſich nach der Größe des Fluſſes, auf dem geflößet wird, nach den Floßgaſſen auf kleinern Strömen und allerlei andern Umſtänden, und iſt daher ſehr verſchieden. Von allen dieſen Umſtänden muß der Flößer genau unterrichtet ſeyn, um ſich mit dem Einbinden darnach richten zu können. Die größeſten Flöße ſind die, welche auf

dem Rhein von Bonn aus weiter hinunter gehen; zuweilen werden auch Floße von lauter Brettern gemacht, z. B. auf dem Werrafluß, und bei den Enz- und Neckar-Flößen gehen vor dem langen Holz verſchiedne Lagen von Brettern voraus, davon die erſtern wie ein Schiffſchnabel abgerundet ſind. Dieſe brechen gleichſam den Weg, und es ſteht auf denſelben der Mann, der den ganzen Floß regiert, und der Flößer genannt wird.

Floßamt, Fr. Adminiſtration du Flottage. Iſt ein beſonderes Amt oder Collegium, welches das Beſte der Holzflößen in einem Lande beſorget. In vielen Ländern iſt das Floßweſen bloß einem Commiſſarius, oder einem Intendanten oder Floßmeiſter übertragen; alle dieſe Perſonen aber, ſo wie auch das beſondere Floßamt, ſind gewöhnlich den Cammer- oder Finanz-Collegien untergeordnet, haben alſo von ſelbigen ihre Befehle zu gewarten, und auch ihre Berichte dahin einzuſchicken.

Floßbach, Fr. Rivière flottable, Rivière à flotter. Iſt ein kleines fließendes Waſſer, welches znm Flößen gebraucht wird. Jeder Bach, der nicht unter 2 Fuß tief iſt. aber 2 Fuß mehr in der Breite, als ein Scheit in der Länge hat, tauget ſchon, um Scheitholz zu flößen. Bei minderer Tiefe eines Floßbachs muß der Mangel des Waſſers irgend woher erſetzt werden. Zu dem Ende muß man in Gebirgen Quellen aufſuchen, ſelbige oberhalb dem Orte, wo das Holz eingeworfen wird, in einem Teiche ſammeln, den Teich aber mit einer Schleuße, um das überflüſſige Waſſer abzuleiten, und auch mit einem Fluthbette verſehen. Mit der Menge des einzuſchließenden Waſſers ſtehet ſowohl die Größe des Teichs, als das zu gleicher Zeit zu flößende Holz im Verhältniſſe. Daher muß bei Anlegung eines Teiches vornämlich die beiläufige Menge Waſſer beſtimmt werden, die aus den Quellen, dem Regen und Schnee ſich ordentlich hoffen läßt.

Das Waſſer, das aus dem Teiche ſich durch die aufgezogene Schleuße drängt, den Bach in eine ſtärkere Bewegung ſetzt, und das eingeworfene Holz fortſchwemmt, verliert deſto mehr von ſeiner Kraft und Geſchwindigkeit, je mehr es ſich von der Schleuße entfernet. Zur Vermehrung dieſer Geſchwindigkeit verſiehet man gewöhnlich die Neben-

bäche mit Schleußen, ſchwellt das Waſſer in ſelbigen an, und läßt es durch die geöffneten Schleußen in den Hauptbach abfließen, wo aber dieſe fehlen, ſo ſucht man den Bach ſelbſt in dem Verhältniſſe der zunehmenden Entfernung von dem Orte, wo das Holz eingeworfen worden, zu verengen, oder den Fall des Waſſers zu vermehren. Am rathſamſten aber ſcheint jedoch das zu ſeyn, daß man längs dem ganzen Bache hinab in gewiſſen Entfernungen von einander, Schleußen anlege, und mit deren Beihülfe das Waſſer wechſelsweiſe anſchwelle, und von einer Schleuße zur andern, wie in einer Fluth, ſammt dem Holze fortzugehen nöthige.

Floßband, Fr. Traverse. Wird der in die Quere gelegte Baum genannt, welcher eine Zimmerflöße zuſammen hält.

Floßbediente, Fr. Officiers du Flottage. Sind alle diejenige verpflichtete Diener, welche zum Betrieb eines herrſchaftlichen Floßweſens angeſtellt ſind, als Floßmeiſter, Floßverwalter, Flößer, Floßbothe u. ſ. w.

Floßbothe, iſt an einigen Orten ſo viel als Flößer oder Floßhüter.

Flöße, Fr. Flottage, Train de bois. Hierunter verſtehet man: theils das Holz, welches auf Flüſſen und Bächen von einem Ort zum andern fortgeſchwemmt wird; theils die Beſchäftigung, ſolches zu bewirken; theils auch ein aus zuſammen geſchlagenen Bäumen beſtehendes Fahrzeug, leichte Waaren auf Strömen zu verführen, ingleichen Perſonen, Pferde und Wagen über Flüſſe, die Landſtraßen durchſchneiden, zu ſetzen.

Flößen, Fr. Flotter du bois, faire flotter. Wird dasjenige Mittel genannt, wodurch aus den holzreichen Gegenden allerlei Holz, ſowohl Bau- und Nutzholz, als auch Brennholz, auf eine bequeme Art, vermittelſt der dazu wohl gelegenen Bäche und Flüſſe, oder beſonders dazu verfertigten Kanäle und Floßgraben, ingleichen Floßrollen in andere an Holz Mangel leidende Gegenden ſchwimmend geſchafft wird. Oefters wird hierdurch das Holz nur in einem deutſchen Land oder Reichskreis beſſer und wohlfeiler vertheilt, als es auf der Axe geſchehen kann; oft iſt es aber auch eine Anſtalt, durch welche Holz aus Deutſchland in andere Reiche gebracht, und eben ſo zu einer Quelle eines

wichtigen Activhandels gemacht wird, als es auf der andern Seite eine Miturſache der Abnahme deutſcher Waldungen wird.

Bau- und Nutzholz läßt man entweder nur in einzelnen Stämmen ins Waſſer werfen und vom Strom herabwärts treiben; oder es werden viele Stämme neben einander geordnet, mit einander verbunden, und wie Fahrzeuge von den Floßbedienten herunter geführt. Die erſte Weiſe iſt eben dieſelbe, welche auch beim Brennholz am gewöhnlichſten iſt, und alsdann Scheitholzflöße genannt wird; da hingegen die andere Weiſe den Namen der Bauholzflöße, Zimmerflöße, Langholzflöße erhalten hat. Den Flößen letzterer Art wird gemeiniglich eine Oblaſt von Balken, Brettern, Latten, Faßdauben und andern Holzwaaren gegeben, und mit dieſen wagt man ſich auf breite und ſtarke Ströme, als die Donau, den Rhein, Mayn, Neckar, die Weſer, die Elbe ꝛc. da hingegen die Scheitholzflößen ſich nur für kleine Flüſſe und Bäche ſchicken, ſo wie denn auch dazu oft eigene Floßgräben und Floßteiche angelegt werden.

So einfältig auch die Erfindung der Scheitflößen ſcheinen mag, ſo muß man doch die Langholzflößen für älter halten, wenigſtens hat man von jenen keine Nachricht bei den Alten gefunden. Zudem war Brennholz in der Nachbarſchaft großer Städte noch nicht ſo ſelten als jetzt, weil ſich die Menſchen da anbauten, wo es an Holz nicht fehlte, und ſie ſelbiges verbrauchten, ohne ſich um das Bedürfniß der Nachwelt zu bekümmern, ſo lange bis endlich der Mangel die Zufuhre aus entfernten Gegenden nöthig machte. Wahrſcheinlich hat bald darauf die älteſte Bauart der Fahrzeuge die erſte Veranlaſſung gegeben, auf gleiche Weiſe Bauholz, welches am erſten zu fehlen anfieng, herbeizuholen. Denn die erſten Fahrzeuge waren nichts anders, als Flößen, oder viele mit einander verbundene Stämme oder Balken, über welche Bretter gelegt wurden, und bekannt iſt es, daß die Alten ſich mit dieſen Flößen zur Räuberei und Handlung aufs Meer gewagt haben, und daß man ſie, auch nach Erfindung der Schiffe, zum Ueberſetzen der Kriegsvölker und ſchwerer Laſten beibehalten hat.

Dieſe Vermuthung wird durch die älteſte Nachricht, die vom Waſſertranſport des Bauholzes in der Geſchichte

gefunden wird, beſtätiget. Der König Salomon erhielt nämlich von Hieram König zu Tyrus zum Bau des Tempels Cedern, welche auf dem weſtlichen Libanon über Tripolis gehauen und nach Jaffa geflößet wurden, ſo daß, da keine Flüſſe von Libanon nach Jeruſalem gehen, das Bauholz auf dem Meere an den Küſten nach Jaffa muß gebracht worden ſeyn. Von den Römern iſt bekannt, daß ſie Bau- und Brennholz zu Waſſer kommen laſſen. Das Lerchenholz ließen ſie in Menge von den Alpen, vornämlich aus Rhätien, auf dem Padus nach Ravenna, und zu wichtigen Gebäuden auch nach Rom kommen. Brennholz, vornämlich für die öffentlichen Bäder, erhielten die Römer aus Afrika. Dieſer Zeugniſſe ohngeachtet, wovon auch vielleicht noch mehrere vorkommen können, kömmt dennoch kein Beiſpiel von Scheitholzflößen und von eigenen Floßgräben bei den Alten vor, und iſt daher zu vermuthen, daß unſere deutſche Vorfahren, und unter denſelben wahrſcheinlich die Schwaben die erſten geweſen ſind, welche Anſtalten dieſer Art im Großen unternommen haben.

Nach Schötgen ſoll zwar die älteſte Nachricht vom Floßweſen die Urkunde vom Jahr 1258 ſeyn, da Marggraf Heinrich dem Kloſter Pforta denjenigen Zoll geſchenkt habe, welcher von dem zum Gebrauch des Kloſters auf der Saale kommenden Holze bei Camburg entrichtet worden. Mehrere halten aber dieſe Nachricht für ungewiß, ſo wie es auch noch ungewiß iſt, ob ſolches von wirklichem Floßholz oder nur von dem auf Schiffen und Kähnen fortgebrachten Holze zu verſtehen ſey. Deutlicher iſt die Nachricht von einer auf der Saale angelegten Holzflöße, in einem im Jahr 1410 ausgefertigten Brief der beiden Brüder, Friedrichs und Wilhelms, Landgrafen von Thüringen und Marggrafen zu Meißen, worin ſelbige wegen des in ihren Landen damals bereits eingeriſſenen Holzmangels den Zoll auf der Saale bis gegen Weißenfels erleichterten. Die älteſte Urkunde, wovon ſich das Original im Archive der Reichsſtadt Heilbronn befindet, und welches Stuttgart den 17. Febr. 1342. datirt iſt, hat man ſonach über das Würtembergiſche Floßweſen. Eine der erſten diplomatiſchen Meldungen vom Scheitholzflößen findet ſich 1517. da Herzog Ulrich ſeinem

Voigt Vehinger groß und klein Holz auf der Murr zu flößen erlaubt hat.

Indeſſen ſcheint es dem Floßweſen ſo wie vielen andern nützlichen Anſtalten ergangen zu ſeyn, die Privatperſonen erfunden oder angegeben, auf ihre Gefahr und für ihre Koſten, mit Bewilligung oder ohne Verhinderung der Obrigkeit, zuerſt verſucht und zu Stande gebracht haben, die man aber hernach, ſobald ſie in den Gang gebracht und einträglich geworden ſind, zu den Regalien gerechnet hat. So iſt auch bald das Floßregal entſtanden, welches freilich wegen des freien Gebrauchs der Ströme, wegen der erforderlichen mancherlei Veranſtaltungen und wegen des Zuſammenhangs mit dem Forſtregal hinlänglich gerechtfertiget werden kann.

So wie Noth oder Zufall gemeiniglich die Mutter der Erfindungen ſind, ſo ſcheint beim Holzflößen beides gewirkt zu haben. Wenn ein großes Waſſer einen am Ufer geſtandenen Holzſtoß mit fortgenommen, ſo hat man natürlich auf den Gedanken geleitet werden müſſen, daß man das Holz, da wo es hingeſchwemmt worden, auch zu anderer Zeit hinbringen könnte, wenn man bei kleinerer Fluth die Scheite ſelbſt ins Waſſer werfe, und der ſtete Wunſch aller Fürſten, immer mehr Geld zu bekommen, hat die Sache befördert, nachdem die Kunſt einmal erfunden war. Zwar lieſet man in allen Ordnungen und Patenten, daß die Liebe zu den Unterthanen oder höchſtens die Beförderung der Bergwerke und Manufacturen der Grund zu dieſen Anordnungen ſey; allein Geldmangel, zunehmender Luxus, ſchlechte Wirthſchaft, und Schuldenmachen der Fürſten, hatten an der Ausbreitung einer an ſich wohlthätigen und nützlichen Erfindung gar viel mehr Antheil.

Wohlthätig und nützlich war die Erfindung allerdings. Denn auf der einen Seite gewann man einen Holzverkauf in ſolchen Gegenden der Länder, wo, wie man auf Jahrhunderte hinausſah, ſchwerlich je ein einheimiſcher oder naher Käufer ſich gefunden haben würde. Man konnte alſo verkaufen, was man bisher unbenutzt ſtehen oder verfaulen laſſen mußte, und gewann auch eben ſo ſicher an Zöllen, ſo ſicher endlich, ſelbſt ohne daß es geſucht wurde, eine neue Quelle des Reichthums gerade für die Bewohner des dürf-

tigſten Theils verſchiedener Länder hier ſich eröffnen mußte. Auf der andern Seite wurden die Bewohner der holzarmen oder holzleeren Gegenden mit einem der nothwendigſten Bedürfniſſe verſehen, ohne welches ſie zur Auswanderung genöthiget geweſen wären. Freilich kommen auch Fälle vor, daß die Waldungen mancher Länder über ihr Vermögen angegriffen wurden, und in ſelbigen bei längerer Fortdauer eines übertriebenen Flößens ein endlicher Mangel ſelbſt zu befürchten war. Dieſes veranlaßte dann auch die Landſtände, ihren Fürſten Vorſtellungen dagegen zu machen, ja ſie ſahen ſich, wenn dieſe fruchtlos blieben, genöthiget, die Sache als Landes-Beſchwerde beim Reichshofrath anzuzeigen.

Es würde unzweckmäßig ſeyn, hier aller der Flößen zu gedenken, welche in Deutſchland auf großen und kleinen Flüſſen, theils mit, theils ohne Beihülfe an Canälen, Floßgräben, Floßteichen ꝛc. errichtet worden ſind; man kann ſich aber davon in andern Schriften unterrichten *). Nur bleibt noch übrig diejenigen Umſtände anzuführen, unter welchen eine Flöße mit Nutzen unternommen, und angelegt werden kann.

Um dieſe an ſich wirthſchaftliche Anſtalt, das Flößen, vorkehren zu dürfen, wird ein gewiſſes Recht (ſ. Floßrecht) erfordert. Nächſtdem iſt wohl vorzüglich zu berückſichtigen, wie die Umſtände der Waldungen beſchaffen ſind, ob ein ordentlicher und beſtändiger Floßhandel getrieben werden kann, wozu alsdenn zuvörderſt erforderlich iſt, daß mit reifer Ueberlegung ein Forſtwirthſchafts-Etat auf ſo viele Jahre gemacht wird, als Jahre zum Wiederwuchs des Holzes erfordert werden, und dann muß man diejenigen Waldungen, welche bequem dazu gelegen ſind, beſonders ſchonen, damit ein Ort nach dem andern das Flößen nachhaltig machen möge. Uebrigens geſchieht das Flößen, wie bereits zuvor erwähnet, auf zweierlei Art: nämlich durch Tragflöſſe, welche gemeiniglich auf großen Flüſſen ſtatt finden, oder durch einzelne Holzflöße, wo das Zimmer- oder Scheit-

*) Bergius Policey- und Cameralmagazin III. p. 156.
Krünitz Encyklopädie XIV. p. 286.
Forſtmagazin VII. p. 1.
Moſers Forſtarchiv VII. p. 122. XII. p. 5.

holz in einzelnen Stücken fortgeſchwemmt wird, welches gemeiniglich auf Bächen und kleinen Flüſſen geſchieht, und wozu öfters Floßteiche und Dämme erfordert werden.

Wenn ein wirkliches Flößen veranſtaltet werden ſoll und von Beträchtlichkeit iſt, ſo wird ein eigener Floßmeiſter oder Floßverwalter angeſtellet, welcher die Direktion beim Flößen und zuweilen auch beim Hauen des Floßholzes, ſo wie auf deſſen Beſchaffenheit zu ſehen hat. Sodann wird mit dem Floßmeiſter wegen einer jeden Flöße ein Akkord geſchloſſen, bei welchem auf alle Umſtände, die Anfuhre des Holzes, die Beſchaffenheit und den Lauf des Waſſers, den Abgang rc. genau zu reflektiren iſt. In einigen Gegenden, wo das Flößen auf herrſchaftliche Koſten geſchieht, erhält der Floßmeiſter, außer ſeiner Beſoldung, auf ſo lange Diäten, als die Flöße dauert, und über die übrigen bei dem Flößen nöthigen Koſten führt derſelbe genaue Rechnung, welche er nach beendigtem Flößen dem Floßamt oder dem Cammer- oder Finanz-Collegio vorlegt. Unter dem Floßmeiſter ſtehet der Flößer, welcher, um ihn zu unterſtützen, die Aufſicht über die Floßknechte und ſonſtige dabei angeſtellte Arbeiter mit führet.

In Anſehung der Zeit des Flößens richtet man ſich nach dem Waſſer, und wählet gemeiniglich diejenige im Frühjahr, wenn ſich das Schneewaſſer verlaufen, und man von dieſem nichts mehr zu befürchten hat. Zuweilen aber, wo man kleine Waſſer hat, und der Floß etwa nicht weit geht, muß man juſt von dieſem Gewäſſer profitiren, wobei aber große Vorſicht nöthig iſt. In beiden Fällen muß das Holz (ſ. Floßholz) um ſolche Zeit ſchon am Waſſer zum Einwerfen parat ſtehen. Vor dem Einwerfen wird das Holz am Waſſer abgezählet, und an ſolchen Orten, wo der Fluß ein fremdes Territorium durchläuft, und wo ſtatt eines Abtrags im Ganzen, das Paſſagegeld nach der Anzahl der Klaftern entrichtet wird, müſſen auch zuweilen die Floß- oder andere dazu beſtimmte Beamten ſelbiger Herrſchaften zu dieſem Abzählen mit gezogen werden. Vor dem Anfang der Flöße müſſen die Orte, wohin man flößen will, benachrichtiget werden, daß man mit dem Einwerfen anfangen wolle; es wird demnächſt das Verſetzen der Teiche beſorgt, und 14 Tage vor der Flöße werden die Floß-Mandate affi-

girt, um allem Unterſchleif ꝛc. ſo viel möglich vorzubeugen.

Das Holzflößen in einzelnen Stücken geſchieht auf folgende Art. Die an dem Ufer des Fluſſes, Baches oder Floßgrabens beſtimmte Menge Floßholzes wird in das Waſſer geworfen, wozu ſo viel Leute, als nöthig ſind, angeſtellt, zuweilen beſonders vereidigt werden. An einigen Orten müſſen es die Unterthanen zur Fröhne thun. Doch muß man auch nicht mehr Holz auf einmal in den Fluß werfen laſſen, als ſo unaufhaltſam fortſchwimmen kann, daß nicht die geringſte Stemmung entſtehet, wodurch das Ufer beſchädiget, und das Flößen überhaupt gehindert wird. An die Orte, wo ſich das Holz gerne anlegt, oder unterſteckt, beſtellt man Leute mit Floßhaken, um demſelben fortzuhelfen. Indeß das Holz fortſchwimmt, begleiten ſolches einige Mann, weil ſichs unterwegs zuweilen anlegt, ſich aufſtemmet, ans Land tritt, und verſchwemmt wird, damit dieſe Leute das Holz beobachten, abſtoßen, aus einander treiben, wieder einwerfen, und den Fortgang mit Floßhaken und Stangen, ja ſogar mit Kähnen befördern.

Wenn das Holz bis an den Ort ſeiner Beſtimmung fortgeſchwommen iſt, wird es daſelbſt durch einen vorgeſetzten Floßrechen aufgefangen, mit Floßhaken ohne Anſtand aus dem Waſſer gezogen, und auf den beſtimmten Platz gebracht. Die Koſten zu vermeiden, welche das Herausziehen des Holzes mit Haken erfordert, leitet man in einigen Orten das vor dem Rechen geſammelte Holz in einen hoch angeſchwollenen Kanal, der nach geöffneter Schleuße ſein Waſſer in den mit einem Damm eingeſchloſſenen Holzhof ergießt, welches nun denſelben ganz mit Holz überſchwemmt, und mit deſſen Zurücklaſſung durch verſchiedene in dem Damme gemachte, und mit kleinen Rechen verſehene Einſchnitte wieder ausfließt.

Iſt das Flößen alſo verrichtet, ſo wird einer von der Herrſchaft abgeordnet, der das geflößte Holz von dem Floßmeiſter nach richtig gelegten Klaftern abnehme. Wenn die Sorten verſchieden ſind, wird das Holz ſortirt. Der die Rechnung führt, ſtellt eine Quittung über den Empfang aus, und meldet zu beſtimmter Zeit und an gehörigem Ort, wie viel verſilbert worden oder ſonſt abgegangen, und was

man auf das folgende Jahr benöthiget ſeyn möchte. Damit es aber über das angeordnete Flößen deſto eher und füglicher zur Rechnung kommen, und man ſehen möge, ob auch ein billiger Nutzen dabei, ſo ſollten die darauf gewandte Koſten allemal, ſo oft Floßholz geſchlagen oder angekauft, angeführt und geflößet worden, ſowohl als der ausgezahlte Verlag und der Forſtzins für das Holz berechnet, und gegen die ausgeſetzte Summe des Holzes und deſſen Werth gehalten, und hierdurch, ob ein Ueberſchuß oder Nutzen dabei, erkundiget werden. Und nachdem das Flößen jährlich einen ſtarken Verlag erfordert, welcher dem dazu Beſtellten baar anvertrauet werden muß, ſo iſt Aufſicht zu haben, daß dergleichen Perſonen nicht ohne Caution oder Vorſtand angenommen, und allezeit nach verrichteter Flöße richtige Rechnung abgelegt werde.

Durch das Flößen können verſchiedene Schäden verurſacht werden. Zuweilen leiden die Mühlen und Mühlwehre, zuweilen die Ufer, die Fiſche, die nahgelegenen Wieſen, Weiden, Gräſereien ꝛc. zumalen bei eintretenden ſtarken Gewittern, oder wo die Flüſſe ſich wenden und krümmen u. d. m. Zuweilen wird zum Verſuch, wo ſich dergleichen Schaden zutragen, und wie man denſelben abwenden könne, ein Probeflößen angeſtellt. Die meiſten, zumal bei kleinen Flüſſen, können dadurch abgewendet werden, daß man ſich mit dem Einwerfen nicht zu ſehr übereilt. Braucht der Herr die Flöße ſelbſt, ſo iſt billig, daß er denen, ſo durch das Holz an Ufern, Mühl- und Waſſerbau, oder Fiſchereien Schaden geſchieht, ſolchen erſetzet. Die Innhaber der Werker und Güter aber, welche am Waſſer liegen, ſind auch ſchuldig, ſie ſo viel möglich gegen die Gewalt des Waſſers zu verwahren, und können, im Fall ſie nachläſſig darin befunden worden, mit ihrem geforderten Schadenerſatz abgewieſen werden.

Gehet die Flöße durch ein fremdes Territorium, ſo muß förderſamſt bei dem, durch deſſen Gebiet es gehet, Erlaubniß zur Durchfuhr geſucht und verlangt werden. Letzteres geſchiehet mehrentheils unter folgenden Bedingungen. 1) Daß der, welchem die Conceſſion ertheilt worden, keine Gerechtigkeit daraus machen wolle. 2) Daß er allen Floßſchaden erſetzen, auch die Innhaber der Mühlen und Wer-

ker am Fluß, welche durch das Flößen an ihrer Handthierung gehindert werden, allemal billigerweiſe indemniſiren wolle. 3) Die Flöße dem Vertrag gemäß exerciren wolle; welches wiederum verſchiedene Folgen nach ſich ziehet, beſonders der Veränderung einer Flöße in eine andere, als: einer Scheit- in eine Zimmerflöße vorbeuget. 4) Der Jurisdiction und Gerechtigkeit des Orts nichts präjudicirt werden ſolle. Zu Feſthaltung dieſer Bedingungen pflegt ſodann derjenige, der die Erlaubniß erhalten, ſich durch einen beſondern Revers zu verbinden. Wo alles ordentlich hergehet, wird an Ufern, da es durch ein fremdes Gebiet gegangen, ſogleich nach verrichtetem Flößen, der vorgefallene Schaden beſichtiget und taxirt, und ſodann alsbald vergütet. Zu Vermeidung dieſer zuweilen koſtbaren Augenſcheine iſt gut, ſich deſſen ſo viel möglich voraus zu vergleichen. Wenn zwei auf einem Waſſer zugleich flößen, ſo flößt entweder der zuerſt, welcher am erſten fertig dazu iſt; oder man vergleicht ſich ſonſt einer gewiſſen Zeit, wann jeder anfangen und aufhören ſoll.

Das Flößen in verbundenen Stücken geſchieht auf zweierlei Art. Entweder fügt man ganze Stämme oder Balken bloß neben einander zuſammen, oder man verbindet Stämme, Klötze, oder Scheiter zwiſchen aufrecht ſtehenden Pfählen zu großen parallelepipedförmigen Maſſen, und treibt ſie mit, oder ohne aus andern Holzwaaren beſtehende Oblaſt fort; jene Art iſt auf Flüſſen, dieſe auf großen ſchiffbaren Strömen gebräuchlich. Die erſtere Art bedarf, wegen ihrer Einfachheit, keiner fernern Erklärung; die letztere, wenn Scheitholz in Flöße zu binden iſt, beſteht in folgenden Stücken.

Man legt mehrere geſchälte Stämme parallel und einige Fuß von einander zunächſt an dem Strome, und längs dem Ufer hin, ſo daß ſie an ſelbiges unter rechten Winkeln ſtoßen, und eine ſchiefe Fläche bilden, und über dieſe Bäume, längs dem Strome, und nahe an demſelben, eine lange Stange ſenkrecht her, und 2 bis 3 Fuß von ſelbiger weg heraufwärts, eine andere mit der erſten parallel. An dieſen beiden Stangen befeſtiget man von 6 Fuß zu 6 Fuß ſenkrecht ſtehende Pfähle, die ſo lang ſind, als die Flöße hoch werden ſoll, füllet den Raum zwiſchen ſelben mit Klafterholz

voll, und verbindet nachher dieſe Pfähle durch oben darüber gelegte Querſtangen feſt mit einander. Die nun fertige Börde ſchiebt man über die Fläche in das Waſſer hinab, hält ſie aber noch vermittelſt eines langen Seils am Ufer befeſtigt zurück, und verfertigt auf eben dieſe Weiſe die zweite, dritte, und fernere Börde, und verbindet deren ſo viele durch Querbäume ſtark an einander, als nöthig iſt, daß eine der Breite und Tiefe des Stromes angemeſſene Flöße entſtehe.

Auf dieſe nämliche Art werden auch Bauſtämme, Balken und andere Hölzer in großen Strömen zu Flößen gebunden; dieſe nennt man Zimmer⸗ oder Langholzflößen. Bei ordentlichen Landflößen iſt ſowohl des gemeinen Beſtens als der Conſervation des Handels halber befohlen, daß alles Holz, welches verflößet werden ſoll, ſeine gewiſſe geordnete Breite, Länge und Dicke haben ſoll. Dieſes Holz wird durch durchgeborte Löcher mit Wieden (ſ. Floßwieden) an einander gebunden, welche ſich der Flößer anweiſen laſſen muß. Sind Wehre im Fluß, ſo werden Floßgaſſen erfordert. Zu Abwendung des Schadens, welcher an den Wehren geſchehen könnte, wird auch erfordert, daß nicht gar zu ſtarkes Holz, oder doch nicht in Menge verflößet werde; und wenn es nicht zu ändern, daß es wenigſtens nicht grün, ſondern erſt, wenn es durch die Luft einige Zeit getrocknet und erleichtert worden, auch von allen ſchädlichen Aeſten geſäubert, und beſonders die zwei End⸗oder Ortſtämme eines Geſtörs ſo glatt gemacht ſind, damit ſie den Wehren keinen Schaden bringen können. Deshalb pfleget auch die Größe des Floſſes und die Beſchaffenheit und Schwere der Oblaſt den Flößern vorgeſchrieben zu werden. Auch wird erfordert, daß der Flößer den Floß ſelbſt führe, oder wenn er ja abgehalten werden ſollte, einen andern tüchtigen Mann an ſeinen Platz ſtelle, ſolchem auch unter gewiſſen Fällen durch ein ſchriftliches Atteſtat dazu Gewalt gebe. Ingleichen daß nicht übermäßig viele Flöße den Strom auf einmal mit einander herab kommen, indem das Waſſer dadurch nicht nur allzuviel beſchweret, ſondern auch den Fiſchwaſſern und Gütern merklich mehr Schaden zugefüget, Brücken und Stege aber bei unverſehener Anwachſung des Waſſers, dadurch in die größte Gefahr geſetzet werden. Und weil dieſes

am beſten erhalten werden kann, wenn man d'n Flößern nicht geſtattet, über 2 Tag und Nächte die ankommende Flöße ſtill ſtehen zu laſſen, auch an der Ladſtatt gute Aufſicht hält, daß die Abfahrt wohl regulirt, und auf einen Tag nicht mehr denn höchſtens 4 Flöße von dort abzufahren geſtattet werden; ſodann im Fall, unterwegs mehrere zuſammen treffen würden, die vordern, ſo etwa nicht fortfahren können, gehalten ſind, die nachkommenden Flöße zeitlich zu benachrichtigen, damit ſie an tauglichen Orten anhängen können, ſo iſt auf alle dieſe Punkte ein wachſames Auge zu haben.

Weil durch oftmaliges Schwellen des Waſſers oft ſämmtliche an dem Fluß ſtehende Mühlen, eines einzigen Floſſes halber, über einen halben Tag ſtill ſtehen müſſen; ſo iſt gemeiniglich verordnet, daß nicht mehr denn einmal geſchwellet, und derjenige, welcher ſolches fahrläſſig verſäumet, in Strafe genommen werden ſolle. Der Flößer ſelbſt darf im Hinunterfahren den Benachbarten, auf ihren nächſt der Floßſtraße gelegenen Gütern mit vielem Hin- und Wiederlaufen an ihrem Graſe ꝛc. keinen Schaden zufügen, auch die Pfähle weder gar zu weit von dem Geſtade noch gar zu nahe an demſelben einſchlagen oder ſtehen laſſen, ſondern die Flöße an ſolchen Orten und Enden anhängen, wo es ſowohl den Fiſchern als auch den Güterbeſitzern am wenigſten Schaden bringt.

Wenn bei großen Gewäſſern ein Floß getrennet wird, ſo pfleget gemeiniglich innerhalb einer Zeit von 14 Tagen dem Floßherrn, da wo er einige Stücke davon wieder antrift und findet, ſolches ohne Entgeld wiederum gelaſſen zu werden; meldet er ſich die erſten 14 Tage aber gar nicht, ſo bleibt das Holz demjenigen Beſitzer, auf deſſen Grundſtück es gefunden wird; dagegen aber, wenn man ſich in den erſten 14 Tagen angemeldet, und doch ſolches zertrümmerte Holz nicht gar einbringen können, gemeiniglich noch anderweit 14 Tage darzu verſtattet werden.

Flößer, Fr. Bâtelier. Iſt ein Floßbedienter, z. B. in Sachſen, welcher den Floßverwalter über, die Floßknechte aber unter ſich hat. Anderwärts iſt es der Mann, der einen Langholzfloß auf dem Waſſer führt, oder mit Bauholz

und anderer Floßwaare einen Handel treibt, und die Waare ſelbſt auf den Markt bringt.

Floßgaſſe, Floßſtraße, Waſſergaſſe, Fr. Pont de radeaux. Iſt eine Oeffnung gemeiniglich an der Seite eines Wehres, welche dazu gemacht iſt, daß ein Floß bequem und ohne Schaden des Wehrs oder übrigen Ufers den Fluß hinunter paſſiren kann. Die Wände dieſer Oeffnung werden mit Balken wohl verwahrt, und der Boden mit ſtarken Bohlen ausgelegt. Sie richten ſich in der Weite nach dem Gebrauch, und müſſen ſo angelegt werden, daß die Fiſche im Steigen und Streichen, dadurch nicht zurück getrieben werden. Für die Oeffnung dieſer Floßgaſſe pfleget von dem Flößer der Wehr-Herrſchaft gemeiniglich etwas entrichtet zu werden. Zuweilen beſtehet ſolches in einigen Brettern, zuweilen in Geld, und iſt vom Zoll unterſchieden. Paſſiret der Flößer an Sonn- und Feiertagen eine Floßgaſſe, ſo iſt er ſchuldig das Durchfahren alſo einzurichten, daß dadurch der Gottesdienſt nicht geſtöret werde. Eine andere Art Floßgaſſen ſind die, welche beim Scheitholzflößen gebraucht werden. Sie ſind im Bau mit vorigen eins, werden aber nicht nur an Wehren, ſondern auch ſolchen Orten angeleget, wo das Holz entweder eine üble Paſſage hat, oder zu Ausweichung dieſer einen andern, oder überhaupt einen geradern Weg nehmen ſoll, oder zwiſchen ſolchen Gütern paſſiren muß, welche leicht Schaden nehmen könnten, zumal wenn die Paſſage ſehr eng iſt, und ſich nicht wohl oder nicht ohne große Koſten erweitern läßt.

Floßgraben, Fr. Canal pour le Flottage. Iſt ein Graben oder Kanal, der darum gemacht und angelegt worden, um Holz auf demſelben flößen zu können, wovon in Sachſen, in der Pfalz und anderwärts verſchiedene von Wichtigkeit gefunden werden. Dieſe Graben laſſen ſich, wann ſonſt die Gelegenheit günſtig iſt, vorzüglich auf eine zweifache Art veranſtalten. Zuweilen hat man einen See zu ſeinen Dienſten, von welchem das Waſſer nach einem unterhalb liegenden Strom zu leiten, folglich nur ein Graben vom See zum Strom zu ziehen iſt. Noch öfter aber ereignet ſich der Umſtand, daß man an den Bergen lebendige Quellen entdeckt, welch geſammelt, in einen Teich eingeſchloſſen, und von dieſem Teich ab nur ein Graben nach

dem Strom zu verfertigt werden darf. In beiden Fällen iſt das Nivelliren oder Abwägen des Falls, und die Berechnung der erforderlichen Koſten, die erſte und vornehmſte Beſchäftigung, wobei oft wichtige Fehler vorgehen. Bei Abwägung des Waſſers muß nicht allein auf das Gefälle, ſondern auch auf die Menge des Waſſers Betracht genommen werden, und die Breite und Tiefe des Grabens, ferner die Anzahl der anzulegenden Schleußen, und endlich die Höhe und Stärke des Damms darnach richtig proportionirt werden. Alle dieſe Umſtände ſind bei Entwerfung des Koſten-Anſchlags, ſowohl als die Beſchaffenheit des auszugrabenden Erdreichs in genaue Erwägung zu ziehen. Iſt endlich der Anſchlag nach richtigen Grundſätzen verfertigt, ſo muß man die Quantität des jährlich zu verflößen möglichen oder des vorhandenen Holzes unterſuchen, den höhern Werth, den man dieſem Holze durch die nähere Herbeibringung verſchaft, berechnen, und ſolche Rechnung mit den Unkoſten balanciren, da ſich dann der mit Zuverläſſigkeit zu erwartende Gewinn oder Verluſt ganz deutlich offenbaren wird. Zuweilen wird ein ſolcher Kanal auch nur aus einem Fluß in den andern gemacht, um das Holz an den Ort hinbringen zu können, wo man es nöthig hat, wobei dann aber alle die angeführten Betrachtungen vorkommen.

Floßhaken. Sind wie Feuerhaken gemachte Haken, mit leichten aber langen Stangen, haben ſcharfe und geſtählte Spitzen, wovon die äußere Spitze etwas weniges auswärts gebogen iſt. Sie werden zum Beiziehen und Wegſtoßen des Holzes gebraucht, und ſind beſonders beim Scheitholzflößen nöthig, theils das Holz, da wo es ſich geſtemmt hat, aus einander zu ſtoßen, theils dem, was ſich an den Ufern angelegt, fortzuhelfen, theils es aus dem Waſſer heraus zu ziehen, wenn es an dem Floßrechen angekommen. Um die Floßholz-Diebereien ſo viel als möglich zu erſchweren, ſind durch beſondere Mandate die Floßhaken allen denen bei Strafe verboten, welche nicht Flößer ſind, oder ſonſt beim Flößen wirklich arbeiten.

Floßhandel, Fr. Commerce du bois flotté. Iſt der Handel mit Holz, welchen der Regent eines Landes, kraft des ihm zuſtehenden Floßregals auf dem Waſſer treibet, und unter die einträglichſten Nutzungen eines Waldes

gehöret, wenn er recht getrieben wird. Wer einen beſtändigen Floßhandel treiben will, der muß zuvor mit reifer Ueberlegung einen Forſtwirthſchafts-Etat auf ſo viele Jahre machen, als Jahre zum Wiederwuchs des Holzes erfordert werden, und er muß diejenigen Waldungen, welche bequem dazu gelegen ſind, beſonders ſchonen, daß ein Ort nach dem andern das Floßweſen nachhaltig machen möge. Wie ein jeder Handel dem Lande nützlicher iſt, wenn die Waaren nicht roh, ſondern verarbeitet ausgeführt werden, ſo iſt es auch hier, und wenn man mit dem Bauholz auch zugleich allerhand geſchnittene Waare als Bretter, Latten u. d. gl. ausführen kann, ſo profitirt man doppelt, oder ernährt doch mehrere Menſchen bei dem Handel. Beſſer aber wird das Holz genutzt, wenn ſtatt der Ausfuhr ſolches im Lande durch allerhand nützliche Fabriken conſumirt wird; denn dieſe Fabriken bringen eben ſowohl als der Floßhandel Geld ins Land, und unzählig mehrere Menſchen finden ihre Nahrung und Brodt dabei, welches einer klugen Regierung nicht gleichgültig ſeyn kann. Der ſtärkſte Handel mit Holz in Deutſchland wird auf dem Rhein, der Weſer und der Elbe getrieben, und geht nach Holland und Engelland; doch hat der Handel über Holland nach Engelland — zum Glück für die deutſchen Waldungen — etwas abgenommen, ſeitdem letzteres das Amerikaniſche Holz wohlfeiler zu erhalten gewußt.

Floßhieb, Floßgehau, Fr. Abattis. Iſt derjenige Ort und Holzſchlag in einem Wald, wo das Floßholz gehauen und aufgeſetzt wird. Das Holz muß wenigſtens ein Jahr vor dem Flößen gehauen werden, damit es erſt austrocknen kann, weil es ſonſt unterſinkt.

Floßholz, Flößholz, Fr. Bois flotté, Bois volant. Iſt alles Holz, Scheit- oder Zimmerholz, welches aus dem Wald, wo es gehauen worden, an den nächſten Strom gebracht, und denſelben hinunter, bis an den Ort, wo es ausgezogen werden ſoll, geſchwemmt wird; überhaupt aber allerhand Bau- und Brennholz, welches vermittelſt des Einwerfens ins Waſſer, von einem Ort zum andern gebracht wird.

Um das Scheitholz aus den Waldungen und Bergen ans Waſſer zu bringen, bedient man ſich verſchiedener Mittel, die theils nur im Winter, theils nur im Sommer anwendbar ſind. Zu den erſten gehören die Rieſen und Winterbahnen, zu den letzten die Kanäle und die Schmierwege. An ſteilen und hohen Bergen werden gewiſſe Maſchinen, Kanäle, oder wie es vor Zeiten geſchehen, Röhren von Eiſen und jetzo von Holz angelegt, in welchen man das gefällte und in Scheite geſpaltene Holz von den Bergen hinunter rollen oder rutſchen läßt. Ein ſolcher zubereiteter Ort wird im Oeſterreichiſchen eine Rieſe oder Holzrieſe, in andern Gegenden eine Rieſel, Rutſche oder Holzglitſche genannt. In den Würtembergiſchen Forſten des Schwarzwaldes werden hierzu 7 bis 8 junge Stämme genommen, welche auf Böcken in einer halbrunden holen Geſtalt zuſammengefügt werden. Alsdann wird im Winter Waſſer darauf gegoſſen, (wozu ein kleiner Schnee noch beſſer iſt) damit es auf den Rieſen gefriere, und alſo die Fläche ganz glatt werde, da alsdann das Holz, welches hineingeworfen wird, in der größten Geſchwindigkeit herabſtürzt, und weil die Rieſe vornen etwas in die Höhe gebogen iſt, weit über dieſelbe hinausſchießt, und alſo ſich nicht zu nahe vor der Rieſe aufthürmt.

Die Winterbahn wird, wo möglich, an den Bergen ſchlangenweis herumgeführt, und zwar nur nach einem ganz geringen Fall, da ſonſt bei einer jähern Höhe der Schlitten allzuviel Schuß erhalten würde. Sie wird planirt, und in dieſer Abſicht der Schnee, wo zu viel iſt, heraus, wo hingegen zu wenig iſt, hinein geworfen; an den Orten aber, wo noch zu viel Schuß iſt, grünes Reißig hineingeworfen. An der Seite des Wegs nach dem Thal zu, werden Stangen an einander ganz hinauf vorgelegt, und zuſammengefügt, damit der Schlitten nicht in das Thal hinabrutſche. Aus gleicher Abſicht wird bei jeder Wendung ein Pfahl eingeſchlagen, um welchen ſich der Schlitten herum drehen kann. Iſt die Bahn gut, ſo kann ein Mann auf einen Schlitten eine ganze Klafter Holz allein führen. In einigen Gegenden pflegen die Holzführer da, wo bei ſteiler Höhe der Schlitten zu ſtarken Schuß hat, ſtatt des in den Weg zu legenden grünen Reiſigs Anhänge zu machen. Auf den

Schlitten ſelbſt legen ſie nämlich, je nachdem die Höhe mehr oder weniger ſteil iſt, weniger Scheite, mehrere dagegen werden in Ketten geſchlagen, und hinten an den Schlitten angehänget, und dieſer Anhänge einer, zwei auch wohl drei hinter einander gemacht, je nachdem de Schlitten in ſeinem Schuß aufgehalten werden muß. Die Ketten müſſen aber gut und dauerhaft ſeyn, denn wenn ſie reißen, ſo iſt der Holzführer, zumal wenn die Bahn ſchon ſehr glatt gefahren iſt, den Schlitten nicht wohl aufzuhalten im Stande, und läuft Gefahr beſchädiget zu werden. Wenn es die Lage des Orts verſtattet, muß auch noch ein Nebenweg angelegt werden, um die leeren Schlitten wieder hinauf zu ziehen, oder wo dieſes nicht angeht, müſſen die Holzführer auf einmal, aber nur nicht zu nahe hinter einander von dem Berge herabfahren.

Auf den Schmierwegen bedient man ſich im Sommer ebenfalls der Schlitten, jedoch mit einem Pferde beſpannt, und zieht man alsdann mit einem kleinen Pferd $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Klaftern leicht fort. Ein ſolcher Schmierweg wird von lauter runden Knüppeln verfertigt, welche in einer Weite von 2 Schuh von einander halb eingegraben, und überhaupt dergeſtalt gelegt werden, daß keiner weder höher noch niedriger als der andere wird. Auf dieſe werden ſchmale Latten genagelt, zwiſchen welchen der Schlitten laufen muß; doch werden ſie etwas weiter, als die Breite des Schlittens beträgt, von einander gelegt, damit der Schlitten gleichſam einen Spielraum habe. Sollte eine große Biegung nach dem Thale zu fallen, ſo wird ebenfalls ein Pfahl eingeſchlagen, und um denſelben doppelte Scheite gelegt, die nächſten enger, die äußern weiter. Bei einer Wendung um den Berg herum aber werden nur die äußern Scheite in etwas ſchräge hinein im Weg gelegt. Damit aber der Schlitten deſto leichter gehe, ſind die Knüppel abgeſchält, und werden auf beiden Seiten da wo der Schlitten läuft, beſtändig mit Speck geſchmiert, zu welchem Ende Leute beſtellt ſind, die auf ihren Stationen auf- und abgehen, die Scheite mit grünem Reiſig rein abfegen, und alsdann mit Speck ſchmieren. Oben auf dem Holzplatz befinden ſich verſchiedene Arbeiter, welche theils das Holz mit Haken von den Haufen herabziehen, theils die verſchiedenen Schlitten im Voraus

laden, und hinter einander auf die Bahn ſchieben. Unten am Fuß ſind wieder andere Leute befindlich, welche die Schlitten abladen, das Holz aufſetzen, und die leeren Schlitten auf den Rückweg bringen, welcher beſonders dazu angelegt, planirt, und mit grünem Reiſig belegt iſt, wodurch er in etwas glatt wird, und alſo den Pferden eine Erleichterung im Hinaufziehen der Schlitten verſchafft. Es haben alſo die Bauern mit ihren Pferden nichts weiter zu thun, als auf- und abzuladen und vor- und abzuſpannen. Wird der Weg nicht mehr gebraucht, ſo bricht man ihn von oben herunter heraus, und ladet ihn alſo auf die Schlitten; die Latten werden alsdann zu fernerem Gebrauch aufbehalten.

Noch einer Art, das Flößholz von ſteilen Gebirgen herunter zu bringen, bedient man ſich in den Weimariſch-Hennebergiſchen Waldungen oberhalb Ilmenau durch die ſogenannten Floßrollen, die man in trockene und naſſe unterſcheidet. Trockene ſind diejenigen, da man einige wohl ausgeäſtete und glatt gemachte Stämme neben einander legt, ſo daß ſie, indem die äußern auf beiden Seiten etwas erhabener liegen, eine Hölung formiren, und in dieſe werden die Scheite geworfen, ſo daß ſie herabſtürzen. Da bei dieſer Art viele Splitter abſpringen, ſo werden auch an eini- Orten die Scheiter den Berg hinabgeſchuckt, wiewohl es dabei ebenfalls nicht ohne Splitter abgeht. Naſſe Floßrollen ſtellen hölzerne Floßgräben vor, die einen Fuß weiter als die Länge der Scheiter iſt, aus dicht zuſammengefügten behauenen Stämmen gefertiget, und in thonlägiger Richtung am Abhange eines Berges, und am Ende eines gewöhnlichen Floßgrabens angebracht und daſelbſt mittelſt Pfeiler gehörig befeſtiget werden. Indem nun das Flößholz aus den hintern Bergen, mittelſt des in angelegten Floßteichen geſammelten Quellwaſſers, in dem an den Bergen herum geführten Floßgraben herbeigeſchwemmt wird, und an das Ende des Grabens und ſonach an den Anfang der Floßrolle kommt, ſo wird es in derſelben hinab in den unten weglaufenden Fluß (die Ilme) geſtürzt, und in demſelben weiter bis an eine bequeme Stelle geführet, woſelbſt es bis zur allgemeinen Flöße herausgezogen und in Klafterſtöße aufgeſetzet wird.

Die Fortbringung der Bauholzſtämme geſchiehet entweder von ſteilen Bergen, oder auf angelegten ſanften Wegen. Sind die Berge nicht zu ſteil, daß man bei dem Herabſturz der Stämme das Zerbrechen nicht befürchten darf, ſo läßt man ſie von ſelbſt herabrollen, und es ſtehen alsdann in abgetheilten Diſtanzen Leute, die dem herablaufenden Stamm einen Knüppel unterwerfen, auf welchem er weiter fortrollt. Dieſen Leuten wird oben durch ein Horn ein Zeichen gegeben, wenn der Stamm oben abgeſtoßen oder angelaſſen wird. Iſt der Berg aber zu ſteil, ſo ſchlägt man ein Eiſen in das dicke Ende des Stammes ein, woran ein Wirbel gemacht und das Seil befeſtigt wird, damit ſich das Seil nicht drehe und dadurch zerreiße. Das Seil ſelbſt wird um einen oben am Berg ſtehenden Baum geſchlagen, welches dann ein Mann füglich ablaſſen und anhalten kann. Zur Seite des Stammes gehen Leute mit Hebeiſen, um dem Stamm fortzuhelfen. Auf den gemachten Wegen geſchiehet der Tranſport durch Ochſen, deren mehrere vorgeſpannt werden, je unebener der Weg iſt. Im Sommer verbeſſert man dieſe Wege durch längere Knüppel, welche aber nur in einer Entfernung von 4 bis 5 Schuh eingelegt werden; auch wird zuweilen grünes Reiſig untergeworfen. Die Ochſen werden vor einen ſogenannten Lottbaum geſpannt, auf welchem der Stamm etwas aufliegt. Die Ochſen ziehen auf dieſe Art die Stämme fort, und bringen dieſelbe an das Ufer, da ſie dann auf 2 in die Breite gelegten Stangen vollends in den Fluß hinab rollen.

Floßhüter, Fr. Garde de Flottage. Iſt ein Wächter, der auf das auf dem Waſſer ſchwimmende Scheitholz, gegen Diebſtahl Acht hat, nämlich des Nachts über, weil es am Tag wegen der gegenwärtigen Flößer und Floßknechte unnöthig iſt.

Floßjunge, Fr. Garçon de Flottage. Iſt ein bei der Holzflöße beſchäftigter Junge, welcher zur Beihülfe der Floßknechte dient, und unter deren Befehlen ſtehet.

Floßknecht, Fr. Valet de Flottage. Heißt ein Tagelöhner, welcher die bei dem Flößen nöthigen niedrigen Arbeiten verſiehet, und dem Flößer untergeben iſt.

Floßkoſten. Sind die bei einer Flöße gehabten Ausgaben, welche ſich nach den Lokalitäten richten, und bald größer, bald kleiner ſind, je nachdem der Lauf und die Beſchaffenheit der Waſſer nebſt der Lage der Waldungen es mit ſich bringen. S. Flößen.

Floßmandat. Iſt ein offener Befehl, welcher an den gewöhnlichen Orten affigirt, und wodurch jedermann in der Gegend, in welcher geflößet werden ſoll, benachrichtiget wird, daß das Flößen anfange, mit der Verwarnung, bei harter Strafe ſich an dem Floßholz nicht zu vergreifen. Gemeiniglich iſt eine hohe Geldſtrafe (in Sächſiſchen Gegenden 5 Mfl. oder 5 Rthlr. für jedes Floßſcheit) oder eine ſehr harte Leibesſtrafe auf den Diebſtahl beim Floßholz geſetzt, und es iſt dieſes um ſo nöthiger, weil die Gelegenheit zu dieſem Diebſtahl ſich auf eine ſehr leichte Art ereignet, und bei einmal überhand genommenem Uebel ſchwerlich genugſam zu ſteuren ſeyn würde.

Floßmann, Fr. Bâtelier. Iſt derjenige, welcher auf einer Zimmerflöße die Stelle eines Steuermannes oder Schiffers vertritt; an andern Orten heißt er auch der Flößer.

Floßmeiſter, Fr. Maitre des bois flottans. Iſt derjenige Floßbediente, welcher einer Holzflöße zunächſt vorgeſetzt iſt, und den Flößer und die Floßknechte unter ſich hat.

Floßmühle. Iſt nichts anders als eine Säg- oder Schneidemühle nach alter Art, auf welcher Schnittwaare zum verflößen gemacht wird. Sie unterſcheidet ſich von den beſſer eingerichteten neuern Sägmühlen oder ſogenannten Eiſenmühlen bloß dadurch, daß man weniger darauf ſchneiden kann, indem täglich nicht mehr als 70 Bretter oder Bordt darauf geſchnitten werden können; eine Eiſenmühle koſtet aber zweimal ſo viel, als eine ſogenannte Floßmühle, zu errichten und zu unterhalten.

Floßrechen, Fr. Poutre armée de pièces de bois pour arrêter le bois flottant. Iſt ein ſtarker Balken, welcher an dem Ort, wo das Floßholz ausgeſtoßen werden ſoll, quer über den Fluß gelegt und feſt angemacht wird, damit an den durch denſelben ins Waſſer hinunter geſtoßenen eichenen Pfählen ſich das flößende Scheitholz anlegen, und

im weitern Fortſchwimmen aufgehalten werden möge. Er muß ſtark ſeyn, weil er von der Laſt und dem Druck des Holzes viel auszuſtehen hat, und muß, ehe das Flößen angeht, allemal ſorgfältig reparirt und in Stand geſetzet werden. Sollte er aber ja währendem Flößen unglücklicher Weiſe brechen, ſo muß es ſo eilig als immer möglich an die Einwurfſtadt gemeldet werden, damit man mit dem Einwerfen eine Zeitlang aufhöre, ſodann werden an unterſchiedlichen Orten die am Ufer ſtehende Bäume in der Eil umgehauen und ins Waſſer geworfen, und gleichſam ein Verhack gemacht, damit das bereits eingeworfene Holz nicht weiter könne, und ſich ſo lang daſelbſt aufhalten möge, bis der Floßrechen wieder ausgebeſſert worden.

Floßrecht, Floßgerechtigkeit, Lat. Jus ratium, jus Grutiae, Fr. Droit du Flottage. Iſt dasjenige Recht einer Landesherrſchaft, Holz auf öffentlichen Strömen, Bächen, Flüſſen, oder beſondern Kanälen und Floßgraben zu flößen. Einige ziehen dieſes Recht zu den Waſſer-Regalien, andere aber eignen es dem Forſtgerichtsherrn zu; dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt zu bemerken hier hinlänglich, daß es zu den Regalien, d. i. zu den der oberſten Gewalt in einem Staat reſervirten Rechten gehöre. Das Floßrecht hängt ſonach von dem Landesherrn ab, und es darf ohne deſſen Bewilligung ſich niemand deſſelben bedienen. Wird den Unterthanen erlaubt ſich der Flöße mit zu bedienen, ſo dürfen dieſelbe doch ohne Vorwiſſen des Floßmeiſters nichts einwerfen, damit der in ſolchem Fall gebräuchliche herrſchaftliche Zoll nicht defraudirt werde. Braucht der Herr aber ſein Floßrecht nicht ſelbſt, ſo kann die Ueberlaſſung deſſelben auf gewiſſe Zeit an andere, auf vielerlei Art vortheilhaft ſeyn, indem gewiſſes Conceſſions-, Paſſage und anderes Geld, beſonders aber ein Floßzoll dagegen angelegt und bezogen werden kann.

Floßrolle, ſiehe unter Floßholz.

Floßſchreiber, Fr. Greffier du flottage, ou pour les radeaux. Iſt ein bei einem weitläuftigem Floßweſen angeſtellter Floßbedienter, welcher dem Floßmeiſter oder Floßverwalter untergeordnet iſt, die Rechnungen über die bei der Flöße vorfallenden Ausgaben und Einnahmen führt, und die Mitaufſicht auf die Holzhauer und Holzflößer hat.

Floßteich, Fr. Etang pour le flottage. Wird eine Waſſer-Sammlung genannt, welche darum angelegt iſt, daß man beim Flößen, wenn ſich Waſſermangel ereignet, dem Holz mit dem Waſſer aus dergleichen Sammlungen oder Teichen ein Stück Wegs forthelfen könne, bis es in ein ſtärkeres Waſſer komme. Ihre Beſtimmung giebt ſchon zu erkennen, daß die Quantität des Waſſers mit der Wirkung, die es thun ſoll, in einem gewiſſen Verhältniß ſtehen müſſe, und dieſes läßt ſich einigermaßen berechnen, denn da z. B. bekannt iſt, daß ein Scheit zu 4 Fuß lang und 6 Zoll breit angenommen, die Fläche von 2 Quadratfluß einnimmt, und 2 Quadratfuß Holz, zwei Cubikfuß Waſſer zum Schwimmen erfordert, in einer Klafter Holz aber zu 6 Fuß hoch und 6 Fuß breit und 4 Fuß Scheitlänge im Durchſchnitt 150 Scheite liegen, welche alſo 300 Cubikfuß Waſſer zum Schwimmen bedürfen, ſo läßt ſich die Waſſermenge für dieſen Teich leicht beſtimmen. Allein damit er bei ſtarken Regengüſſen, wo er über ſeine Haltbarkeit beſchwert wird, nicht Schaden leide, ſo muß auf ſeiner Kappe ein Gerinn mit einem kleinen Fluthbett angebracht werden, um das überflüſſige Waſſer abzuführen. Bei Anlegung eines ſolchen Damms muß die Höhe, Länge und Breite deſſelben, Lage und allerlei Umſtänden angemeſſen ſeyn. Geſetzt, man wolle nur jedesmal 100 Klafter einwerfen, ſo brauchte man hiezu 30,000 Cubikfuß Waſſer. Könnte nun der Teich der Lage nach nicht über 6 Fuß hoch werden, ſo dividirt man mit dieſen 6 Fuß in 30,000 Cubikfuß Waſſer. Der Quotient iſt 5000 Quadratfuß. Ferner dividire man in dieſe 5000 Quadratfuß z. B. 50 Fuß Breite, ſo iſt der Quotient oder die Länge des Teichs 100 Fuß; folglich muß zu Einſchließung von 30,000 Cubikfuß Waſſer ein Damm von 6 Fuß Höhe, 50 Fuß Breite und 100 Fuß Länge errichtet werden, denn 6 Fuß Höhe multiplicirt mit 50 Fuß Breite, giebt 300; dieſe multiplicirt mit 100 Fuß Länge, giebt 30,000 Fuß Inhalt. Dieſe Berechnung iſt leicht; allein die Dicke des Damms und ſeine Böſchung, oder Abdachung müſſen gegen die Waſſergewalt in richtigem Verhältniß ſtehen, und in ſolchen Lokalſachen laſſen ſich keine allgemeine Regeln geben, mithin müſſen dabei Männer, welche den Waſſerbau verſtehen, zu Hülfe genommen werden.

Floßverwalter, Fr. Adminiſtrateur des bois flottans. Iſt ein Floßbedienter, der bei kleinern Flößen die Stelle eines Floßmeiſters vertritt, an andern Orten aber demſelben beigeſellt iſt, und alsdann die Einnahme und Ausgabe der Flöße beſorgt.

Floßwaſſer, Fr. Eau flottable. Heißt überhaupt jeder Bach, Fluß oder Kanal, auf welchem Holz verflößt wird.

Floßwehr, Fr. écluſe. Iſt ein Wehr, das entweder dazu angelegt worden, das Waſſer in das Floßwaſſer zu leiten, oder auch ein Wehr, das mit einer Floßgaſſe verſehen iſt.

Floßwiede, Fr. Hard, Pleyon, Rouette. Iſt ein gewundenes junges Haſel- Fichten- oder Eichenſtämmchen, womit die Zimmerflöße gebunden wird. Wo Langholz geflößt wird, ſind die Wieden auf keinerlei Art zu entbehren, daher es eine der erſten Anſtalten bei dem Flößen iſt, daß man ſie zeitlich haue und gut zu drehen ſuche. Die Bäche, worauf in Fichtenwäldern geflößt wird, ſind mehrentheils zuſammen rinnende Brunnenquellen, welche ſchnell fließen, und ihre Gewalt wird durch die dazu gebaute Waſſerſtuben, in der zu beiden Seiten geſpannten Waſſerſtraße ſo vermehrt, daß ein Langfloß mit der äußerſten Heftigkeit vorwärts getrieben wird; es iſt daher leicht zu ermeſſen, daß die Floßwieden von guter Dauer ſeyn müſſen, damit die eingebundene Geſtöre, durch Zerſchellung der Wieden, weder vertheilt, noch auf das Land getrieben werden. Auf dem Schwarzwald iſt kein anderes dazu taugliches und zu der erforderlichen Dauer ſchickliches Holz, als das Fichtene, vorhanden; es werden daher ſolche kleine Bäumchen dazu genommen, welche 6. 10. 12 und mehrere Fuß in der Länge haben; es werden zwar in einigen dieſer Gegenden auch Wieden von Birken, Buchen, Eichen, Haſelſtauden ꝛc. gemacht, allein weil derſelben Dauer mit denen von Fichtenholz in keine Vergleichung kommt, ſo werden ſie zu Verſchonung des letztern, nur zu den Vorſpitzen verwendet.

Die erſte Arbeit, welche von den Holzmachern im Frühjahr vorgenommen werden kann und muß, iſt, daß ſie Floßwieden hauen. Wenn dieſe jungen Fichten von Aeſten geſäubert worden, ſo bringt man ſolche an den Platz, wo

der ſogenannte Wiedofen erbaut iſt, welcher die Form eines gemeinen Backofens hat. Iſt dieſer angezündet, ſo bringt man von den Stämmchen ſo viel hinein, daß eins an das andere zu liegen kommt; damit ſie aber allenthalben gleiche Hitze empfinden, ſo iſt nöthig ſolche einmal anzuwenden. Man läßt ſie ſo lange in dem Ofen liegen, bis der Saft durch die Hitze ausgezogen und die Rinde mit Knallen auffpringt, und dieſes Aufreißen der Rinde iſt das eigentliche Merkmal, daß bereits das Holz hellbraun gebähet worden, mithin zum Drehen geſchickt ſey, und aus dem Wiedofen könne genommen werden. Nun folgt die weitere Arbeit. Seitwärts gedachten Wiedofens wird eine Säule in den Boden gegraben, die Wiedſäule genannt. In dieſer Säule oder Wiedſtock ſind in der Mitte zwei viereckigte Löcher durchgehauen; ſobald die Rinde von den Stämmchen abgelöſt iſt, ſo behaut man vorne das dicke Theil deſſelben (welches den Namen Botten hat) ein wenig ſpitzig und geviert zu, ſpannt den Botten vermittelſt der hölzernen Speidel feſt in gedachtes Loch im Wiedſtock, nimmt ſofort den Wiſpel oder das kleine Theil der Wiede; dreht ſolchen mit dem Finger und der Hand ſo lange herum, als es möglich iſt; laſſen es die Kräfte nicht zu, das Umdrehen mit der Hand fortzuſetzen, ſo wird eine Stange genommen, die den Namen Wiedſtange führt; iſt der Wiſpel um dieſelbe herumgeflochten, ſo wenden zwei auch mehrere Männer dieſe Stange herum, bis die Wiede auf dem eingeſpannten Botten (welcher ohngefähr 1 Schuh lang in den Stock eingeſpeidelt worden) wohl gedreht und fertig iſt. Dieſe wird endlich in die Runde gelegt. Von groben Sorten werden 10 Stück, von gemeinen 16. von Spitzenwieden aber 24 in einen Ring oder Büſchel gebunden. Die Floßwieden werden im Würtembergiſchen auf der Murg, Nagold, Enz- und Neckarfluß meiſtens in 5 Sorten getheilt, als da ſind: 1) Baumwieden, 2) Meßbalkenwieden, 3) Holländer Dickbalkenwieden, 4) Gemeine Bauholz- und 5) Spitzenwieden.

Flott, Fr. Flot. Heißt ſo viel als gängig, wenn nämlich ein Floß auf dem Waſſer fortgeht; das Holz wird flott genannt, wenn es glatt gemacht, folglich nicht rauh iſt, und keine hervorſtehende Aeſte hat.

Flozſchiff; heißt auf der Künzig ein Floß, der nur aus 1 Geſtöre beſtehet.

Flüchtig, ſ. Fliehen.

Fluchtröhren, Fr. Retraite. Sind die kleinen Röhren, oder Hölungen, welche ganz flach im Erdboden gehen, deren ſich die Füchſe, außer ihren ordentlichen Bauen, im Nothfall bedienen, um entweder bei übler Witterung, oder aber, wenn ſie von den Hunden verfolget werden, ſich darin geſchwind zu verbergen.

Flucht und Schweiß, Fr, Refuite et ſang. Flucht und Schweiß, ſagt der Jäger daß er habe, wenn er, nachdem ein Thier, groß oder klein, angeſchoſſen worden, von dem Anſchuß ſofort auf der Flucht nach vorhandenem Schweiß ſuchet, und dieſen findet.

Flug, Schwarm, Fr. Volée, Compagnie de perdrix etc. Wird genannt, wenn große oder kleine Vögel in ganzen Parthien auf einem Haufen beiſammen ſind.

Flügel, Stellweg, ſ. Allee.

Flügel der Saamen, Fr. Ailes de ſemence. Sind die dünnen Blättchen, welche an den Saamenkörnern verſchiedener Baumarten hängen, als der Nadelhölzer, des Maßholders, der Eſchen und Rothbuchen.

Flügelhorn, Fr. Cor de chaſſe. Iſt ein von Kupfer oder Meſſing verfertigtes Jagdhorn, etwas kleiner, als ein großes Jagdhorn. Mit einem ſolchen Horn werden die Hunde zur Kuppel gerufen; wenn man mit ihnen reitet oder gehet, wird ihnen geblaſen, ingleichen wenn ſie losgekuppelt werden, wenn ſie ſuchen, und wenn ſie jagen. Wird der Jäger das gejagte Wild anſichtig, ſo wird geblaſen, und wird es todtgeſchoſſen, ſo wird der Tod geblaſen. Ingleichen werden die Hunde nach vollendeter Jagd mit dem Ruf zur Kuppel geblaſen, und wenn ihnen der Genuß gegeben wird, bläſet man ebenfalls, ſo wie auch noch zuletzt, wenn man nach Hauſe reitet. Dieſes Blaſen wird abgewechſelt, daß eine jede Begebenheit im Jagen ihren eigenen Ton hat, gleich als wie die Trompeter in ihren Feldſtücken, zu jeder Bewegung des Regiments oder der Esquadron, einen eigenen Ton haben. Dieſerwegen muß der Jäger ſolche zur Jagd gehörige Töne, wenn er nicht muſikaliſch iſt und keine Noten kennt, ſich vorſingen oder vorbla-

ſen laſſen, und dann auf dem Horn ſich üben nachzublaſen.

Flügelwerk, Fr. Volaille. Hierunter wird alles Federwildpret und Vögel in Wäldern und Feldern verſtanden.

Flugſand, Fr. le Sable volant.. Iſt die Erdart eines ſolchen Bodens, der die zum Zuſammenhang ihrer lockern Theile erforderliche Menge bindender Thon- und Leimerden fehlt, und welcher jederzeit in einer ſolchen Lage gefunden wird, wo ſich keine Feuchtigkeit erhalten kann, weil die Lage hoch und immer bis in eine ſehr beträchtliche Tiefe, nichts als reiner, ſchmelzbarer, weißer Sand und Stauberde befindlich iſt, daher ſie vom Wind leicht ergriffen, gehoben, und von einem Ort auf den andern getrieben werden kann. Um dergleichen Sandſchollen kulturfähig zu machen, gehört zuvörderſt dazu, daß ſie geometriſch aufgenommen, alle Lokalumſtände ſorgfältig und richtig verzeichnet, und die Direktionslinien der Verſandung jedes Striches angegeben werden. Dann wird der Vorbau da angefangen, wo die Verſandung vom Abend her ihren Urſprung genommen hat, der Bau wird noch im feſten Lande angefangen und von Weſten nach Oſten geführt, die ſchicklichſten Bindungswerke, welche in Ebenen in Flechtwerk mit Deckreiſig verbunden, und auf Anhöhen, welche gegen Weſten bis Norden Fronte machen, in Deckungen allein beſtehen, angewendet, und die Scholle gleich Anfangs in Schonung gelegt.

Vor dem wirklichen Anſäen der Hölzer, welches Sandweiden, Eſpen, Birken, auch allenfalls Fichten ſeyn können, ſäet man verſchiedene Grasſaamen, als Quecken, Strandhaber, Sandroſe, Winterlolch, Windhalm ꝛc. aus, und wenn dieſe einmal Wurzeln gemacht haben, ſo kann man mit dem Holzſaamen das folgende Jahr mit mehrentheils gutem Erfolg nachkommen.

Flugſchießen, Fr. quand on dire une bête à la courſe oder à l'aile. Heißt, wenn einer ein Thier in der Flucht, oder Flügelwerk im Vorbeifliegen mit dem Schießgewehr ſo trift, daß es ſtürzt oder herunter fällt und liegen bleibt. Daher heißt ein

Flugſchütze, Fr. Chaſſeur en l'aile, ein ſolcher Jäger, welcher vollkommen geſchickt iſt, faſt alles im Flug und Laufe zu ſchießen.

Fluß, Fr. la Réſine fluée. Wird das Harz an den Fichten genannt, welches von den Lagen auf die Erde gefloſſen iſt, und allemal hinter dem Harzſcharren her nebſt der Ausſchneidung (Auspußen) der Lagen gemacht, und zum Kiehnrußbrennen verwendet wird. Von der Schädlichkeit dieſes Flußſcharrens ſehe man unter Harzſcharren.

Föhre, ſ. Kiefer.

Föhrenſpinner, ſ. Kieferraupe.

Folge, ſiehe Jagdfolge. Außerdem verſtehet man unter Folge ein allgemeines Landaufgeboth, da alle Einwohner in Dörfern und Städten, ſelbſt die von Jagdfrohnen befreiete, mitgehen müſſen, wenn ſich in den Wäldern Wölfe, Luchſe oder andere Menſchen und Vieh ſchädliche Raubthiere ſpüren laſſen, um ſelbige mit aufſuchen und fangen zu helfen. — Eben ſo wenig darf ſich jemand ausſchließen, wenn es darauf ankommt, einen im Walde entſtandenen Brand zu löſchen.

Forciren, Fr. forcer. Heißt nach Jägerſprache, wenn ein Haſe im freien Felde mit Pferden, jedoch ohne Hunde, zu Tode gejagt wird.

Foreſtagium. Bedeutet den Genuß eines Waldes, alſo auch jeden für dieſen Genuß bedungenen Zins und Recognition. Die Familie von Waldſtrömer in Nürnberg iſt, weil ſie mit dem Forſtamt über die Nürnbergiſchen Reichswälder beliehen iſt, verbunden, jährlich zur kaiſerlichen Hofküche eine Wildpretslieferung zu machen, welche Foreſtagium genannt wird.

Forkeln, Fr. percer. Heißt, wenn der Hirſch dem andern, auch einem Menſchen oder Thiere eine Wunde beibringt.

Forle, ſ. Kiefer.

Forlphaläne, ſ. Kieferraupe.

Forſt, Fr. Forêt. So nennt man nicht ſelten eine, verſchiedene Grundſtücke, als Wälder, Berge, Hügel, Thäler, Aecker, Wieſen, Anger ꝛc. enthaltende begränzte Fläche, worin ſowohl der allgemeine Gebrauch des Holzes als der Jagd verboten und unterſagt werden, und wel-

cher unter dem Namen der Förſter beſondere Diener vorgeſetzt werden, deren Pflicht ſowohl in der Aufſicht über die in dem Forſte befindlichen Wälder, als über das in dem Forſt ſich aufhaltende Wild und über die Jagd, beſtehet. Oefters aber wird bloß ein zuſammenhangender großer Theil einer Waldung, der aus verſchiedenen Bezirken und Revieren beſteht, desgleichen zuweilen ein bloßes Jagdgehege oder Wildbann, mit dem Namen Forſt belegt. Hieraus erhellet, daß ein Forſt ſowohl ein bloßer Gegenſtand in Abſicht auf die Jagd allein, als auch allein auf Holz und Wald, wie auch auf beides zugleich ſeyn kann.

Ein Forſt iſt ein Eigenthum, entweder des Landes, oder ein Eigenthum der Privatperſonen. Hieraus entſtehet die Eintheilung in Landes- und in Privatforſte. Der Landesherrſchaft aber ſtehet das Recht zu, den Gebrauch eines jedweden Eigenthums, und alles desjenigen, was nur im Lande befindlich, folglich auch den Gebrauch ſowohl der Landes- als Privatforſte dergeſtalt zu beſtimmen, wie es die allgemeine Landeswohlfahrt erfordert. Hieraus iſt abzunehmen, daß die Rechte, welche in Anſehung eines Forſtes, ſeiner Natur nach, und bloß als Forſt betrachtet, ſtatt finden, entweder aus der Landeshoheit (dem Forſtregal), oder aber aus dem Privateigenthum des Forſtes (ſ. unter Forſtgerechtigkeit) entſpringen. Sonach beſteht das Forſtrecht in dem Inbegriff der Rechte und Verbindlichkeiten, welche in Anſehung der Forſte ſtatt finden, folglich machen ſowohl die Hoheitsrechee als die Eigenthumsrechte, auf die Forſte zuſammen, das Forſtrecht aus.

Forſtamt, Forſtcollegium, Forſt- und Jagd-Canzley, Lat. Judicium foreſtale, Fr. Cour de juſtice foreſtière, Tribunal des forêts. Iſt ein beſonderes zu Ausübung der Forſtgerichtbarkeit beſtelltes Gerichte, wovon außer den nöthigen Rechtsgelehrten die Ober-Forſt-Ober-Jäger-Forſt- und Jägermeiſter oftmals Mitglieder ſind. In einigen Ländern haben die Oberforſt- und Oberjägermeiſter ſogar das Präſidium der Forſtgerichte. S. unter Forſtgerichtbarkeit.

Forſtbann, Fr. Droit de forêt. Iſt die öffentliche Gewalt dasjenige zu befehlen, was den Wäldern nützlich, und hingegen alles zu verbieten, was ſolchen ſchädlich iſt;

ſ. Forſtgerichtbarkeit. — Hie und da wird unter Forſtbann auch bloß verſtanden, wenn zur Anzeige, daß dieſer und jener Diſtrikt geheget werden ſoll, um ſelbe herum Strohwiſche gehängt oder geſteckt werden.

Forſtbäume. Werden ſolche Bäume genannt, die wirklich in den Wald gehören, zum Unterſchied der Obſt- und Gartenbäume.

Forſtbeamter, Forſtbedienter, Fr. Officier des forêts. Iſt überhaupt eine jede Perſon, die von der Landesherrſchaft vermöge landeshoheitlichen und beſonders aus der Forſthoheit entſpringenden Rechts, zum Beſten des Landes und zum Nutzen des Forſtweſens insbeſondere, beſtellet und angenommen, und welcher die Aufſicht und Beſorgung des ganzen Forſtweſens, oder nur eines Theils deſſelben anvertrauet und übertragen iſt. Demnach hängt es bloß von der Forſthoheit ab, die Gewalt, den Charakter, die Beſoldung, und überhaupt alle Rechte und Verbindlichkeiten eines jeden dieſer Beamten und Diener feſtzuſetzen.

Unter Forſtbedienten verſtehet man ſowohl diejenigen, welchen bloß die Beſorgung und Aufſicht der Wälder übertragen worden; als Oberforſtmeiſter, Forſtmeiſter, Oberförſter, Förſter, Forſtbereuter, Waldbereuter, Unterförſter, Waldreuter, Gehege- und Hegereuter, Stock- und Krickenförſter, Holzförſter, Forſtknechte, Holzknechte, Forſtläufer, Holzwärter ꝛc. ſondern auch diejenigen Bedienten, welche bloß mit dem Jagdweſen zu thun haben; als Oberlandjägermeiſter, Oberjägermeiſter, Hofjägermeiſter, Landjägermeiſter, Jägermeiſter, Wildmeiſter, Birſchmeiſter, Faſanenmeiſter, Parforcejäger, Falkenierer, Zeugwärter, Wildhüter, Birſchknechte, Gränzſchützen, Jagd- und Zeugknechte ꝛc. Wenn dieſe Eintheilung ſtatt findet, ſo dürfen diejenigen Forſtbediente, welchen bloß ein Theil des Forſtweſens, entweder die Beſorgung der Hölzer und die Aufſicht der Waldungen oder allein die Jagd und das Wild betreffende Angelegenheiten, übertragen worden, ſich in die ihnen nicht übertragene Forſtangelegenheiten nicht einmiſchen, daher auch erſteren mehrentheils, eine Büchſe, Flinte, oder anderes Schießgewehr zn tragen unterſagt iſt. Jedoch iſt es in den meiſten Ländern gewöhnlich, daß einerlei Bedienten beide Theile des Forſtweſens zugleich aufgetra-

gen werden, und nur einige der untern Forſtbedienten haben zuweilen bloß mit einem oder dem andern allein zu thun.

Eine andere Eintheilung der Forſtbedienten iſt die, vermöge deren ſie in Ober- und Unterbediente unterſchieden werden. Zu den obern gehören nämlich: die Ober-Land-Jägermeiſter, Oberforſtmeiſter, Forſtmeiſter, auch Oberförſter und Wildmeiſter, welche nicht den bloßen Titel, ſondern andere Forſtbediente unter ſich haben; die übrigen ſind Unterbediente. Die obern Forſtbedienten haben zugleich die Pflicht auf ſich, die untern zu ihrer Schuldigkeit anzumahnen, ſie, wenn ſie in Verwaltung ihres Dienſtes ſich nicht gehörig betragen, durch ernſtliche und nachdrückliche Verwarnungen, dazu anzuhalten, und wenn dieſes nichts fruchtet, gehörigen Orts wider ſie Beſchwerde zu führen. Die untern Forſtbedienten ſind dagegen verbunden, die Anordnungen der Obern zu befolgen, und ihnen als ihren Vorgeſetzten in Dienſtſachen Gehorſam zu leiſten. Denn außer Dienſtſachen haben die Obern den Untern nichts zu ſagen, weil ihnen keine Gerichtbarkeit zuſtehet, es ſey denn, ſie wären Mitglieder der Forſtgerichte.

Die Pflicht der Forſtbedienten, zu deren Verſtärkung ſie gewöhnlich vereidet werden, beſtehet in der Aufſicht über das Forſtweſen, und Beſorgung der ihnen übertragenen dahin einſchlagenden Angelegenheiten, mithin müſſen ſie nicht nur dahin beſorgt ſeyn, daß dem Forſtweſen wirklicher Nutzen geſchafft, ſondern auch alles dasjenige abgewendet werde, was demſelben auf einige Weiſe Schaden zufügen könnte. Vornämlich müſſen ſie auf Holz- und Wilddiebereien fleißig Achtung haben; die Forſtverbrecher anzeigen oder benöthigten Falls pfänden oder gar in Verhaft nehmen; die Holzmacher, Holzfuhrleute, Holzträger, Köhler, Harzſcharrer u. ſ. w. in beſtändiger Aufſicht haben; öde und leere hier und da in Wäldern befindliche Plätze mit Anpflanzen oder Anſäen in Kultur bringen, u. ſ. w. Um aber auch alle die ihnen zukommenden Obliegenheiten in ihrem ganzen Umfange von ihnen fordern zu können, iſt es von Seiten der Landesherrſchaft eine der vorzüglichſten Pflichten, ſolche Männer als obere und untere Forſtbedienten anzuſtellen, welche die nöthigen Kenntniſſe (ſ. Forſtwiſſenſchaften) beſitzen, um auch ihren Dienſt zum Beſten des Landes verwalten zu können.

Dagegen aber dürfen ſich Forſtbediente auf keine Weiſe unterſtehen, Forſtverbrecher und alle diejenigen, welche auf dieſe oder jene Art zum Schaden des Forſtweſens etwas beitragen, eigenmächtig zu beſtrafen, und an ſelbigen die ſogenannte Jägerjuſtiz auszuüben; gewiß iſt es eine der unrechtmäßigſten und unerlaubteſten Gewohnheiten, die niemals geduldet werden darf, wenn ſelbige dergleichen Leute, die öfters kaum den allergeringſten und unbeträchtlichſten Schaden gethan, mit Schlägen und Stoßen ganz unmenſchlich und grauſam behandeln. Denn Forſtbediente haben keine Gerichtbarkeit; eigene Rache aber, und ſich ſelbſt Recht zu nehmen, iſt in der Regel geſetzwidrig und verboten. Des unnatürlichen Verfahrens nicht zu erwähnen, wenn ohne einige rechtliche Unterſuchung und ohne richterliches Erkenntniß eine Strafe vollzogen und mit der Execution der Anfang gemacht wird.

Damit aber ein Forſtbedienter, verſteht ſich ein ſolcher, der die nöthigen Kenntniſſe beſitzt, anſtändig leben kann, muß ihm auch eine hinlängliche fixirte Beſoldung gereichet werden. Der ſogenannten Accidenzien aber, worunter ſie Windbrüche, Windfälle, Stöcke der gefällten Bäume und andern Holzes, auch wohl einen gewiſſen Antheil deſſelben oder des Werthes davon; mancherlei kleines Wild z. E. Kaninchen, Marder ꝛc. verſtehen, dürfen ſie ſich nicht anmaßen, ſondern alles dieſes gehöret den Eigenthümern der Holzungen und der Jagden; außer wenn ſie deshalb ausdrückliche Landesgeſetze, Inſtruktionen oder Gewohnheitsrechte, wornach auch das ſogenannte Jägerrecht und Schießgeld zu beurtheilen iſt, vor ſich haben. So nachtheilig übrigens Accidenzien ſind, da ſie zu manchen Unordnungen und pflichtswidrigen Unternehmungen verleiten können; ſo iſt es doch aber im Gegentheil ſehr rathſam und billig, daß ein jeder Forſtbediente nächſt ſeinem Gehalte, auch hinreichende Deputate an Früchten u. ſ. w. bekomme, weil er ſonſt bei ſteigenden Preiſen Gefahr läuft, Noth zu leiden, oder genöthiget wird, ſeine Sorgen auf andere Nahrungsgeſchäfte, und nicht auf ſeinen Dienſt zu richten.

Forſtbedienter, ſ. Forſtbeamter.

Forſtbereuter, Waldbereuter, Fr. Viſiteur à cheval des forêts. Iſt in einigen Ländern der nächſte Forſtbediente

unter dem Forſtmeiſter, und gehet mit dem Oberförſter in gleichem Range. Gemeiniglich hat ein Forſtbereuter nur die Beſaamung zu dirigiren und ihnen nachzuſehen.

Forſtbericht, Fr. Rapport de forêt. Iſt ein wo nicht wöchentlich, doch wenigſtens monatlich von einem jeden untern Forſtbedienten an ſeinen ihm angewieſenen Vorgeſetzten oder ans Forſtamt einzuſchickender Bericht, welcher alles dasjenige in ſich enthalten muß, was in dem ganzen Monat in dem Forſte vorgefallen, und was von dem Forſtbedienten gethan worden iſt. Um dergleichen Berichte leicht überſehen zu können, ſo iſt es nöthig, daß der Forſtbediente hiezu gedruckte Tabellen erhält, in welchen die Gegenſtände in Columnen bemerkt ſind, unter welche der Forſtbediente das in jeder Sache Gethane und die Vorfallenheiten einrückt. Dergleichen Berichte ſind da beſonders von ausgezeichnetem Nutzen, wo die Forſte gehörig eingerichtet ſind, indem das Forſtamt oder der Chef die untern Forſtbedienten ſo ziemlich genau in ihrem Fleiß und ihrer Ordnung prüfen können, zumal wenn der Chef ſich zuweilen die Mühe geben will, ſeine Untergebenen zu überraſchen, um zu ſehen, ob die eingeſendeten Berichte mit dem Gethanen pünktlich übereinſtimmen.

Forſtbeſchreibung, Fr. Deſcription d' un forêt. Iſt ein in Verbindung mit der Forſtcharte, welche man durch Vermeſſung erhält, ſehr nöthiges Stück, um bei einem Forſt eine gute forſtwirthſchaftliche Einrichtung treffen zu können. Bei einer ſolchen Beſchreibung ſind folgende Gegenſtände zu bemerken.

1) Die Lage, Größe und Gränzen des Forſtes und ſeiner einzelnen Theile. Ob der Forſt eine warme oder kalte, hohe, oder niedrige Lage habe, und welches die herrſchenden Winde ſind. Wie viel der Forſt ſowohl überhaupt, als nach Abzug der Blößen, Wieſen, Wege u. ſ. w. an Ackerzahl enthält. Wie viel der Antheil, den etwa Privatperſonen an dem Forſte haben, überhaupt und insbeſondere beträgt. Ob die Gränzen vollkommen berichtiget ſind. Ob und was für Gränzzeichen da ſind. Ob und wie ſie nach gewiſſen Jahren beſichtiget und berichtiget worden. Ob der Forſt von den angränzenden Eigenthümern nicht geſchmälert wird, und in wiefern man dagegen geſichert iſt. Wenn

die Gränzen ſtreitig ſind, ob das ſtrittige Stück Land von ſo großem Belange iſt, daß die Eintheilung des Forſtes verſchoben werden müſſe. Wie und von wem das ſtreitige Stück bisher genützt worden.

2) Die Beſchaffenheit des Bodens. Von welcher Art die oberſten Erdſchichten ſind. Ob ſie verſchieden, oder in dem ganzen Forſte einerlei ſind. Welche Erdart am häufigſten vorkommt. Ob der gute Boden nur flach oder tief gehet. Wie tief die obere gute Erde gehet.

3) Die Holzarten. Ob ihrer Natur die Beſchaffenheit des Bodens entſpricht, und ob nicht andere auf demſelben Boden mit beſſerm Erfolg gebauet werden können. Welche Holzarten in vermiſchten Oertern die herrſchenden ſind. Wenn ſie mit Vortheil gefället werden dürfen. Ob ſie bisher in ordentlichen Schlägen abgetrieben worden, oder nicht. Auf welche Weiſe ſie bisher fortgepflanzt worden. Ob und wie lange die jungen Schläge geheget worden, und wie alt ſie ſchon ſind. Ob auch ſchlechte Sträucher und Forſtunkräuter da ſind.

4) Der Holzbeſtand. Wie groß derſelbe iſt, im Ganzen, und in einzelnen Theilen, an hartem und weichem Holze, an Brenn- Bau- Nutz- und Blochholze, gut, mittelmäßig oder ſchlecht.

5) Der jährliche Abſatz und Zuwachs.

6) Die Fahrwege. Ob ſie alle nothwendig ſind. Ob nicht mehrere Dörfer an einerlei Fahrweg angewieſen werden können.

7) Die Flüſſe, Bäche, Seen und Sümpfe. Von welcher Beſchaffenheit die Gewäſſer ſind. Wem das Recht zu fiſchen, und mit welchen Bedingungen oder Einſchränkungen zugehört. Ob die Flüſſe und Bäche ein zureichendes Gefälle haben, etwa eine Maſchine in Bewegung zu ſetzen. Ob ſie flößbar ſind, oder es werden können.

8) Die Städte, Flecken, Dörfer und einzelne Häuſer, welche in oder an dem Forſte liegen. Welche und wie viele Holzarbeiter ſich in demſelben befinden. Wie viel Holz an Klafterzahl von denſelben jährlich verbraucht werde.

9) Die verſchiedenen Werke, die in dem Forſte befindlich ſind. Wem ſie gehören. Was ſie, vermöge ihrer Privilegien oder Contracte, an Holz, Kohlen u. d. gl. jähr-

lich zu empfangen haben. Was ſie dafür geben an Geld oder Naturalien, oder was ſie ſonſt leiſten müſſen.

10) Die landesherrlichen Rechte, Jagd, Maſt, Fiſcherei, Floßweſen, u. d. gl.

11) Die Rechte der Gränznachbarn. Ob ſie wirklich oder nur vorgeblich ſind, und in wiefern ſie mit dem landesherrlichen Intereſſe beſtehen mögen.

12) Die Beholzungsgerechtigkeit. Wem ſie zuſtehet, aus welchen Gründen, und auf welche Weiſe.

13) Das Beſoldungsholz. Wer es zu beziehen hat, und wie viel Klaftern, ganz forſtfrei oder nicht. Wer es fällen, und wer führen müſſe.

14) Die Huth und Trift. Bei welchem Dörfern ſie Rechtens oder Herkommens iſt, mit Einſchränkung auf eine Zahl und Gattung Vieh, oder nicht, täglich, oder nur zu gewiſſen Tagen in der Woche, frei oder gegen Geld, oder um eine Fruchtabgabe.

15) Der Holzverkauf. Wer die gewöhnlichen Käufer ſind. Wornach die Taxen eingerichtet werden. Welche Holzarten am meiſten geſucht werden, und welche am einträglichſten ſind. Ob der jährliche Abſatz den Zuwachs nicht überſteigt.

16) Steinbrüche, Thongruben, Leimgruben, Torf. Ob und wo ſie ſich vorfinden. Wie ſie genutzet werden. Ob nicht ein größerer Vortheil, und welcher aus ſelbigen zu ziehen iſt.

Forſtbotanik, Fr. Botanique foretière. Iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche die Hölzer, Gräſer, Mooſe, Flechten und Schwämme nicht nur ihrer allgemeinen Natur nach, ſondern auch nach ihren beſondern Eigenſchaften kennen, und ſie aus ſichern äußern Merkmalen von einander unterſcheiden lehrt. Die Forſtbotanik theilt ſich daher in die forſtmäßige Beſchreibung, und in das methodiſche Verzeichniß der Hölzer. Aus der forſtmäßigen Beſchreibung lernt man ſie nach ihren Arten und übrigen Forſtcharakteren, nach dem methodiſchen Verzeichniß aber nach ihren Klaſſen, Ordnungen und Gattungen unterſcheiden. Freilich hat dieſe Kenntniß vormals nur wenigen Förſtern nöthig oder nützlich geſchienen, ja ſelbſt, man ſagt es ungern, obere Forſtbediente hielten ſie für eine gelehrte Grillenfängerei; indeſſen hat es auch

in dieſer Sache wirklich Tag zu werden begonnen, und man ſagt es wenigſtens jungen Anfängern oft und ernſtlich, daß ohne dieſe Kenntniß keiner ein tüchtiger Forſtmann werden, und als ſolcher dem Staate mit Nutzen dienen kann.

Forſtcameralweſen. Hat in jedem Lande diejenige Oberaufſicht zum Gegenſtand, daß die Forſtwiſſenſchaft zur möglichſt höchſten und nachhaltigen Benutzung, pfleglichen Erſparung, und der Verbeſſerung, oder dem Wiederanbau der Wälder, durch die Forſtbeamten, welchen die beſondere Aufſicht über die Forſte anvertrauet iſt, in Wäldern ſelbſt gehörig angewendet werde. Um aber ſolches durch ſchickliche und den Lokalumſtänden angemeſſene Mittel in Ausübung zu bringen, und es durchzuſetzen, dazu gehört die Forſtpolizei. Ohnſtreitig iſt dazu erforderlich, daß, wenn in einem Lande kein beſonderes Forſtcollegium eingerichtet iſt, die Cammer und die obern Forſtbeamten bei allen Forſtbenutzungen und Forſteinrichtungen gemeinſchaftlich mit einander agiren, und jeder Theil ſein Gutachten entwerfen muß, wenn anders die Abfaſſung einer gründlichen und ſich nicht ſelbſt widerſprechenden Reſolution erfolgen ſoll.

Forſtcharte. Iſt die gezeichnete Figur von der Größe und Lage eines Waldgrundes, welcher geometriſch vermeſſen worden. Wie dergleichen Charten beſchaffen ſeyn müſſen, davon ſehe man unter Ausmeſſung; und um ſie gehörig zu benutzen, vorzüglich eine gute Eintheilung darnach machen zu können, ſo gehört dazu noch eine genaue Beſchreibung der vermeſſenen Gegend (ſ. Forſtbeſchreibung.)

Forſtcollegium, ſiehe unter Forſtgerichtbarkeit.

Forſteiſen, ſ. Waldhammer.

Förſter, Fr. Foreſtier. Iſt ein als Forſtmann angeſtellter unterer Forſtbedienter, welchem die Verwaltung eines Revieres anvertrauet iſt, um ſelbiges nach vorgeſchriebener Anordnung und Einrichtung zu behandeln. Obſchon aber ein ſolcher Mann nur verwalten und nicht ſelbſt anordnen und einrichten ſoll, mithin nicht von ihm die Wiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange, ſo wie von den obern Forſtbedienten verlanget werden können; ſo werden dennoch nicht geringe Kenntniſſe auch ſelbſt zur bloßen Verwaltung und Ausführung der vorgeſchriebenen Einrichtung erfordert. Man ſehe unter Forſtmann und Forſtwiſſenſchaften.

Wenn nun ein mit den nöthigen Kenntniſſen verſehener Forſtmann, die Verwaltung eines Revieres übernommen hat, ſo muß er auch dem ihm anvertrauten Amte mit aller Treue, Fleiß und Sorgfalt verſtehen, ſtets einen guten moraliſchen und untadelhaften Lebenswandel führen, und nebſt einem tüchtigen Forſtmann, auch ein fleißiger und geſchickter Jäger ſeyn. Alle Befehle und Anordnungen ſeiner Obern muß er mit möglichſter Genauigkeit zu befolgen ſich ernſtlichſt angelegen ſeyn laſſen, bei außerordentlichen Vorfällen, z. B. nöthigen Verbeſſerungen u. d. gl. Bericht an ſeinen Chef ungeſäumt erſtatten, und die dazu erforderliche Verhaltungsbefehle von demſelben erwarten. Von den Vorgängen in ſeinem Revier muß er jeden Tag entweder durch ſich ſelbſt (ſ. Begehen), oder durch ſeine Burſche unterrichtet ſeyn, damit er in Zeiten allen und jeden Nutzen befördern, und ſo auch jeden Schaden abwenden kann. Nur auf ſolche Art iſt er ein rühmlicher Verwalter ſeines Amtes und Dienſtes, und nur ſo hat er ſich der Zufriedenheit ſeiner Obern zu getröſten, um, zumal wenn er ſich mehrere und höhere Kenntniſſe zu erlangen beſtrebt, zu einer weitern Beförderung zu gelangen.

Forſterziehungsanſtalt, Forſtſchule, Fr. Ecole forestière. Iſt ein Inſtitut, worin junge Leute, welche ſich dem Forſtweſen widmen wollen, nicht nur diejenigen körperlichen Eigenſchaften erhalten, welche Forſtbedienten nothwendig ſind, ſondern auch hauptſächlich in ſolchen Wiſſenſchaften und ihrer Anwendung unterrichtet werden, durch welche ſie bei ihrer künftigen Anſtellung den ihnen anvertrauten Forſt nach richtigen Grundſätzen zu verwalten in Stand geſetzet werden. Auf gleiche Art erklärte man ſich ehedem die Sache auch: wie weit man aber von dem rechten Wege entfernt war, mag aus folgender kurzen Ueberſicht zu erſehen ſeyn, die, wenn ſie noch begreiflicher werden ſoll, mit der Geſchichte der Forſtwirthſchaft (ſ. Forſtgeſchichte) verglichen werden muß.

Der ehemalige Jäger war zwar in ältern Zeiten eben ſo gut, wie jetzt der Förſter, Aufſeher der Waldungen, dachte ſich aber dabei nichts vom Forſtweſen, weil er die Jagd für den vorzüglichſten Gegenſtand ſeiner Beſtimmung hielt und halten mußte, da alle Fürſten Deutſchlands ihr

größtes Vergnügen in der Jagd ſuchten. Wegen der damaligen Rohheit überhaupt, glaubte man in mehreren Ständen der Wiſſenſchaften überhoben zu ſeyn, am vorzüglichſten glaubte es der Jäger. Er nahm entweder ſeinen eigenen oder den Sohn eines andern ehrlichen Mannes in die Lehre, ohne den Gedanken und die Frage nöthig zu finden, ob der junge Menſch Schulwiſſenſchaften habe, ja nicht einmal, ob er recht leſen, rechnen und ſchreiben könne? und wie konnte dies anders ſeyn, da ihm ſelbſt ſolches unbekannte Dörfer waren. Es war ihm hinlänglich, wenn der Lehrling einen guten Körperbau, mit einer geſunden Leibesconſtitution verbunden hatte, und beſonders wenn er ein anſehnliches Lehrgeld von ihm erhalten konnte, welches auch oft das vorzüglichſte war, weil manche Forſtbediente einen nur geringen Gehalt hatten, und ihr Revier gleichwohl einen Burſchen nöthig machte, da ſie denn freilich einen Lehrling lieber wählten, als einen ausgelernten Burſchen, dem ſie doch einigen Gehalt reichen mußten. Dieſes iſt dann auch die Urſache, daß in keinem Stande ſo viele Expektanten ſind, als in der Jägerei, indem ganze Schaaren ſogenannter vacirender Jäger im größten Elend herum irren, und wovon die meiſten bis an ihr ſeliges Ende Vagabunden bleiben.

In der Lehre ſelbſt wurde der junge Menſch vorzüglich zur Jagd, und allenfalls zum Dreſſiren eines Hundes angeführt, um durch fleißiges Birſchen und Fangen dem Prinzipal etwas zu verdienen. Nebenbei mußte er des Pfandgeldes halber auf Forſt- und Jagdverbrecher Acht haben, auch die Holzmacher auf den Schlägen beſuchen, freilich aber alles mehrentheils nur dann erſt, wenn das Pferd vorher wohl gefüttert, gut geputzt und dem Prinzipal vorgeführt worden war. Daß die Frau Prinzipalin den Burſchen oft ſelbſt, ſtatt eines Knechtes oder einer Magd, zu ökonomiſchen Geſchäften oder zum Warten der Kinder brauchte, und daß dieſes allen andern Geſchäften vorgehen mußte, verſtunde ſich von ſelbſt.

So verſtrichen nun die gewöhnlichen Lehrjahre, worauf der junge Menſch zum ausgelernten Jäger geſtempelt wurde, und dann war er glücklich genug, wenn er entweder als Jägerburſch auf ein anderes Revier kam, oder bei einem Herrn, unter dem Namen und mit der Kleidung eines Jä-

gers, als Bedienter in Dienſte trat. Hatte er nun als Jägerburſch das Revier gehörig durchſtrichen, Stände und Wechſel des Wildprets fleißig ausgeforſcht, noch fleißiger gebirſcht, gepfändet, geprügelt, ſich auf eine recht- oder unrechtmäßige Weiſe immer ſauber gekleidet, und die Kunſt verſtanden, den vorgeſetzten Beamten zu ſchmeicheln; ſo konnte es nicht fehlen, daß er dann auch das Ziel ſeiner Wünſche erreichte, nämlich eine Stelle als Forſtbedienter erhielt. War er im andern Fall im grünen Rock Bedienter bei einem Herrn, konnte er gut friſiren, raſiren, Tafel decken, mit dem Teller unter dem Arm hinter des Herrn Stuhl eine gute Figur ſpielen, Stiefeln wächſen, oder wohl gar mitunter der Neigung ſeines Herrn durch unmoraliſche Handlungen opfern; ſo war er der Empfehlung zu einem guten Dienſte gewiß verſichert. Noch gewiſſer war ſein künftiges gutes Schickſal entſchieden, wenn er durch Empfehlung, oder auch weil ſeine körperliche Statur gefiel, das Glück hatte in Hofdienſte zu kommen. Dies war — in vielen Ländern iſt es noch ſo bis zum heutigen Tag — die Art der Erziehung ſolcher Männer, welchen zum Wohl des Landes die Verwaltung der Forſtdienſte anvertraut wurde.

Nicht nur aber ſolche Subjecte allein, ſondern hie und da wurden noch faſt ſchlimmere gewählt. So erhielt mancher einen Forſtdienſt, weil er als Bedienter, Kutſcher oder Soldat lange gedient hatte; mancher, weil er gut rechnen und ſchreiben konnte; mancher, weil er eine mit Gold gefüllte Papierrolle dem Herrn Oberforſtmeiſter überreichte; mancher, weil er eine ſchöne Schweſter hatte; zuweilen wurde ſogar ein Kammerdiener, der das Schneiderhandwerk vormals getrieben hatte, Forſtmeiſter, weil er eine bei Hof beliebte Perſon heirathete; und wie oft ſind bleſſirte Offiziere, auch Lieutenants ohne Bleſſuren, Pagen oder gar bloße Dorfjunkers, Forſtmeiſter geworden, und alle dieſe wurden es, ohne einmal die Jägerei gelernt, oder ſonſt einige Kenntniß von Holz zu haben.

Nicht leicht eher wird man im menſchlichen Leben auf Fehler aufmerkſam, als bis Noth eintritt. Es wurde zwar ſchon vor geraumen Jahren bemerkt, daß hie und da ein Jäger als Forſtmann auftrat, welcher, die Mängel fühlend, durch Schriften überhaupt und über Holzkultur insbeſondere

zu belehren ſuchte. Dieſe Schriften (ſ. Forſtlitteratur) erregten auch Wetteifer, ſo daß eine nach der andern erſchien; aber wenig oder nichts wurde dadurch gebeſſert, weil Jäger und Bücher nach dem gemeinen Sprichwort ſich nicht zuſammen ſchickten, mithin von Jägern gar nicht geleſen wurden. Mit der größten Verachtung wurden vollends ſolche Schriften verworfen, deren Verfaſſer keine Hirſchgerechten Jäger — die damaligen bedeutendeſten Creaturen ſelbſt in den Augen der Fürſten — waren, obſchon ſie den beſten Unterricht aus ſelbigen ſich hätte verſchaffen können.

Indeſſen hatten dieſe Schriften doch den Nutzen, daß mancher anderer, beſonders hie und da ein Cameraliſt, dem es um fortdauernden Wäldederertrag zu thun war, dadurch aufmerkſam gemacht wurde, und dieß um ſo mehr, weil man wahrnahm, daß mehr als jemals nach Holz gefragt wurde, indem ſich in allen Ländern die Bedürfniſſe mehrten. Man ſuchte freilich noch die Kaufluſtigen zu befriedigen, zumal die meiſten Jäger auf Pflicht und Gewiſſen verſicherten, daß die Forſte weit mehr abgeben könnten, und ſonach, da die meiſten den größten Theil ihrer Einkünfte in Accidenzien ſuchen mußten, die Holzſchläge von Zeit zu Zeit vergrößert wurden. Es konnte nicht fehlen, daß die liebe Mutter Natur, die nur nach beſtimmten Geſetzen ihre Produkte liefert, dergleichen Nothzüchtigungen nicht ertragen konnte, mithin wurden der beſtandenen Hölzer immer weniger, und der Blößen immer mehr.

Vermuthlich mag wohl der bloße Augenſchein, mit welchem man die jedesmalige Fläche eines abgetriebenen Holzſchlags mit dem noch ſtehenden Holz eines Forſtes nur in oberflächige Vergleichung brachte, die ſtärkſte Senſation, und die Vermuthung eines baldigen oder ſpätern gänzlichen Holzmangels erregt haben: man that aber doch weiter nichts, als daß man hie und da, je nach der Lage, dem Wuchs ꝛc. des Holzes, einen gewiſſen Diſtrikt als Reſerve ſtehen ließ. Man that auch wohl dieſes, daß man den ganzen Holzbeſtand eines Waldes oder Revieres zu erforſchen ſuchte, aber freilich ſehr unvollkommen, weil man es entweder bei dem bloßen Beaugenſcheinigen des Waldes, einer ſogenannten Waldbereutung bewenden ließ; that man mehr, ſo umſchritte man den Wald, und glaubte man denn recht viel, ja alles

zu thun, ſo durchſchritt man ihn kreuzweis, und machte darnach ſeinen Ueberſchlag. So wenig dabei gewonnen wurde, ſo war doch wenigſtens ein guter Anfang gemacht, denn in der Folge ſahe man, um gründliche Gewißheit zu erlangen, nur allzuwohl die Nothwendigkeit einer regelmäßigen geometriſchen Vermeſſung ein, welche in wohlregierten Staaten auch bald vorgenommen wurde. Zu gleicher Zeit nahm man die Naturkunde zu Hülfe, und ſuchte ſich fleißig zu unterrichten, wie viel Zeit zu einer jeden Holzart erforderlich ſey, um ihre gehörige Größe und Stärke zu erlangen, und wie lange man daher warten müſſe, ehe auf einem abgetriebenen Waldraum ſchlagbares Holz wieder zu hoffen ſey. Hierdurch war man in Stand geſetzt, eine gründlichere Eintheilung zu machen, von welcher man hoffen konnte, daß, wenn der ganze Forſt nach und nach abgetrieben worden, man bei dem erſten Holzſchlag wieder werde anfangen können.

Je mehr man die hiezu nöthigen Anſtalten vorzurichten ſuchte, deſto mehr Schwierigkeiten fanden ſich. Man ſah ein, daß die bereits entſtandenen öden und wüſten Plätze, die doch mit zu dem Flächeninhalt der Forſte gerechnet worden waren, nichts von der Natur zu hoffen hatten, auch ſelbſt bei einigen neuern Holzſchlägen wartete man auf einen Wiederanflug oft Jahre lang vergebens, weil die Jäger nicht einmal die Holzſchläge regelmäßig anzulegen verſtanden. Brachte auch irgend ein Naturkundiger den Vorſchlag wieder vor, wilde Hölzer anzuſäen und anzupflanzen; ſo hatte er von den damaligen Jägern den größten Spott über ſeine Meinung zu gewärtigen, weil nach ihrem feſt angenommenen Glauben die Natur ſich nicht meiſtern laſſe. Sogar ein Beckmann — ein Mann der in der Holzſaat ohnſtreitig den Weg bahnte, und bloß in dieſer Rückſicht auf immer unter die verdienteſten Forſtmänner gezählet zu werden verdienet — als ein wirklicher College, hatte kaum den erſten Schritt gewagt, Holzkultur zu empfehlen, ſo waren alle Stimmen gegen ihn.

Den Grund von allen dieſen Widerſprüchen fand man indoch leicht, nämlich in der Rohheit und gänzlichen Unwiſſenheit der Jäger, deren Wiſſen faſt in nichts als in der Jagd — bei den meiſten wurde auch dieſe bloß handwerks-

mäßig getrieben — und in abergläubiſchen Dingen beſtand. Die Direktoren des Forſtweſens in manchen Ländern glaubten daher hierin Verbeſſerungen zu treffen, wenn ſie neue Forſt- und Jagdordnungen, neue Inſtruktionen entwarfen, und überhaupt ſolche Anordnungen trafen, von welchen ſie hofften, den verkehrten Handlungen der Forſtbedienten vorzubeugen. Offenbar aber war es, daß eben dieſe Direktoren ihren Kräften zu viel zutrauten, und dadurch eher zu erkennen gaben, daß ſie den Grund des Uebels gar nicht kannten. Die Lücken indeſſen, die man bei allem Wohlbehagen dennoch fühlte, glaubte man dadurch auszufüllen, daß man ſich bemühte, den Jägern tüchtige Chefs zu geben, um ſie in genauer Aufſicht zu halten, damit ſie ihre Schuldigkeit thun, und alle Anordnungen genau befolgen möchten.

Unleugbar war man zwar etwas weiter vorwärts gekommen, aber offenbar verſprach man auch ſich noch immer zu viel, denn in der Folge erſchienen die Lücken noch deutlicher. So gut auch manche Stelle durch den ſie bekleidenden Chef — und wie ſelten waren dieſe nicht noch? — beſetzt ſeyn mochte, um ſo deutlicher wurde es, daß ohne Beiziehung und den Rath der Forſtbedienten, der ſich auf das eigenthümliche ihrer Gegenden gründen ſollte, das Forſtweſen eines beträchtlichen Landes theils nicht ſo verwaltet werden könne, als es die Wohlfahrt des Ganzen erfordere, d. i. man ſahe mehr als zu wohl ein, daß mit rohen und unwiſſenden Forſtbedienten keine große Fortſchritte in der Forſtkultur gemacht werden möchten, beſonders aber, daß ohne Beihülfe und Zuziehung geſchickter Förſter keine reelle Verbeſſerung und gute Forſtwirthſchaft erzielet und unterhalten werden könne.

So einleuchtend und gegründet dieſes Haupthinderniß war, ſo blieb es dennoch eine geraume Zeit beim Alten. Einmal hatten manche, nicht ihrer Kenntniſſe, ſondern bloß ihrer Geburt halber angeſtellte Chefs, eine Art von Deſpotie über niedere Forſtbediente auszuüben ſich angewöhnt, und ſahen mithin ungerne, wenn einer ihrer Untergebenen mehr wußte, als ſie ſelbſt, ja man weiß Beiſpiele, wo geſchickte Forſtbedienten von ihren Chefs bloß ihrer Kenntniſſe halber gehaßt und — verfolgt wurden. Auf der andern Seite ſuchten auch die Finanz- und Cammerräthe, auf ihre gemachten Einrichtungen ſtolz, alles für gut zu halten, und

da ſie zumal nur zur Einnahme und nicht zur Ausgabe beſtellt zu ſeyn glaubten, ſo bemüheten ſie ſich den Vorſchlag, Forſtmänner auf Koſten des Staats bilden zu laſſen, wohlbedächtig zu verhindern. Außerdem ſuchte man auch den Fürſten zu ſchmeicheln, wenn man diejenigen Jäger, welche einige Jahre das Jagdweſen und die Aufwartung am Hof beſorgt hatten, bei den Vacanzen der beſten Forſtſtellen im Lande als die würdigſten Subjekte in Vorſchlag brachte. Man tröſtete ſich mit alten erfahrnen Holzmachern, von welchen der neue Förſter Anweiſung erhalten werde.

Dieſer Hinderniſſe ohngeachtet geſchahe dennoch immer von Zeit zu Zeit etwas. Der Hr. von Zanthier, vormaliger Oberforſtmeiſter in Wernigerode, war eigentlich der erſte, der eine Privatanſtalt zur Bildung junger Forſtmänner errichtete, und in derſelben ſind viele große Männer gebildet worden, wovon einige, in Deutſchland vertheilt, die wichtigſten Dienſte geleiſtet haben und noch leiſten. Außerdem gab es noch hie und da einen guten Forſtmann, von welchem Lehrlinge auf eine beſſere als die gewöhnliche Art gebildet und gezogen wurden. Die Zahl aber der auf dieſe Art gebildeten jungen Leute konnte nicht anders als gering ſeyn, denn nur wenige hatten das Vermögen Privatanſtalten zu beſuchen, die ohnehin von zu vielen Veränderungen abhängen, und überhaupt waren gute Forſtmänner, welche mit wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen eine ſichere Erfahrung verbinden, noch viel zu ſelten, als daß man ſich von dieſer Seite etwas allgemein nützliches hätte verſprechen können. Aber eben die Seltenheit guter Forſtmänner erregte gerade das größte Aufſehen; denn der Nutzen, den ſelbige einzeln leiſteten, war gegen das Verfahren gewöhnlicher Forſtbedienten zu hervorſtechend, als daß er unbemerkt hätte bleiben und die nachherigen Verfügungen unterdrücken können.

Viele waren von der Nothwendigkeit überzeugt, daß man ohne gründlichen Unterricht, nicht nur in der Forſtwiſſenſchaft ſelbſt, ſondern auch in denjenigen Wiſſenſchaften, worauf ſich dieſe ſtützet, keinen tüchtigen Forſtbedienten erhalten könne, und brachten es wenigſtens ſo weit, daß zu dieſem Ende eigene Lehrſtühle auf einigen Akademien errichtet wurden. So wenig man aber dieſen Verfügungen allen Nutzen abſprechen will, weil ſich wenigſtens künftige Came-

raliſten von der Forſtwiſſenſchaft, als einem Zweig ihrer Beſtimmungswiſſenſchaft, Kenntniſſe verſchaffen können; ſo ſind ſie doch für Förſter keinesweges genugthuend. Denn ſo ganz bekannt auch die Profeſſoren mit der Theorie des Forſtweſens ſeyn mögen, ſo haben ſie zu wenig Zeit und Gelegenheit, um ihre Schüler mit der Praxis vertraut zu machen. Ueberdieß war auch damals die Abneigung der Förſter und Jäger gegen ſogenannten Gelehrten-Kram viel zu groß, als daß ſie einem ihrer Lehrlinge die Beſuchung der Akademien angerathen hätten, und that es ja einer, ſo ſchrieen eine Menge dagegen, ſo daß es unterblieb. Geſetzt auch, es wäre geſchehen, ſo würde es unter einer ſehr großen Anzahl nur äußerſt wenigen von einigen Nutzen geweſen ſeyn. Die Jägerei wählten größtentheils nur junge Leute des Schlendrians halber, damit ſie nur von Beſuchung der Schulſtunden befreiet würden; mancher Vater, oft von anſehnlichem Stande, beſtimmte ſeinen Sohn bloß aus der Urſache zur Jägerei, weil er an ihm die Verſtandeskräfte bei weitem unzureichend fand, den gewöhnlichen Studien obzuliegen. Was hätten ſonach die Profeſſoren aus dergleichen rohen Eleven bilden können, die nicht einmal den Vortrag zu faſſen im Stande waren? Ueberdieß ſahen die jungen Leute, daß Jäger gewöhnlichen Schlags, eben ſo gut wie vorher, Dienſte bekamen, mithin hielten ſie allen ſonſtigen Aufwand ganz für überflüſſig. Das ſchlimmſte bei allem dieſem war, daß ſelbſt Perſonen von Einſichten ſich nicht überwinden konnten, die Forſtkenntniſſe unter die wirklichen Wiſſenſchaften zu rechnen, man hielt dagegen alles Wiſſen der Jäger für handwerksmäßig, mithin wurden junge Leute weder zu Wiſſenſchaften angehalten, noch weniger auf Koſten des Staats unterſtützt.

In ſo fern nun dieſe Verfügungen keinesweges der Abſicht entſprachen und entſprechen konnten, ſo lernte man nach und nach einſehen, daß ohne beſondern den Förſtern eigens beſtimmten Unterricht keine Bildung möglich ſey. Während der Regierung des Königs in Preußen, Friedrich II, des Großen und Einzigen, entſtand die erſte Lehranſtalt unter der Aufſicht des damaligen Miniſters von Hagen, bei welcher der Profeſſor Gleditſch als Lehrer angeſtellt wurde. Forſtmänner von Einſichten verehren des Mannes

Schrift; Syſtematiſche Einleitung in die neuere und ꝛc. die er als Leitfaden zu ſeinen Vorleſungen verfertigte, noch immer als ein gründliches forſtwiſſenſchaftliches Werk.

Die zweite Erziehungsanſtalt entſtand in Stuttgard zum Beſten des von dem damaligen Herzog im Jahr 1783. unter dem Namen Jägergarde, errichteten Corps Jäger an der Zahl Sechzig. Dieſe erhalten außer ihrem Dienſt bei Hofe, folgenden freien Unterricht. Durch beſondere Lehrer werden ſie in der Calligraphie und den Anfangsgründen der Arithmetik unterrichtet. Durch einen eigenen Lehrer wird ihnen Unterricht in der Sittenlehre ertheilt. Nächſtdem werden ſie in den zur Forſtwiſſenſchaft gehörigen Hülfswiſſenſchaften unterrichtet, nämlich in der Naturkunde, Mathematik und Cameralwiſſenſchaft, ſo viel dieſe den Forſtmann betrift. Hierauf wird ihnen die Forſtwiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange vorgetragen. Vorgenannte Hülfswiſſenſchaften ſind unter zwei Lehrer, welche ſelbſt Jäger *) und Zöglinge der Carls hohen Schule zu Stuttgard ſind, getheilt, ſo daß der eine bloß die Naturkunde, und der andere die hierher gehörigen mathematiſchen Wiſſenſchaften vorträgt. Nach geendigtem Vortrag der Forſtwiſſenſchaft und Forſtwirthſchaft, werden theils zur Wiederholung, theils aber auch zur weitern Unterſuchung, die beſten Forſtſchriftſteller geleſen, und damit der Jägergarde die Forſtverfaſſung Würtembergs, als unumgänglich nothwendig bekannt gemacht werde, ſo werden am Ende noch die Forſtordnung, und die auf das Forſt- und Jagdweſen ſich beziehende Befehle betrachtet.

Um Theorie mit Praxis zu verbinden, welches wohl das vorzüglichſte iſt, ſo werden die Jäger im Frühling, nachdem ihnen im Spätjahr und Winter die Theorie vorgetragen und erkläret worden, von dem Lehrer der Naturkunde zu praktiſchen Uebungen im Walde angeführt; derjenige

*) Dieſe Lehrer ſind anjezt die beiden würdigen Männer, Reitter und Jäger. Erſterer durch ſeine großen Bemühungen, um forſtwiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu verbreiten, allen guten Forſtmännern hinlänglich bekannt; und lezteren haben viele Forſtmänner Deutſchlands, während ſeiner zweijährigen Forſtreiſe als einen ſehr verdienten Mann perſönlich kennen lernen, und erinnern ſich noch immer mit vielem Vergnügen der angenehmen und lehrreichen Unterhaltung, die er ihnen damals verſchaft hat.

Lehrer aber, welcher die mathematiſchen Wiſſenſchaften behandelt, läßt Waldungen meſſen, zeichnen, berechnen, eintheilen, und zeigt die beſondern Vortheile und Rückſichten, welche dabei nöthig ſind. Außerdem iſt eine eigene zweckmäßige Bibliothek angeſchafft, welche aus den beſten moraliſchen, cameraliſchen und Forſt- und Jagdſchriften beſtehet, auch noch durch neuere Werke vermehret wird, und der Jägergarde zum freien Gebrauch dient. Zur Erlernung der praktiſchen Geometrie hat der Herzog ein Aſtrolabium, eine Zollmänniſche Scheibe und alles Zugehör verfertigen laſſen. Damit aber die Jäger, während ihres Daſeins ihre praktiſchen Kenntniſſe nicht verlieren, ſo werden ihnen öfters gewiſſe Preiſe im Scheibenſchießen ausgeſetzt, damit ſämmtliche Jäger ſich hierin üben und vollkommener machen. Auch iſt ihnen der Zugang beinahe zu allen Jagden vergönnet, wobei ſie Gelegenheit haben, ſich auch in dieſem Theile der Jägerei Kenntniſſe zu erwerben, oder die bereits beſitzenden zu vermehren. Endlich iſt ihnen ein beſonders verwahrter Walddiſtrikt eingeräumt, worin jeder ſeinen eigenen Platz zum Anſäen und Bepflanzen ſowohl inländiſcher als exotiſcher Holzgewächſe beſitzt, und wozu ſie den Saamen frei erhalten.

Wenn ein ſolcher Zögling ſowohl durch eine gute Aufführung und gute Sitten, als auch durch Eifer und Fleiß im Lernen, einer Verſorgung ſich würdig zu machen ſucht, ſo hat er auch einen Forſtdienſt zu gewarten; diejenigen, welche ſich hierin auszuzeichnen ſuchen, haben (was ſehr billig iſt) beſſere Verſorgungen zu gewarten, als Andere. Dieſes, daß die Zöglinge nach Verdienſten placiret werden, macht dem Inſtitut vorzüglich Ehre; denn bekanntlich wird durch die Beſetzung der Forſtſtellen nach der Ancienneté, die Abſicht der Forſtinſtitute ganz verfehlet.

Zu Freiburg im Breisgau erhielt im Jahr 1787 der als theoretiſcher und praktiſcher Forſtmann bekannte, Herr D. Trunk, die neu errichtete Oberforſtmeiſter-Stelle in den k. k. Vorderöſterreichiſchen Landen, und Herr Carl Banger, der die Cameralwiſſenſchaften auf der hohen Carlsſchule zu Stuttgart ſtudirt hat, wurde als Forſtamts-Actuar angeſtellt. Alle der Forſtwiſſenſchaft Befliſſene, ſowohl Inals Ausländer können die theoretiſch-praktiſchen Vorleſun-

gen unentgeldlich anhören, und keiner ſoll in Zukunft als Forſtbeamter oder Förſter in geſammten vorderöſterreichiſchen Landen angeſtellt werden, der nicht vorher dieſe Vorleſungen mit Nutzen gehöret und ein Zeugniß ſeiner theoretiſchen und praktiſchen Fähigkeit beibringen wird.

Im Jahr 1790 wurde ferner in München eine Forſtſchule zur Bildung der künftigen Forſtbedienten in den Pfalzbaieriſchen Landen errichtet. Die Direktion derſelben erhielt das Oberforſtmeiſteramt, und als Lehrer wurden die berühmten Männer, Grünberger und Dätzel angeſtellt. Dieſe Schule müſſen alle, die auf Forſtdienſte im Lande ſich Rechnung machen wollen, wenigſtens 3 Jahre beſuchen. Sechs arme Förſtersſöhne erhalten Stipendien, jedes von jährlichen 120 fl. und dieſe müſſen die Forſtſchule ſo lange beſuchen, und auf dem Lande ſo lange praktiziren, bis ſie zu einem Förſtdienſt brauchbar ſind, und als Förſter wirklich angeſtellt werden. Ein Zögling, der aufgenommen ſeyn will, muß von gutem, geſundem und ſtarkem Körperbau, von untadelhaften chriſtlichen Sitten, wenigſtens 12 Jahr alt ſeyn, behend leſen und ſchreiben, auch die 5 Species rechnen können. Hat er die Jägerei ſchon erlernt, ſo giebt ihm dieſes einen Vorzug vor andern. Denjenigen, welche keine Stipendien haben, gelten die nämlichen Bedingniſſe, doch müſſen ſie für jeden Kours eine ſehr mäßige Summe bezahlen. Die Lehre in der Forſtſchule iſt in acht Kourſe beſtimmt, ſo daß ſie in 4 Jahren vollſtändig gegeben wird; das Lehrbuch dazu iſt von oben genannten beiden Männern ausgearbeitet worden.

Nächſtdem iſt verordnet, daß in Zukunft von der Pique auf gedient werden ſoll, ſo daß keiner mehr Oberförſter werden kann, der nicht zuvor Förſter war, und keiner mehr Forſtmeiſter, der nicht zuvor Oberförſter geweſen, oder wenigſtens nach erfüllten obigen Schuljahren ſolche ſtufenweiſe Dienſte praktiſch und pflichtmäßig geleiſtet hat. Die Förſtersſöhne ſollen zwar den Vorzug haben, doch ſollen ſelbige vor der wirklichen Anſtellung allezeit in Konkurſen ſtreng geprüft, die Prüfungen ſelbſt aber von dem Perſonale des Oberforſtmeiſteramts und den Profeſſoren der Forſtſchule vorgenommen werden. Wo aber zugleich mit dem Forſt ein Jagddienſt verbunden iſt, ſoll der Kandidat

ſich nicht nur der gehörig erlernten Jägerei wegen legitimiren, ſondern auch diesfalls einer eigenen Prüfung und Examen unterwerfen. — Gewiß auch eine Anſtalt, aus welcher viel Gutes kommen muß.

Da ſeit dem Tode des oben erwähnten Profeſſors Dr. Gleditſch, der Forſtunterricht in Berlin gleichſam ſchlafen gegangen war, ſo errichtete der gegenwärtig regierende König von Preußen, Friedrich Wilhelm, eine neue Anſtalt, nicht bloß um Forſtkenntniſſe zu verbreiten, ſondern beſonders um tüchtige Forſtleute zu ziehen. Dieſe Anſtalt verdient ſchon um deswillen vortrefflich genannt zu werden, weil ſie einem Manne anvertrauet wurde, der im In- und Auslande als einer der größten Forſtmänner ſattſam bekannt iſt. Dieſer, der K. Geh. Rath und Oberforſtmeiſter der Mark Brandenburg, Herr von Burgsdorf, giebt nämlich zu Berlin auf dem ſogenannten Jägerhof unentgeldlichen Unterricht in der Forſtwiſſenſchaft, wobei derſelbe ſein vortreffliches Forſthandbuch zum Grunde legt, und den Zuhörern das Vorgetragene zugleich anſchaulich zu machen ſucht. Der eifrige Wunſch dieſes großen Mannes iſt noch, daß eine eigene Forſtakademie errichtet werden möchte, und wer wollte dieſem nicht beiſtimmen?

Eine anderweitige theoretiſch-praktiſche Lehranſtalt für Jäger und Forſtmänner beſteht ſchon ſeit mehreren Jahren im Herzogl. S. Weimar. und Eiſennachilm. Forſtamte Zillbach unter der Leitung des daſigen Förſters, Herrn Cotta eines wiſſenſchaftlichen und für ſein Fach eifrigſt bemühten Mannes. Die bisherige Einſchränkung auf 8 bis 10 Lehrlinge hat er ganz neuerlich durch die Unterſtützung ſeines Herrn Herzogs erweitert, weil er in den Stand geſetzet worden, künftig mehr zur Vervollkommung dieſer Anſtalt unternehmen zu können, ſo daß ſein Inſtitut nun jedem Forſt- und Jagdbefliſſenen offen ſteht.

Die Zöglinge dieſes Inſtituts werden, da man praktiſche Jäger aus ihnen zu bilden beabſichtiget, zu allen Verrichtungen angehalten, die zu den Geſchäften des Jägers gezählet werden können, ſo daß die fleißige Beſuchung des Waldes, die Ausübung der Jagd uud aller im Walde vorkommenden Geſchäfte eine Hauptſache bleibt, und daß alle mit dem, was ſonſt den Hirſch- und Forſtgerechten Jäger

ausmachte, vollkommen bekannt gemacht werden, auch darüber den gewöhnlichen Lehrbrief erhalten. Neben dem aber, was jeder Lehrling bei der ältern Methode, in Rückſicht der Kenntniſſe der Bäume und der Thiere des Waldes, zu erlernen hatte, wird in der eigentlichſten Forſtwiſſenſchaft, Naturkunde und Mathematik theoretiſcher Unterricht ertheilt, und zum Zeichnen, beſonders auch zur Situationszeichnung, Anweiſung gegeben. Technologiſche, Kameraliſtiſche und Forſtrechtliche Kenntniſſe werden allmählich im Laufe des Unterrichts beigebracht.

Da ferner dem Forſtmann die Fertigkeit ſchriftlich ſeine Gedanken deutlich und gut darzuſtellen, unentbehrlich iſt; ſo iſt die Einrichtung getroffen, daß zuerſt freie Auszüge aus forſtwiſſenſchaftlichen Abhandlungen aufgegeben werden, und daß aufgegebene mathematiſche Probleme ſchriftlich bearbeitet und nach dem Maas der gemachten Fortſchritte Berichte über wirkliche und idealiſche Gegenſtände erſtattet werden müſſen ꝛc.

Um den Nachtheil einer allzu weichlichen Behandlung der Lehrlinge für die Folge zu verhüten, fordert er, daß ſich jeder ohne Rückſicht auf Witterung, Jahres- oder Tageszeit zu allen Geſchäften eines Jägers brauchen laſſe, und daß er bei allen Kulturarbeiten der herrſchaftlichen Waldungen und Plantagen ſelbſt Hand mit anlege. Und da man oft die nicht ungegründete Klage hört, daß junge auf Akademien und Inſtituten gebildete Forſtmänner bei den beſten Kenntniſſen oft ſchlechte Praktiker und vorzüglich aus dem Grunde ſind, weil ſie, durch zu viel Nachſicht und unzweckmäßige Nachgiebigkeit verwöhnt, gerade dazu unbrauchbar wurden, wozu ſie ſich eigentlich beſtimmt hatten, und daß beſonders ſolche, die ſich in der Nothwendigkeit finden, nach ihren Lehrjahren oft Burſchendienſte verſehen zu müſſen, nur allzu oft dieſen Geſichtspunkt aus den Augen verlieren, ſo wird beſonders bei dieſen die künftige Beſtimmung zum Augenmerk gemacht *).

*) Sehr vortreflich iſt dieſe Berückſichtigung; denn bekanntlich wird eine gewiſſe körperliche Stärke erfordert, um die Strapazen ertragen zu können, welche bei der gewiſſenhaften Verwaltung einer Forſtſtelle ſo häufig vorkommen, daher es nichts weniger als gleichgültig iſt, bei einer Forſtſchule hierauf keine Rückſicht nehmen zu wollen. Vielmehr muß die Uebung in der Geſchicklichkeit des Körpers, Dauer

Für Koſt, Unterricht, Logis, Feuerung, Licht und Aufwartung, beſonderes Bette, auch bei mittelmäßiger Anzahl ein beſonderes Zimmer, werden jährlich dreißig Karolins bezahlt. Einige Minderbegüterte ſollen um die Hälfte dieſer Summe angenommen werden, welche ſich aber ſelbſt bedienen, und die einem Jägerburſchen zukommende Geſchäfte beſorgen müſſen, außerdem aber der erſten Klaſſe in Allem gleich geſtellt bleiben. Penſionairs, die vorher ſchon die Jägerei erlernt haben, und ſich auf unbeſtimmte Zeit hier aufhalten wollen, bezahlen wöchentlich einen halben Karolin. Sittlichkeit, pünktliche Folgſamkeit und Fleiß wird von allen gefordert, und derjenige, welcher dieſe Haupterforderniſſe nicht befriediget, ausgeſchloſſen.

Was der Ausführung dieſes Plans um ſo mehr zu ſtatten kommt, iſt die kräftigſte Unterſtützung des daſigen ſehr würdigen Chefs, des Herrn Oberforſtmeiſters von Arnswald, und die Beihülfe der beiden ſchon längſt, auch als berühmte Schriftſteller, bekannten einſichtsvollen Forſtmänner, des Hrn. Forſtmeiſter Oettelt in Ilmenau, und des Hrn. Wildmeiſter Käpler in Oſtheim, worauf der Hr. Unternehmer ſichere Rechnung machen kann. Letztere beide Männer werden nämlich die Mitglieder des Inſtituts zu gewiſſen Zeiten auf ihre Reviere nehmen und mit dem ganzen Zuſtand ihrer Forſtwirthſchaft bekannt machen, welches dem Inſtitut nicht anders als vortheilhaft ſeyn kann *). Das Ilmenauer enthält Schwarzholz, und liegt auf hohen Gebirgen, wo das Forſtweſen bekanntlich durchaus von dem

der Strapazen, Gleichgültigkeit gegen Gemächlichkeiten bei Forſterziehungsanſtalten ein Vorwurf ſeyn, der nicht vergeſſen werden darf. Mithin muß der junge Mann darauf vorbereitet werden, daß er, als künftiger Forſtbedienter, ſo oft als es nur möglich iſt, und bei jeder Witterung die Waldung zu beſuchen verpflichtet iſt, und ſich zu keiner Zeit ſcheuen darf, auch die höchſten Gebirge ſeines Revieres, wohin nur höchſt ſelten zu Pferde zu kommen iſt, zu beſteigen. Denn was würden die gründlichſten Kenntniſſe helfen, wenn der Körper gegen Witterung empfindlich iſt, und eine beſondere Gemächlichkeit nöthig hat? Was aber auch ein ausgehärteter Körper, wenn ihn nicht Grundſätze und eine durch dieſe geleitete Erfahrung beſeelen? Beides muß mit einander verbunden ſeyn, und kann in einer Forſtſchule nach dieſer Einrichtung leicht erreicht werden.

*) Wahrſcheinlich liegt in dem Plane des Hrn. Unternehmers, die Zöglinge auf dieſen Wanderungen Tagebücher führen zu laſſen, um das Geſehene und Gehörte mit ihnen wiederholen, und das ihnen noch Unverſtändliche näher erklären zu können!

der niedern Gegend verſchieden iſt; auf den Oſtheimer Forſten aber findet man faſt alle deutſche Holzarten im Freien, und folglich laſſen ſich da auch ihre Behandlungsarten am beſten ſtudiren. Die Zillbach ſelbſt, der Ort des Inſtituts, liegt mitten in beträchtlichen Waldungen, und die Holzarten des Reviers beſtehen meiſt aus Buchen und Eichen, jedoch auch abwechſelnd mit vermiſchten und Birkendiſtrikten. Außerdem hat man dort ins Große gehende Nadelholzanſaaten. — Von allen Arten Wildprets giebt es ſo viel, als zu deſſen Kenntniß nöthig iſt.

Zur Kunde exotiſcher Hölzer dient eine kleine Plantage, in welcher zugleich jedem Lehrling ein Plätzchen zu eigenen Verſuchen eingegeben wird, wozu er die Sämereien unentgeldlich erhält. — Zur innern Kenntniß der Holzarten wird eine möglichſt vollſtändige Sammlung beſtimmt. — Ein kleines Naturalienkabinet, ſoll beſonders mit den Erdarten und mit dem Intereſſanteſten aus der Mineralogie bekannt machen. Für eine brauchbare Forſtbibliothek, wie auch für andere angemeſſene Lektüre iſt ebenfalls geſorgt.

Außer dieſen ſchon beſtehenden Inſtituten, müſſen noch zweier angekündigter gedacht werden, die wahrſcheinlich bereits auch ihren Anfang genommen haben. Das eine kündigte der, jedem aufgeklärten Forſtmann gewiß nicht unbekannte ſo verdienſtvolle Fürſtl. Solmſiſche Forſtmeiſter, Herr Hartig, zu Hungen in der Wetterau an, indem er ſich anerbot, eine Anzahl junger Leute von guter Herkunft und Erziehung, welche mit den nöthigen Schulwiſſenſchaften *) ſchon ausgerüſtet ſind, und die Forſt- und Jagdwiſſenſchaften gründlich erlernen wollen, in Unterricht und beſondere Aufſicht zu nehmen. Er will dieſelben in allen Theilen des Forſtweſens theoretiſch und praktiſch unterweiſen, und ſie die hohe und niedere Jagdwiſſenſchaft, und das Fiſchereiweſen lehren. Dabei wird er ihnen auch in der theoretiſchen und praktiſchen Geometrie und Trigonometrie, und in der geometriſchen Zeichenkunſt Unterricht ertheilen, und ſie in ſchriftlichen Aufſätzen und Berichtserſtattungen üben. Ueberhaupt aber

*) Auf dieſe ſollte man auch bei einem jeden Inſtitute ſehen, denn ohne Schulwiſſenſchaften — man kann es nicht zu oft und nicht zu laut ſagen — wird wahrlich nicht viel ausgerichtet.

verſpricht er, mit ſeinen Lehrlingen nicht nach der alten Weiſe umzugehen, ſondern denſelben mit möglichſter Gelindigkeit und Achtung zu begegnen *), ihnen keine unanſtändige Beſchäftigung zuzumuthen, und ſie in allem ſo zu behandeln, daß ſie Kenntniſſe, gute Sitten und Ehrliebe vereinbaren lernen, um einſt in ihrem Fach brauchbare Männer werden zu können. Wegen der nähern Bedingungen, iſt ſich an den Hrn. Hartig ſelbſt zu wenden.

Die Eröffnung des andern Inſtituts hat der ſo vorzüglich berühmte Naturforſcher Herr Bergrath, Bechſtein, auf dem Freiguth Kemnotte, bei Waltershauſen am Thüringerwalde, im Herzogl. Sachſen Gothaiſchen angekündiget. Die Lage des Orts iſt zum Sitze eines ſolchen Inſtituts, in Rückſicht der in der Nähe befindlichen Hülfsmittel und Vortheile in jedem Betracht ſehr vortheilhaft. Die Kemnotte liegt unmittelbar am Thore des Thüringerwaldes, auf der Gränze zwiſchen Ebene und Gebirge; vor ihr in einer ſchönen mit einzelnen Feldhölzern beſtreuten Ebene die Stadt Waltershauſen. Gegen Süden hat die Kemnotte unmittelbar den Wald hinter ſich, und die benachbarten Forſte, welche ſich durch ihre Verwaltung vortheilhaft auszeichnen, beſtehen theils aus Laub- theils aus Nadelholz, wodurch man Gelegenheit hat, den Jünglingen die Bewirthſchaftung aller Holzarten durch den Augenſchein ſelbſt zu zeigen. Neben ihr liegt ſowohl das Jagdzeughaus für den ganzen Thüringerwald gothaiſchen Antheils, wo die Zöglinge unter der Aufſicht des geſchickten Förſters, Herrn Hellmanns, mit den Jagdzeugen umgehen lernen werden, als auch das Herzogliche Forſtamt ſelbſt, auf dem Schloſſe Tenneberg. Dazu kommt noch die Nähe geſchickter Forſtmänner, welche ſich für das Inſtitut thätig intereſſiren, beſonders der Herr Oberforſtmeiſter von Uetterodt, welcher ſechs in der Nähe gelegene Forſte dirigirt, und bei allen Forſtgeſchäften dem Inſtitut davon Anzeige thun, und die Zöglinge gegenwärtig ſeyn laſſen wird. Der Lectionsplan iſt folgender:

Im erſten Jahr, die erſte Claſſe: 1) Recht und Schönſchreiben. 2) Practiſches Rechnen bis zur Endigung der Bruchrechnung. 3) Deutſche Stilübungen. 4) Anfangs-

*) Iſt das beſte Mittel, das ſo manchem Jäger noch anklebende rohe Betragen für die Zukunft von dieſem Stande wegzuwiſchen.

gründe der Zeichenkunſt. 5) Latein, in ſo fern es nicht nur für jeden cultivirten Stand, ſondern auch zum Verſtande der in der Forſtwiſſenſchaft vorkommenden Terminologien nöthig iſt. 6) Kenntniß einzelner Naturproducte.

Im zweiten Jahr, die zweite Claſſe, 1) Reine Mathematik, nach allen ihren Theilen, ohne Rückſicht auf Forſtwiſſenſchaft und Forſtmathematik. 2) Fortſetzung vom deutſchen Stil, Zeichnen und Latein der erſten Claſſe. 3) Syſtematiſche Naturgeſchichte nach allen drei Reichen, mit richtiger Erkenntniß der Terminologien. 4) Holztechnologie, oder Beſuchung und Erklärung aller derjenigen Handwerker, welchen der Forſtmann ſein Werk- und Nutzholz liefert. 5) Verfertigung der Herbarienſammlungen, der Holzbibliotheken, Ausſtopfen, Bücherheften und Binden.

Im dritten Jahr, die dritte Klaſſe: 1) Forſtmathematik nicht nur theoretiſch, ſondern auch praktiſch im Walde. 2) Forſtnaturgeſchichte, im Sommer Forſtbotanik und Forſtmineralogie, im Winter Forſtzoologie. 3) Forſtphyſik und Chemie, in Rückſicht der verſchiedenen Lage, der Winde, der Schwere des Holzes, der Kohlen ꝛc. 4) Oekonomiſche Forſttechnologie, von der Holzwirthſchaftung ꝛc. 5) Forſt-Kameral- und Policeywiſſenſchaft, und alles übrige, was man gewöhnlich zur höhern Forſtwiſſenſchaft zu rechnen pflegt. 6) Erklärung der Forſtrechte. 7) Praktiſcher Unterricht zur Erlernung der Jagdkenntniſſe, welcher lektionsmäßig von dem obengenannten Förſter Hrn. Hellmann gegeben wird, der auch zugleich den nöthigen Lehrbrief darüber ausfertiget.

Außer dieſen, die künftige Beſtimmung der Zöglinge unmittelbar betreffenden Wiſſenſchaften kann noch auf Verlangen gelernt werden: Franzöſiſch reden und ſchreiben; Engliſch; Muſik; Reuten; Tanzen. — Alle Wiſſenſchaften werden nach Schnepfenthäler Erziehungsmethode gelehrt; überall wird den Lehrlingen, wo es nöthig iſt, die Natur ſelbſt vor Augen geſtellt, und die Praxis lernen ſie nicht nur vom Katheder, ſondern durch Uebungen in der Natur ſelbſt.

In pädagogiſcher und moraliſcher Rückſicht wird man keinen Fleiß ſparen, durch allerlei ſchickliche Mittel, z. B. durch geführte Protokolle über ſittliches Betragen und Fort-

ſchritte in den Kenntniſſen, durch für Alter und Betragen paſſende Prämien u. ſ. w. den Zöglingen ſowohl den Unterricht zu erleichtern, und ihren Fleiß und ihre Thätigkeit zu befeuern, als auch ſie zu moraliſch guten und brauchbaren Menſchen zu machen.

Alle Uebungen und Beſchäftigungen in den Erholungsſtunden bis auf die Spiele herab, wird man in Beziehung auf die künftigen Beſchäftigungen der Jünglinge wählen. Z. B. Aufſtellung der Schneußen, der Jagdzeuge, Beiwohnung der Jagd, Birſchengehen, Scheibenſchießen u. ſ. w. kann für die Erholungsſtunden aufbewahrt werden.

Um den Beobachtungsgeiſt zu ſchärfen und die Kenntniſſe zu erweitern, können von Zeit zu Zeit größere und kleinere Forſtreiſen unternommen werden, auf welchen die Zöglinge Bemerkungen ſammeln können, die dann einen ſchicklichen Stoff zu Stilübungen geben.

Aus dem Lectionsplane ergiebt ſich, daß alle die Wiſſenſchaften gelehrt werden, welche nicht allein der Jäger und Forſtmann, ſondern auch der künftige praktiſche Cameraliſt nöthig hat, daher wird das Inſtitut auch für den letztern eine ſehr nützliche Vorbereitung auf Academien ſeyn, beſonders da die Lage der Anſtalt Gelegenheit giebt, für Unterricht in der practiſchen Baukunſt, Bergbaukunde und Oekonomie zu ſorgen.

Die Zöglinge werden vom 13ten bis zum 17ten Jahre in das Inſtitut aufgenommen, und können den oben beſchriebenen Curſum ſelbſt bei mittelmäßigen Fähigkeiten füglich in 3 Jahren endigen. Haben die Zöglinge bei ihrer Ankunft ſchon Kenntniſſe in einem oder dem andern Fache, ſo wird man ſie nach ihren Bedürfniſſen in den verſchiedenen Claſſen ordnen. Auch für diejenigen, welche ſchon die Jägerei ausgelernt haben, und ſich vielleicht nur noch in einigen theoretiſchen Kenntniſſen geſchickt machen wollen, wird geſorgt werden.

Für Unterricht, Wohnung mit Licht und Heizung, Tiſch, Wäſcherlohn, Aufwartung u. d. gl. werden jährlich 40 alte Louisd'or und 2 Louisd'or Einſchreibegeld bezahlt. Mitgebracht wird, außer der nöthigen Leibwäſche, ein Bett mit Matratze, ein ſilberner Löffel, ein Beſteck Meſſer und Gabel, 6 Servietten, 6 Handtücher. Die Kleidung der

Zöglinge iſt gleichförmig und einfach, für welche, ſo wie für den Unterricht im Reuten, Tanzen, Engliſchen u. ſ. w. auf Rechnung der Eltern geſorgt wird.

Sollten manche Eltern bloß in pädagogiſcher Rückſicht für ihre Kinder, die zu Forſtmännern oder Cameraliſten beſtimmt ſind, früher als im 13ten Jahre geſorgt haben wollen, ſo ſoll es außer dem für ihr Alter ſchicklichen Unterrichte, auch an zweckmäßiger Religionsunterweiſung nicht fehlen.

Den ausführlichen Plan, wie dieſe Anſtalt zu einer allgemeinen Forſtakademie auch für unbemittelte gedeihen kann, ſo wie die Rechenſchaft über den Fortgang derſelben will Hr. Bechſtein in dem Journale zur Erweiterung der Natur- Forſt- und Jagdkunde, welches er zugleich ankündiget, anzeigen.

So eben erſcheint noch eine neue Ankündigung einer Erziehungsanſtalt für Forſtmänner, und zwar von dem Marggräfl. Badenſchen Oberforſtmeiſter Frhrn. von Drais zu Gernſpach, welcher als ein ſehr thätiger, helldenkender und gutgeſinnter Mann bekannt iſt, und in Rückſicht ſeines Inſtituts von dem regierenden Herrn Marggrafen beſondere Begünſtigung ſich verſprechen kann. Die Ankündigung begreift im Weſentlichen folgendes.

Vorausgeſetzt, daß Forſtkultur aller Art, in den ihm anvertrauten herrſchaftlichen Waldungen ſtark, und mit dem augenſcheinlichſten Erfolg voran geht; ſo ſollen junge Leute jedes Standes, ihre Beſtimmung ſey dirigirende Forſtbeamte oder Förſter zu werden, und wenn ſie auch noch keinen Anfang von dem Forſt- und Jagdweſen hätten, ihm angenehm ſeyn, ſo fern nur deren Erziehung ſittlich und das Alter nicht unter 10 Jahren iſt.

Von dem Jagdweſen, das ohnehin in Verfall kommt, wenigſtens von der Leithundarbeit und eingerichteten Jagen, iſt bei ihm nichts zu ſehen *), wohl aber noch von Schweiß- und Hühnerhund-Arbeit das Nöthige in einigen Forſten zu erlernen.

*) Bekanntlich haben die meiſten Fürſten die die Unterthanen bedrückenden Jagden eingeſtellt.

Was aber das Forſtweſen anbelangt, ſo wird auf dem Platz, den er bedient, und der über 20000 Morgen herrſchaftliche, und eine weit größere Anzahl Gemeinde-Kirchen-und Privatwaldungen umfaßt: von Laub-und Nadelhölzern aller Gattung, und deren Nachzucht durch Saat und Pflanzung; — von Behandlung der Baumſchulen und Plantagen aller wichtigen Holzarten; — von Einſammlung und Aufbewahrung der Holzſaamen, auch eigener Anſtalt zum Ausmachen der Nadelholzzapfen; — von neuen Anlagen ganzer Waldungen, nicht minder von Waldabtrocknungen, das Erforderliche zu ſehen ſeyn.

Danebſt wird auf dem Murgfluß das Floßweſen in allen Gattungen, nämlich in Holländer, Langbauholz, Schnittwaaren und Scheiterholzflößen betrieben, wozu alle nöthige Arten Waſſergebäude vorhanden ſind. — Auch ein herrſchaftliches Magazin von 25 Gattungen behauenen Wagnerhölzer und vieler Bau-und anderer Nutzhölzer iſt ſeines Orts angelegt worden. — Endlich hat er auch ganz nahe bei Gernſpach einen Forſtgarten angepflanzt, in welchem, außer den wichtigſten in Deutſchland wachſenden Holzſorten, noch mehrere in hieſigem Klima fortkommende ausländiſche Gattungen erzogen werden, auch die Obſtbaumzucht, jedoch nur im Kleinen betrieben wird.

Er wird ſich beſtreben jungen Männern nicht nur, was zum eigentlichen Forſtweſen gehört, zu zeigen, ſondern auch der Natur und ihren mannichfaltigen Produkten mit ihnen noch ſelbſt nachſpüren, ſie den Anweiſungs-Kultur-und ſonſtigen Geſchäften beiziehen, in der Folge unter ſeiner Anleitung ſie ſelbſt Geſchäfte machen und dirigiren laſſen; überdieß Gelegenheit nehmen, ſie manche andere zur Zeit noch übel behandelte Waldungen betrachten, und den Unterſchied zwiſchen dieſen und den herrſchaftlichen Forſten ſelbſt erwägen laſſen.

Wegen der nöthigen Verbindung der Praxis mit der Theorie, werden die jungen Leute außer ſeinem mündlichen Unterricht, eine Zahl der beſten Forſtſchriften, neuere Sammlungen, nicht minder einige ins ökonomiſche und naturhiſtoriſche Fach einſchlagende Werke bei ihm zu ihrem Gebrauche vorfinden.

Haben Jünglinge einigen Unterricht in Hülfswiſſenſchaften, als im höheren Berechnungsweſen, Geometrie, Naturgeſchichte, Hiſtorie ꝛc. nöthig; ſo findet ſich hierzu ſeines Orts gute Gelegenheit. — Hr. von Drais macht übrigens keine Bedingungen aufs Ungewiſſe, ſondern erwartet, daß diejenigen, ſo bei ihm eintreten wollen, ihm zuſchreiben und dabei Nachricht geben, was ſie in Anſehung des Quartiers, der Bedienung und Beköſtigung verlangen; und ob ſie ſelbſt Reitpferde ſich halten, oder von ihm beritten gemacht ſeyn wollen, wo ſie alsdenn gleichbaldiger Antwort und billigſter Behandlung ſich verſichern können.

* * *

Aus dieſen gemachten Anzeigen der ſchon beſtehenden Forſtinſtitute ergiebt ſich, daß die Wahrheit, wie ohne Wiſſenſchaften keine Verbeſſerungen im Forſtweſen möglich ſind, bereits ſchon ziemlich allgemein verbreitet iſt, und ſich noch weiter verbreiten wird. Auch wird jeder Forſtmann mit Wohlgefallen erſehen, daß bei dieſen Inſtituten nicht, wie vormals, bloße Lehrer der Naturgeſchichte, Kameralwiſſenſchaft ꝛc. den jungen Forſtmann und Jäger leiten ſollen, ſondern nach dem allgemeinen und mehr als zu gegründet befundenen Wunſche, wirkliche Forſtmänner, durch deren Unterricht die Zöglinge, worauf es hauptſächlich ankommt, gerade diejenigen Kenntniſſe und Theile aus einer Wiſſenſchaft erhalten, welche ihnen am nöthigſten ſind, folglich mit der Anwendung einer jeden Hülfswiſſenſchaft auf das Forſtweſen vorzüglich bekannt gemacht werden. Auch Forſtbediente, welche aus eingewurzeltem Vorurtheil und nach alter Manier, gegen jede wiſſenſchaftliche Bildung noch eingenommen ſeyn möchten, werden zu dieſen Inſtituten doch wohl nun einiges Zutrauen bekommen, da hoffentlich auch bei ihnen die Vorliebe zu wirklichen Forſtmännern, als ihren Collegen, etwas beitragen wird, dieſen Männern Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Zu wünſchen iſt übrigens, daß Vorſteher der Staaten dieſe und andere etwa noch errichtet werdende Inſtitute aufs kräftigſte unterſtützen, aber auch dafür ſorgen möchten, daß diejenigen Subjekte, welche in dieſen Inſtituten mit angewendetem Eifer und Fleiß die nöthigen Kenntniſſe ſich er-

worben haben, bei vorkommenden Gelegenheiten vorzüglich vor andern angeſtellet werden; denn auf dieſe Art nur iſt es möglich, das Forſtweſen eines Landes nach und nach bis zum höchſten Flor zu bringen.

Forſtetat, Fr. L' état des forêts. Iſt eine Ueberſicht von dem Betrag der ſämmtlichen Forſtnutzungen, welchen die herrſchaftlichen Caſſen in jedem nächſtfolgenden Jahre aus den Forſten zu erwarten haben. Damit aber ein Finanz=Collegium von der Summe der reinen Einkünfte aus dieſer Quelle mit Gewißheit verſichert werde, ſo iſt erforderlich, daß in jedem Jahr zu einer gewiſſen Zeit, ein zuverläſſiges Verzeichniß aller zu erwartender Forſtnutzungen von jedem Forſtbedienten verfertiget, und bei der Behörde eingereicht werden muß.

Soll ein ſolches Verzeichniß aber ſeine völlige Richtigkeit haben, ſo wird von Seiten des Forſtbedienten erfordert, daß er den künftigen Holzſchlag — wo nämlich eine Eintheilung der jährlich zu machenden Schläge ſtatt findet — regelmäßig ausmißt und abſteckt, die darauf ſtehenden Hölzer nach ihrer beſondern Beſchaffenheit, und nach ſelbiger möglichen Beſtimmung zu Bau=Werk=Nutz=Brenn=Kohlholz u. ſ. w. aufzeichnet, nach ihrem körperlichen Inhalt berechnet, ſie in das Verzeichniß bringt, und ſo die Summe des Betrags der Hauptforſtnutzungen nach den herkommlichen Preiſen abſchließt. Sind noch Forſtbenutzungen zu erwarten, ſo müſſen ſolche ebenfalls, jedoch nie zu hoch in Anſchlag gebracht werden, damit nicht der Etat die wirkliche Einnahme überſteigt, ſondern es iſt beſſer, wenn die Einnahme höher ausfällt, als der Etat war.

Nach berichtigtem Etat der Einnahme muß nun auch die ſämmtliche Ausgabe davon abgezogen werden. Zu dieſer gehören alle Naturalabgaben, die zu Geld angeſchlagen werden müſſen, und ſämmtliche Geldausgaben, nämlich die Beſoldungen, die Holzmacherlöhne und die Koſten, welche für das Jahr auf die Holzkultur verwendet werden müſſen.

Sind auch die Ausgaben berichtiget, ſo müſſen beide, die Einnahme und die Ausgabe, gegen einander gehalten, und darnach die reine Summe beſtimmt werden, welche im folgenden Jahr von den Forſten bei der herrſchaftlichen Caſſe

zur wirklichen Einnahme kommen muß. Denn Reſte dürfen bei Forſtrevenüen eigentlich nicht ſtatt finden.

Endlich iſt es auch rathſam eine Bilance gegen den Forſtetat des vorherigen Jahres beizufügen, und im Fall ſich eine beträchtliche Vermehrung oder Verminderung ergiebt, die Urſache anzuführen, woher ſolches komme, ob eine Erhöhung des Holzes, oder beſſer beſtandene Oerter, oder was ſonſt Schuld daran ſey, um die hohe Landesbehörde auf die Folgen dieſer Verbeſſerung oder Verſchlimmerung aufmerkſam zu machen, jene, falls ſie nicht auf Bedrückung der Unterthanen hinauslaufen, zu begünſtigen, und bei dieſen in Zeiten abhelfliche Maße zu treffen. Hieraus erhellet zwar, daß dieſes Geſchäft etwas mühſam, aber auch dieſes, daß es von ausgebreitetem Nutzen iſt, und der Cammer eines Landes Gelegenheit an die Hand giebt, genaue Aufſicht über die herrſchaftlichen Waldungen zu führen.

An Orten, wo die Forſte nicht in gewiſſe jährliche Schläge eingetheilt ſind, iſt das Geſchäft etwas weitläuftiger. Denn hier muß der Chef mit ſeinen unter ſich habenden Förſtern ſich in die Forſte verfügen, und diejenigen Hölzer beſtimmen, die in dem nächſten Hieb gefällt und verkauft werden ſollen. Sonach wird auch in ſolchen Fällen der Etat unzuverläſſiger ausfallen.

Forſtfrevel. Sind ſowohl mittelbar als unmittelbar an den Hölzern in dem Forſt begangene Vergehungen. Unmittelbar geſchieht es durch wirkliches Beſtehlen des Waldes, oder Beſchädigung der Forſtbäume; mittelbar durch das Eintreiben des Viehes, und dieſes iſt dem Forſt und Staat oft weit ſchädlicher als das erſtere. In Rückſicht des allgemeinen Wohls iſt es daher nicht nur nach den Rechten erlaubt, ſondern auch nöthig, daß Forſtfrevler aller Art zur Strafe gezogen werden; ſ. Forſtverbrechen.

Forſtfrohne, Fr. Corvée foreſtière. Hierunter werden ſolche Frohndienſte verſtanden, die einer wegen eines verübten Forſtfrevels entweder mit ſeiner Hand, oder mit ſeinem Geſchirre zum Beſten des Forſtes, unter der Anweiſung und Aufſicht des Forſtbedienten leiſten muß. Dienſte dieſer Art werden geleiſtet beim Wegemachen, bei Grabenmachen, Anſaaten und Anpflanzungen. Da aber dergleichen Dienſte nur ſehr ſchlecht geleiſtet werden, auch viele

Unterſchleife dabei vorgehen können, ſo iſt es beſſer, dergleichen Verrichtungen gegen Bezahlung vornehmen zu laſſen, die Frevler aber auf eine andere Art am Leibe zu ſtrafen.

Forſtgarbe, Fr. Dîme pour le foreſtier. Iſt eine Abgabe von ſolchen Früchten, die auf einem Grund und Boden erwachſen ſind, welcher vordem mit Holz bewachſen geweſen, mit erhaltener Erlaubniß aber ausgerodet, und zu Fruchtland gemacht worden iſt. — Forſtgarbe heißt aber auch eine Abgabe, die der Zehntherr von einem Stück zehntbaren Lande, welches der Eigenthümer zu Holz machte, ſtatt deſſen ihm daran abgehenden Zehnten bekommt.

Forſtgebühren, Fr. Emolumens revenans de la forêt. Sind die Accidenzien, welche die Forſtbedienten oder deren Burſche unter verſchiedenen Namen aus den Waldungen genießen. Dergleichen ſind: Anweiſegeld, Stammgeld, Schlaggeld, Abzählgeld, Waldberappen u. ſ. w.

Forſtgeding. Iſt dasjenige Recht, nach welchem ein Forſtherr einer Privatperſon oder einer Gemeinde, entweder unentgeldlich, oder gegen einen feſtgeſetzten Preis, die Holzbedürfniſſe jährlich aus ſeinen Waldungen abgeben muß. Laſten dieſer Art haben ſich theils ſchlechte Haushälter gegen Vorausbezahlung, theils Käufer der Wälder in der Abſicht, um die Beſitzer eher zum Verkauf zu bewegen, aufgeladen. In jetzigen Zeiten, da man den Werth der Hölzer beſſer ſchätzt, werden dergleichen Accorde wohl ſchwerlich mehr eingegangen, zumal die traurige Erfahrung gelehrt hat, daß ſie den Ruin der Wälder bewirken, wenigſtens eine gute Waldbewirthſchaftung auf alle Fälle hindern. Wo ſie aber einmal ſtatt finden, müſſen ſie auch heilig erfüllt werden, wiewohl auch viele Gründe da ſind, dergleichen Abgaben und Rechte, bei ſo ſehr veränderten Umſtänden der jetzigen Zeiten gegen die vormaligen, in denen dergleichen Accorde geſchloſſen wurden, einzuſchränken und abzuſchaffen, freilich aber allemal gegen einen zu treffenden Vergleich.

Forſtgefälle, Fr. Redevances du foreſtier. Sind die Einnahmen, die von allen und jeden Waldprodukten dem Forſtherrn zu verrechnen ſind, daher auch die Gnadenholzungen zu Geld angeſchlagen werden müſſen, wenn anders ein richtiger Forſtetat herauskommen ſoll. Im Fall aber dieſe dem Werth nach angeſetzt werden ſollen, ſo verſteht

ſichs, daß auch vorher ein beſtimmter Preis unter dem Namen Forſttaxe exiſtiren muß.

Forſtgeld, Forſtzins, Fr. Cens du droit de chauffage. Iſt eigentlich ein leidlicher Werth des Holzes, und wird von denjenigen bezahlt, welchen aus den herrſchaftlichen Waldungen Holz abgegeben wird. Dieſer Forſtzins iſt nach dem Herkommen verſchieden; denn an einigen Orten erhalten die Unterthanen das Holz zu ihren Gebäuden aus dem herrſchaftlichen Forſt, ohne Forſtzins, an andern müſſen ſie den halben, an andern wieder den ganzen Forſtzins bezahlen.

Forſtgeographie. Dieſe umfaßt eigentlich alle Nachrichten von dem Zuſtande der Waldungen in den verſchiedenen Ländern, und würde, wenn ſie realiſirt werden möchte, denjenigen beſonders zu großem Nutzen gereichen, welche zur Erweiterung der Forſtwiſſenſchaft Reiſen in auswärtige Länder anſtellen wollen. Hierzu gehören genaue Forſtbeſchreibungen in ihrem ganzen Umfange, ſo wie auch die Einrichtungen der Forſtämter, die eigentliche Behandlung der Waldungen, und die Rechte der Fürſten über dieſelben, ingleichen die Holzconſumtion eines Landes überhaupt, als der beſondere Abſatz des Holzes an alle Arten von Fabriquen, ins Ausland u. ſ. w. Den Anfang hiezu hat der Herr Prof. Niemann, in ſeinem Werke: Sammlungen für die Forſtgeographie, oder Nachrichten von der wilden Baumzucht ꝛc. Altona 1791. 8. gemacht, und es wäre zu wünſchen, daß er von deutſchen Forſtmännern gründliche Beſchreibungen ihrer Waldungen erhielte, weil hierdurch noch außerdem viel Licht in der Forſtwiſſenſchaft verbreitet werden könnte.

Forſtgeräume, Fr. Bois changés en prairies. Sind eingezäunte oder offene Gras- oder Wieſenflecke, welche vormalige Forſtbedienten abzuräumen die Erlaubniß erhielten, bei den Forſten aber blieben, jedoch ſo, daß ſie zur Benutzung dem jedesmaligen Forſtbedienten als ein Stück der Beſoldung überlaſſen wurden. In den neuern Zeiten ſind ſie als Waldverderbliche Uebel in verſchiedenen Ländern mit allem Recht betrachtet, die Geräume ſelbſt wieder mit Holz angebaut worden, und den Werth der Benutzung hat man den Forſtbedienten mit Geld oder auf andere Art vergütet.

Forſtgerecht, Holzgerecht, Fr. habile en ce qui regarde les forêts. Iſt ein viel umfaſſendes Wort, und ſetzt voraus, daß derjenige Forſtbediente, welchem man daſſelbe mit Recht beilegen will, nicht nur in allen zum Forſtweſen gehörigen Wiſſenſchaften gründlich bewandert ſeyn, ſondern auch dieſelben durch Erfahrung, Aufmerkſamkeit und unermüdeten Fleiß, in ſeinem ihm anvertrauten Reviere anwenden muß. Ehemals hatte freilich das Wort Hirſchgerecht den Vorzug vor dem Forſtgerecht; jetzt aber hat ſich die Sache geändert, ſo daß derjenige Forſtbediente, welcher forſtgerecht iſt, mit Recht den Vorzug vor dem hirſchgerechten Jäger behauptet.

Forſtgerechtigkeit, Fr. Droit foreſtier. Iſt dasjenige Recht, vermöge deſſen der Eigenthümer eines Forſtes über ſein Eigenthum, den Forſt, Gewalt hat, ſelbigen allein und mit Ausſchließung anderer nicht nur nach ſeinem Gefallen zu benutzen, ſondern auch mit dem Forſt ſelbſt ſeinem eigenen Willen gemäß, zu ſchalten und zu walten, in ſo fern beides nicht etwa durch Geſetze und Verträge eingeſchränkt worden. So kann durch beſondere Landesgeſetze etwas vorgeſchrieben worden ſeyn, z. B. wegen Veräußerung der Jagden oder Wälder ꝛc.

Die Rechte, vermöge deren der Eigenthümer befugt iſt, ſeinen Forſt zu benutzen, ſind mancherlei, ob ſie gleich alle von dem Grundſatze, vermöge deſſen dem Eigenthümer, das Seinige auf alle ihm beſtmögliche und beliebige Art zu benutzen, frei ſtehet, abſtammen, und ſo verſchieden ſind, als verſchieden der Nutzen der Forſte nur ſeyn kann. Die wichtigſten und gewöhnlichſten dieſer Rechte, ſind in Anſehung der Benutzung der Wälder folgende. Das Holzungsrecht, das Recht der Eichelleſe, das Recht Nüſſe zu pflücken, Holzſaamen, wildes Obſt, und dürres Laub zu ſammeln, grünes Laub zu ſtreifeln; das Graſungs- Trift- Huth- Weide- und Maſtungsrecht, wie auch das Recht zur Aufſicht über die Waldungen Holzwärter und Förſter zu beſtellen.

Von erſterm iſt ſchon unter Abholzen und Eichelleſen geſagt worden; hier alſo nur noch von der Graſungs- Huth- Weide- und Maſtungsgerechtigkeit. Dieſe wollen einige Rechtslehrer dem Eigenthümer des Waldes nicht ſo geradezu

einräumen, ſondern machen den Unterſchied, ob demſelben auch zugleich das Forſtrecht zuſtehe oder nicht, und bloß im erſtern Fall ſchreiben ſie dieſe Rechte dem Eigenthümer des Waldes, im letztern aber demjenigen zu, der das Forſtrecht erworben habe. Ein ſolcher Unterſchied kann aber auf keine Weiſe ſtatt finden, ſondern die Rechte, welche aus dem Eigenthum des Waldes entſpringen, erſtrecken ſich auch bis auf die Graſungs- Huth- Weide und Maſtungsgerechtigkeit, und überhaupt auf alle und jede Nutzungen, welche aus dem Walde gezogen werden können; in Anſehung aller deren der Waldeigenthümer, als Herr des Grundes und Bodens, von niemand beeinträchtiget werden darf.

Ob nun zwar alle dieſe Rechte dem Eigenthümer des Waldes in der Regel ganz allein und mit Ausſchließung aller anderer zuſtehen, ſo lehret jedoch die tägliche Erfahrung, daß nichts gewöhnlicher ſey, als daß ſolche durch andere in fremden Wäldern erworben und hergebracht werden; denn ſo haben nicht nur ſehr oft Privatperſonen, ſondern auch ganze Gemeinden alle dieſe Rechte in fremden, ſowohl landesherrlichen, als Commun- und Privatwäldern hergebracht. Jedoch ſind die Grundſätze, nach welchen die deshalb entſtandenen Streitigkeiten entſchieden werden müſſen, nicht in dem Forſtrecht zu ſuchen, ſondern aus andern Theilen der Rechtsgelahrheit herzunehmen. Hauptſächlich finden hier die Grundſätze von den Dienſtbarkeiten ihre Anwendung, weil alle dieſe Gerechtſamen, deren Ausübung der Eigenthümer des Waldes Fremden geſtatten muß, nichts anders als Dienſtbarkeiten (Servituten) ſind; oder vielmehr weil derſelbe ſolche vermöge der ihm oder ſeiner Waldung obliegenden Dienſtbarkeit zu leiden verbunden iſt.

Jedoch iſt hier vornehmlich nur noch zu bemerken, daß wenn jemand ſich ein Recht erworben, mit ſeinem Viehe einen fremden Wald zu behüten, derſelbe dennoch, wenn das Gehölz gehauen, verbunden ſey, den Wald eine Zeitlang, und zwar mit dem Schaafvieh, 4 bis 5, und mit dem Rindvieh 6 bis 8 Jahr (überhaupt ſo lange, bis der junge Anwuchs dem Vieh aus dem Maule gewachſen) zu meiden; wie denn auch derjenige, welchem die Graſungsgerechtigkeit in eines andern Holzung zuſtehet, die Verbindlichkeit auf ſich hat, in einigen, und wenigſtens in 3 Jahren, nicht

darin zu graſen, damit ſolches zuvörderſt wieder erwachſen und an den jungen Lohden kein Schaden geſchehen möge.

Es pflegen auch dieſe Zeiten, innerhalb deren die gehauenen Waldungen weder mit dem Vieh betrieben noch begraſet werden dürfen, in vielen Ländern beſonders vorgeſchrieben zu ſeyn, und zwar iſt dieſes eine höchſtnöthige Vorkehrung, weil dergleichen Servituten oft zu ſehr gemißbraucht werden, und die Anziehung des Holzes nach wirthſchaftlichen Grundſätzen ſehr erſchweren. Zudem lehrt die Erfahrung, daß dergleichen vorgebliche Rechte oft nur erſchlichen, oder widerrechtlich erworben worden, daher in ſolchem Fall es wohl nicht wider die Billigkeit läuft, auf deren Aufhebung zu dringen, oder, ſo fern es nicht thunlich iſt, wenigſtens durch neue zu machende Verträge eine Ausgleichung zu bewirken zu ſuchen, oder endlich, im Falle der Weigerung, ſolche Mittel vorzukehren, daß durch die bleibenden Servituten dem Forſte ſo wenig Schaden zugehe, als möglich iſt.

Forſtgericht, ſ. Forſtamt.

Forſtgerichtbarkeit, Lat. Jurisdictio foreſtalis. Fr. Jurisdiction de forêtière. Iſt diejenige Gerechtigkeit, nach welcher eine Landesobrigkeit befugt iſt, die Forſtſachen zu erörtern, zu entſcheiden, und die Erkenntniſſe zur Ausführung zu bringen oder zu vollſtrecken. Dieſe Befugniß entſpringt aus der Landeshoheit und insbeſondere aus der forſtlichen Obrigkeit (ſ. Forſtregal), ſo daß lediglich von derſelben abhängt, ob beſondere Gerichte, Forſtcollegien, Forſtämter, Forſtgerichte, Forſt- und Jagdcanzleien zu Ausübung dieſer Gerichtbarkeit beſtellet werden ſollen, oder nicht. Dieſem nach ſteht der Landeshoheit auch die Macht zu, dieſen Gerichten mehr oder weniger Gewalt beizulegen. Wenn ihnen ohne Unterſchied die Forſt- oder Holz- und Jagdſachen untergeben worden, ſo müſſen alle Klagen und Beſchwerden, die ſolche betreffen, bei ihnen angebracht werden, und der Beklagte, wenn er auch ſonſt in Anſehung ſeiner Perſon einem andern Gerichtsſtande unterworfen iſt, kann ſich nicht entbrechen, in Forſtſachen vor dieſem Gerichte Recht zu nehmen.

Die Gewalt, welche den Forſtgerichten beigelegt worden, und diejenigen Sachen, welche zu der Forſtgerichtbarkeit gehörig und derſelben unterworfen ſeyn ſollen, ſind

öfters in den Forſtordnungen, (ſ. Forſtgeſetze), oder auch in andern Landesgeſetzen, oder aber in beſondern für dieſe Gerichte entworfenen Inſtructionen enthalten, welche in allen Stücken zu befolgen, keineswegs aber zu überſchreiten ſind; beſonders aber muß ſolches ſtatt finden, wenn dieſe Gewalt ausdrücklich und wörtlich beſtimmt worden. Wenn hingegen die Jagd und Wälder betreffende Sachen dergleichen Gerichten überhaupt übertragen, und deren Macht auf keine Weiſe eingeſchränkt worden, ſo werden ſolche auch ſämmtlich vor denſelben erörtert und entſchieden. Daß die Forſtverbrecher darunter mit begriffen ſind, verſteht ſich von ſelbſt.

Den Forſtgerichten pflegen gewöhnlichermaßen auch die Forſtbediente nicht nur in Forſtangelegenheiten, ſondern auch in allen übrigen und Perſonalſachen unterworfen zu ſeyn, und ſo ſind auch die Weiber, Kinder, Wittben und Geſinde der Forſtbedienten, ſich in den Forſtgerichten zu ſtellen und Recht zu nehmen verbunden. Außer dieſen Perſonen ſind beſagten Gerichten zuweilen auch noch andere unterworfen, z. B. Jagdſchneider, Jagdſeiler, Büchſenmacher ꝛc. Uebrigens verſtehet ſichs von ſelbſt, daß die Forſtgerichte in Abſicht auf andere ihrem Gerichtszwange nicht unterworfene Sachen und Perſonen ſich ſo wenig eine Unterſuchung und Erörterung als Entſcheidung anmaßen dürfen. Es muß auch ſolches alsdenn gelten, wenn dergleichen Sachen auch wirklich einige Beziehung auf den Forſt hätten, weil ſie dem ohnerachtet ihrer ordentlichen Obrigkeit unterworfen bleiben. Da aber den Forſtgerichten fides publica ſo wenig als andern Gerichten abzuſprechen iſt, ſo können Perſonen, welche dem Gerichtsſtande der Forſtgerichte nicht unterworfen ſind, dennoch Teſtamente und andere letzte Willenserklärungen bei beſagten Judiciis allerdings rechtsgültig inſinuiren.

In Ländern, wo zu Ausübung der Forſtgerichtbarkeit keine beſondere Gerichte angeſetzet worden, da gehören die Forſtſachen vor die ordentlichen Obrigkeiten, und müſſen daſelbſt — gewöhnlich aber in Beiſeyn eines obern und der untern Forſtbedienten, jedoch nur als Auſcultator und letztere als reſp. Denuncianten — unterſucht und geſchlichtet werden; wie denn auch die Forſtbedienten, wenn ſie nicht

etwa einem privilegirten Gerichtsſtand unterwürfig, den ordentlichen Richter ebenfalls für ihre Obrigkeit anzuerkennen verbunden ſind.

Wenn eigene Gerichte zu Schlichtung der Forſtſachen beſtellet und angeſetzet worden, ſo pflegt die zweite Inſtanz bei den Domainen-Cammern zu ſeyn. In dem Falle hingegen, wenn dieſe Angelegenheiten vor den ordentlichen Gerichten betrieben werden, ſo machen gewöhnlich auch die ordentlichen Ober-Juſtiz-Collegien, darin die weitern Inſtanzen aus. Nicht ſelten pflegen auch ſowohl Forſtſachen, als Forſtbediente, den Cammern in der erſten Inſtanz unterworfen zu ſeyn; zuweilen aber ſtehen die Forſtbedienten in Dienſtſachen zwar unter den Domainen-Cammern, in andern Sachen aber bleiben ſie dem ordentlichen Richter unterwürfig. Ueberhaupt pflegen die das Forſtweſen betreffenden Einrichtungen beinahe in allen Ländern verſchieden zu ſeyn.

Wenn indeſſen das Forſtweſen ein Gegenſtand der allgemeinen Landeswohlfahrt iſt, ſo iſt nöthig, daß daſſelbe mit Zuziehung aller derer, die die Staatswirthſchaft zu beſorgen haben, dirigirt werde, weil, wenn die Staatswirthſchaft ordentlich gehen ſoll, Theile zum Ganzen nicht fehlen dürfen. Daher, wenn in einem Lande ein Forſtcollegium angeordnet wird, ſo muß daſſelbe aus Regierungs-Finanz- oder Cammer- und Polizeiräthen beſtehen, welche mit Zuziehung der obern Forſtbedienten und eines Sekretairs die Oberaufſicht und Direktion des ganzen Forſtweſens zum gemeinen Beſten beſorgen.

Forſtgeſchichte, Fr. Hiſtoire de ce qui regarde les forêts. Da aus der allgemeinen Weltgeſchichte mehr als zu deutlich erhellet, daß Deutſchland unter diejenigen Länder gehört, welche erſt ſpät kultivirt worden ſind; um ſo gewiſſer kann man auf diejenige Zeit zurückgehen, zu welcher man darauf dachte, Sachen zu berückſichtigen, die auf Waldungen oder Forſtweſen einigen Bezug hatten. Deutſchland war nämlich vor etwa 100 Jahren nach der chriſtlichen Zeitrechnung faſt ganz noch Waldung; denn Städte und Dörfer waren noch unbekannte Dinge, und Moräſte, Sümpfe und undurchdringliche Waldungen bewirkten einen faſt allgemeinen Winter.

Dieſe große, faſt durch ganz Deutſchland ſich erſtreckende, Waldung war den Römern unter dem Namen Sylva Hercynia bekannt, und die Deutſchen nannten ihn Harz- oder Schwarzwald. Ueberbleibſel dieſes ungeheuern hercyniſchen Waldes ſind noch heut zu Tag die Salzburger und Tyroler Wälder; der Schwarzwald; der Anſpacher oder Nürnberger Wald; der Steigerwald; der Odenwald; der Speſſart; der Weſterwald; der Harzwald; der Thüringerwald; der Fichtelberg; der Böhmiſche und Obergebirgiſche Wald und das Rieſengebirge.

Dieſe ungeheuren Waldungen ſuchten die alten Deutſchen aus zweierlei Urſachen zu erhalten. Eine der vornehmſten war, daß die ganze Nation mehr dem Krieg als Ackerbau ergeben war, und ſich wegen zu beſorgenden Ueberfällen ihrer Benachbarten, mit denen ſie immer zu kämpfen hatten, dadurch in einen guten Vertheidigungsſtand ſetzen konnten. Denn, wenn alles verlohren gieng, zogen ſie ſich in dieſe Wälder und Moräſte zurück, wo es unmöglich war, ihnen beizukommen. Zu dem Ende hatten ſie auch an den Hauptgränzen einiger Wälder Landwehren angelegt, wovon noch jetzt Spuren gegen das Eisfeld zu, und in Thüringen vorhanden ſind.

Die zweite Urſache beruhete auf religiöſen Abſichten, indem ihnen gewiſſe Haine, in welchen ſie ihre Gottheiten zu finden glaubten, heilig waren. Dergleichen heilige Wälder wurden dergeſtalt gehegt, daß niemand einen Zweig, viel weniger einen Baum abhauen durfte, aus Furcht, die darin wohnende Gottheit zu beleidigen, daher dieſe Wälder ſehr finſter, düſter und ſchauerhaft geworden ſind. Sogar die Vögel und Thiere, ſo ſich in dergleichen den Göttern gewidmeten Wäldern aufgehalten, hat man für heilig geachtet, und ſolche zu beſchädigen oder zu tödten verboten. Dieſe abergläubiſche Verehrung der Wälder hat ſich noch bei dem ausgebreiteten Chriſtenthume fortgepflanzt, und in den neuen Zeiten waren Forſte zu finden, wohin kein Vieh getrieben werden durfte, damit dieſelben dadurch nicht entheiligt würden.

So war alſo Deutſchland vor ohngefähr 1500 Jahren noch ein Wald, deſſen Größe und Umfang den Römern unerforſchbar blieb. Mit Ausbreitung des Chriſtenthums

aber, wurden dieſe ungeheuern Waldungen zum Theil zerſtört, Moräſte und Sümpfe ausgetrocknet, Flüſſe in ordentliche Beete geleitet, und das Land überhaupt kultivirter gemacht. Ganze Landſtriche gab man unentgeldlich aus, um ſie in Aecker und Wieſen zu verwandeln, ohne auf ein gleichmäßiges Verhältniß Bedacht zu nehmen. Durch häufige Kriege und Unruhen in Deutſchland, durch Anlegung ganzer Städte, Dörfer und Flecken, wurden endlich die Wälder zum größten Nachtheil der Länder ſo verwüſtet, daß man ſchon im vierten Jahrhundert auf deren Erhaltung bedacht zu ſeyn anfieng. Die ſaliſchen und ripuariſchen Ordnungen z. B. wollten in den Wäldern kein Feuer noch Beſchädigung der Bäume mehr leiden; die Alemanier verboten in Wäldern die Heide abzubrennen. Die Bojoarier hielten auf Maſttragende Bäume, und die Longobarden über die Eichbäume ſehr genaue Aufſicht.

Die bis zu dieſer Zeit noch übrig gebliebenen großen Wälder haben die Fränkiſchen Kaiſer an ſich gezogen, zu gehegten Forſten gemacht, und dazu Forſt- und Waldbediente angeſtellt. Da aber die Wälder in dieſen Zeiten noch wenig Nutzen brachten, ſo wurden ſie zum Theil den vorigen Beſitzern eigenthümlich überlaſſen, theils den in Hofbedienungen ſtehenden Perſonen, ſtatt der Beſoldung, oder dem hohen Adel wegen treu geleiſteter Dienſte übergeben, und damit belehnt.

Nach Abgang des fränkiſchen Kaiſerthums, und als die Deutſchen anfiengen, ihre Kaiſer aus dem hohen Adel zu wählen, die kaiſerlichen Rechte einzuſchränken, und ſelbige mit den Reichsſtänden, Fürſten und Grafen zu theilen, ſo bemächtigten ſich dieſe, da ſie von den Kaiſern keine Beſoldung erhielten und ſich unter andern aus dem Gebrauch der Wälder nähren mußten, durch die Nutzung derſelben endlich auch des Eigenthums, welches ſie in der Folge ſogar erblich erhielten.

Als das Anſehen der deutſchen Reichsſtände mit dem Abgange des letzten deutſchen Kaiſers vor dem Interregno immer mehr und mehr wuchs, ſuchten ſie ſich auch im Beſitz des Forſtrechts feſt zu ſetzen. Die vornehmſten gelangten zu ihrer Hoheit, und die kleinen Stände trugen ihre Erbgüter den Mächtigen zu Lehn auf, verſchiedene Kloſtergüter

geriethen in die Herrſchaft der Fürſten und Herrn, und ſo kam nebſt andern Regalien auch das Forſt- und Jagdregale an die Stände des Reichs.

Die nachherigen Kaiſer aus dem Hauſe Habsburg, welche wenig Regalien für ſich fanden, konnten nicht mehr mit Verſchenkung der Reichsgüter, worunter auch die Reichswaldungen gehörten, ſo freigebig ſeyn. Hingegen verſchenkten, verliehen und beſtätigten die Reichsfürſten, den Klöſtern, Adel und andern Perſonen verſchiedene Waldungen und Jagden. Auf dieſe Art ſind alſo die vielen Waldungen Deutſchlands unter viele hohe und kleine Herrſchaften gerathen und unter viele vertheilt worden.

Die erſten Spuren einer Forſtwirthſchaft findet man ſchon bei den Römern, welche, als ſie Deutſchland zu bekriegen und zu unterjochen ſuchten, auf die Erhaltung und Fortpflanzung gewiſſer Arten Bäume bedacht waren. So wurden zu Julius Cäſars Zeiten in Deutſchland obrigkeitliche Perſonen niedergeſetzt, welche für die Waldung Sorge tragen ſollten, damit es der Flotte nicht an Holz gebräche. Auch das Pflanzen gewiſſer Bäume fiengen die Römer an. In dieſer Rückſicht iſt dasjenige merkwürdig, was Herr von Carlowitz von dem Ahorn ſchreibt, daß nämlich dieſer Baum über das Joniſche Meer, aus der Inſel Dyomedes nach Sicilien, ferner nach Italien und von da nach Deutſchland gebracht worden ſey. Die Römer hätten ſo viel auf dieſen Baum gehalten, daß ſie kleine Luſtwälder davon angelegt, wodurch die Deutſchen aufgemuntert worden wären, ſie auch noch weiter fortzubringen. Wenn dieſes gewiß iſt, ſo iſt zu verwundern, wie in der Folge dieſer löbliche Eifer ſo gänzlich erloſchen; denn bis zum 13ten Jahrhunderte findet man in Deutſchland weiter keine Spuren einer Forſtwirthſchaft, keine Geſetze, keine Verordnungen, welche auf Erhaltung der Wälder abzwecken. Allein in dem darauf folgenden Jahrhundert gab nicht nur einreißender oder zu befürchtender Holzmangel, ſondern auch, wie zu vermuthen iſt, die damals allgemein herrſchende Paſſion zur Jagd, die erſte Veranlaſſung zu einer gewiſſen, aber freilich noch ſehr fehlerhaften, Bewirthſchaftung der Wälder.

Daß hiezu ſonderlich die Paſſion zur Jagd mit Anlaß gab, läßt ſich daher glauben, weil damals durch verheeren-

de Kriege, durch das beſtändige Morden der Menſchen, die Bevölkerung in Deutſchland ſehr geſunken, Manufacturen und Fabriken noch nicht im Flor geweſen, und das Kaufen des Brennholzes, oder einzelner Stämme eine faſt noch unbekannte Sache war. Kurz, der Wald war als Zweck, und der Forſt als Mittel angeſehen. Man ſchätzte daher in den damaligen Zeiten den Werth der Wälder faſt einzig und allein nach dem Wildſtand, oder nach den wilden und jagdbaren Thieren, die ſich in größerer oder geringerer Menge darin aufhielten, weil ſich Kaiſer und Könige, Fürſten und Grafen — Abneigung gegen alle Arten von Wiſſenſchaften war damalen ſehr groß, und etwas zu wiſſen war beſonders für Standesperſonen eine Schande — kein größeres Vergnügen, keine angenehmere und ihrem Stande angemeſſenere Unterhaltung zu verſchaffen wußten, als mit der Jagd. Als aber durch verheerende Kriege und durch verſchwenderiſchen Holzgebrauch der Menſchen die Waldungen um die benachbarten Städte und Schlöſſer dünne, oder große Diſtrikte ganz ruinirt wurden, zog ſich auch das Wild mehr in entferntere und in Gebirgs-Forſten, wodurch alſo auch die Jagd beſchwerlicher und für große Herren gefahrvoller wurde. Dieſes nun zu verhindern und das Vergnügen großer Herren dauerhaft zu machen, ergiengen für verſchiedene Gegenden Verordnungen, welche den fernern Verwüſtungen der Wälder Gränzen ſetzten.

Die erſten Spuren einer Art Forſtwirthſchaft findet man alſo zu Anfang des 14ten Jahrhunderts. Zu ſelbiger Zeit nämlich, wurden von den römiſchen Kaiſern, die ſich damals das Eigenthum aller Forſten anmaſeten, beſondere Forſtgerichte angeordnet. Sie wurden auch Maygerichte, Förſtergedinge, Förſtergerichte, Rügegerichte, Holzgedinge, Wrogengerichte genannt, und hatten die Eidesleiſtung der Forſtbedienten und die Beſtrafung der Forſtfrevler zum Endzweck. Eines der berühmteſten war das Forſtgericht zu Nürnberg, welches ſich vornehmlich über den Sebaldswald erſtreckte. Es hatte zu Beiſitzern die ſechs vorderſten Rathsherren, als Waldherren, dann 12 Schöppen und 2 Conſulenten.

Ein anderes bekanntes Forſtgericht war das zu Langen, unweit Frankfurt, welches Ludwig der Bayer über den drei

Eichenwald verordnete. Es wurde im Mai von dem Fauth von Münzenberg, dem Schultheiß von Frankfurt und einem Forſtmeiſter gehalten; der letztere mußte es 14 Tage vorher ankündigen. So kommt ferner vor das Holzgericht von Osnabrück, welches ſeine beſondere Ordnung hatte, und noch 1582 gehalten wurde. So wurde 1574 zu Gläue auch ein Holzgericht in der Kirche auf dem Chor gehalten, weil der Regen es an der gewöhnlichen Stätte nicht halten ließ. Ein anderes bekanntes Holzgericht war dss Märkergeding zu Oberüſel im Heſſiſchen, und noch ein anderes iſt das Seulberger und Erlebacher, das 1493 gehalten wurde. Noch ein Forſtgericht (Wrogengericht) beſtehet im Hannöveriſchen aus einem Rath der königlichen Cammer, einem Oberforſtmeiſter, Oberförſter, Förſter mit Zuziehung der Forſtknechte, aus dem Beamten des Orts und aus einem Actuarius. Am Tage dieſes Gerichts ſind alle Forſtfrevler citirt, und der Wrogegerichtscommiſſarius mit dem Oberforſtmeiſter entſcheiden nun in Gegenwart der Frevler über die geſetzte Strafe.

Ueberhaupt waren die Holzgerichte im 16ten Jahrhundert in dem Niederſächſiſchen ſehr gewöhnlich. Sie beſtanden vornämlich aus dem Holzgrafen oder Oberſtbexe, Unterholzgrafen, Malleuten, und Markgenoſſen. Die münſterſche Landgerichtsordnung vom Jahr 1571 giebt einige nähere Nachricht von der Verfaſſung dieſer Holzgerichte. Es wird daſelbſt verordnet, daß jährlich einmal Holzgericht gehalten, und ſolches von der Kanzel verkündiget werden ſoll. Es beſtellet den Landesförſter zum oberſten Erbexen in den Marken, es ordnet und ſetzt die Strafen auf Schreckenberger, und befiehlt das Pflanzen und Säen der Holzmarken u. ſ. w.

Die erſte oder älteſte bekannte Waldordnung iſt im Jahr 1309 vom Kaiſer Heinrich dem VII. erſchienen, und befiehlt, daß der vor 50 Jahren durch Brand ausgerottete und zu Kornfelder umgeſchaffne Nürnberger Wald, wieder in den vorigen Stand mit Bäumen beſetzt werden ſoll; und daſſelbe Mandat iſt im Jahr 1310 unter Bedrohung harter Strafe wiederholt worden. Außer dieſem erſchienen in dieſem Jahrhundert keine fernere Forſtverordnungen, indeß aber die Wälder immer ihrem Untergange näher kamen.

Daher zogen mit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts die deutſchen Fürſten und Grafen das Forſtregale ſelbſt an ſich, und die Kaiſer überließen es ihnen erblich. Alsdann erſchienen in verſchiednen deutſchen Ländern heilſame Forſt-Verordnungen, die aber mehrentheils nur die Rechte der Forſtbedienten, und die Beſtrafung wegen Forſtfrevel beſtimmten. Von Anpflanzung der Wälder findet man noch wenig, von der Anſaat derſelben aber noch gar keine Spuren.

Im 16ten Jahrhundert legten die vorgenannten Förſtergedinge den Grund zu den heut zu Tag in jeder deutſchen Provinz befindlichen Forſt- und Jagdordnungen. Der Holzmangel ſcheint in dieſem Zeitalter empfindlicher zu werden, weshalb einige hierher gehörige Punkte ſelbſt vor den Reichstag kamen, welcher die Holzſparkunſt und die Bemühungen der Erfinder zu begünſtigen ſuchte.

Die älteſten Forſtordnungen, welche in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts erſchienen ſind, tragen alle noch fürchterliche Kennzeichen der damaligen Wildheit und Unruhen der Zeiten an ſich. Sie gehen mehrentheils wider das Anſtecken der Wälder, gegen das Abbrennen der Haiden, Ausroden der Hölzer zu Felder, gegen die Beſchädigungen derſelben durchs Vieh, gegen andere ſchädliche Gewohnheiten und Aberglauben, auf die Beſtimmung des Holzpreiſes und auf die Jagd.

Unter die älteſten Forſtordnungen gehört die Markgräfliche Brandenburgiſche im Fürſtenthum Unterhalbgebirgs vom Jahr 1531. und die Holzordnung des Churfürſten Joachims vom Jahr 1547. In der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts fielen hingegen ſchon große Veränderungen im Forſtweſen vor. Es erſchienen in Deutſchland mehrere Forſtordnungen, und die ſchon vorhandenen wurden beſtimmter, genauer und mehr nach den Grundſätzen einer guten Oekonomie eingerichtet. So verordnen die bisher erſchienenen Forſtordnungen, daß das gefällte Holz zu einer beſtimmten Zeit aus dem Haue geſchafft, daß auf jedem Schlag eine gewiſſe Anzahl Saamentannen ſtehen bleiben ſoll.

Man ſuchte der Huth- und Trift-Gerechtigkeit Schranken zu ſetzen. Man machte Einrichtungen in dem Rech-

nungsweſen über die Holzwirthſchaft, ſetzte Verordnungen feſt wegen Afterſchlägen, Windfällen, Schneebrüchen, wegen des Nutzholzes; ferner wegen Haltung der Ziegen, wegen des Baſtmachens, Baum- und Rindenſchälens, auch Hirtenfeuers, wegen Holzleſen, Streurechens, Holzſtraſen u. ſ. w. Auch die künſtliche Holzanſaat wurde in einigen Ländern angeordnet; allein die deshalb hie und da angeſtellten Verſuche ſind von keinem glücklichen Erfolge geweſen, und daher in dieſem Zeitalter nicht weiter fortgeſetzt worden. Man war noch zu wenig mit den Grundſätzen bekannt, worauf ſich dieſelbe gründet; denn die Unwiſſenheit der Jäger war in dieſen Kenntniſſen zu groß, als daß man von ſelbigen etwas Gutes erwarten konnte, und an ihre Bildung dachte man noch nicht. So egte und pflügte man den Tannenſaamen unter, nachdem man ihn zuvor nur ganz dünne ausgeſäet hatte. Die Eicheln wurden mit Korne in gepflügte und wohl gedüngte Aecker geſäet, und was aufgegangen, ſorgfältig beſchnitten. Das Misrathen dergleichen Anſaaten ſchien den rohen Jägern hinlänglicher Grund, ſie ganz für unnütz zu halten, und ſie glaubten ſteif und feſt, daß ſich die Natur hierin nicht meiſtern laſſe.

Der Holzmangel des 17ten Jahrhunderts bewirkte ſchon eine beſſere, aber freilich noch nicht gründliche, Bewirthſchaftung der Forſten. Die Fürſten thaten ihrer Seits und ihrer Meinung nach hierin alles, was ſie zur Aufnahme ihrer Wälder thun konnten. Dieß beweiſen wenigſtens die vielen einzelnen Verordnungen und die verbeſſerten neuen Forſtordnungen, welche zu ſelbiger Zeit in vielen Ländern erſchienen ſind. Sie gehen alle auf die Erſparniß und Erſetzung des Abganges des Holzes; ſie unterſagen den Fuhrleuten, neue Wege in den Gehölzen zu machen, wodurch das junge Holz ſehr verderbt wird, und befehlen an den Orten, wo das Holz abgehauen, eine gewiſſe Anzahl Laßreißer ſtehen zu laſſen. Das Harzen wurde in vielen Ländern ganz unterſagt; es durfte nur in den ſchon angebrochenen Fichtenwäldern geſchehen, aber weiter kein neuer angebrochen werden. Den Holzverwüſtungen wurde durch das Verkohlen Einhalt gethan. Das Wiedenſchneiden durfte nur in Haſeln und Weidenholze gebraucht werden. Das Maienhauen und Spießruthenſchneiden wurde bei Strafe

in den Birkenwäldern verboten. In einigen Ländern, namentlich im Sächſiſchen, Hennebergiſchen, wurde das Bauen mit Steinen, und die Aufhebung der Schindeldächer anbefohlen. Die Gehaue des harten Holzes wurden 6 Jahre vor Viehtrift verſchont, und die vom weichen 10 Jahre. Auch wurde in den jungen Hauen unter 8 Jahren, ehe ſie wieder in die Höhe wachſen, mit Sicheln zu graſen verboten, u. ſ. w.

So ſehr man aber auch für die Erhaltung und das Aufkommen der Forſten Sorge trug, ſo ſind doch in Rückſicht der Holzanſaat in dieſem Zeitalter noch keine beträchtliche Fortſchritte gemacht worden. Man hatte von der Fortpflanzung der Holzarten überhaupt noch zu dunkle und falſche Begriffe, und glaubte, daß verſchiedene Bäume, z. B. Erlen, Birken, Weiden gar keinen Saamen trügen, folglich nur durchs Verpflanzen der Zweige und Wurzeln fortgepflanzt werden könnten; anderer Albernheiten zu geſchweigen. Hingegen ſcheint man damals ſchon mehrere Kenntniſſe von dem ökonomiſchen Gebrauche oder von der Nutzung des Holzes gehabt zu haben, welches die ökonomiſchen Schriften der älteſten Schriftſteller zeigen.

Nächſtdem hielte man ſehr viel auf die Beſtimmung der rechten Zeit zum Holzfällen, daher auch die Holzhauer vor Zeiten in großem Werthe geſtanden. Die Alten richteten ſich dabei einzig und allein nach dem Laufe des Mondes, und ſchrieben ihm große Wirkungen auf die Dauer und Feſtigkeit des Holzes zu. In dieſer Rückſicht wurde faſt überall als unveränderliche Regel feſtgeſetzt, daß das Bauholz im Januar oder December bei abnehmendem Monde gefällt werden ſolle. Nach andern ſoll es Nachmittags geſchehen, und wenn kein Südwind wehet. Das Brennholz hingegen ſoll gleich nach dem Vollmond gehauen werden. Wird man zu dieſer Zeit durch andere Geſchäfte, oder aus Mangel an Holzhauern daran verhindert; ſo empfehlen die Alten die Bäume auch im Sommer, aber nur bis auf den Kern ſägen, und die andere Hälfte ſo lange unverletzt zu laſſen, bis der Saft durch die gemachte Wunde ausgelaufen, damit keine Gefahr einer dadurch leicht entſtehenden Fäulniß des Holzes mehr zu befürchten iſt.

In dem jetzigen Jahrhunderte, wo der Holzmangel in Deutſchland allgemeiner wurde, wo viele Fabriken und Gewerbe, hoch geſtiegener Luxus, das Flößen der beſten Holzſorten in auswärtige Länder ꝛc. ungeheure Quantitäten Holz verlangten, war die Sorge für das Forſtweſen um ſo nöthiger, daher man mit dem größten Ernſte darauf Bedacht nahm. Erſt in dieſem Jahrhundert fieng man an, Wälder nach richtigen Grundſätzen anzuſäen, Holzſaamen zu ſammeln; und je mühſamer das letztere, ſonderlich bei den Nadelhölzern iſt, deſto mehr dachte man auf die Erleichterung deſſelben, und machte allerhand hiezu dienliche Erfindungen. Man legte ferner Saamen- oder Baumſchulen von wilden Holzarten an, vorzüglich war man auf die Vermehrung der Eichwälder bedacht, und errichtete zu ihrer Erſetzung viele Eichelkämpe. In einigen Ländern wurde der Landmann zu Anſaaten durch Prämien aufgemuntert. In andern Provinzen übergab man dem Forſtbedienten gedruckte Anweiſungen, wie die vorzüglichſten Holzarten angeſäet und angepflanzt werden ſollten, und hielt es überhaupt für nöthig, daß hierin jedweder nach einer auf den Grundſätzen der Phyſik gegründeten Weiſe verfahren müſſe.

Außer dem ſorgfältigen Anſäen und Anpflanzen wüſter Forſten, hat man in der Mitte dieſes Jahrhunderts zur Vorbeugung und Abwendung des Holzmangels, ſonderlich auch auf den Anbau ſchnell wachſender Holzarten Rückſicht genommen, und zu dem Ende in Deutſchland die Kultur der italiäniſchen Pappeln, der Lerchenbäume und verſchiedener Nordamerikaniſcher Holzarten einzuführen und allgemeiner zu machen geſucht.

Aber nicht allein durch wirkliche Anpflanzung und Vermehrung der wilden Baumzucht, nicht bloß durch beſſere Bewirthſchaftung der Forſten, ſondern auch durch verſchiedene Holzſparkünſte ſuchte man die Wälder zu ſchonen, die Wirthſchaft darin zu beſſern, und dadurch den jungen Nachwuchs und die Anpflanzungen zu ſchätzen. Es gehören hierher vorzüglich die Erfindungen holzſparender Oefen; die nähere Unterſuchung der Theorie der Oefen, um die Wirkung des Feuers beſſer zu leiten und zu benutzen.

Unter die Mittel, dem Holzmangel vorzubeugen und abzuwenden, gehört auch die Aufſuchung des Torfs und der

Steinkohlen. In vielen Gegenden hatte ſchon längſt die Noth beiden einen großen Werth gegeben; allein in andern waren ſie bisher nicht ſo geachtet worden. Herr von Carlowitz und nachher Herr von Lange waren die erſten, welche Deutſchland auf den Torf und deſſen Gebrauch zur Feuerung aufmerkſam machten.

In der Verkohlung der Hölzer, oder vielmehr der rechten Art, dabei zu handeln und zu verfahren, glaubte man ein neues Mittel entdeckt zu haben, dem Holzmangel vorzubeugen und die Wälder zu ſchonen. Sie gehört hieher in ſo fern, als durch gewiſſe Grundſätze beſtimmt wird, wie man aus einer gewiſſen Holzmenge eine größere Anzahl Kohlen durch gewiſſe Vortheile bringen kann, als nach andern eben dieſe Holzmenge giebt. Man verbeſſerte ſeit einem halben Jahrhunderte zwar vieles in dem Forſt- und Hüttenweſen, dachte aber immer nicht an das Verkohlen, außer in den Harzwäldern, welche zuerſt bewieſen, wie viel mehr Kohlen aus einer beſtimmten Klafterzahl Holz und von beſſerer Güte erfolgen könne.

In der Mitte dieſes Jahrhunderts kam das Forſtweſen in die Hände der Gelehrten und Oekonomen; man ſuchte mit demſelben Naturlehre, Botanik und Mathematik zu verbinden, und das Forſtweſen ſelbſt zu der Würde einer Wiſſenſchaft zu erheben Dadurch erhielt nun daſſelbe eine ganz neue Einrichtung, die durch die Bemühungen der Gelehrten unterhalten und von der Natur ſelbſt gebilliget wurde. Heilig muß uns daher das Andenken jener Männer ſeyn, die ſich durch die Verbeſſerungen des Forſtweſens unvergeßlichen Ruhm erworben haben, und eben deswegen würde es unverzeihbar ſeyn, ſolche in der Geſchichte ganz zu übergehen.

Unter die vorzüglichſten Beförderer und Verbeſſerer des Forſtweſens gehören folgende: Beckmann, Burgsdorf, von Carlowitz, Cotta, Cramer, Däzel, Gleditſch, von Göchhauſen, Grote, du Hamel, Hartig, Haſe, Henner, Käpler, von Lange, von Lengefeld, Leonhardi, Maurer, Medicus, Moſer, Nau, Oettelt, Reitter, von Sierstorpf, Slevoigt, Stahl, Succow, Trunk, von Uslar, Walther, von Wangenheim, Zanthier, und mehrere andere, wovon man auch unter Forſtlitteratur nachſehen kann.

Endlich das letzte, was zum Beſten des Forſtweſens geſchah, betraf die ſo nöthige beſſere Erziehung der Förſter, welche bisher zwar nicht ganz vernachläſſiget, aber doch auch dafür nicht ſo geſorgt worden war, als es hätte ſeyn ſollen. Man ſehe hievon unter Forſterziehungsanſtalt.

Forſtgeſetz, Fr. Loi foreſtière, Ordonnance foreſtière. Hierunter werden die Forſt- Wald- und Jagdordnungen verſtanden, welche auf Befehl der Landesobrigkeit bekannt gemacht, und als allgemeine Landesgeſetze, im ganzen Lande genau beobachtet werden müſſen. Sie erſtrecken ſich daher nicht nur über die Landesforſte, ſondern auch über diejenigen, welche in dem Eigenthum der Privatperſonen ſind, und ein jeder hat ſich eben ſo darnach zu achten, und ſie dergeſtalt zu befolgen, wie es insbeſondere die Pflicht der Forſtbedienten mit ſich bringt, in allen Fällen auf das genaueſte darüber zu halten.

Derjenige, welcher wider die Forſtordnung gehandelt, oder ſonſt ein Forſtverbrechen begangen, wird nach derſelben beſtraft. Wenn aber darin keine ausdrückliche Strafe und auch in keinem andern Landesgeſetze beſtimmt worden, ſo muß eine willkührliche ſtatt finden.

Die Geſetze und Anordnungen, welche vermöge der Landeshoheit der Landesherr zum Beſten des Forſtweſens macht, begreifen ohngefähr folgende Gegenſtände: wie es mit Abholzung der Wälder gehalten werden ſolle; die Jahre, ehe ſolche, und die Jahreszeit, wenn ſolche zu unternehmen; den Preiß des Holzes; die Fällung und Ausgrabung der Bäume; die Höhe der Stocken; das Stehenlaſſen der Laßreißer und Saamenbäume; die Zeit der Räumung der Schläge; das Harzſcharren; die Hegung der Wälder; das Anſäen und Bepflanzen leerer Plätze; das Abſchneiden des Graſes; das Laubſtreifeln; Eichelleſen, Nußpflücken, Aufleſen des dürren Holzes, Moosrechen; die Maſtung; das Baumſchälen; die Verwüſtung der Gehege; das Ausſchneiden der Quirle oder Weihnachtsbäume; das Anbohren der Birken, das Abſchneiden der Maien und des Beſenreißes; die Huth- und Trift in den Holzungen und Wäldern; die Abſchaffung der überflüſſigen Wege in den Waldungen; die Größe und Länge des Scheit- und Klafter, wie auch Wellen- oder Rei-

ſigholzes; alle Arten Nutzholz; Brett- und Bohlenſchneiden; Köhlerei; das Feueranmachen und Tobaksrauchen in den Waldungen; die Holzdieberei; die Accidenzien der Forſtbedienten und deren Burſche.

In Anſehung der Jagd: die Heg- und Schonung der Wildbahn; die hohe, Mittel- und Niederjagd; die Jagdfolge; die Jagdfrohne; den Preis des Wildprets; das Abliefern des Wildprets; die Fütterung des Wildprets; das Lerchenſtreichen in den Gehegen; die Schneußen und Vogelheerde; das Ausrotten ſchädlicher Thiere ꝛc. wie auch die Beſtrafung der Forſt- und Jagdverbrecher; die Anſetzung und Beſtellung der Forſtbedienten, deren Beſoldung und Entlaſſung; die Einrichtung der Forſtgerichte u. ſ. w. Jedoch pflegen die mehreſten dieſer genannten Anordnungen nur in Anſehung der Landes- oder herrſchaftlichen Forſte allein gemacht, und den Privateigenthümern, wenn für des Landes Wohl kein Schade daraus zu beſorgen, deshalb ihre Freiheit gelaſſen zu werden.

Forſtgränzen, Fr. Bornes de forêt. Heißen diejenigen Stellen, wo ein Forſt an einen andern, oder an Feldfluhren, entweder der Landeseinwohner oder fremder Herrſchaften anſtößet. Da die Gränzen den Umfang des Eigenthums beſtimmen, ſo erfordert auch die Vorſichtigkeit, daß dieſe erhalten werden, und daher iſt es auch nothwendig, daß bei jeder Anſtellung eines neuen Forſtbedienten die Forſtgränzen demſelben gehörig und genau angewieſen werden. Zu einer ſolchen Anweiſung gehören die Forſtcharten nebſt richtigen Gränzbeſchreibungen. Sie werden als richtig anerkannt, wenn die Nachbarn der Forſten, oder deren Commiſſarien mit den Commiſſarien des Forſtherrn dieſelben bezogen, ein richtiges Protokoll darüber geführet, und unterſchrieben haben.

Sind die Forſtgränzen nicht berichtiget, und dieſes Geſchäft ſoll vorgenommen werden, ſo müſſen alle die, denen daran gelegen iſt, eingeladen, und ſowohl Feldmeſſer, um die Gränzen in einen Riß zu nehmen, als kluge und erfahrne Leute, die in ſtrittigen Fällen Auskunft geben können, dazu gezogen werden. Sind die Gränzen berichtiget, ſo erfordert die Sicherheit, daß ſelbige mit Zuziehung der Gränznachbarn von Zeit zu Zeit, wo es nöthig wohl alle Jahr

einmal, bezogen werden, und damit man immer gute gränzkundige Leute habe, iſt es gut die Gewohnheit der Alten beizubehalten, nämlich die Schuljugend mitlaufen zu laſſen, und an den Hauptgränzen gewiſſe Ceremonien vorzunehmen, um ſie dem Gedächtniß bis ins ſpäte Alter einzuprägen.

Forſtgränzzeichen, Fr. Poteau pour marquer les bornes de la forêt. Werden die Zeichen genannt, welche zur Sicherung des Forſtes an der Gränze aufgeſtellt und und zum ewigen Gedächtniß angenommen werden. Dieſe Zeichen beſtehen bald in Bäumen, die auf der Gränze ſtehen, und wenn ſie zur Bezeichnung der Gränzen angenommen werden, Gränzbäume, Mahlbäume oder Lochbäume heißen; bald ſind es Steine mit Nummern und Zeichen, auf denen man ſehen kann, woher und wohin ſie laufen. Die Steine haben die Zeichen bald oben bald unten im Boden, und heißen Gränzſteine oder Gränzmahlſteine. Die Gränzzeichen müſſen genau, nach ihren Namen und Entfernungen von einander, in das Gränzprotokoll eingeſchrieben und bemerkt, ſo wie auch auf dem Riß aufgetragen werden, und jedem Forſtbedienten muß daran gelegen ſeyn, ſolche zu erhalten. Oft ſind auch Forſte mit Graben umzogen, die der Forſtbediente ſtets unterhalten, und nicht eben machen laſſen muß. Bei der geringſten Verruckung oder jeder andern Veränderung eines Gränzzeichens erfordert es die Pflicht des Forſtbedienten, davon ungeſäumte Anzeige bei der Behörde zu machen.

Forſthaber. Iſt eine Naturalabgabe der Unterthanen in einigen Ländern zu verſchiedenem Gebrauch. Im Zelliſchen z. B. war er als eine Servitut der Unterthanen üblich, indem ſie ſelbigen, wenn keine Maſtung in den Hölzern war, auch wenn große Saujagen gehalten werden ſollten, an die Forſtbedienten abliefern mußten. Im erſten Falle wurden die wilden Schweine damit gefüttert, im andern Falle aber das Wildpret damit bis zum Jagdzeuge gekörnet. Jedoch geſchah dieſes nicht alle Jahre, ſondern das erſte nur bei harten Wintern, da auch die Bauern Heu für das Rothwildpret liefern mußten, welches in Wildſchuppen auf Raufen gefüttert wurde. — In den Fürſtlich Oetting-Wallerſteiniſchen Landen dagegen ſendet im Herbſt der Oberjägermeiſter von Haus zu Haus, um Haber und Flachs for-

dern zu laſſen. Dieſer Haber, welcher Forſthaber genannt wird, hängt von dem guten Willen der Leute ab, und hat vermuthlich ſeinen Urſprung von der guten Huth der Forſt, damit der Oberjägermeiſter beim Jagen und Hetzen die Felder der Unterthanen ſo viel als möglich verſchone; auch hat er ihn vielleicht für die in den Forſten verſtattete Huth zu erheben.

Forſthammer, ſ. Waldhammer.

Forſthaus, Fr. Maiſon du Foreſtier. Wird ein für jede Claſſe von Forſtbedienten, zur Wohnung beſtimmtes Haus genannt, welches von der Landesherrſchaft, oder jedem andern Waldeigenthumsherrn, nicht nur erbauet, ſondern auch in den nöthigen Reparaturen erhalten wird.

Forſtknecht, Fr. Valet de forêt, und

Forſtlaufer, Fr. Garde des forêts, Garde-bois; gehören unter die untern Forſtbedienten, oder unter die gehorchende Claſſe der Förſter. S. Forſtbeamter.

Forſtlitteratur, Fr. Littérature de la ſcience forestière. Hierunter werden alle und jede Schriften verſtanden, welche zur Belehrung des ganzen Forſtweſens ſowohl, als auch nur des einen oder andern Theils von ſelbigem dienen. So fremd vielleicht noch manchem Jäger alles das, was Litteratur iſt und heißt, ſeyn mag, und ſo unbewandert auch der oder jener in den großen Fortſchritten der Forſtwiſſenſchaft ſeyn könnte; ſo viel iſt gleichwohl hierin ſchon vorgearbeitet worden, und folgendes Verzeichniß dient zum Beweis, daß faſt kein einziger Zweig des Forſtweſens übergangen worden, um ſich in demſelben zu unterrichten. So wie in allen Wiſſenſchaften, verhält ſichs auch in der Forſtwiſſenſchaft, daß das jetzige Jahrhundert, beſonders die letzte Hälfte deſſelben die meiſten Producte geliefert hat; ſo undankbar es übrigens wäre, die ältern Schriften zu verachten oder nur zu vernachläſſigen. Denn viele derſelben enthalten manches Gute, welches auch jetzt noch brauchbar iſt, und ſollte man Mängel und Fehler finden, ſo muß man nur ſo billig handeln und bedenken, daß es weit leichter iſt, auf einem gebahnten Weg fortzuwandeln, als einen neuen völlig bequemen zu ſuchen.

Wegen der Verbindung des Forſtweſens mit dem Jagdweſen haben viele, beſonders der älteren Schriftſteller, von

beiden zugleich gehandelt, welches auch nicht anders zu vermuthen iſt, weil zu jenen Zeiten Jagd die Hauptſache war, und in Anſehung des Forſtweſens noch mancherlei Finſterniß herrſchte. Gerne hätte man beide Wiſſenſchaften getrennt und jede beſonders aufgeführt; allein dem größten Theil der Leſer möchte vielleicht die chronologiſche Ordnung angenehmer ſeyn, ſo daß man ſie auch hier gewählt hat.

1529. Leonhard Marſh of the art and manner how to plant and graft all ſorts of trees. London. 8.

1553. P. Bellonius de arboribus coniferis, aliis quoque ſempiterna fronde virentibus &c. c. Fig. Paris. 4.

1555. Joan. du Choul de varia Quercus hiſtoria. Lugd. 8.

1566. Bened. Curtii Symphoriani hortorum Libri XXX. Lugd. Fol.

1593. M. Joh. Coleri Oeconomia ruralis et domeſtica. Wittenb. 1614. 4. Ferner Frankfurth a. M. 1680. mit Kupf. in Fol. wieder aufgelegt 1697. und mehrere male.

1611. The common complaint or the deſtruction and waſte of woods. Lond. 4.

1616. Jo. Olorini centuria mirabilium arborum. Magd. 8.

1618. Noe Maurers Jagd- und Forſtrecht. Marburg. Fol.

1619. Joh. Tänzers Jagdbuch. Kopenhagen. Fol.

1622. R. Ch. the planting of trees and other parts of agriculture. Lond. 4.

1624. Joh. Faulhabers höchſtnützliche Tariffa, aus welcher der Holzverkauf zu beurtheilen. Ulm. 8.

1641. Jaques Howel dendrologie ou la Foreſt de Dodonne. Paris. c. Fig. 4.

1642. Jaques Chauffart inſtruction ſur le fait des eaux et forêts. à Rouen. 8.

1646. Jo. Jonſtonii Syſtema dendrologicum. Leſnae. 4.

1651. Caſp. Klochii tractat. de aerario publico et privato. Fol. 2te Auflage mit Anmerk. von D. Peller. 1671.

1656. Struvii diſſ. de jure Sylvarum et arborum. Jenae. it. 1735. 4.

1662. Jo. Jonſtonii Dendrographia, Lib. X. c. Fig. Frankf. ad Moen. Fol.

1664. John Evelyn ſylva or a diſcourſe of Foreſt Trees and the propagation of timber, in two books &c. Lond. Fol. — Ferner 1666. 1679. 1706. 1729.

1668. Ulyſſ. Aldrovandi Dendrologia. Bonon. auch 1671.

— Ahaſveri Fritſch Tract. du jure Grutiae, vulgo: Flößrecht. Cygneae. 4. Etiam in Ejusd. Jure fluviatico. Jen. 1672. 4. pag. 4. 199.

1675. Ahaſveri Fritſch Corpus juris Venatorio-Foreſtale Romano-Germanicum. Rudolſtadt. Fol. Aufgelegt neu, Leipzig, 1702.

1679. Joh. Conr. Axtii Tract. de arboribus coniferis, c. fig. Jenae. 12.

1685. Reglement fait par Mr. de Froidour, concernant les forêts du Pais de Bigorre à Toulouſe. 8.

1687. Olai Bromel Lupologia. Stockh. 12. und 1740. 8.

1689. Arboretum floridum oder Beſchreibung der Bäume. Augſpurg. 8.
1690. Ovidii Mondalbani Dendrologia ſ. Arboretum. c. fig. Fol.
1693. Etat des forêts du Roi à Paris. 12.
1695. Wolf Helmhard Freih. von Hohberg Georgica curioſa aucta. Nürnberg. Fol.
1696. Le Toiſé et le Tarif general des Bois, contenant ce qu'il faut obſerver en coupant le bois pour batir. à Paris.
1698. Pet. Hahn Dendrologia. Abo. 4.
1699. Ge. Andreas Böcklers Haus- und Feldſchule. Frankf. u. Leipzig. 2. Theile mit Kupf. 4.

J. C. K. Fürſtlich-Adeliche neu erſonnene Jagdluſt in 2 Theilen, deren einer in ſich enthält die große und kleine Wildbahn ꝛc. der andere die Falkonerie, Reigerbeitz ꝛc. nebſt Anhang der allerneueſten Remarques der Jägerei, Fiſch-Weidwerks und deren Pertinentien, nicht minder die mancherlei Arten des Gehölzes nebſt denen Forſt- und Zeidel-Rechten. Frankf. und Leipzig. 8. — Ohne Jahrzahl; ein elendes, mit Aberglauben angefülltes Produkt.

1700. Krebs de ligno et lapide. Augſp. 4.
1701. Daniel Liberti Churſächſiſche adeliche Wirthſchaftskunſt. Leipzig, 12.
1703. Veit Ludwig von Seckendorf Fürſtenſtaat. Frankf. a. M. 8. Tit. von der Forſtbann- und Waldnutzung.
1713. Hans Carl von Carlowitz Sylvicultura oeconomica, oder Hauswirthſchaftliche Nachricht und naturmäßige Anweiſung zur wilden Baumzucht. Leipzig. Fol. Neue Auflage, 1732. Das erſte gute Buch in dieſem Fache.
1716. Georg. Andr. Agricolae Verſuch der Univerſalvermehrung der Bäume. 2 Theile mit Kupf. Regenſpurg. Fol.
— Deſſelben Bericht von der neuen Univerſalvermehrung. Leipzig. 4.
— Caſp. Henr. Horn Diſſ. von Windbrüchen, ſive de eo quod juſtum eſt circa arbores turbine dejectas. Wittenberg. 4.
— Jul. Bernh. von Rohrs Haushaltungsbibliothek. 1ſte Auflage Leipz. 8. 2te Aufl. ebend. 1726. 3te Auflage ebend. 1755.
1717. Joſeph von Feldeck wohlerfahrner Böhmiſch- und Oeſterreichiſche Haushalter. Leipzig. 8.
— Claude Caron, Traité des bois ſervans à tous uſages. II. Part. avec Fig. à Paris. 8.
1719. G. Parco Oeconomia in nuce, h. e. Compendium oeconomiae tripartitum. Erfurth. 8.
— Hans Heinr. von Flemming vollkommener deutſcher Jäger. 2 Theile mit Kupf. Leipzig, Fol. 2te Auflage. 1724.
1720. Joh. Nic. Martini Compendium breviſſimum großer Potentaten Forſt- und Jagdgerechtigkeit. Ulm. 8.
1721. Lud. Thümmigii experimentum ſingulare de arboribus ex folio educatis. Halae. 4.
1722. P. J. Marpergers Plantagentraktat. Dresd. 4.
— Couchot Tarif pour la reduction des bois quarrés, avec pluſieurs methodes pour apprendre à cuber. à Lyon. 8.
1728. Batty Landley ſure method of improving an eſtate by plantation of Oak, Elm &c. and other timber-trees. Lond. 8.
1729. Blanchard Traité de la coupe de bois. à Paris. 4.
1731. Joſ. Nic. Martini, wie ein großer Herr das Forſt- und Waldweſen zu beſtellen habe. Ulm. 8.
1732. Jul. Bernhard von Rohr Hiſtoria naturalis arborum et fruti-

cum ſylveſtrium Germaniae, oder naturmäßige Geſchichte der von ſich ſelbſt wild wachſenden Bäume und Sträucher in Deutſchland. Fol. — Kann als der 2te Theil des obigen Werks von Carlowitz angeſehen werden, und beide ſind die erſten beſten deutſchen Forſtſchriften.

1733. Joh. Jod. Beck von der forſtlichen Obrigkeit, Forſtgerechtigkeit ꝛc. Nürnberg. 4. N. Aufl. ebend. 1748.

— Kurzer Begriff der edlen Jägerey. Nordhauſen. 8.

1734. Joh. Tänzers Jagdgeheimniſſe, mit Kupf. Leipzig. Fol.

1735. Fried. Ulr. Stiſſer, Entwurf eines Kollegii über das Forſt- und Jagdweſen. Jena. 8.

— Deſſelben Einleitung zur Landwirthſchaft und Policey der Deutſchen, nach dem Oekonomie-Policey- und Kammerweſen. Jena u. Leipzig. 8. vermehrt von Ge. Heinr. Zinken. 1746, 8. Das 4te Cap. handelt von Holzungen und dem Forſtweſen.

1737. Deſſelben Forſt- und Jagdhiſtorie der Deutſchen. Jena. 8. Verbeſſ. von D. Heinr. Gottlieb Franken. Leipzig. 1754. 8.

— Joh. Wilh. Weinmann Phytantoza-Iconographia, oder eigentliche Vorſtellung etlicher tauſend einheimiſch und ausländiſcher Pflanzen, Bäume, Kräuter ꝛc. in Kupfer geſtochen und zugleich durch eine längſt verlangte und neu erfundene Art nach der Natur mit bunten Farben. 4 Theile. Regensburg. Fol.

— Poulain, Traité de l'Arpentage des forêts et autres Terrains &c. avec des tables pour le Toiſé des bois marins et à batir, le Toiſé des bois ronds &c. à Rouen. 12.

1739 Wilh. Ellis the Timber Tree improved &c. Lond. auch 1742.

— Chriſt. Carl Schamer Gedanken über die Conſervation der alten und Anlegung neuer Holzungen. Ploen. 4. Frankf. 1748. und 1758. 8.

— Mitely angenehme Jagdluſt die Vögel auf verſchiedene Art zu fangen. Nürnberg. 4.

1740. Joh. Georg Bauſſens in Deutſchland übliche Bergrechte. Leipz. 4. — Handelt zugleich die Flöß- und Forſtrechte mit ab.

1741. Laur. Dahlmann de conſervatione ſylvarum in patria. Upſ. 4.

— Herm. Heinr. von Göchhauſen Notabilia venatoria, oder Jagd- und Weidwerks-Anmerkungen. Weimar 8. auch 1750.

1742. Deſclos Nouveau Tarif du bois quarré en piece appellé le grand Cent, à Paris. 12. et 1752.

1744. Allgemeines öconomiſches Lexikon. 2te Ausgabe mit einer Vorrede D. Geo. Heinr. Zinkens. Leipzig. 8.

— Joach. Ern. Beuſt Tract. de jure venandi et Banno ferino. Jenae. 4.

1746. Peter Kretſchmar öconomiſche Vorſchläge, wie das Holz zu vermehren. Leipzig. 8.

— Heinr. Wilh. Döbels neu eröffnete Jäger-Praktica oder der wohlgeübte und erfahrne Jäger ꝛc. 4 Theile mit Kupf. Leipzig. Fol. 2te verm. Ausgabe, ebend. 1754. 3te Ausg. 1783. — Handelt von allen Arten der Jagden, und enthält nur ſehr weniges von Hölzern.

1748. von Joſtſtaett de jure foreſtali, wobey von Aufſtätts Bedenken von Verbeſſerung der Waldungen. Wurceb. 4.

— Joh. Jod. Bek von der forſtlichen Obrigkeit ꝛc. ſ. oben 1733.

— Carl Will. Cedernhielm Talom wilda transplantering i Swerige Holm. 8.

1749. Joh. Ad. Jeckſtatt gründliche Abhandlung von den Jagdrechten ꝛc. nebſt Entwurf von einer vortheilhaft eingerichteten Waldordnung Nürnberg.

1750. Joh. Elias Rüdinger Abbildung der jagdbaren Thiere. Augsburg. Fol.

1751. Bretet Tarif de Cabinet pour les bois en grume et équarris, utile et commode aux Marchands de bois, Architectes, Charpentiers &c. à Paris.

— G. H. Zinkens Kameraliſten-Bibliothek. 8 Bände. 4. 1751-52.

1752. Sylvander von der Natur, Eigenſchaft und Fortpflanzung der wilden Bäume, ingleichen von Verbeſſerung der Waldungen und Forſten. Wolfenbüttel. 4.

— Wilh. Ellis von Erbauung des Zimmerholzes, oder die vorzüglichſte Art, verſchiedene Ländereien mit Holz zu verſehen. Leipzig. 8.

1753. Carl von Hoppe, der ſich ſelbſt rathende Jäger, oder 117 ſtreitende Fälle von Forſt-Jagd- und Fiſcherey-Sachen, Augsburg. 8.

— Chriſt. Böſe, General- und Haushaltungsprincipia vom Berg-Hütten-Holz- und Forſtweſen. Kopenhagen u. Leipzig. Fol.

— Hohnemann Alterthümer des Harzes. 4 Theile, Clausthal. 1753-54. 4.

1754. Joh. Gottl. Heinr. Juſti von dem Zuſammenhang aller öconomiſchen und Cameral-Wiſſenſchaften, auch Grundſätze der Policey-Wiſſenſchaften. Leipzig. 8.

— D. E. von K. von dem vernünftigen Zuſammenhange und practiſchen Vortrage aller öconomiſchen und Cameral-Wiſſenſchaften. Leipzig. 4.

— Fleiſchhauer ökonomiſche Vorſchläge die Lüneburger Heide arthaft zu machen. Götting. 4.

— Charl. Bonnet recherches ſur l'uſage des feuilles dans les Plantes, et ſur quelques autres ſujets rélatifs à l'hiſtoire de la Vegetation à Göttingue, 4.

— D. Balth. Erhart ökonomiſche Pflanzenhiſtorie, 3 Theile. Ulm und Memmingen. 8.

1755. Anleitung für die Landleute, wegen Ausſtockung und Pflanzung der Wälder. Zürch. 8.

— du Hamel du Monceau Traité des arbres et arbuſtes, qui ſe cultivent en France en plain terre à Paris. 4.

— J. C. D. Schreber, Sammlung verſchiedener Schriften, welche in die Oekonomie-Polizei-Kameral- auch andere Wiſſenſchaften einſchlagen. 16 Theile, Halle 1755-61. 8.

— C. Schröters vollſtändige Jagdkunſt. mit Kupf. Frankf. 8.

1756. Joh. Jac. Büchtings kurzgefaßter Entwurf der Jägerey, oder gründliche Anweiſung zu den Wiſſenſchaften, die einem Forſt- und Jagdgerechten Jäger zu wiſſen nöthig ſind, nebſt einer Vorrede Hrn. J. Joach. Langens. Halle. 8. 2te Aufl. ebend. 1768.

— Adami Seltenheiten bey einem Buchsbaum. Breslau. 8.

— Joh. Gottlieb Beckmann, gegründete Verſuche und Erfahrungen von der zu unſern Zeiten höchſtnöthigen Holzanſaat. Chemnitz 8. 2te Auflage, ebendaſ. 1758. 3te Auflage 1765. 4te Auflage 1777. klein Fol. — Das erſte mit warmen Eifer geſchriebene praktiſche Werk über die Holzanſaat und Verehrung gebührt dem Verf. bis in die ſpäteſten Zeiten.

1757. Wilh. Gottfr. von Moſer, Grundſätze der Forſtökonomie. 2 Bände. Frankf. und Leipz. 8. Ein gutes Werk.

— Geutebrücks Anweiſung, wie mit dem Anbau des Nadelholzes zu Werk zu gehen. Erfurth. 8.

— Eric. Guſtav. Lidbeck de ſylvicultura Scaniae. Lugd. 8.

1758. Tabellen, nach welchen die Höhe und Dicke des ſtehenden und liegenden Holzes berechnet werden kann. Frankf. 8.

— Du Hamel du Monceau la Phyſique des arbres. à Paris. 4.

Deutſch unter dem Titel: Naturgeſchichte der Bäume ꝛc. überſetzt von Oelhafen von Schöllenbach. 4 Theile. Nürnberg, 1764 = 65. 4. — Ein ſehr wichtiges Werk.

1758. J. G. Beckmann, Forſtwiſſenſchaft, 3 Theile. Chemnitz, 1758 — 1763. 4.

— W. G. von Moſer, Bibliothek von ökonomiſchen, Kameral, Polizei, Handlung, Manufactur, Mechaniſchen, Bergwerksgeſetzen, Schriften und kleinen Abhandlungen. Ulm. 8.

1759. Joh. Gottl. Beckmanns Anweiſung zu einer pfleglichen Forſtwirthſchaft, als ein 2ter Theil ſeiner Verſuche von der Holzſaat. Chemnitz. gr. 8.

— John Brauner wilda trånsplantering. Stokh. 8.

— Petr. Adrian Gadd Unterättelse iträdoch ſkogs ſkötſeln. Abo. 4.

— Joh. Aug. Großkopff, Neues und wohl eingerichtetes Forſt = Jagd- und Weidwerks = Lexicon, worinnen faſt alle und jede bei dem Forſt = und Jagdweſen vorkommende Wörter und Benennungen, nach rechter Jäger Manier und Weidmänniſcher Mundart ausgedrücket ꝛc. Langenſalza. kl. 8.

— J. G. Leopold nützliche und auf die Erfahrung gegründete Anleitung zu der Landwirthſchaft, mit Kupf. und Baurißen. Berlin. 4.

1760. Du Hamel du Monceau Traité de ſemis et plantations des arbres, et de leur Culture &c. avec des Fig. à Paris. 4.

— Friedr. Wilh von Oppels Rechnungsaufgabe von der Abtheilung der Gehölze in jährliche Gehaue. Freyberg. 8.

— Buchenblocks Auszug aus Beckmanns Beſchreibung der Holzſaat. Zürch. 8.

1761. Joh. Melch. Kuhns Abhandlung von der höchſtnöthigen Conſervation des Holzes. Nürnberg. 8. N. Aufl. 1764.

— Jakobi, Abhandlung von der rechten Art, die Eichbäume zu ſäen, zu pflanzen und zu erhalten. Halle. 8.

1762. Joh. Jac. Büchtings geometriſch = ökonomiſcher Grundriß zu einer regelmäßigen wirthſchaftlichen Verwaltung der Waldungen ꝛc. Halle. 8.

— Carl von Lengefeld, Anmerkungen von denen auf dem Thüringerwald bekannteſten drei Arten Nadelhölzern, als der Tanne, Fichte und des Kienbaums, welche zur Vermehrung der Waldungen vieles beytragen möchten. Mit illum. Kupf. Nürnberg. 4.

— J. Ch. Hirſch, Samml. ökonomiſcher Nachrichten, wie der Holzwachs befördert, beſſere Erſparniß des Holzes eingeführt, dem Holzmangel geſteuret und das Bauholz nützlicher angewendet werden könne. Anſpach. 8.

— J. F. Glaſer, Preißſchrift vom Bauholz. Hildburgh. 8.

— Melch. Chriſt. Käpler, Anleitung zum Forſtweſen. Eiſenach. 8.

— J. H. L. Bergius, Kameraliſten = Bibliothek. Nürnb. 8.

— Neue luſtige und vollſtändige Jagdkunſt, ſowohl von den Vögeln als andern Thieren. Leipz. 8.

— Du Hamel du Monceau Abhandlung von Bäumen, Stauden und Sträuchern, welche in Frankreich in freier Luft wachſen. überſezt und mit Anmerkungen von Ch. Oelhafen von Schöllenbach, 3 Theile. Nürnberg. gr. 4.

— J. C. D. Schreber, neue Sammlung verſchiedener in die Kameralwiſſenſchaften einſchlagender Abhandlungen und Urkunden, 8 Theile Bützow und Wismar. 1762 = 65. 8.

1763. Du Hamel du Monceau, von der Holzſaat und Pflanzung der Waldbäume. Nürnb. 4.

1763. Joh. Jac. Ott, Dendrologia Europae mediae, oder Saat, Pflanzung und Gebrauch des Holzes. Nach den Grundſätzen des Herrn Du Hamel. Zürch. 8.

— Joh. Friedr. Stahls Allgemeines ökonomiſches Forſtmagazin, in welchem allerhand nützliche Beobachtungen, Vorſchläge und Verſuche über die wirthſchaftlichen Polizei und Cameral Gegenſtände des ſämmtlichen Wald- Forſt- und Holzweſens enthalten ſind. Angefangen Frankf. und Leipzig, 1763. — 12 Bände, bis 1769. 8. — Enthält einen groſſen Schatz forſtwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe. Dieſes Werk neu aufgelegt. 1783.

— Berechnung des Bau- und Werkholzes nach Cubikſchuhen mit 37 Tabellen. Laubach. 8.

— Joh. Gottl. Beckmanns Beiträge zur Verbeſſerung der Forſtwiſſenſchaft, als ein 3ter Theil ſeiner Verſuche von der Holzſaat. Chemnitz. 8.

— Chriſt. Wilh. von Heppe einheimiſch und ausländiſcher wohlredender Jäger, oder nach alphabetiſcher Ordnung gegründeter Rapport der Holz- Forſt- und Jagd- Kunſtwörter ꝛc. Regenſpurg. gr. 8. 2te verm. Auflage, ebendaſ. 1779.

— Ebendeſſelben Unterricht vom Leithund. München. 8.

1764. D. Joh. Gottl. Gleditſch, vermiſchte phyſikaliſch- botaniſch- ökonomiſche Abhandlungen, mit Kupf. Halle. gr. 8.

— Syſtematiſcher Grundriß der Forſtwiſſenſchaft, oder Anweiſung zu einer regelmäßigen und wirthſchaftlichen Forſtnutzung. Stuttgart. 8. — Findet man auch in Stahls Forſtmagazin, B. IV. S. 1.

— Prager Forſt- und Jagdlexikon. Fol.

— Beckmanns Forſtkalender. 8.

— Weyland, Abhandlung von Jagd- und Forſtſachen. Frankf. 8.

— Melch. Chriſt. Käpler, gründliche Anleitung zu mehrerer Erkenntniß und Verbeſſerung des Forſtweſens. Eiſenach. 8.

— Anleitung für die Landleute in Abſicht auf die Zäune. Zürch. 8.

— Peter de St. Maris, Kunſt italiäniſche Pappeln aufzuziehen, aus dem Franz. Leipzig. 8.

— L'Arpenteur Foretier à Paris. 8.

— Du Hamel du Monceau: Traité de l'Exploitaion des Bois; ou moyens de tirer un parti avantageux des Taillis, Demi-Futaies, et Hautes-Futaies, et d'en faire une juſte Eſtimation &c. II. Part. avec des Fig. à Paris. 4.

— Royer Fiſcher Heart of Oak, the britiſh Bulwark. Lond. 8.

— J. W. F. Hager, Unterricht von dem Waldbau. 8.

— Joh. Melch. Kühn, Abhandlung von der hochſtnöthigen Conſervation des Holzes ꝛc. Nürnberg. 8.

— Fr. von Göchhauſens Jagd- und Weidwerksanmerkungen. Weimar. 8.

— J. Ch. Hirſch, Sammlung ökonomiſcher Nachrichten, wie der Holzwachs befördert, beſſere Erſparung des Holzes eingeführt, dem Holzmangel geſteuert, und das Bauholz nützlicher angewendet werden könne, 2 Theile. Anſpach. 8.

— Joh. Leche, Underättelſe om vilde transplanting. Stockh. 8.

— Carl. Chriſt. Oettelt, Praktiſcher Beweiß, daß die Matheſis bey dem Forſtweſen unentbehrliche Dienſte thue. Mit Kupf. Arnſtadt. 8. 2te Auflage. Eiſenach, 1765. 3te Auflage. Eiſenach, 1786. 8.

1765. Carl Gottl. Grotens Entwurf der Forſtwiſſenſchaft. beſonders in Abſicht der Tangelwaldungen. Chemnitz. 8. Auch ebendaſ. 1768. — Eine brauchbare Schrift.

1765. Huberti, von Holzmangel. 8.
— Chriſt. Heinr. Wilkens Unterricht von Landesvermeſſungen. Frankf. und Leipz. 4.
— J. C. D. Schreber, neue Kameralſchriften. 12 Bände, Leipzig und Halle. 1765 = 69 8.
— Melch. Chriſt. Käpler, von Verbeſſerung des Forſtweſens. Eiſenach. 8.
— W. F. Frhl. von Gleichen, genannt Rußworm, das neueſte aus dem Reiche der Pflanzen, oder mikroſkopiſche Unterſuchungen der geheimen Zeugungstheile der Pflanzen in ihren Blüten, nebſt Verſuchen von dem Keim ꝛc. mit ausgemahlten Kupf. Nürnberg. Fol.
— J. J. Büchtings Beurtheilung und Anmerkungen über Beckmanns Schriften von der Holzſaat und Forſtwiſſenſchaft. Halle. 8.
1766. Forſtkatechismus, oder kurzer Unterricht für junge Leute, die ſich dem Forſtweſen als Unterbediente zu widmen gedenken. Osnabrück. 8.
— Du Hamel du Monceau von Fällung der Wälder und gehörigen Anwendung des gefällten Holzes, 2 Theile, aus d. Franz. von Oelhafen. Nürnberg, 1766 = 67. 4.
— Cramers Anleitung zum Forſtweſen, mit 60 Kupf. Braunſchweig. 1766. Fol. — Eine ſehr brauchbare Schrift.
— Fr. W. Taube, Beiträge zur Naturk. des Herzogthums Zelle. Zelle. 8.
1767. Joh. Ehrenfried Vierenklee, mathematiſche Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie, in ſo fern ſolche denen, die ſich dem Forſtweſen widmen wollen, zu wiſſen nöthig ſind. Leipzig, 8.
— Anleitung für die Landleute in Abſicht auf das Ausſtocken und die Pflanzung der Wälder. Zürch, 1767 und 1768. gr. 8.
— Carl Chriſt. Oelhafen von Schöllenbach, Abbildung der wilden Bäume, Stauden und Buſchgewächſe, 1ſter Theil, beſtehend aus 6 Ausgaben, I - XXXIV Tafel und Text A = L. Nürnberg, gr. 4. Deſſelben 2ter Theil. Ebendaſ. 1773.
— Enderlin; Natur und Eigenſchaften des Holzes, ſeines Bodens, ſeiner Nahrung, Urſachen und Wachsthums. Baſel. 8.
1768. Heinr. Chriſt. von Brocke, wahre Gründe der phyſikaliſchen und Experimental allgemeinen Forſtwiſſenſchaft ꝛc. 4 Theile, Leipzig, 1768, 74. 8. Neue Auflage, ebendaſ. 1788.
— Ebendeſſelben zufällige Gedanken von der Natur, Eigenſchaften und Fortpflanzung der wilden Bäume von Sylvander, 2 Bände, 2te Auflage. Wolfenbüttel. 8.
— Eric Guſt. Lidbek de utilitate plantationum arborum fluctuumque in Scanium. Lugd. 4.
— J. W. ökonomiſche Abhandlung nebſt einem Anhang von der Art und Weiſe, die italiäniſche Pappeln anzubauen. Wien 8.
— Gründliche Anweiſung, alle Arten Vögel zu fangen, einzuſtellen und abzurichten, nebſt Anmerkungen über Hervieux, von Kanarienvögeln und Miteln Jagdluſt. Nürnberg. 8.
— C. C. Oettelts Abſchilderung eines redlichen und geſchickten Förſters ꝛc. als ein 2ter Theil ſeines praktiſchen Beweiſes, daß die Matheſis (ſ. oben 1764). Eiſenach, 1768. 8. — Möchten alle Förſter zu beherzigen haben.
1769. Joh. Steph. Schwabens, Vorſchläge zur Holzmehrung und Anweiſung zum Holzbau. Schwerin. 8.
— Anleitung zur Pflanzung und Wartung des Holzes. Zürch. gr. 8.
— Anleitung zum Forſtbau, zum Gebrauch des Landmanns. Bern. 8.
1770. John Hill, the conſtruction of timber from his early growth. Lond. 8.

1770. Joh. Fried. von Pfeiffer, Lehrbegriff ſämmtlicher ökonomiſcher und Cameralwiſſenſchaften, 4 Bände, und Anhang zum 1ſten Bande. Mannheim. 1770 = 79. 4.

1771. Guyot, kurzgefaßtes Forſthandbuch aus den Schriften des Du Hamel. Nürnberg. 8.

— Forſtkalender. Raſtatt. 8.

— Böſe, Hebmaſchine, Bäume mit der Wurzel auszuheben. 8.

— von Stubenrauch Anfangsgründe der Forſtwiſſenſchaft. 8.

— Melch. Chriſt. Käplers Beweis, bey welcher Abholzungszeit die Laubholzſtöcke wieder ausſchlagen. Eiſenach. 8.

— Tabellen, worin der kubiſche Inhalt eines jeden Stammes zu finden. Gieſſen. 8.

— Wildenheim, Abhandlung vom Pottaſchenſieden mit Kupfern. Dresden. 8.

1772. Joh. Phil. de Roy, die Harbkeſche, wilde Baumzucht ꝛc. 2 Theile mit Kupf. Braunſchweig, 1772 = 1777. 8.

— Melch. Chriſt. Käpler Gutachten, wie bey den An = Fort = und Ausgang eines Fichtenwaldes zu verfahren. Eiſenach. 8.

— Onomatologia foreſtalis-piſcatorio-venatoria, oder vollſtänd. Forſt= Fiſch= und Jagdlexikon, 4 Theile. Frankf. und Leipzig. 1772 = 80. gr. 8.

— Schwachheim, J. L., Abhandlung von der Baumzucht. Göttingen. 8.

— Hanns Dietr. von Zanthiers, Forſtkalender. Leipzig. 8.

1773. J. A. Skopoli, Abhandlung vom Kohlenbrennen. Bern. 8.

1774. Joh. Gottl. Gleditſch ſyſtematiſche Einleitung in die Forſtwiſſenſchaft. 2 Theile, Berlin. 8. — Das erſte ſyſtematiſche Werk in dieſem Fache.

— Heinr. Chr. von Brocke, Preißſchrift der Frage: wie das Wachsthum der Forſten ohne Nachtheil der Feſtigkeit des Holzes beſchleuniget werden könne. Berlin. 8. Auch im 4ten Theil der obigen Brockiſchen Schrift.

— Germani Philoparchi, kluger Forſt= und Jagdbeamte ꝛc. mit Kupf. Nürnberg. 4.

1775. F. W. A. Weiß, Verſuch einer Forſtbotanik. 1ſter Band mit Kupf. Göttingen. 8.

— Carl Fried. Dietrich, Pflanzenreich nach dem Linne' 2 Bände. Leipzig, gr. 8.

— M. Ch. Käpler das ganz unumſtößliche Naturzeichniß der beſten Abholzungszeit. Meinungen. 8.

— Derſelbe, das allernothwendigſte bei denen nothwendigen Jägergeſchäften. Ebendaſ. 8.

— G. M. L. von Wedel Beurtheilung der Schrift des Hrn. von Brocke über die in Berlin aufgeworfene Preißfrage: von Vermehrung des Wachsthums der Bäume in den Forſten. Breslau. 8.

1776. D. Laur. Joh. Dan. Succow, Einleitung in die Forſtwiſſenſchaft. Jena. gr. 8.

— F. A. J. Schmidt, Anweiſung zur Forſthaushaltungswiſſenſchaft für angehende Forſtbediente in Unterredungen. Lemgo. 8.

— Chr. Joh. Fried. von Dieskau, regelmäßiges Verſetzen der Bäume in Wäldern und Gärten. Meinungen. 8. 2te Auflage, ebendaſ. 1788. 8.

— Joh. Ludw. Hiltebrandt, Auflöſung der Preißfrage: welche ſind die leichteſte und ſicherſte Mittel, den Wachsthum der Bäume in den Forſten, ohne Nachtheil der Feſtigkeit des Holzes zu verbeſſern und zu beſchleunigen. Frankf. 8.

1776. M. Ch. Käpler, gründliche Anleitung zu mehrerer Erkenntniß und Verbeſſerung des Forſtweſens aus vieljähriger Aufmerkſamkeit und Erfahrung herausgegeben, 2te vermehrte Auflage. Erfurth. 8.
— Matth. Joſ. Franzmadhes, Neueres Forſtmagazin oder Sammlung zerſtreueter Forſtſchriften. 4 Bände, mit Kupf. Erfurth, 1776. 1779. 8.
1777. Ebendeſſelben Betrachtungen über Gegenſtände des Forſtweſens nach dem Leitfaden der Reiſen Pallas und Lepechin, mit Kupf. Erfurth. 8.
— L. F. F. von Werneck, vollſtändiger Forſtkalender nach Hrn. Beckmanns Ordnung. Breslau. 8.
— Henr. Chriſt. von Brocke, Widerlegung der Beurtheilung des Hrn. von Wedels, von dem Wachsthum der Bäume. Leipzig. 8.
1778. von Griesheim, kameraliſche Grundſätze der praktiſchen Forſtwiſſenſchaft. 1ter Band. Leipzig. gr. 8.
— Eckards Experimentalökonomie, oder Anleitung zur Haushaltungskunſt, verbeſſ. von L. J. D. Succow, mit Kupf. Jena. gr. 8.
1779. L. H. F. S. Beyträge zur Geſchichte der Wurmtrockniß in der Harzgend. 8.
— Joh. Gotth. Pietſch, Verſuch eines Entwurfs der Grundſätze des Forſt- und Jagdrechts. Leipzig. 8.
— Franz Anton von Stubenrauch, Recht und Billigkeit in Forſt- und Jagdſachen zwiſchen dem Landesherrn und ſeinen Unterthanen. München. gr. 4.
— J. N. Bunk, Verzeichniß von inn- und ausländiſchen Bäumen, Sträuchen, Pflanzen und Saamen. Bremen. 8.
— (Graf von Mellin) Verſuch einer Anweiſung zur Anlegung, Verbeſſerung und Nutzung der Wildbahnen ſowohl im Freien als in Thiergärten. Mit 11 Kupf. Berlin und Stettin. gr. 4.
— M. Ch. Käpler, Erläuterung einiger Sätze über J. G. Beckmann von der Holzſaat. Eiſenach. 8.
— W. G. Heſſe, ökonomiſche Abhandlung vom Holzanbau. Gotha. gr. 8.
1780. Nothwendige Kenntniſſe und Erläuterung des Forſt- und Jagdweſens in Baiern. 2 Theile, München. 8.
— Chr. L. Reinhold, Beſchreibung eines Erdmikrometers, für Mathematiker und Forſtbediente mit Kupf. Osnabrück. 8. 2te Ausgabe, ebendaſ. 1783.
— G. Heinr. Werners mathematiſcher Unterricht in Verbeſſerung des Forſtweſens zu Cameral- und allgemeinen Benutzungen. Bayreuth. 8.
— Dichäus Beſchreibungen, welcher Geſtalt Theer- und Kohlenöfen einzurichten ſind, aus d. Schwed. Lüneburg. 8.
— Chr. Fr. Kausler, die Kunſt rohe und kalzinirte Pottaſche zu machen, aus d. Franz. Stuttgart. 8.
— F. A. L. von Burgsdorf, Beyträge zur Erweiterung der Forſtwiſſenſchaft durch Bekanntmachung eines Holztaxations-Inſtruments ꝛc. nebſt 3 Kupf. Berl. kl. 8.
— Beſchreibung einer neu erfundenen Hebmaſchine zum Ausrotten der Stöcke in den Waldungen, mit Kupf. Mannheim. gr. 4.
— D. Ploucquet, über den Holzmangel und die Mittel ihm abzuhelfen. Tübingen. 8.
— Venels Unterricht von den Steinkohlen und ihrem Gebrauch zu allen Arten von Feuern; aus d. Franz. mit Kupf. Dresd. gr. 8.
— M. E. L. Krüger. Von Ausrechnung des Inhalts roher und behauener Bauſtämme mit 1 Kupf. Berlin. 4. — Für Forſtmänner nicht

wohl brauchbar.

1780. Naturgeſchichte des Faſans; ein Auszug aus den bewährteſten Naturforſchern. Frankf. 8.

— Müller, Einleitung in die ökonomiſche und phyſikaliſche Bücherkunde. 3 Bände. Leipzig, 1780-82. 8.

1781. Fr. Joſ. Märters, Verzeichniß der öſterreichiſchen Baum- Stauden- und Buſchgewächſe. Wien. 8.

— Joh. Jac. Planer, Abhandlung über den Holzbau im Erfurtiſchen. Frankf. 4.

— Joh. Fr. von Pfeiffer, Grundriß der Forſtwiſſenſchaft, zum Gebrauche dirigirender Forſt- und Kameralbedienten, auch Privatgutsbeſitzern. Mannheim. 8.

— Joh. Carl Leſſeck, kluger und vorſichtiger Förſter, oder nützlicher Unterricht von dem, was ein guter Forſtbedienter wiſſen und verſtehen ſoll. Augſpurg. 8.

— Fr. Ad. Jul. von Wangenheim, Beſchreibung einiger Nordamerikaniſchen Holz- und Buſcharten, mit Anwendung auf deutſche Forſten ꝛc. Göttingen. 8. Verdient allen Dank.

— Fridr. Holſche, neu inventirter Backofen bei der Feurung von Steinkohlen Brodt zu backen, nebſt 1 Kupf. und dem Bauanſchlag zu Errichtung dieſer Oefen, auch Anleitung des Verfahrens dabey. Berlin. 4.

— Anleitung zu einer beſſern Benutzung des Torfs, vorzüglich im Churfürſtenthum Sachſen. Nebſt 3 Kupf. Altenburg. 8.

— C. W. J. Gatterer, Abhandlung vom Nutzen und Schaden der Thiere, nebſt den vornehmſten Arten dieſelben zu fangen, und die ſchädlichen zu vermeiden. 2 Bände, Leipzig. gr. 8.

1782. Joh. Heinr. Jung, Verſuch eines Lehrbuchs der Forſtwiſſenſchaft. Mannheim. 8.

— Joh. von Voigt, Beherzigung für diejenige, welche ſich dem Forſthaushalt zu widmen gedenken. Lemgo. 8.

— Oekonomiſche Pflanzengeſchichte der Weiden- und Pappelbäume. Hanau und Offenbach. 8.

1783. L. W. H. Beiträge zur Forſtwiſſenſchaft aus der praktiſchen Geometrie, mit 11 Kupf. Leipzig. 8.

— Theoretiſch-praktiſche Anleitung zur neuern Forſtwiſſenſchaft von dem Verfaſſer der Oeconomia forenſis. Berlin. gr. 8.

— von Beneckendorf, theoret. prakt. Anleitung zur neuen Forſtwiſſenſchaft. Berlin. 4.

— Joh. Abt, gründliche Anweiſung zur Ausmeſſung und Berechnung des Bau- und Nutzholzes nach dem Cubikfuß. Berlin. gr 8.

— J. M. Maurer, Betrachtungen über einige ſich neuerlich in die Forſtwiſſenſchaft eingeſchlichene irrige Lehrſätze und Künſteleyen, wie auch andere nützliche Gegenſtände für die Liebhaber und Anfänger der Forſtwiſſenſchaft, Leipzig. 8.

— Fr. Aug. Ludw. von Burgsdorf, Verſuch einer vollſtändigen Geſchichte vorzüglicher Holzarten in ſyſtematiſchen Abhandlungen, zur Erweiterung der Naturkunde und der Forſthaushaltungswiſſenſchaft. Mit einer Vorrede von D. J. G. Gleditſch 1ſter Theil, die Buche. Mit 27 Kupf. Berlin. 2ter Theil, die einheimiſchen und fremden Eichenarten, mit 9 Kupf. ebendaſ. 4.

— Chr. Fr. Ludwig. Die neuere wilde Baumzucht, in einem alphabetiſchen und ſyſtematiſchen Verzeichniſſe aufgeſtellt. Leipzig. 8.

— Praktiſche Bemerkungen zur Forſtwiſſenſchaft, geſammelt und heraus-

gegeben zum Unterricht derer, ſo ſich dieſem Fach gewidmet haben. 1ſtes und 2tes Heft, mit Kupf. Franfurth, gr. 8. 3tes Heft, ebendaſ. 1785.

1783. von Hoffmann, Abhandlung von Eiſenhütten. 2 Theile mit Kupf. Hof, 1783=85. 4.

— Joh. Chriſtian Heppe, die Jagdluſt, oder die hohe und niedere Jagd nach allen ihren Verſchiedenheiten in 4 Theilen mit Kupfern. Nürnberg. 1783=84. 8.

— Joh. Kerners Beſchreibung und Abbildung der Bäume und Geſträuche, welche in dem Herzogthum Würtemberg wild wachſen. Sechs Hefte. Stuttgart, 1783 bis 1788. gr. 4.

1784. Oeconomia forenſis, oder kurzer Inbegriff derjenigen Landwirthſchaftlichen Wahrheiten, welche allen ſowohl hohen als niedrigen Gerichtsperſonen zu wiſſen nöthig. Berlin. 4. Der 7te und 8te Band handeln vom Forſtweſen.

— Franz Caſp. Lieblein, Flora Fuldenſis, oder Verzeichniß der in dem Fürſtenthum Fuld wildwachſenden Bäume, Sträucher und Pflanzen, zum Gebrauch academiſcher Vorleſungen. Frankf. gr. 8.

— Ueber die Aufhebung der den Flor des Churfürſtenthums Sachſens auf die grauſamſte Art hemmenden Huth = und Triftgerechtigkeiten. Berlin. 8.

— Ludw. Schweikard, Naturgeſchichte der Inſekten, welche die ſogenannte Wurmtrockniß auf dem Harz verurſachten, eine Göttingiſche Preißſchrift. Göttingen.

— J. H. Jägers Beyträge zur Kenntniß und Tilgung des Borkenkäfers oder der ſogenannten Wurmtrockniß fichtener Waldungen. Jena. 8.

1785. Ignaz Pikels praktiſcher Unterricht, wie man ſich bei Ausmeſſung, Aufzeichnung und Berechnung großer Wälder zu verhalten habe. Sammt der Beſchreibung eines neuen Dendrometers, oder Baummeſſers. Augſpurg. gr. 8.

— Wilh. Heinr. Käplers kleiner Forſtcatechismus, für junge Anfänger im Forſtweſen. Eiſenach. 8. 2te Auflage, ebendaſ. 1789.

— Vorſchläge zur Verbeſſerung der Kieſernholzſaat. Zum Unterricht der Forſtleute. Berlin. 8.

— Karl von Feuller, kurzer Entwurf einer gründlich = praktiſchen Anweiſung, zu einer regelmäßigen, und dahero großen Nutzen ſchaffenden Forſthaushaltung. Prag. 8.

— J. Beckmanns, Anleitung zur Technologie. Göttingen. 8.

— Conr. Mönch, Verzeichniß ausländiſcher Bäume und Stauden des Luſtſchloſſes Weiſſenſtein bei Caſſel. mit 8 Kupf. Frankf. 8.

— Der wohlgeübte und erfahrne Förſter, ein Beitrag zu H. W. Döbels Jägerpraktica. Nebſt 2 Tabellen. Leipzig. 8.

— Segandat, Holztabellen, oder Reductionstabellen des Holzes nach Cubik= und Quadratfuß. Aus d. Franz. Hamburg. 8.

— F. A. L. von Burgsdorf, Aufmunterung zu ſorgfältiger Miterforſchung der Verhältniſſe, welche die Gewächsarten bei ihrer Vegetation gegen einander beobachten. Berlin. Ein Bogen in 4 nebſt einer Tabelle in gr. Fol.

— Joh. Friedr. Steinert, Verſuch über die Herkunft des Borkenkäfers, nebſt Mitteln dieſes Inſekt zu vertilgen, mit Kupf. Jena. 8.

— Max. Joſ. Ant. von Silbermann, von Holzheim zu Straß ꝛc. Praktiſche Verfaſſung einiger Forſttabellen, worin ein jeder Forſtmann in Kürze zu erſehen hat, was zum allgemeinen Nutzen des Forſtweſens nothwendig, und unumgänglich zu beobachten iſt, nebſt einer Tabelle von dem großen und kleinen Weidwerke, anzeigend, was auch ein

Hirſchgerechter Jäger zu beobachten hat. Forſt- und Hirſchgerecht. Regenſpurg. 8. — Iſt nicht zu empfehlen.

1785. D. Chriſt. Wilh. Jac. Gatterers Anleitung den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereiſen 1. 2. und 3ter Theil. Göttingen, 1785. 1786. 1790. 4ter und 5ter Theil, Nürnberg, 1792. 8. — Vieles von dem Forſtweſen am Harz.

1786. Otto Chr. Kramers Tabellen, von dem kubiſchen Gehalt eines jeden Stammes. Göttingen. 12.

— Leop. Frhr. von Hartmann, geprüfte und auf Erfahrung gegründete ökonomiſche Abhandlungen vom Acker- und Wieſenbau und der Holzkultur. Nürnberg. 8.

— J. W. von Hobe. Etwas vom Anbau, Erhaltung und Benutzung der Weiden, zum Nutzen und Gebrauch für Landleute. Greifswald. 8.

— Franz Ludw. von Cancrin, vermiſchte, meiſt ökonomiſche Schriften. Riga. 4.

— G. A. Dätzel, Praktiſche Anleitung zu Taxirung der Wälder, Bäume, des Brenn- Bau- und Nutzholzes; ein Handbuch für Förſter mit 2 Kupf. München. 8.

— G. A. Succow, Anfangsgründe der theoretiſchen und angewandten Botanik, 2 Theile, 3 Bände mit Kupf. Leipzig. gr. 8.

— Etwas über den Borkenkäfer oder die Baumtrockniß fichtener Waldungen. Leipzig. 8.

— D. Joh. Andr. Kob, die wahre Urſach der Baumtrockniß der Nadelwälder durch die Naturgeſchichte der Foriphaläne erwieſen und durch einige Verſuche erörtert. Nürnberg. gr. 4.

— Friedr. Brüels Preißſchrift über die beſte Art Wälder anzupflanzen, zu nutzen und im Stande zu erhalten. Kopenhagen und Leipzig. 8. 2te Aufl. ebendaſ. 1788.

— Hanns Dietrich von Zanthier, Sammlungen vermiſchter Abhandlungen, das theoretiſche und praktiſche Forſtweſen betreffend. 2 Sammlungen. Berlin. 8.

1787. F. A. L. von Burgsdorf, Anleitung zur ſichern Erziehung und zweckmäßigen Anpflanzung der einheimiſchen und fremden Holzarten, welche in Deutſchland und unter ähnlichem Klima im Freien fortkommen. 1ſter Theil mit 3 Kupf. Berlin. 2ter Theil, Ebendaſ. 1790. 2te Aufl. Ebendaſ. 1791. 8.

— Friedr. Ad. Jul. von Wangenheim, Beytrag zur deutſchen holzgerechten Forſtwiſſenſchaft, die Anpflanzung Nordamerikaniſcher Holzarten mit Anwendung auf deutſche Forſte, betreffend. Mit Originalzeichnungen. Göttingen. Fol.

— Joh. Heinr. Jung, Lehrbuch der Forſtwirthſchaft, 2te verm. und verbeſſ. Auflage. 2 Theile. Mannh. 8.

— Friedr. Ludw. Walthers Handbuch der Forſtwiſſenſchaft für Forſtbediente, Landwirthe, Policeybeamte, Cameraliſten ꝛc. Anſpach. 8.

— G. F. Lamprecht, Lehrbuch der Technologie, oder Anleitung zur Kenntniß der Handwerke, der Fabriken und Manufakturen. Halle. gr. 8.

— Tabellen zu Beſtimmung des Gehalts und des Preiſes, ſowohl des beſchlagenen als des runden Holzes, hauptſächlich zum Gebrauch für Forſtbediente, Bau- und Zimmerleute. Gießen. 8.

— Joh. Heinr. Steins, Verſuche und Beobachtungen über die Angewöhnungen ausländiſcher Pflanzen an den Weſtphäliſchen Himmelsſtrich. Mit einer Vorrede des Hrn. Medicus. Mannh. 8.

— Joh. Andr. Chr. Michelſen, der vollkommene Haushalter und Kaufmann, oder Sammlung von Haushaltungs- Holz- Intereſſen- Ra-

batt-Münz-Maaß und Gewichts-Tabellen. Berlin. 8. — Hierin findet ein Förſter ſeine Cubikrechnung von beſchlagenem Holz, mit andern Ausrechnungen von allerlei Haushaltungsſachen beiſammen.

176. Joh. Friedr. Gmelins, Abhandlung über die Wurmtrockniß mit 3 illum. Kupf. Leipzig. 8.

— Ebendeſſelben Anhang zu ſeiner Abhandluug von der Wurmtrockniß, beſtehend in Aktenſtücken die Trockniß am Harz betreffend Leipzig. 8.

— Beyträge zur Geſchichte der Wurmtrockniß in der Harzgegend, vom Jahr 1779 bis 1785. von L. G. Fr. S. Frankf. 8.

— G. H. Borowsky, über die Anpflanzung ausländiſcher Holzarten zum Nutzen der Forſten. Berlin. 8.

— Geo. Stumpfs Nachrichten und Bemerkungen über die Landwirthſchaft Böhmens. Prag. 8.

— Von dem Nutzen der Holzſparöfen. In periodiſchen Blättern durch die Geſellſchaft der Holzſparkunſt. Berlin. 8.

— D. Sam. Hahnemanns Abhandlung über die Vorurtheile gegen die Steinkohlenfeuerung, die Verbeſſerungsarten dieſes Brennſtofs, und ſeine Anwendung zur Backofenheizung, nebſt einem Anhange Hrn. Lanoix und Bruns Preisſchriften, über letztern Gegenſtand, mit 2 Kupf. Dresden. 8.

— Frid. Ehrhart Arbores, frutices et ſuffrutices Linnei, quos in uſum dendrophilorum collegit et exſiccavit Hannoverae. — Für unbotaniſche Forſtbediente beſonders nützlich, um die wahren Benennungen aller Bäume und Stauden leicht und wohlfeil zu erlernen.

— Leonhardi, forſtwirthſchaftliche Briefe. Leipzig. 8.

1788. A. J. von Kregting, mathematiſche Beyträge zur Forſtwiſſenſchaft mit 2 Kupf. Gießen. 8.

— G. A. Däzel, Praktiſche Anleitung zur Forſtwirthſchaft, beſonders zur Vermeſſung, Taxirung und Eintheilung der Wälder. Ein Handbuch für junge Förſter. Mit 4 Kupf. München. 8

— J. G. Gleditſch, vier hinterlaſſene Abhandlungen das prakt. Forſtweſen betreffend, mit 1 Kupf. herausg. von D. Karl Abrah. Gerhard. Berlin. 8. 2ter Band, ebendaſ. 1789.

— Dietr. Eberh. Kunze, Anweiſung zum Anbau des Nadelholzes, beſonders auf Gegenden gerichtet, wo Heide oder ein ſolcher Boden vorhanden iſt, welcher den Anbau anderer Holzarten nicht verſtattet. Detmold und Meinberg. 8.

— Wilh. Gottfr. von Moſer, Forſtarchiv zur Erweiterung der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft und der Forſt- und Jagdlitteratur. 1. 2. 3. 4ter Band, Ulm, 1788. 5ter Band, 1789. 6. 7. 8. 9. B. 1790. 10. 11. B. 1791. 12. 13. B. 1792. 14. B. 1793. 15. B. 1794. 16ter Band. 1795. 8.

— Forſt- und Jagdbibliothek, oder nützliche Aufſätze, Bemerkungen und Verordnungen ꝛc. das geſammte Forſt- Jagd- Holz- und Flözweſen betreffend, als eine Fortſetzung des allgemeinen ökonom. Forſtmagazins 1s und 2tes Stück. Stuttgart, 1788. 3. Stück, ebendaſ. 1789. 8.

— Reliqua Friderici ſecundi, Romanorum olim Imperatoris, Hieruſalem et Siciliae Regis, de arte venandi cum avibus, cura Schneideri, cum tab. aen. Leipzig. 4. — Iſt nach der erſten Ausgabe 1596. in kl. 8. apud Joannem Praetorium in Augſpurg abgedruckt worden.

— Ladislaus von Stoixner, Zufällige Gedanken von dem Holzmangel. Nürnberg. 8.

— Joh. Barthol. Bellermann, Abbildungen zum Kabinet der vor-

züglichſten inn- und ausländiſchen Holzarten, nebſt deren Beſchreibungen mit 6 Kupf. und 6 Stücken Hölzer. Erfurth. Fol. — Die weitern Lieferungen ſind gefolgt.

1788. Erich Viborg, Beſchreibung der Sandgewächſe und ihrer Anwendung zur Hemmung des Flugſandes auf der Küſte von Jütland ꝛc. aus dem Däniſchen von J. Peterſen, mit 7 Kupf. 5 Bogen. Hamb. 8. — Auch für manche Gegenden Deutſchlands ſehr lehrreich.

— M. J. A. von Silbermanns praktiſch-ökonomiſche Holztabellen. Frankf. und Leipzig. 8.

— Der wilden Bäume, Stauden und Buſchgewächſe, 2ter Theil, welcher die Laub- oder Blätterbäume enthält. Tab. I. bis XXXIII. Nürnberg. 4. 3ter Theil, welcher die Stauden und Buſchgewächſe enthält. Tab. I. bis XIV. 4. Iſt die Fortſetzung des von Oelhafen angefangenen Werks (ſ. oben 1767).

— Joh. Helfrich Müller. Neue Tafeln, welche den cubiſchen Gehalt und Werth des runden, beſchlagenen und geſchnittenen Bau- und Werkholzes enthalten, verfertigt mittelſt der Mülleriſchen Rechenmaſchine ꝛc. Frankf. 8.

— Humphry Marſhall, Beſchreibung der wild wachſenden Bäume und Staudengewächſe in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Aus dem Engl. m. Anmerk. durch Chr. Fr. Hoffmann. Leipzig. 8.

— Joh. Jak. Trunk. Neues vollſtändiges Forſtlehrbuch oder ſyſtematiſche Grundſätze des Forſtrechts, der Forſtpolicey, und Forſtökonomie, ſowohl im Allgemeinen als insbeſondere über jede deutſche, merkwürdige Holzpflanze, ſammt einer General-Tabelle darüber, und einem Anhange von ausländiſchen Holzarten, auch von Torf- und Steinkohlen, theoret. und prakt. abgehandelt. Freyburg im Breisgau. gr. 8.

— Lehrbuch für die pfalzbaieriſchen Förſter, 1ſter Theil, welcher die Anfangsgründe der Rechenkunſt und Meßkunſt enthält, mit 4 Kupf. von Georg Grünberger. 2ter Theil. Die Phyſiologie der Holzpflanzen, und die Forſtbotanik von G. A. Däzel. München. 8. 3ter Theil. Die Holzzucht, Forſtpflege, und Forſtnutzung von G. A. Däzel. München, 1790. 8. — Sehr gut.

— F. A. L. von Burgsdorf, Forſthandbuch. Allgemeiner theoretiſcher praktiſcher Lehrbegriff ſämmtlicher Forſtwiſſenſchaften. Nebſt vielen Tabellen und einer illuminirten Forſtkarte. Berlin. 8. 2te Auflage. 8. Berlin. 1790. 8. — Schande jedem Förſter, der dieſes wichtige Werk nicht kennt.

— Chr. Joh. Friedr. von Dießkau. Das regelmäßige Verſetzen der Bäume in Wäldern und Gärten. 2te verbeſſerte Aufl. Meinungen. 8.

— Georg Wilh. Conſt. von Wilke. Verſuch einer Anleitung, die wilden Bäume und Sträucher unſerer deutſchen Wälder und Gehölze auf ihren bloßen Anblick und ohne weitere mündliche Belehrung mit Sicherheit erkennen und unterſcheiden, auch ihren Nutzen beurtheilen zu lernen. Mit Kupf. und Tabellen. Halle. 8.

— Jo. Mich. Seuffert, de damno per ferarum incurſus in agris, pratis vineisque dato, ab eo, cui ius venandi competit, ex juris germanici praeſcriptis reſarciendo. Würceb. 8.

— L. C. E. F. H. von Wildungen Jägerlieder. Leipzig. 8.

— L. H. Geſchichte verſchiedener hierländiſchen Baumwollarten und ihres ökonomiſchen Nutzens. Salzburg. 4. — Betrift die Benutzung der Pappeln und Weiden.

— J. C. C. Löwe, ökonomiſch kameraliſtiſche Schriften. 1. Th. Breslau. 8. 2. Theil ebend. 1789. — Ein Beweis von der Nothwendigkeit des Schlagweishauens.

1788. (Borgſtede) Statiſtiſch-Topographiſche Beſchreibung der Churmark Brandenburg, 1ſter Theil, Berlin. 4. — Enthält ein genaues Detail von den Forſten in der Churmark.

— Aug. Karl Holſche, Hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der Grafſchaft Tecklenburg ꝛc. mit 1 Karte. Berlin und Frankf. gr. 8. — Die Jagd und das Forſtweſen kommen darin mit vor.

— F. L. von Cancrin, kleine technologiſche Werke. 1. und 2. Band. Gieſſen. 8. — Vom Torf; einem Backofen mit Torf und Steinkohlenfeuerung; Hammerfeuer und einer Fruchtdarre.

— Vorſchlag ohnmasgeblicher, wie dem allgemein einreißenden Holzmangel am geſchwindeſten und ſicherſten, wo nicht völlig, doch wenigſtens gröſtentheils abzuhelfen ſey. Darmſtadt. 8.

— F. L. Walther, Handbuch der Forſtwiſſenſchaft für Forſtbediente, Landwirthe, Policeybeamte, Kameraliſten, Richter, Gerichtsverwalter und diejenigen, die es werden wollen. Anſpach. 8.

— Ebendeſſelben kurzgefaßte ökonomiſche Naturgeſchichte Deutſchlands für Freunde der Natur, Aerzte, Kameraliſten Land- und Forſtwirthe ꝛc. und diejenigen, die es werden wollen. Anſpach. 8.

1789. Joh. Andr. Naumann, der Vogelſteller, oder die Kunſt, allerlei Arten von Vögeln, ſowohl ohne, als auch auf dem Vogelheerd, bequem und im Wege zu fangen; nebſt den dazu gehörigen Kupfern, und einer Naturgeſchichte der bekannten und neu entdeckten Vögel. Leipzig. 8.

— Anleitung zur Forſtarithmetik für junge Jäger auf dem Lande, in Fragen und Antworten, 1. Heft. Frankf. 8.

— Ladislaus von Stoixner, praktiſch-ökonomiſche Abhandlungen von Wald- und Fruchtbäumen, auch einigen Staudengewächſen und dem Weinſtock. Nürnberg. 8.

— Von Commun- und Privatwäldern, nebſt einem Anhang von der Waldhütung. Frankf. 8. — Ein gutes Buch.

— Vorleſungen der Churpfälz. phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft in Heidelberg vom Winter 1789 bis 1790. — Enthalten ſehr gute Abhandlungen vom Hrn. Medicus über das Mittel dem Brandholz-Mangel abzuhelfen.

— J. Matthäus Bechſtein. Gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands nach allen drei Reichen. Ein Handbuch zur deutlicheren und vollſtändigeren Selbſtbelehrung, beſonders für Forſtmänner ꝛc. 1. Band. Die Säugthiere mit Kupf. Leipzig. 8. — 2. Band. Die Raubvögel, Waldvögel und Waſſervögel. Ebendaſ. 1791. — 3. Band. Die Sumpf- und Hausvögel nebſt einer Unterſuchung über die Friſchiſchen Vögel Ebend. 1793. — Vierter Band. Die Singvögel. Ebend. 1795. — Ein trefliches und jedem guten Forſtmann und Jäger unentbehrliches Werk.

— Joh. Heinr. Wagener Unterricht und Vorſtellungen von holzſparenden, bequemen und zierlichen Stubenöfen, in Putz- und Wohnzimmern, Künſtlern, Werkleuten, beſonders Töpfern zur Anweiſung in 12 erläuternden Kupf. erfunden ꝛc. Magdeburg. 4. Der 2te Theil folgt unten.

— Joh. Jac. Schübler. Deutlicher Unterricht von Holz erſparenden Stuben-Oefen nach allen ihren Theilen und nach der gehörigen Ordnung in der Civilbaukunſt ꝛc. mit 30 Kupf. Nürnberg. Fol.

— Carl Chriſt. Oettelt. Etwas über die Harzgeſchichte oder Pechnutzung fichtener Waldungen nebſt Kohlerei nach thüringiſcher Waldart. Als ein Anhang zu ſeinem praktiſchen Beweis, daß die Matheſis bey dem Forſtweſen unentbehrliche Dienſte thue. Eiſenach. 8. — Iſt beſonders über das Harzen, voll wichtiger und richtiger Bemerkungen.

1789. Joh. Jac. Trunk. Praktiſche Forſttabellen, d. i. Muſter von Waldrugeregiſtern, Forſteinſetzungsprotokollen, Waldabſchätzungen, Zuwachsberechnungen, Eintheilungen in Schläge, Aufnahmen des Holzbedürfniſſes, Forſtnutzungsetaten, Holzberichten ꝛc. zu beſſerer Deutlichkeit ſeines Forſtlehrbuchs, und zum nöthigen Gebrauch aller Forſtbeamten ꝛc. Freyburg mit Kupf. Fol. — Sehr nützlich.

— Fried. Gottl. Leonhardi. Allgemeine theoretiſche und practiſche Stadt- und Landwirthſchaftskunde 1. B. 1. St. Leipzig. gr. 8. — Enthält eine gute Abhandlung über die Wurmtrockniß.

— Vom Anbau der vorzüglichſten inn- und ausländiſchen Holzarten oder von der Holz Cultur. Gießen. 8. — Unbedeutend.

— Friedr. Gottl. Leonhardi. Forſtwirthſchaftliche Briefe, oder über Waldungen und Förſter Leipzig. 8. — Für unſtudirte Forſtbediente ſehr brauchbar.

— C. W. Hennert. Kurze Anweiſung zu einigen geometriſchen Hülfsmitteln, welche den Forſtbedienten in ſolchen Forſten, die in Schläge eingetheilt ſind, bey verſchiedenen Fällen nützlich und nothwendig ſeyn können. Mit Kupf. Berlin und Stettin 8. — Für Preußiſche Förſter vorzüglich brauchbar.

— von Voigt Abhandlung über Sparöfen, mit 10 Kupf. Berlin. 8.

— Grundriß der Forſtwiſſenſchaft für Vorleſungen. Gießen. 8.

— C. F. K. Geſchichte der Churmärkſchen Forſten und deren Bewirthſchaftung nebſt einer Anleitung, wie ſie hätten behandelt werden müſſen. Mit Kupf. Berlin. 8. — Rügt Fehler der neuern Preußiſchen Forſteinrichtungen.

— J. M. Jeitters, ſyſtematiſches Handbuch der theoretiſchen und praktiſchen Forſtwiſſenſchaft. Tübingen. gr. 8.

— C. J. M. oder C P. Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Forſt- Cameralwiſſenſchaft, nebſt einem Forſt Catechismus, für Jünglinge, die ſich dem Forſtweſen zu widmen gedenken. Nürnberg. 8. — Eine Schrift mit vielen und wichtigen Bemerkungen.

— Beſchreibung eines mit mehr Holzerſparung eingerichteten Backofens, auch eben eines ſolchen Ofens zum Torf- und Steinkohlenbrennen. Mit 3 Kupf. Gießen. 8.

— D. Carl Gottl. Rößig. Die Finanzwiſſenſchaft nach ihren erſten Grundſätzen. Leipzig. 8. — Mehr von der Kultur der Waldung.

1790. Carl Banger, ſyſtematiſcher Forſt- Catechismus für Forſtbediente und Liebhaber des Forſtweſens, nebſt einer Ueberſicht über den Inhalt der Forſtwiſſenſchaft. Freyburg im Breisgau. 8. — Für nichtſtudirte Forſtmänner ein ſehr brauchbares Buch.

— Bernh. Sebaſt. Nau's Anleitung zur deutſchen Forſtwiſſenſchaft. Mainz. 8. — Eine in vielem Betracht ſehr nützliche Schrift.

— (Trunk) Die vortheilhafteſte Art, die Laubwaldungen zu behandeln; oder forſtwiſſenſchaftliches Gutachten über die Behandlung und Schlageintheilung der Reichsfreyherrl. von Freybergiſchen Waldungen zu Raunau ꝛc. in Schwaben. 8.

— C. H. von Sierstorpff. Einige Bemerkungen über die in dem Winter 1788 und 1789 erfrornen Bäume. Braunſchweig. gr. 8. — Die Bemerkungen über den Gegenſtand ſind ſehr gründlich und wichtig, und beſonders ſchätzbar, weil ſie aus der Feder eines Chefs kommen.

— J.M. Seuffert. Operae venatoriae ad territoriales quatenus referendae ſint? Progr. circa rem venatoriam &c. Wirceburgi. 8. — Zu Nutz und Frommen der Jäger ſollten dieſe Abhandlungen auch in die Mutterſprache überſetzt werden.

1790. G. A. Weizenbeck. Einige zufällige Beantwortungen über den dermaligen Holzzuſtand in Bayern. Veranlaſt durch die faſt allgemeine Klage über Holzmangel.

— G. A. Kleinſchrod's Abhandlung von dem Wilddiebſtahle, deſſen Geſchichte, Strafe und Gerichtsſtande. Erlangen. 8. — Ueber den Gegenſtand eine ſehr ſcharfſinnige Schrift.

— Moriz Balth. Borkhauſen. Verſuch einer forſtbotaniſchen Beſchreibung der in den Heſſen-Darmſtädtſchen Landen im Freyen erwachſenden Holzarten, für Forſtbediente zur Selbſtbelehrung. Frankf. gr. 8. — Gerade für Forſtbediente unbehaglich.

— Friedr. Ludw. Walther. Die vorzüglichſten in- und ausländiſchen Holzarten nach ihrem verſchiedenen Gebrauch in der Hauswirthſchaft, Landwirthſchaft, bey Gewerben und Officinen, mit ihren deutſchen, lateiniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Nahmen, und einer Nutzungs-Tabelle. Bayreuth. 8. — Angabe des Gebrauchs der meiſten Bäume und Stauden.

— Jac. Heinr. Andreä. Karakteriſtik inländiſcher Forſtbäume und Sträuche, in Tabellen kurz dargeſtellt; nebſt einem alphabetiſchen Verzeichniß der vornehmſten Schriftſteller über das Forſtweſen. Frankf. 8. — In de Roi Baumzucht iſt alles zu finden.

— F. A. L. von Burgsdorf, Abhandlung über die Vortheile vom ungeſäumten, ausgedehnten Anbau einiger in den K. Preußl. Staaten noch ungewöhnlichen Holzarten. Berlin. 4. — Ganz dem Zeitpunkt und der Nothwendigkeit angemeſſen.

— Forſtwirthſchaftstabellen, worin das Stammholz vom geringſten bis zum ſtärkſten Stamm berechnet iſt. Nämlich; 1) wie viel Klaftern Holz ein Stamm von beſtimmter Dicke und Länge gebe; 2) Wie viel Cubikſchuh ſolcher beſchlagen, und wie viel er dergleichen Schuhe rund enthalte; 3) Was der ganze Stamm rund koſte, wenn der Preiß von einem Cubikſchuh feſtgeſetzet iſt. Entworfen vom Hrn. Diezer. und herausg. vom Hrn. Kling. I. und II. Theil. Mannheim. gr. Fol. — Das beſte Werk über dieſen Gegenſtand.

— (Fabricius) Tabellen zu Beſtimmung des Gehalts und des Preißes ſowohl des beſchlagenen als runden Holzes, hauptſächlich zum Gebrauch für Forſtbediente, Bau- und Zimmerleute. Gießen. 8. — Sehr gut.

— Caſp. Bernh. Krüger richtig berechnete Tabellen über ſtehendes Holz nach dem Cubikfuß. Torgau und Leipzig. 8.

— Joh. Heinr. Jungs, Lehrbuch der Cameral-Wiſſenſchaft oder Cameral-Praxis. Marburg. 8. — Enthält auch die forſtwirthſchaftliche Cameral-Praxis.

— Joh. Chr. Rebmann, von Einrichtung und Führung des Cameral-Rechnungsweſens und richtiger Aufſtellung der Rechnungen ꝛc. Erlangen. 4. — Wegen der guten Formulare zum Forſtrechnungsweſen ſehr brauchbar.

— Franz Ludw. von Cancrin, Abhandlungen von dem Waſſerrechte, ſowohl dem natürlichen als poſitiven, vornehmlich aber dem deutſchen. 2. B. Halle. 4. — Wegen der Abhandlung vom Floßrechte nothwendig.

— Joh. Heinr. Sachtleben. Die Holzerſparungskunſt bey zehn verſchiedenen Feuerarten nach eigenen Erfahrungen und Bauverrichtungen vorgetragen, mit 14 Kupf. Quedlinburg. 8.

— Geo. Friedr. Wehrs ökonomiſche Aufſätze. Schwerin und Wismar. mit 7 Tabellen, 8. — Enthalten einige gute zum Forſtweſen gehörige Aufſätze.

1790. Wilh. Gilly ausführliche Anweiſung zur Erbauung und Errichtung der Torf-Ziegel-Oefen, und zum Zubereiten und Brennen der Ziegel; insbeſondere derjenigen, welche mit Torf gebrannt werden. Berlin. 8.
— Kurzer Abriß der Forſtwiſſenſchaft für junge Förſter. Riedlingen. 8. — Sehr brauchbar.
— Ueber verſchiedene Erfindungen, die Gebäude auf eine ſehr einfache und wohlfeile Weiſe gegen Feuersbrünſte zu ſichern. Aus d. Franz. des Hrn. Abbé Mann, mit 1 Kupf. Frankf. 8.
— (König) Beyträge zur praktiſchen Forſt- und Floßhandels-Wiſſenſchaft, mit Kupf. Ulm. 8.
— Medicinalunterricht zur Vorbeugung der Tollheit der Hunde und Verhütung der gefährlichen Folgen derſelben. Duisburg. 4. — Sollte vorzüglich in den Händen der Jäger ſeyn.
— Journal für das Forſt und Jagdweſen I. Band. 1. Hälfte, Leipzig. 8. 2te Hälfte 1791. II. B. 1791 III. B. 1792. IV. B. 1794. — Enthält faſt lauter höchſtbrauchbare Abhandlungen für den Forſtmann und Jäger, daher deſſen fleißige Fortſetzung, aber auch fleißige Leſung, ſehr zu wünſchen iſt.
— J. D. Reitter und G. F. Abel. Abbildung der 100 deutſchen wilden Holzarten, nach dem Nummern-Verzeichniß im Forſthandbuche von F. A. L. von Burgsdorf. Als eine Beilage zu dieſem Werk. I. Heft, 1790. II. H. 1791. III. H. 1792. IV. H. 1794. Stuttgart. 4. — Iſt ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, und ein Beweis von dem Eifer des Hrn. Reitters, mit welchem er forſtwiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu verbreiten ſich bemühet. Die Originalien ſind alle nach der Natur, mit unverkennbarem Fleiß des Hrn. Abel, gezeichnet, auch die Illumination iſt ſehr gut gerathen. Ein jeder Forſtmann, der das Burgsdorfiſche Handbuch beſitzt, ſollte auch, wenn es ſeine Umſtände verſtatten, dieſe Abbildungen ſich anſchaffen.
1791. G. A. Däzel. Tabellen zur Beſtimmung des Inhalts unbeſchlagener Bauſtämme nach Cubikfuß und Scheiterklaftern, mit einer Anleitung zu deren Gebrauch. München. 8.
— Taſchenkalender (auch unter dem Titel: Taſchenbuch) auf das Jahr 1791. Für Kameraliſten, Guthsbeſitzer, Pächter und Forſtwirthe. Von Georg Stumpf. Weißenfels. 8.
— Franz Ad. Reiſigl Unpartheiiſche Gedanken über die Forſtwirthſchaft im Fürſtenthum Salzburg; nebſt einigen Vorſchlägen, wie den Mängeln derſelben abzuhelfen wäre. Salzburg. 8.
— D. Wilh. Gottfr. Ploucquet. Mittel, Wohnungen und andere Gebäude unverbrennlich zu machen. Sammt andern Anſtalten gegen Feuersbrünſte. Tübingen. 8.
— Wilh. Pfaff, Taſchenbuch zu richtiger Beſtimmung des Cubikinhalts und Werths der Stämme nach aller ihrer Verſchiedenheit, beſonders für den Forſtmann zur Erleichterung genauer Waldabſchätzungen, als der Grundlage einer ſichern Forſtwirthſchaft. Gießen. 8.
— Abtheilung der Gehölze in jährliche Gehaue. Eine Rechnungsaufgabe. Dresden. 4. — Ein neuer Abdruck der obigen (1760) Abhandlung von Oppel. Freyberg.
— Aug. Niemann, Sammlung für die Forſt-Geographie, oder Nachrichten von der wilden Baumzucht und Forſtwiſſenſchaft einzelner Länder aus neuern Reiſe- und Länderbeſchreibungen entlehnt. — Ein Leſebuch für Forſtmänner und Freunde des Waldes. 1. Band, Altona. 8. — S. unter Forſtgeographie.
— Joſ. Frhr. von Born, freymüthige Briefe über den Holzmangel in den öſterreichiſchen Staaten, und die Mittel, ihm abzuhelfen. Wien. 8.

1791. Unterricht zum Holzanbau für Heidereuter und Förſter auf herrſchaftlichen Ritterguths- und andern Privatforſten. Dresden. 8.

— Lud. Friedr. Franz von Wernecks Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Holzpflanzen, denjenigen Forſtbedienten gewidmet, welche ſich zu den obern Forſtſtellen brauchbar machen wollen. Frankf. 8.

— Joh. Pet. Korndörfer. Der praktiſche Forſtmann für diejenigen, ſo Mathematik erlernen. Oder gründliche und praktiſche Anweiſung für angehende Forſtmänner, durch welche Mittel und nach welchen Grundſätzen ein unterhabender Forſt auf immer und in einem gleichen Verhältniß verwaltet werden kann. Mit Tabellen und Kupf. Nürnb. 8. — Liefert auch eine Abbildung und Beſchreibung von einer Saamenmaſchine.

— Joh. Heinr. Wagener. Abhandlungen von holzſparenden, bequemen und zierlichen Stubenöfen, desgleichen von einem Kochheerde, Kochöfen und Schornſteine, auch einer vortheilhaften Braupfanne, Brandweinsblaſe und Malzdarre. Auf 32 Kupf. vorgeſt. beſchr. und nebſt einer Anzeige, in wie fern Holz oder Steinkohlen zu unſerer Ofen- und Heerdfeuerung nützlicher gebraucht werden können, mit Berechnung der Koſten des einen gegen das andere. 2ter Theil. Magdeburg. 4. — Iſt die Fortſetzung der obigen (1789) Wagneriſchen Schrift und eine der beſten in dieſem Fache.

— C. S—r. Gründlich-zweckmäßige Anweiſung zur Erziehung eines jungen Hühnerhundes, mit der Anweiſung ſolchen parforce zu dreſſiren, nebſt einem Anhange vom Lerchen- und Becaſſinenfange, auch einer kurzen Beſchreibung der dazu gehörigen Netze und deren Strickerei. Braunſchweig. 8. — Handelt den Gegenſtand ſehr richtig ab.

— Zufällige Gedanken über den Begriff von Jagd-Regal, wohleingerichteter Wildfuhr und Wildſchaden. Frankf. 4.

— H. F. Becker, Beſchreibung der Bäume und Sträucher, welche in Meklenburg wild wachſen. Roſtock. gr. 8.

— Fürſtl. Lippiſche Forſtverordnung von 1791. Lemgo. 4. Enthält gute Veranſtaltung zum Anbau der Eichen.

— G. A. Scheppach karakteriſtiſches Verzeichniß der vorzüglichſten, in Deutſchland anzubauenden, einheimiſchen und Nordamerikaniſchen wildwachſenden Holzarten; für Oekonomen, Forſtbediente und Gärtner. Dresden. 8.

— J. W von Hobe, Anweiſung zu einer beſſern Holzkultur beſonders in der Grafſchaft Mark und ähnlichen Ländern. Mit 1. Kupf. Münſter 8. — Hat gute praktiſche Bemerkungen.

— Georg Ludw. Hartig, Anweiſung zur Holzzucht für Förſter. Marburg. 8. — Ein mit ächtem praktiſchen Geiſt verfaßtes, und für junge und alte Forſtbediente ſehr ſchätzbares Werkchen.

— Franz Dominian Friedr. Müllenkampfs Sammlung der Forſtordnungen verſchiedener Länder. 1ſter Theil. Mainz. 4. — Alsdann wohl ſehr nützlich, wenn die Forſt- und Jagdordnungen und andere dahin einſchlagende Geſetze aller Länder Deutſchlands vollſtändig geſammelt ſind.

— Ebendeſſelben vermiſchte Policey- und Kameralgegenſtände des praktiſchen Forſt und Jagdweſens. Mainz. 8.

— Wilh. Forſyth, über die Krankheiten und Schäden der Obſt- und Forſtbäume, nebſt der Beſchreibung eines von ihm erfundenen und bewährten Heilmittels. Aus dem Engl. von Geo. Forſter. Mainz und Leipzig. 8.

— J. C. S. Börner. Oekonomiſches Mancherley. Erſter Verſuch. Breslau. 8. — Sehr ſeichte Vorſchläge über die Verwaltung der Forſten von Schroka.

1791. Bernh. Sebaſt. Rau. Erſte Linien der Kameralwiſſenſchaft. Frankf. 8. — In ſo fern ſolche die Forſtwiſſenſchaft mit Inbegriff der Jagd betrift.

— Jo. Frid. Redicker. Diſſert. de quercus roboris virtute medica. Duisburg. 4. — Handelt die Heilkräfte der Eiche ab.

— J. M. Strube, kurze Anleitung zur Forſtwiſſenſchaft, zum Gebrauch für angehende Förſter, Lehrlinge, auch andere Forſtwiſſenſchaftsliebhaber. Koburg. 8. — Hat etwas von der niedern Forſtwiſſenſchaft zum Inhalt.

— C. W. Hennert, Anweiſung zu Taxation der Forſten nach den hierüber ergangenen und bereits bei vielen Forſten in Ausübung gebrachten K. Preuß. Verordnungen, mit Genehmigung des K. Pr. Forſtdepartements ꝛc. 1ſter Theil. Mit 2 illum. Kupf. Berlin. 8. — Ein in allem Betracht wichtiges Werk.

1792. Carl Banger, Anleitung zur Forſtwirthſchaft für Forſtbediente und Liebhaber des Forſtweſens, als der 2te Theil des oben angezeigten Forſtkatechismus (1790). Stuttgart. 8. — Noch weit brauchbarer als der 1ſte Theil.

— Friedr. Caſimir Medicus. Ueber nordamerikaniſche Bäume und Sträucher als Gegenſtände der deutſchen Forſtwirthſchaft und der ſchönen Gartenkunſt. Mannheim. gr. 8. Verdient bei dem Anbau nordamerikaniſcher Bäume beherziget zu werden.

— Joh. Georg Wenz, prakt. Bemerkungen über das Forſtweſen, vorzüglich warum die Hölzer bishero ſo weit herunter gekommen, wie ſolche zu verpflegen, neuer Anflug zu verſchaffen ꝛc. ingl. von Einwaidung des Viehes und Hegung des Wildes. Alles aus eigener Erfahrung entworfen. Nürnberg. 8. — Dürfte wohl nicht können empfohlen werden.

— C. H. J. von Brockdorf, Gedanken zur Einrichtung einer Förſterſchule, nebſt einigen vorausgeſchickten Bemerkungen über die Nothwendigkeit derſelben. Hamburg und Leipzig. 8. — Sind ja Gedanken!!!

— (Hennert) Bemerkungen auf einer Reiſe nach Harbke. Einleitung zur Forſtwiſſenſchaft und Gartenkunſt. Berlin. 8. — Eine ſchöne ſich ſelbſt empfehlende Schrift.

— Segondat, Holztabellen, zu leichter Berechnung des viereckigen und runden Holzes nach Cubikfuß und des geſägten Holzes nach Quadratfuß. Nach dem franz. Original verbeſſ. von P. H. C. Brodhagen. Wohlfeile Ausgabe. Mit Figuren, welche die zum Schiffbau erforderlichen Stücke Holz vorſtellen, und eine Tafel über die Verhältniſſe deſſelben. Hamburg. 8. — Sehr vollſtändig, deutlich, auch gut gedruckt.

— Joh. Matthäus Bechſtein, kurze aber gründliche Muſterung aller bisher mit Recht oder Unrecht, von dem Jäger, als ſchädlich geachteten und getödteten Thiere, nebſt Aufzählung einiger wirklich ſchädlichen, die er, ſeinem Beruf nach, nicht dafür erkennt. Ein Verſuch zur Verbeſſerung der gewöhnlichen Verzeichniſſe und Taxationen ſchädlicher Thierarten, deren Verminderung dem Jäger obliegt. Mit Kupf. Gotha. 8. — Eine für den Forſtmann und Jäger gleich wichtige Schrift.

— J. J. von Uslar, forſtwirthſchaftliche Bemerkungen auf einer Reiſe geſammelt. Mit Kupf. Braunſchweig. 8. — Enthält mancherlei mit praktiſchem Geiſt verabfaßte Abhandlungen.

— Codex Auguſteus ſyſtematicus Venatorio-Foreſtalis. Jagd- und Forſt-Recht nach Churſächſiſchen Geſetzen, in ſyſtematiſcher Ordnung entworfen. Leipzig. 8. — Für alle dirigirende oder gelehrte Forſtmänner in- und außer Sachſen, nützlich.

— Joh. Fried. Häſeler, Auflöſung einer Aufgabe aus der Forſtwirthſchaft, welche in die jährliche Gehaue einſchlägt. Lemgo. 4. — Glaubt ohnehin jedermann.

1792. Abriß von der Forſtwirthſchaftung in den K. Preußl. Staaten. Berlin. 8. — Sehr lehrreich und wichtig zu ſyſtematiſchen Forſteinrichtungen ganzer Staaten.

— J. F. von Oppen, Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie, für diejenigen, welche ſich dem Forſtweſen widmen. Mit 5 Kupfertafeln. Berlin. 8. — Für junge Leute ſehr brauchbar.

— C. H. W. (Schminke), Bemerkungen über verſchiedene Gegenſtände der prakt. Forſtwiſſenſchaft. Hersfeld. 8. — Verdient allen Beifall.

— Verſuch über Gewehrfabriken, die Schießkunſt, und das Jagdweſen. Aus d. Engl. nach der 2ten Ausgabe überſ. und mit Anmerk. von G. E. L. Timäus. Leipzig. 8. — Für Jäger ſehr nützlich.

1793. J. A. von Haas, Beobachtungen über den Rinden- oder Borkenkäfer und die daher entſtehende Baumtrockniß oder Abſtand der Fichtenwälder, mit einer Vorrede über das Verdienſt der Wildmeiſter um ihr Vaterland von M. J. G. W. Köhler. Erlangen. 8.

— J. G. Bernſtein. Anti-Typographus, oder Widerlegung der Meinung, daß der Borkenkäfer an der Trockniß fichtener Waldungen ſchuld ſey, aus der Naturgeſchichte und mit prakt. Erfahrungen bewieſen. Mit einer Vorrede über die nöthigen Vorkenntniſſe eines Jägers oder Forſtmanns. Leipzig. 8.

— Fr. Ludw. Walther, Theoretiſch-praktiſches Handbuch der Naturgeſchichte der Holzarten für den Forſt- und Landwirth u. ſ. w. Baireuth. 8. — Iſt zu ſyſtematiſchen Kenntniß der Holzarten beſonders nützlich.

— (Däzel) Ueber Forſttaxirung und Ausmittelung des jährlichen nachhaltigen Ertrags. Zum Gebrauche oberdeutſcher Taxatoren, Geometer und Förſter. Mit 1. illum. Forſtcharte und 2 Tabellen. München. 8.

— Anleitung zur Erziehung und Bearbeitung eines Schweißhundes, Saufinders und Dachshundes als ein Nachtrag zu der Erziehung und Bearbeitung eines jungen Hühnerhundes (1791) Braunſchweig. 8.

— Joh. Albr. Mayer, Encyclopädie der Forſtwiſſenſchaft, oder Sammlung der beim Forſtweſen vieljährig erprobten Bemerkungen, Beobachtungen, Vortheile u. ſ. w. 1. Theil, A. bis F. Stuttgart. gr. 8.

— F. E. Jeſter, über die kleine Jagd zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. 1. Theil. Von Erziehung und Abrichtung der Hühner- Jagd- Wind- und Dachshunde. 2. Theil, vom Schießgewehr und deſſen Gebrauch, ingleichen von der Federwildpretsjagd. Königsberg. 8. 3. Theil, ebendaſ. 1795. — Sehr nützlich für Jäger.

— Rettungsmittel bey Obſt- und Waldbäumen und andern Gewächſen, die im Winter den Gefahren des Erfrierens ausgeſetzt ſind. Ein Beitrag zur beſſern Kultur ausländiſcher und der in unſerm Himmelsſtrich naturaliſirten Gewächſe. Leipzig. 8.

— Anton Leibnitz, Fragen und Antworten das Forſtweſen betreffend, für angehende Jäger und Forſtliebhaber, nebſt kurzen Zergliederungen deſt in unſern Gegenden wachſenden Holzarten. Leipzig. 8.

— (Carl Gottlieb Grote) Forſtkalender, oder Verzeichniß der Verrichtungen, die einem Forſtmann in einem jeden Monate des Jahres vorzüglich obliegen. 3te viel vermehrte Auflage. Leipzig. 8. Sehr brauchbar.

— J. C. Willich, Bemerkungen und Grundſätze zur Verbeſſerung der Forſtwirthſchaft, nebſt Bemerkungen über ökonom. kameraliſtiſche und Polizeygegenſtände. Wien. 8.

— Geometrie in ihren Grundſätzen und Ausübungen, mit beſondrer Anwendung auf Landeskultur und Forſtwiſſenſchaft mit 18 Kupf. München. 8.

1794. (F. G. Leonhardi) Forſt- und Jagdkalender für das Jahr 1794. Mit Kupf. Leipzig. 12.

1794. L. C. E. H. F. von Wildungen, Neujahrsgeſchenk für Jagd- und Forſtliebhaber, auf das Jahr 1794. Mit Kupf. Marburg. 12. — Dieſes Neujahrsgeſchenk macht mit dem vorſtehenden Kalender eine angenehme mit Nutzen verbundene Lectüre für diejenigen Förſter aus, die ſich auch in ihren Erholungsſtunden zu unterrichten beſtreben.

— C. H. von Sierſtorpff, über einige Inſektenarten, welche den Fichten vorzüglich ſchädlich ſind, und über die Wurmtrockniß der Fichtenwälder des Harzes. Mit 3 illum. Kupf. Helmſtedt. gr. 8.

— Allgemeine praktiſche Forſtnaturgeſchichte Deutſchlands. Leipzig. gr. 8. Der erſte Band enthält die eigentliche Forſtnaturgeſchichte, und der 2te die Naturgeſchichte der Thiere. — Kurz aber ſehr brauchbar.

— Magazin, allgemeines und auf reine Erfahrungsſätze gebautes, für Jäger und Jagdfreunde, oder gründliche Anweiſung in den edlen Jagdwiſſenſchaften und Künſten, und allen auf die Jagd ſich beziehenden Gegenſtänden ꝛc. Grätz. 8. — Ein nützliches moderniſirtes Plagiat aus Döbels Jäger-Practica.

— D. G. M. Weber, über die Einführung der Wildſteuer. Nürnb. 8.

— Georg Ludw. Hartig, phyſikaliſche Verſuche über das Verhältniß der Brennbarkeit der meiſten deutſchen Wald-Baum-Hölzer. Ein Beitrag zur höhern Forſtwiſſenſchaft. Marburg. 8. — Ein Verſuch eines noch nie betretenen Weges, der Nachahmung verdient.

— F. C. Medicus, unächter Acacienbaum. Zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieſer in ihrer Art einzigen Holzart. 1. und 2. Stück. Leipzig. 8. 3. Stück mit 1 Kupf. Ebendaſ. 1795. 8. — Lichtvolle Darſtellung eigener und fremder Erfahrungen bei dem Anbau dieſer nützlichen Holzart.

— A. A. E. von W. Kleine Aufſätze über verſchiedene zum Forſtweſen gehörige intereſſante Gegenſtände. Prag. gr. 8. — Thut unter andern gute Vorſchläge zu beſſerer Bildung unterer Forſtbedienten.

— C. F. L. Rudolph, Bruchſtücke aus dem praktiſchen Forſt- und Cameralweſen. 1 Theil. Mit Tabellen und illum. Kupf. Weimar. 8. 2ter Theil, ebendaſ. 1795. — Bemüht ſich vorzüglich das Geometriſche ſowohl als das Mathematiſche im Forſtweſen der Vollkommenheit und richtigen Anwendung näher zu bringen.

— J. L. Berger, Abhandlung vom gegenwärtigen Forſthaushalte und geprüfte Vorſchläge zur Verbeſſerung deſſelben. Jena. 8. — Kurz und gut.

— von Moſer. Die weſentlichen Kennzeichen der deutſchen und nordamerikaniſchen Holzarten und Forſtkräuter. Zum Gebrauch der Oekonomen und Förſter. Mit 3 Kupf. Leipzig. 8.

— H. L. Moſer. Die Bewirthſchaftung einer Wald-Revier. Ein Leſebuch für alle angehende Forſtbediente. Mit 2 Charten. Leipzig. gr. 8.

— Handbuch für Förſter und Forſtliebhaber. 2 Theile. Düſſeldorf. 8.

— G. Herwig, Entwurf einer Forſtkunde. Frankf. 8.

1795. (F. G. Leonhardi) Forſt- und Jagdkalender für das Jahr 1795. mit Kupf. Leipzig. 12.

— (L. C. E. H. F. von Wildungen) Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1795. mit illum. Kupf. Marburg. 12. — Macht mit dem vorſtehenden Kalender die Fortſetzung der nützlichſten Unterhaltungsſchriften aus.

— Diana, eine angenehme und nützliche Unterhaltungsſchrift für Jäger und Liebhaber der Jagd. Leipzig. 8.

— Von den höchſt ſchlimmen Folgen des übertriebenen Jagdweſens in Deutſchland und den hierüber angenommenen Grundſätzen der Reichsgerichte. Ulm. gr. 8. Auch in Moſers Forſtarchiv. B. 16. S. 77. ff.

1795. F. L. von Witzleben, über die rechte Behandlung der Rothbuchen Hoch- oder Saamen Waldung. 1ſter Theil, die Bewirthſchaftung pfleglich erzogener, gut und geſchloſſen ſtehender, vormals bereits regelmäßig behandelter Buchwaldungen. Leipzig. 8.

— G. L. Hartig, Anweiſung zur Taxation der Forſte oder Beſtimmung des Holzertrags der Wälder, mit Karten. Gießen. gr. 8. — Kommt aus der Meiſterhand eines Hartigs, ſo wie es das Forſtpublikum von ihm ſchon gewohnt iſt.

— Vollſtändiges Jägerkabinet, worin die nöthigſten Kenntniſſe enthalten, die zur Jägerei gehörig ſind. Brünn. 8. — Ein Titel, wie ihn die Verleger gern wünſchen.

— F. L. Walther Verſuch eines Syſtems der Cameral-Wiſſenſchaften. 2. Band. Gießen. gr. 8. — Auch unter dem Titel: Walthers Lehrbuch der Forſtwiſſenſchaft.

Außer dieſen findet der Forſtmann und Jäger einzelne, in ſein Fach einſchlagende Abhandlungen, in vielen andern Schriften, wovon folgende die vorzüglichſten ſind.

Zedleriſches Univerſallexikon.

Onomatologia oeconomico-practica. Ulm. 1760 gr. 8.

P. Noel Chomels ökonomiſches und phyſikaliſches großes deutſches Lexikon. Leipzig, 8 Bände Fol.

L' Agronome, ou Dictionnaire portatif du Cultivateur &c. 2 Tom. à Liége et à Frankf. 1761. 8.

Joh. Brauners Landhaushaltungsbuch. Stockholm. 1756.

Leipziger ökonomiſche Nachrichten.

Berliner phyſicaliſche Beluſtigungen.

Schleſiſche ökonomiſche Sammlungen.

von Schütz, ökonomiſche Bedenken.

Leipziger Intelligenzblatt.

Stuttgardiſche ökonomiſche Sammlungen.

Leipziger ökonomiſche phyſikaliſche Abhandlungen.

von Wichmannshauſen, ökonomiſche Erfahrungen.

Hamburgiſches Magazin.

(von Münchhauſen) Der Hausvater. 6 Bände. Hannover. 1764-73. gr. 8.

Krünitz ökonomiſche technologiſche Encyklopädie.

Schütz, Auszug aus Krünitz Encyklopädie, 5 Bände. Berlin, 1786-88. 8.

Allgemeine Haushaltungs- und Landwirthſchaftswiſſenſchaft aus den ſicherſten Erfahrungen und Entdeckungen von einer ökonomiſchen Geſellſchaft in England herausgegeben, 5 Theile, gr. 8. Hamburg und Leipzig. 1763-68.

J. H. Pfingſtens Journal für Forſt- Bergwerks- Salz- Schmelzhütten- Fabrik- Manufaktur- und Handlungsſachen. Hannover. 8. Angefangen 1786.

Beckmanns phyſikaliſch-ökonomiſche Bibliothek. Göttingen. 8. Angef. 1770.

Fragmente, Nachrichten und Abhandlungen zur Beförderung der Finanz- Polizey- Oekonomie und Naturkunde. Berlin.

Beobachtungen und Entdeckungen aus der Naturkunde, von der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin.

Journal von und für Deutſchland.

Journal von und für Franken.

Abhandlungen der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften.
Leonhardi, allgemeine theoretiſch- und praktiſche Stadt- und Landwirthſchaftskunde. Leipzig. 1789.
von Beneckendorf, kleine ökonomiſche Schriften.
Abhandlungen des ſtaatswirthſchaftlichen Inſtituts zu Marburg.
Nau's Neue Entdeckungen und Beobachtungen aus der Phyſik, Naturgeſchichte und Oekonomie.

Forſtmann, Fr. Foreſtier, Verdier, Gruyer. Iſt ein Mann, der, wenn er die nöthigen Kenntniſſe ſeines ſich gewählten Berufs beſitzt, von Rechtswegen mit unter die wichtigſten Mitglieder eines Staats gehört. Denn er iſt derjenige, von welchem gefordert wird, daß er ſeine Zeitgenoſſen und die Nachkommenſchaft, ſowohl gegen unverhältnißmäßige höhere Preiſe des Holzes, als insbeſondere gegen Mangel deſſelben auf eine nachhaltende Weiſe ſchützen ſoll. Daß hiezu kein Mann von bloß gemeiner Erziehung tauglich iſt, wird freilich derjenige nur einſehen, dem die ſämmtlichen zu einer gründlichen Forſtwiſſenſchaft gehörigen Gegenſtände bekannt ſind.

Wenn alſo zu einem Forſtmann keiner von bloß gemeiner Erziehung tauglich iſt, ſo verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ein ſolcher gute Vorbereitungs-Wiſſenſchaften beſitzen, d. i. in den nöthigen Schulſtudien gründlich bewandert ſeyn muß. Iſt er auch, wie zu erwarten iſt, zugleich gut moraliſch gebildet, ſo wird ihm diejenige Ehrliebe eigen ſeyn, den möglichſten Fleiß ſeiner künftigen Beſtimmung ſo zu widmen, daß er nach geendigten Studienjahren nicht befürchten darf, unter die mittelmäßigen Kandidaten gezählt zu werden. Welche Wiſſenſchaften aber überhaupt von einem Forſtmann gefordert werden, davon ſehe man unter Forſtwiſſenſchaften.

Forſtmeiſter, Fr. Maitre des forêts. Iſt einer von den obern Forſtbedienten eines Landes, welche vormals 16 Ahnen zählen, oder doch Leute von Geburt ſeyn mußten; neuerlich aber hat man ſchon mehrere Beiſpiele, daß auch Perſonen bürgerlichen Standes, die ſich durch ihre Kenntniſſe auszeichneten, zu dieſen Stellen gelangt ſind.

Forſtnaturkunde. Iſt die erſte und weſentlichſte Quelle der Forſtwiſſenſchaft, aus welcher die Hauptbegriffe geſammelt und geſchöpfet werden müſſen, um auf eine ſichere und

leichte Art mit den Gegenſtänden des Forſthaushaltes bekannt zu werden, und ſolchen nach Gründen betreiben zu können. Unter die körperlichen Gegenſtände des Forſtweſens gehören 1) die Kenntniß der Erdarten, in welchen das Holz erwachſen ſoll (ſ. Boden); 2) die Kenntniß der Gewächſe, nämlich der Holzarten, in Anſehung ihrer Entſtehung und ihres Wachsthumes (ſ. Baum), ihrer Eintheilung (ſ. Holzarten) ihrer Eigenſchaften, Anwendung und ihres Anbaues (ſ. Anſäen, Anpflanzen ꝛc); 3) die Kenntniß der Forſtkräuter, nämlich der Farrenkräuter, Mooſe, Flechten und Schwämme; 4) die Kenntniß der Thiere, nämlich der Säugethiere, Amphibien, Vögel und Inſekten.

Die Naturkunde lehrt uns überhaupt, die Erkenntniß der vorbenannten Gegenſtände, die ökonomiſche Naturgeſchichte aber macht uns mit dem Gebrauch und der pfleglichen Nutzanwendung nach den Eigenſchaften dieſer Gegenſtände bekannt; dieſes alles wird in der Forſtwiſſenſchaft eingeſchränkt, und durch dieſelbe beim Forſtweſen gehörig angewendet.

So nöthig dem Oekonomen iſt, ſeine Gegenſtände genau zu kennen, will er anders ſeine Haus- und Feldwirthſchaft mit Nutzen betreiben; ſo nöthig iſt es warlich auch dem Forſtmann, weil er ohne dieſe Kenntniß immer im Finſtern tappen, und alles auf ein blindes Ohngefähr ankommen laſſen muß. In der That ſcheint es auch faſt unbegreiflich zu ſeyn, warum man nicht ſchon längſt dran dachte, daß ohne dieſe Kenntniß keiner ein guter Verwalter der Waldung ſeyn könne, ſo wenig jener ein guter Verwalter ſeiner Feldgüter. Sonach erhellet hieraus, daß ein junger Forſtmann zu allererſt ſich eifrig bemühen muß, ſeine Gegenſtände auf das genaueſte kennen zu lernen, weil er ſonſt nie auf den Namen eines gründlichen Forſtmanns Anſpruch machen, auch nie das leiſten kann, was man von ihm doch fordert, indem er eben ſo empiriſch handeln wird, als ein Arzt, der keine Kenntniß vom menſchlichen Körper hat.

Forſtnutzung, Hierunter werden alle und jede Einkünfte aus den Waldungen verſtanden, welche zwar eigentlich den Cameraliſten beſchäftigen, von dem Forſtmann aber hängt das große Kunſtſtück ab, das erwachſene, ſchlagbare

ſchlagbare Holz auf die vortheilhafteſte Weiſe fällen, und zum Gebrauche bereiten zu laſſen, ingleichen neben dieſem einzelne Theile deſſelben, und was ſonſt im Forſte befindlich iſt, nützlich anzuwenden, und mit dem höchſtmöglichen Ertrage zu veräußern. Dieſe Nutzungen werden daher in Haupt- und Nebennutzungen eingetheilt. Unter die erſtern gehören die Einkünfte aus dem Bau- Werk- Nutz- Bloch- und Brennholz, ingleichen aus dem Verkohlen, Aſchebrennen und Theerſchwelen; unter die letzteren das Borkenſchälen, Harzſcharren, Pechſieden, Kienrußbrennen, Oelpreſſen, die Maſtung, und die Einkünfte aus den aufzufindenden Stein- und Torfbrüchen, und den Thon- und Leimengruben.

Vormals war man von Seiten der Cammern nur auf einen höchſtmöglichen Ertrag der Waldungen bedacht, ohne zu erwägen, ob man auch von Seiten der Forſtbedienten die große Kunſt verſtehen möchte, den Forſt ſo zu behandeln, daß die Waldprodukte auf die vortheilhafteſte Weiſe zu gute gemacht würden; bloß Geld war allein die Loſung. Mit der Abnahme der Wälder ſtiegen die Preiſe, damit nur die herrſchaftliche Einnahme nicht leiden durfte, ja ſie mußte eher noch vermehret werden, zugleich wurde aber auch der Waldruin ſchneller befördert. Bei dieſer mehr als zu deutlichen Ausſicht auf einen endlich eintretenden gänzlichen Mangel, hat ſichs denn nöthig gemacht, von den Forſtbedienten die Kenntniſſe zu fordern, daß die Forſtnutzungen auf eine dem Forſt nicht nachtheilige, ſondern auf immer nachhaltige Art bezogen werden.

So wichtig es indeſſen für den Cameraliſten iſt, daß alle und jede Forſtnutzungen nicht nur nicht vernachläſſiget, ſondern gehörig eingezogen und verrechnet werden; eben ſo wichtig iſt es für ihn auch, die herrſchaftlichen Einkünfte nicht zum alleinigen Gegenſtand zu machen, und etwa durch übertriebene Preiſe die Unterthanen zu bedrücken, oder wegen höhern Abſatzes die Hölzer außerhalb Landes zu verkaufen, und die Einwohner daran Noth leiden zu laſſen, mithin das allgemeine Beſte außer Augen zu ſetzen. Denn bekanntlich iſt mit der Gewalt in der Hand nichts leichter, als in einer gewiſſen Reihe von Jahren die Caſſen zum Schaden der Unterthanen zu füllen; aber die Grundregel zu beob-

achten, daß die herrſchaftlichen Einkünfte mit dem Wohl der Unterthanen in gleichem Verhältniſſe ſtehen ſollen, dazu wird mehr Kenntniß erfordert, und dieſe muß ein Cameraliſt beſitzen, wenn der Hauptzweck der forſtlichen Obrigkeit beabſichtiget und erreicht werden ſoll.

Forſtordnung, Ordonnance foreſtière; ſiehe unter Forſtgeſetz.

Forſtpflege. Iſt derjenige Theil der Forſtwiſſenſchaft, welcher den Forſtmann lehrt, den gegenwärtigen Zuſtand ſeines Forſtes auf die möglichſt beſte Weiſe in Erkenntniß zu bringen, ſelbigen gegen Gefahr zu ſchützen, und der Nachkommenſchaft zuzuſichern. Ob nun zwar die Unterſuchung des Forſtzuſtandes im eigentlichen Sinn kein Theil der Forſtpflege iſt, ſo iſt ſie jedoch aber mit ihr ſo weſentlich verbunden, daß ſie ohne dieſelbe nicht in Ausübung gebracht werden kann, weil der Forſtmann doch auf alle Fälle dasjenige, was er ſchützen und ſichern ſoll, vor allen Dingen erſt kennen muß. Selbſt die Regeln der Holzkultur laſſen ſich nicht ſchicklich auf einen Forſt anwenden, deſſen Zuſtand unbekannt iſt. Zudem wird, durch eine deutliche und ſinnliche Darſtellung des Forſtzuſtandes, die Cammer eines Landes in Stand geſetzt, über die wichtigſten Angelegenheiten des Forſtweſens gründlich zu urtheilen, und die angemeſſenſten Reſolutionen abzufaſſen. Siehe Forſtzuſtand, Forſtſchützung und Forſtſicherung.

Forſtpolizei. Iſt eigentlich ein Gegenſtand der höhern Direktion des Forſtweſens, nach welchem die in einem Lande beſtimmten Grundſätze zu einer pfleglichen Unterhaltung der Forſten angewendet und durchgeſetzet werden müſſen. Denn zur Erhaltung und Vervollkommung der Waldungen iſt es nicht hinlänglich, daß ſolche im Lande bloß ausgemeſſen, Charten darüber gefertiget, in Schläge eingetheilt, richtig taxirt, und Blößen und verraſete Plätze wieder in Anbau gebracht werden; ſondern das herangezogene Gehölz muß auch vor allen ſchädlichen Anfällen zum künftigen zweckmäßigen Gebrauche, um ſowohl gegenwärtig als zukünftig Holzmangel abzuwenden, bewahrt und geſchützt werden.

Indeſſen hat der Forſtbediente ſeiner Seits die Schuldigkeit auf ſich, die Gefahren zuvörderſt kennen zu lernen,

gegen welche er ſein Revier ſchützen muß, dann muß er ſich die in den allgemeinen Forſtordnungen und ſonſtigen Specialbefehlen ihm an die Hand gegebenen Mittel bekannt machen, und keine Mühe ſchonen, wodurch er dieſe Gefahren abwenden, und die Hinderniſſe der Forſtwirthſchaft ſo unſchädlich machen kann, als nur möglich iſt.

Unter dieſe Hinderniſſe gehören: die übermäßige Hegung des Waldes; die Holzdiebereien; das Streurechen oder Streuſammeln; das Laubſtreifeln und Lohdenſchneiden; das Abhauen der Pfingſtmaien; das Beſenreißig- Ernd- und Wellen-Wiedſchneiden; das Anbohren der Birken; das Harzſcharren; das Graſen und Einhüten mit Vieh in den jungen in Schonung gelegten Schlägen; entſtehender Brand in den Waldungen; alle unnütze oder Schleifwege, oder wirklich nothwendige aber verdorbene Straßen. Hinderniſſe der Natur ſind: Sturmwinde; Schnee- und Duftbrüche; Baumtrockniß; entſtandene Vertiefungen und Moräſte; ruinirte Ufer der Bäche und Flüſſe, Mehl- und Honigthau; Froſt ꝛc.

Uebrigens gehört zum Geſchäft einer guten Forſtpolizei, das Verhältniß des nöthigen Holzvorraths bei der vollkommenſten Kultur und Bevölkerung des Staats genau zu beſtimmen, ſo wie auch für den wirthſchaftlichen Gebrauch des Holzes Sorge zu tragen. Hiebei müſſen verſchiedene Umſtände berückſichtiget werden, als: wie viel Holz nach Verhältniß des kältern oder wärmern Klima's zur Feuerung, wie viel zu Gebäuden, zur Schiffahrt, Unterhaltung des Bergbaues und Treibung nützlicher Gewerbe und Fabriken nöthig, und überhaupt je mehr oder weniger der Staat blühend iſt, und darnach mehr oder weniger Holz bedarf; und ob Torf und Steinkohlen zur Erſparung des Holzes ſchon vorräthig oder noch aufzufinden ſind. Die Holzbedürfniſſe eines Landes müſſen auch mit der Größe der Waldungen, und dem möglichen Holzanwuchs in ſelbigen, in ein richtiges Verhältniß gebracht, und nicht allein auf vorbemerkte Umſtände, ſondern auch auf die Bevölkerung und deren etwanige Vermehrung der ernſtlichſte Bedacht genommen, die Hölzer in alle Gegenden des Landes wohl vertheilet, wenigſtens der Transport derſelben, wenn er auf der Achſe zu koſtſpielig, mittelſt des Flößens befördert wer-

den, und in dieſen zum gemeinſchaftlichen Beſten abzwekkenden Veranſtaltungen darf ſich die Forſtpolizei auf keine Art durch Widerſprüche der Privateigenthümer behindern und abhalten laſſen.

Aus dem richtig anzuſtellenden Verhältniß des Holzanwuchſes und des Holzbedürfniſſes eines Landes, wird ſich auch ergeben, ob eine bisher etwa ſtatt gehabte Holzausfuhr ferner möglich und räthlich, oder ob bei zu befürchtendem ſelbſtigen Mangel die Ausfuhre zu unterlaſſen und zu verbieten ſey; auch wenn ſelbſt im Lande die Conſumtion im Verhältniß des Zuwachſes ſtärker wird, welche Maßregeln zu ergreifen ſind, einem möglichen Holzmangel und den zu hochſteigenden Holzpreiſen vorzubeugen.

Forſtrechnung, Fr. Compte ſur les revenus de la forêt. Beſteht, wie jede anderr Rechnung, aus zwei Theilen, nämlich der Einnahme und der Ausgabe, und zeigt, was jedes Jahr über aus den Produkten des Forſtes gelöſet, und auf den Forſt wieder verwendet worden iſt.

Die Naturalrechnung führt der Forſtbediente, indem er alle und jede Holzſorten in Einnahme und Ausgabe bringt; mit der Geldeinnahme hingegen wird es faſt in jedem Lande anders gehalten. In manchen Ländern, wo noch die am wenigſten gekünſtelte Rechnung ſtatt findet, berechnet der Förſter die Einnahme und Ausgabe aus ſeinem Forſt ſelbſt, und liefert entweder Quartal- oder Jahrweiſe den übrigen Geldvorrath zur herrſchaftlichen Cammer-Einnahme. In vielen Ländern wird die Geldrechnung von Rechnungsbeamten, in andern von Oberförſtern, in noch andern vom Forſtſekretair, Forſtverwalter oder Forſtſchreiber, und auch in einigen vom Oberforſtmeiſter geführet.

Jeder Rechnungsführer muß ſein Caſſenbuch und Manual halten. In das erſte wird die Einnahme zur Linken, und die Ausgabe zur Rechten, in einer Reihe fort, ſo wie die Einnahme und Ausgabe täglich nach und nach vorfällt, ſummariſch, doch ſo, daß man ſehen und wiſſen kann, wofür die Einnahme und Ausgabe geweſen, pünktlich eingetragen.

Das Manual iſt ein Buch, welches mit der Rechnung gleiche Rubriken führt, und in welches alle Einnahme und Ausgabe, wie ſie täglich vorfällt, ausführlich eingetragen

wird, um hernach die Rechnung daraus fertigen zu können. Das Manual wird aus dem Caſſenbuch gemacht.

Die Gegenrechnung oder Controlle wird von einem höhern Forſtbeamten, als der Förſter des Revieres iſt, geführt, und dient zur Juſtification der Einnahme des letzteren. Die Controlle muß deutlich enthalten, an welchem Tag und Ort die Abpoſtung (Abzählung) des Holzes geſchehen, wie viel und was für Holzſorten es geweſen ſind, und wie hoch jede Sorte im Preiſe angeſetzt worden iſt; auch wenn die Hölzer dem Käufer ſogleich zugezählet werden, wird in der Controlle der Nahme deſſelben aufgeführt, und um welchen Preis die Holzſorten verkauft werden.

In der Rechnung ſelbſt muß jede der verſchiedenen Holzſorten, ſowohl in Einnahme und Ausgabe, in beſondern Kapiteln, der verſchiedenen Preiſe und deutlichern Ueberſicht halber, aufgeführet werden und darf daher keine unter die andre geworfen werden.

Da alles Holz, welches ohne Entgeld aus den Forſten abgeliefert werden muß, für die Herrſchaft eben ſowohl eine Einnahme aus dem Forſt iſt, als diejenigen Gelder, welche baar zur herrſchaftlichen Caſſe eingehen, ſo wird ſolches daher billig nach der gewöhnlichen Forſttaxe und nach ſeinem Werth eben ſo, als wirklich verkauftes, in Einnahme genommen, und in Ausgabe wieder ausgeſetzt. Dergleichen Holz iſt, alles herrſchaftliche Bau- und Brennholz; das Deputatholz; und geſchenkte Holz; das Gerechtigkeits- und Freiholz; ingleichen alles Holz, was auf herrſchaftliche Werke abgegeben wird. Denn, falls dieſes unterlaſſen wird, können die Forſteinkünfte nicht gehörig überſehen werden, ſo wie es überhaupt zu vielen Verwirrungen der Rechnungen die Veranlaſſung giebt.

Keine Holzgattung darf ſummariſch berechnet und in die Rechnung eingetragen werden, ſondern zu genauerer Ueberſicht und mehrerer Richtigkeit muß jeder Käufer mit ſeinem Quanto beſonders aufgeführet ſeyn.

Alle Hölzer, die als nicht verkauft ſtehen bleiben, müſſen als Naturalvorräthe genau beſtimmt, auch der Ort, wo ſie ſich befinden, beſchrieben werden.

Ein jedes Kapitel muß in der Rechnung aufgeführet werden, wenn auch in dem laufenden Jahre keine dahin gehörende Holzſorte vorhanden iſt.

Da zu einer jeden Rechnung erforderlich iſt, daß alle darin befindliche Poſten, ſowohl in der Einnahme als Ausgabe mit gültigen Beweiſen beleget werden, ſo muß in der Forſtrechnung die Einnahme durch die Gegenrechnung (z. B. an einigen Orten durch die Abpoſtbücher, die der Chef atteſtirt), die Ausgabe aber durch die verſchiedenen Aſſignationen, die zuweilen auch noch von den Empfängern beſonders quittiret ſeyn müſſen, beſcheiniget ſeyn.

Endlich muß die Forſtrechnung deutlich und ſauber geſchrieben, und zu dem beſtimmten Termin bei der Behörde eingereicht werden.

Genauer und weitläuftiger hat Herr Rudolph einen Plan zum Forſtrechnungsweſen aufgeſtellt. ſ. Deſſen Bruchſtücke aus dem praktiſchen Forſt- und Cameralweſen, 1. Th. Weimar, 1794. S. 65.

Forſtrecht, ſ. Forſtgerechtigkeit.

Forſtregal, Lat. Superioritas foreſtalis, Fr. Droit foreſtier. Iſt die der Landeshoheit zuſtehende Gerechtſame, alle und jede Anordnungen, in Hinſicht des Gebrauchs ſowohl der Landes- als Privatforſte, oder im Forſtweſen überhaupt, nach Erforderniß der allgemeinen Landeswohlfahrt, zu machen. Hieraus entſtehen mancherlei Befugniſſe, die ſo verſchieden ſeyn können, als die Bedürfniſſe des Forſtweſens, denen, wenn das Wohl des Landes damit übereinkommen ſoll, vorzubeugen oder abzuhelfen iſt.

Unter dieſe Befugniſſe gehören vornehmlich: Forſtgeſetze oder Forſtordnungen zu machen, und darin alles erforderliche zu gebieten oder zu verbieten; die Forſtgerichtbarkeit auszuüben; Forſtgerichte, denen zugleich die ſpeziellere Aufſicht über das Forſtweſen anvertraut zu werden pfleget, anzuſetzen; Forſtverbrechen zu beſtrafen; Forſtbeamte anzunehmen und zu entlaſſen; Forſt- und Jagdhäuſer zu Wohnungen der Forſtbedienten, auch ſogar wenn es des gemeinen Beſtens willen erforderlich auf Grund und Boden der Privatperſonen, verſteht ſich gegen billige Vergütung, zu erbauen. Ferner rechnet man auch noch dazu: zu verbieten und wieder zu erlauben, die Wälder auszuſtocken, auszuroden, und in Aecker, Wieſen ꝛc. zu verwandeln; die Hegezeit der jungen Wälder zu beſtimmen; das allzuſtarke, beſonders allzu frühe Abholzen zu unterſagen; Forſt- und Jagd-

ſäulen zu ſetzen; die Knüttelung der Hirten- und Bauernhunde zu gebieten. Alle dieſe Rechte gehören um ſo mehr zur forſtlichen Obrigkeit, da vermöge derſelben Forſtordnungen gemacht, und darin alles dasjenige, was die Landesnothdurft erfordert, beſtimmt werden kann.

Forſtreviſion, Fr. Revision des forêts. Iſt eine Generaluntersuchung aller Forſte eines Landes, welche nach jedesmaligem Verlauf gewiſſer beſtimmter Jahre — in den Herzogl. Sachſen-Weimar- und Eiſenachiſchen Landen alle 10 Jahre — von einer beſonders dazu ernannten Commiſſion unternommen wird. Von dieſer Commiſſion wird in jedem Departement und auf jedem einzelnen Revier deſſelben unterſucht, ob die in der Forſteinrichtung gegebene Vorſchrift gehörig beobachtet, und überhaupt eine gute Forſtwirthſchaft nach forſtwiſſenſchaftlichen Gründen geführt worden iſt. Hiebei muß eigentlich auf folgende Gegenſtände Rückſicht genommen werden.

Ob auf jedem Revier die alljährlich beſtimmte Ackerzahl abgeſchlagen, ob jeder Holzſchlag richtig und genau abgemeſſen und ob derſelbe noch den Regeln der Kunſt angeleget worden. Ferner, wie auf den abgetriebenen Holzſchlägen die Kultur beſorgt worden, ob ſie wieder in Anſaat und Verbeſſerung gebracht, und in welcher Beſchaffenheit ſolche in Anflug oder jungen Wuchſe beſtehen. Ob ſich die erwachſenen jungen Hölzer in gutem oder geringem Zuwachſe zeigen. Ob die Stangen- oder gereinigten Hölzer in gutem Beſtand ſtehen, oder durch Schnee- und Duftbrüche an ihren Gipfeln Schaden gelitten haben, und welche Verfahrungsart der Forſtbediente in ſolchem Fall angewendet hat oder noch anwenden will. Wie der Beſtand der alten Hölzer beſchaffen iſt, ob ſolche ſich noch im Wachsthum zeigen, ſo daß ſie zu Bau- Bloch- Werk- und ſonſtigen Nutzhölzern noch ſtehen bleiben können, oder ob ſie abſtändig, oder z. B. die Nadelhölzer, durch Duft- und Windbrüche, auch durch das lange Harzen faul und dürre geworden, und daher in den nächſten Jahren abzuſchlagen ſind. Ob die abgeſtorbenen, von Windſtürmen umgeworfenen, oder ſonſt verunglückten Bäume aufgearbeitet und zu Nutze gemacht worden ſind. Sind es Laubhölzer, ob auch da die Eintheilung gehörig beobachtet worden iſt, ob die gehörigen Laßreißer ſte-

hen geblieben, ob die Wege zur Abfuhre ſo angelegt worden ſind, daß dem jungen Ausſchlag und Anwuchs kein Schade hat geſchehen können, ob übermäßige Hegung des Wildes oder Huth und Trift dem Forſte ſchädlich geweſen iſt, und überhaupt gehört zu dieſer Unterſuchung alles, was auf die gute oder ſchlechte Behandlung eines einzigen Reviers ſowohl, als der ſämmtlichen Waldungen im Ganzen nur einigen Bezug hat.

Es iſt an ſich auch ſchon begreiflich, daß bei einer dergleichen Reviſion Umſtände vorkommen, welche eine Abweichung von den vorherigen Vorſchriften und Anordnungen nöthig machen. So kann z. B. das Forſtweſen des Landes überhaupt in dem oder jenem Stücke eine Abänderung erfordern; es kann ſich deutlich gemacht haben, daß die vorher beliebte Eintheilung noch einigermaßen fehlerhaft, oder doch ſelbiger eine Verbeſſerung erſprießlich iſt; und ſo kommt man denn auch in der Forſtkultur überhaupt von Zeit zu Zeit weiter, ſo daß man die Fortſchritte derſelben auch auf die Forſte des Landes anzuwenden für rathſam hält, und andere dergleichen Sachen mehr. Da nun jedem Forſtbedienten hierauf die Ausführung dergleichen Abänderungen aufgetragen wird; ſo muß bei der Reviſion vorzüglich auch genau erforſcht werden, ob alles gehörig befolgt und zum Beſten des Forſtes beſorgt worden iſt.

Alle Umſtände müſſen im Walde und an Ort und Stelle ſogleich notirt, zu Hauſe aber in Beiſeyn des Chefs und des Forſtbedienten alsdann nochmals eruirt und in extenſo zum Protokoll genommen werden, damit ein jeder Gelegenheit hat über dies oder jenes nähere Auskunft und Erläuterung geben zu können, und damit auch das Forſtcollegium oder die Cammer des Landes in den Stand geſetzet werde, die vorgefundenen Umſtände richtig zu beurtheilen, und die etwanigen erforderlichen Abänderungen treffen und deshalb nöthigen Reſolutionen und Befehle erlaſſen zu können.

So löblich eine ſolche Veranſtaltung in einem Lande iſt, ſo deutlich erhellet auch aus den nur oberflächig angegebenen und zu beobachtenden nöthigen Stücken, daß dazu Männer von gründlichen Wiſſenſchaften und geſunder reifer Erfahrung gehören, und die zugleich die ſtrengſte Unpartheilichkeit beobachten, ſoll anders der wichtige Zweck, der da-

bei beobachtet wird, erreicht werden. Denn geſchieht die Reviſion von einem Obern, der nicht zugleich ein gründlicher Forſtmann iſt, ſo werden gewiß wenige Fehler aufgedeckt werden, und ſollten ja einige zu offenbar ſeyn, ſo dürften ſie doch auf ſolche Art entſchuldiget werden, duß es auch in der Folge beim Alten bleiben möchte. Sehr gut wäre es auch, wenn in einem jeden Departement ein bewährter Forſtmann von einem andern Departement mit zur Reviſion gezogen würde, damit der Schein aller Unpartheilichkeit um ſo eher vermieden werden möchte, die man vielleicht dem Chef zur Laſt legen könnte. Bei der Auswahl eines ſolchen Forſtmanns muß aber auch darauf geſehen werden, ob er, nach ſeiner praktiſchen Erfahrung, die in Frage ſeyenden Forſte richtig zu beurtheilen im Stande iſt. Denn ſo kann er als Verwalter eines Landforſtes mit Laubhölzern die ausgebreitetſten Kenntniſſe beſitzen, welche ſich aber alle nicht auf die Behandlung eines gebirgigten Forſtes mit Nadelhölzern appliciren laſſen; und ſo kann ſich der Fall auch umgekehrt verhalten. Sonach läuft die Sache auch hier auf die allgemeinen Regeln hinaus, daß nämlich ein Forſtmann auf Lage, Klima, Boden, Holzarten u. ſ. w. ſein Hauptaugenmerk zu richten hat.

Forſtſchreiber, Fr. Greffier du bureau pour les forêts. Iſt ein zur Beſorgung der Forſtſachen angeſtellter und eigentlich dem Oberforſtmeiſter untergeordneter Diener, welcher demſelben ſämmtliche Forſtexpeditionen beſorgt, und daher alles, was in dem Departement oder Forſtamt vorfällt, zu verrichten hat. Zuweilen ſteht er auch unmittelbar unter der Cammer, und hat entweder bloß die Controlle zu führen, oder auch die wirkliche Einnahme über ſich, in welchen beiden Fällen er bei jeder Holzanweiſung oder Abzählung mit gegenwärtig ſeyn muß.

Forſtſchule, ſ. Forſterziehungsanſtalt.

Forſtſchützung. Iſt derjenige Theil der Forſtpflege, welcher die ſämmtlichen Bemühungen eines Forſtmanus unter ſich begreift, das Holz, vornehmlich das junge, vor den verſchiedenen Gefahren, denen es die ganze Zeit über, da es auf dem Stamme ſtehet, ausgeſetzt iſt, zum künftigen zweckmäßigen Gebrauch zu bewahren. Obſchon dieſe Gefahren zu vermeiden nicht allemal in der Gewalt des Forſt-

manns ſteht, ſo muß er ſie aber doch kennen, um diejenigen, welche zu vermeiden möglich ſind, abzuwenden, und die unvermeidlichen ſo viel möglich unſchädlich zu machen ſuchen. Hat der Forſtmann allen Fleiß und Sorgfalt fruchtlos angewendet, um ſeinen Forſt zu verbeſſern und zu erhalten, ſo muß er unterſuchen, ob die Urſache in natürlichen Hinderniſſen oder in übler Wirthſchaft, oder auch in Forſtpolizeigebrechen zu ſuchen ſey. Kennt er nun die Gefahr, ſo muß er der Cammer ungeſäumte Anzeige machen, wenn er für ſich die nöthigen Anſtalten zu treffen außer Stande iſt, auch allenfalls Gegenmittel, die aus der Kenntniß ſeines Reviers hergenommen ſind, in Vorſchlag bringen.

Unter die erſtern, nämlich unvermeidlichen Hinderniſſe und Gefahren, gehören entſtandene Veränderungen auf der Oberfläche des Forſtgrundes, als: entſtandene Moräſte und Sümpfe, ausgetretene Flüſſe und Bäche, Waſſerquellen, veränderte Beſtandtheile des Bodens, naſſe oder zu trockne Jahre, Inſekten, Mäuſefraß, Mangel des Saamens zum Anſäen, Mehl- und Honigthau, Windſtürme, Schnee- und Duftbrüche :c. Unter die letztern, und zwar vermeidlichen: Streu- und Laubrechen, Plaggenhauen, Laubſtreifeln, Grasſchneiden, übermäßiger Wildpretsſtand, Anbohren der Bäume und Abzapfen des Saftes, Harzſcharren und Borkenſchälen, unterlaſſene Beſtrafung der Holzdiebereien, Setzen der Pfingſtmaien, Wein- und Bierzeichen, Zäune von todtem Holz, Beſenreiſig- Spießruthen- und Wiedenſchneiden, ungebührliche Handlungen der Schwämme- Beeren- nnd Kräuterſammler, ingleichen der Holzleſer, Nebenwege oder verdorbene Straßen in den Waldungen, Brand in ſelbigen.

Forſtſekretair, Fr. Secretaire des forêts. Iſt dem Charakter gemäß eigentlich derjenige, welchem die Beſorgung des Protokolls beim Forſtcollegium obliegt, zu welchem Ende ihm ein Canzelliſt als Gehülfe beigegeben iſt, der übrigens aber mit allen übrigen Forſtgeſchäften nichts zu thun hat. An einigen Orten hat der Forſtſekretair die Rechnungen der Forſt- und Jagdbedienten, die Wald- und Forſtſachen zu unterſuchen, Beſoldungen und Diäten auszuzahlen, aus den eingegangenen Rechnungen Extracte an den Oberforſtmeiſter einzuliefern, und wenn Forſtamt gehalten wird, das Proto-

koll zu führen. An andern Orten hat er die ſämmtlichen Forſtgeſchäfte zu beſorgen, und aus den Particularrechnungen der Jäger eine Hauptrechnung zu fertigen. An noch andern Orten iſt er dem Namen nach nur Sekretair, und nach ſeiner Funktion bloß Forſtſchreiber.

Forſtſicherung. Iſt diejenige Bemühung eines Forſtmanns, vermöge welcher derſelbe beſtimmt, wie viel und welches Gehölze er jährlich aus dem Forſte nehmen dürfe, auf welchen Diſtrikten er das ausgemittelte Holzquantum hauen, welche Holzerziehungsart er einſchlagen, und welche Holzarten er beſonders ſchützen und anbauen müſſe, um mit dem jährlichen Forſtertrag, von nun an auf immer, den höchſt möglichen Abſatz, ſo viel möglich iſt, hinlänglich zu befördern, und jede Art Holzbedürfniß zu befriedigen.

Bekanntlich wurde durch das vormalige Auslichten die Forſtſicherung eben ſo wenig bewirkt, als durch die nachher gemachten Schläge ohne Rückſicht auf den Flächeninhalt oder den Beſtand des Forſtes, und ohne beſtimmte Ordnung. Näher aber wird die Abſicht erreicht, wenn nach vorheriger Ausmeſſung und Forſttaxation, die Forſte gehörig eingetheilet, und vermöge dieſer Eintheilung die Schläge nach einer beſtimmten Zahl, Größe, Breite, Richtung und Ordnung (ſ. Holzſchlag) angeleget werden.

Forſttaxation, Holztaxation, Holzabſchätzung, Fr. Taxation du forêt, Eſtimation du bois. Iſt das Mittel eine genaue Kenntniß von dem Werthe eines Forſtes oder Revieres zu erlangen, weil ohne dieſelbe nicht forſtmäßig gewirthſchaftet werden kann.

Man kann ſie in die allgemeine und ſpezielle Abſchätzung eintheilen; bei erſterer wird nur der haubare Holzbeſtand überhaupt nach einem gewiſſen Maße — bei letzterer aber wird nicht ſowohl das haubare Holz nach Art, Alter und Beſtand, als auch der zukünftige Nachwuchs und die Zwiſchen-Nutzung beſtimmt. Die allgemeine Abſchätzung war die bis vor kurzem gewöhnliche, denn die Taxations-Methoden von Jacobi, Beckmann, Krohne, von Werneck, Maurer und a. m. ſchränken ſich nur auf den gegenwärtigen haubaren Holzbeſtand ein, und nur Vierenklee zeigt arithmetiſch, wie der jährliche Zuwachs mit in Anſchag zu bringen ſey; neuere Forſtmänner hingegen zeigten das unvollkomme-

ne dieſer Art, und lehrten nicht allein das haubare Holz, ſondern auch die Zwiſchennutzung und den zukünftigen Ertrag abſchätzen. Den Anfang zu dieſer Verbeſſerung machten die Königl. Preußiſchen Forſtmänner; die Nachfolger, z. B. Däzel, Hartig ꝛc. ſind mit weniger Abweichung auf demſelben Wege geblieben, und wenn erſterer wegen der Formeln zur Berechnung beſondere Rückſicht verdient, ſo ſind die Erfahrungen des letztern nicht weniger ſchätzbar.

Jede Taxation ſetzt überhaupt eine Vermeſſung voraus, und ſodann eine Unterſcheidung des Holzes nach Art, Alter und Beſtand. Alles Holz wird eingetheilet in Nadelholz und Laubholz. Das Nadelholz giebt nur Stammholz, das Laubholz aber, Stammholz, Schlagholz und Buſchholz; zu Stammholz: läßt man gewöhnlich die Nadelhölzer und die harten Sorten Laubhölzer aufwachſen, Schlagholz geben die harten und weichen Sorten, Buſchholz geben eigentlich alle Sorten Hölzer, zum Abtriebe als Buſchholz aber werden nur die weichen, nicht lange ausdauernden Sorten Hölzer, ſo wie alle Sträucher beſtimmt.

In Rückſicht des Alters wird alles Holz am natürlichſten in haubares und in Nachwuchs eingetheilt; beides aber iſt noch verſchiedener Unterabtheilungen fähig, die ſich am beſten nach dem mannigfaltigen Gebrauch, welcher von einem Baum in einem gewiſſen Alter gemacht werden kann, beſtimmen laſſen. Das Holz wird als haubar angeſprochen, wenn es zu ſeiner Beſtimmung mit möglichſtem Vortheil gefället werden kann; ſo ſind z. B. die Nadelhölzer in 60 Jahren haubar, wenn ſie ſchwaches Bauholz geben, aber erſt in 140 Jahren, wenn ſie Blochbäume werden, aber auch in 30 Jahren, wenn Hopfen- oder Lattenſtangen daraus gehauen werden ſollen. Schlaghölzer, welche bloß Brennholz geben ſollen, ſind in 30 bis 40 Jahren ſchon ſchlagbar, Buſchhölzer in 12 bis 15 Jahren; man ſieht alſo hieraus, daß deſto mehrere Unterabtheilungen nöthig ſind, je mehrere Jahre zu dem mannichfaltigen Gebrauch erforderlich ſind, damit in keiner Epoche der Ertrag zum Nachtheil des Forſtes und des Bedürfniſſes einen Ausfall leide. Bei dem Baumholze oder überhaupt bei dem wuchſigen Holze gründen ſich die Unterabtheilungen allgemein auf die kennbaren Veränderungen deſſelben, die ſich am beſten nach ökonomi-

ſchen Grundſätzen und nach lokalen Umſtänden ermäßigen laſſen.

Wenn man annimmt, daß in den meiſten Forſten die Hütung geduldet werden muß, ſo giebt das Alter, wo das Holz dem Viehfraß entwachſen iſt, am füglichſten die erſte Epoche; die zweite kann man da annehmen, wo es aufhört Stangenholz zu ſeyn; von hier an wird es Mittelholz, und nach dieſem haubar.

In Nadelhölzern würden alſo folgende Klaſſen oder Epochen ſtatt finden:

1ſte	Klaſſe	ſchlagbare Hölzer	von	70	bis	140	Jahren.
2te	—	Mittelhölzer	—	40	—	70	—
3te	—	Stangenhölzer	—	15	—	40	—
4te	—	junger Wuchs	—	1	—	15	—

In Laubhölzern iſt die Zeit in Acht zu nehmen, wo es wieder vom Stocke ausſchlägt, als welches die Gränze des Schlagholzes iſt. Alsdann finden obige 4 Klaſſen ebenfalls Statt, und man bekömmt

1ſte	Klaſſe	ſchlagbar Holz	von	80	bis	120	Jahren.
2te	—	Stangenholz	—	40	—	80	—
3te	—	Nachwuchs	—	20	—	40	—
4te	—	junger Wuchs	—	1	—	20	—

Dieſe 4 Klaſſen ſind überhaupt für das Baumholz, nimmt man aber nur die letzten zwei davon, ſo hat man die Unterabtheilungen für das Schlagholz in ſelbigem.

Das Buſchholz, welches in 12-15 Jahren gehauen wird, kann ebenfalls in zwei Klaſſen getheilet werden, nämlich von 1-6 Jahren, wo es dem Viehfraß entwachſen iſt, und 6 — X. — wo es ſchlagbar iſt.

Zuletzt werden noch die leeren Schläge und Blößen bemerkt.

Die Natur liebt ſo ſehr die Mannichfaltigkeit, daß in ihren Produkten keine geometriſche Regelmäßigkeit ſtatt findet, mithin auch bei dem Abſtande der Bäume in dem Walde nicht angetroffen wird; es folgt hieraus, daß man ſich in dem Beſtande eines Forſtes mancherlei Abſtufungen denken kann, daß man ſich aber gewöhnlich mit dreien begnüget hat, um die Aufmerkſamkeit nicht zu ermüden, oder durch zu vielerlei Unterabtheilungen zu zerſtreuen. Man nennt das Holz in Bezug auf einen beſtimmten Forſt, gut beſtan-

den, wo es dichte, ſchlecht, wo es dünne, und mittelmäßig, wo es weder dicht noch dünne ſtehet. Durch dieſe Abtheilung des Holzes in guten, mittelmäßigen und ſchlechten Beſtand, wird die Beſtimmung des Holz-Vorrathes abermals erleichtert, weil zur Berechnung derſelben ein aliquoter homogener Theil zum Maßſtabe des Ganzen angenommen wird, und ein ſolcher Maßſtab heißt ein Probe-Morgen.

Ehedem wurde gewöhnlich der Fehler begangen daß, um den Holzbeſtand des Ganzen zu beſtimmen, nur ein mittelmäßig beſtandener Theil deſſelben zum Maßſtabe oder zum Probemorgen genommen wurde. Andere nahmen zwar Probemorgen von dreifachem Beſtande zum Maßſtabe an, doch wurde wieder darin gefehlt, daß das Ganze nicht auch nach dieſem dreifachen Beſtande unterſchieden, ſondern aus den ausgehobenen drei Probemorgen nur das arithmetiſche Mittel geſucht und zum allgemeinen Maßſtabe genommen wurde, wodurch natürlich ein falſches Reſultat erſcheinen mußte, weil drei nach Beſtand und Größe unterſchiedene Ganze nach einerlei Maßſtab gemeſſen werden, da ſie doch nach drei verſchiedenen Maßſtäben abgeſchätzt werden müſſen.

Die Eigenſchaften eines Probe-Morgens ſind:

1) daß er mit dem Ganzen gleichartig ſey, und 2) daß er eine dem Ganzen angemeſſene Größe habe.

Noch ſicherer und bequemer aber iſt es einen Probe-Schlag zu führen, und aus dieſem erſt einen Probemorgen zu berechnen, weil man alsdenn nur mit dem Gehalte des letztern, den Flächen-Gehalt des gleichartig beſtandenen Diſtriktes multipliciren darf. Z. B. man habe 100 Morgen mittelmäßig beſtandene Hölzer, und ein Probeſchlag von 7, 3 Morgen habe 328,5 Klaftern gegeben; ſo ſchließt man:

$$7,3 : 1 = 328,5 : x \text{ alſo } x = \frac{328,5}{7,3} = 45.$$

und $45 \times 100 = 4500$ Klaftern = dem Inhalte des ganzen Diſtrikts.

Es iſt überhaupt zu erinnern und auch vorher ſchon bemerkt worden, daß das gut — mittelmäßig — und ſchlecht beſtandene nur auf den Forſt oder auf das Revier gelten kann, wo die Probemorgen genommen worden ſind, denn das, was hier für gut angeſprochen worden iſt, kann auf einem andern

Forſte vielleicht nur mittelmäßig zu nennen ſeyn, und ſo umgekehrt. Es wird aber auch der Fall eintreten, daß die Abwechſelungen des Holzbeſtandes ſo mannigfaltig ſind, daß man in Verlegenheit ſeyn wird, mit mehr erwähnten drei Unterabtheilungen auszulangen. Es iſt alſo nicht allein in dieſem Falle, ſondern auch überhaupt beſſer, in jedem Diſtrikte des beſtandenen Holzes einen Probemorgen zu machen, wodurch nicht nur dem wahren Inhalte des ganzen Diſtrikts näher gerückt wird, ſondern wodurch man auch die Abſtufungen des Beſtandes in Rückſicht der Quantität und Qualität beſſer überſehen, und noch immer nach Belieben in drei Klaſſen theilen kann. Z. B. Man hätte in einem Reviere 4 Diſtrikte ſchlagbar buchenes Holz. Der 1ſte hielt 80 Morgen, der 2te 27 Morgen, der 3te 40 M. und der 4te 36 M.

Auf dem 1ſten	hatte	der	Probemorgen	gegeben	76	Klaftern
" " 2ten	—	—	—	—	54	—
" " 3ten	—	—	—	—	25	—
" " 4ten	—	—	—	—	49	—

So enthielt der 1ſte Diſtrikt	6080	Klaftern
" " " 2te	—	1458	—
" " " 3te	—	1090	—
" " " 4te	—	1764	—

Alle Diſtrikte in Summa 10302 Klaftern. Hätten nun aber die Taxatoren nur die gewöhnlichen drei Eintheilungen vor Augen gehabt, ſo würden ſie ohnfehlbar den erſten Diſtrikt als gut, den dritten als ſchlecht, den zweiten und vierten aber als mittelmäßig angeſprochen haben, und die Klafterzahl des Ganzen würde zu hoch ausgefallen ſeyn, wenn der Probemorgen des mittelmäßigen in dem zweiten — zu niedrig aber — wenn er in dem vierten Diſtrikte wäre genommen worden.

Wenn man bedenkt, wie vielerlerlei Abſtufungen das Holz nach Art, Alter und Beſtand hat, und wie ſchwer es wird die gewöhnlichen drei Klaſſen in den gemiſchten Hölzern zu beſtimmen. ſo wird man bald finden, um wie viel bequemer und ſicherer es iſt, bei der Meſſung die Beſchreibung eines jeden Diſtrikts beizufügen, zur Taxation aber, ohne

ſich gerade an drei Klaſſen zu binden, aus jedem einen Probemorgen oder Probeſchlag hauen zu laſſen, und nach deren Ausfall erſt zu beſtimmen, was beſſer oder ſchlechter iſt.

Am gefährlichſten ſiehet es mit der Taxation aus, wenn die Reviere verhauen, durchgeplentert und unregelmäßig angebauet ſind. Gewöhnlich wird da die Taxe zu hoch, weil ſie nach den einzeln ſtehen gebliebenen Saamenbäumen ausfällt, welche gleich in den erſten Jahren hinwegkommen, aber lange nicht wieder beiwachſen. In dergleichen Fällen muß Lokal-Eintheilung, Augenmaas und Abſchätzung nach Probemorgen oder auch nur Probediſtrikten mit einander verbunden werden, und demohnerachtet wird der Taxator ſich oft in Verlegenheit befinden, den wahren Werth auszumitteln.

Es iſt nicht minder nothwendig, bei der Taxation auf den Unterſchied des Bau- und Nutzholzes von dem Brennholze aufmerkſam zu ſeyn. Beides, Nutzholz und Brennholz wird nach Klaftern (oder cubiſch) berechnet: aber der Werth des erſtern wird im Verhältniß gegen den Brennholz-Preis beſtimmt. Es giebt zwar jeder Stamm Nutzholz, die Taxe würde aber unverhältnißmäßig hoch ausfallen, wenn ſie darnach eingerichtet würde; es wird alſo am beſten gethan ſey, nach Beſchaffenheit der Umſtände und der Bedürfniſſe, einen gewiſſen Theil des angenommenen Ganzen als Nutzholz anzuſprechen und in Taxe zu bringen; das einzeln in den Schlägen ſtehende alte Holz, z. B. gute nutzbare Eichen, werden beſonders herausgezählt.

Die Probemorgen werden allemal in gutbeſtandenem haubaren Holze gewählet, und es muß, weil der gegenwärtige Beſtand ſowohl als der künftige Nachwachs daraus beſtimmt werden ſoll, mit aller Vorſicht bei ihrer Auswahl zu Werke gegangen werden.

Wenn die Wahl derſelben geſchehen, ſo kann ihr Holzbeſtand auf zweierlei Art beſtimmt werden, nämlich

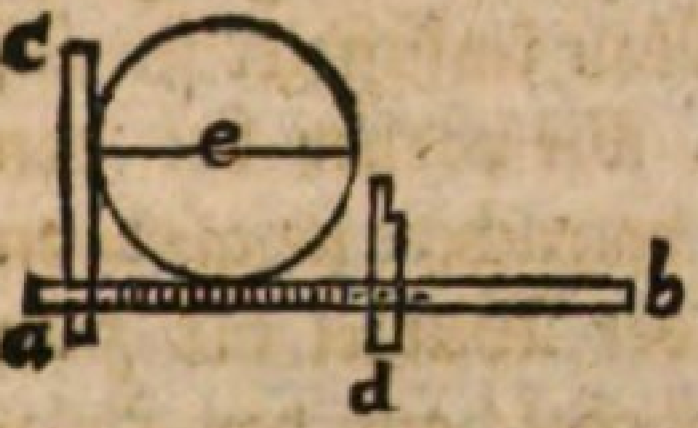
1) durch Zählung der Bäume, Berechnung ihres körperlichen Inhalts und Reduzirung zu Klaftern.

2) Durch Fällung der Bäume, und Legung in Klaftern. Die erſte Methode iſt nur im Stammholze und vornemlich in ſolchem anwendbar, welches von hohem Wuchſe und weniger äſtig iſt; im Schlagholze aber gar nicht. Die

zweite iſt beim Brennholz nur anwendbar und hinlänglich, und bedarf weiter keiner Erläuterung. Zuweilen werden aber auch beide Methoden mit einander verbunden, wenn nämlich Brenn- und Nutzholz auf einem Probeſchlag vermiſcht ſtehen.

Um die Bäume zu zählen, die auf einem Probeſchlage ſtehen, iſt es wohl am beſten gethan, wenn gewiſſe Diſtricte oder Streifen, mittelſt einer Klafterſchnur abgetheilt und die darin befindlichen Stämme gezählt werden, wobei allemal der Stamm, der gezählt worden iſt, mit einem Hirſchfänger oder Beil etwas angeſchalmet werden kann. Auf dieſe Art wird ſchwerlich einer vergeſſen oder doppelt gezählt werden.

Sodann müſſen die Taxatoren mit einem Inſtrument verſehen ſeyn, womit ſie die Durchmeſſer der Stämme geſchwind und ſicher meſſen können. Ein ſolches dürfte das hier abgezeichnete ſeyn.



An einem etliche Fuß langen Maßſtabe a b wird an dem einem Ende a, da wo die Theilung in die Zolle angehet, rechtwinklicht ein Schenkel a c feſte angeſetzt, ein zweiter etwas kürzerer Schenkel b iſt an demſelben Maßſtabe beweglich, daß er vor- und rückwärts geſchoben werden kann. Wenn nun die Schenkel a b und a c horizontal an den Stamm e angehalten werden, ſo ſchiebt man den Schenkel d bei, bis er die Peripherie des Stammes auf der andern Seite berühret, oder ſchneidet, wo denn a d = dem Durchmeſſer des Stammes iſt. Jeder Stamm wird ſodann ſeinem Durchmeſſer gemäß, in eine Tabelle mittelſt eines Striches oder Punktes, eingetragen, und nach geendigter Zählung werden die Stämme einerlei Durchmeſſers ſummiret.

Um nun den körperlichen Inhalt des Holzbeſtandes eines Probemorgens zu finden, muß die Höhe der Bäume gemeſſen werden. Hierzu hat man mancherlei Inſtrumente unter den Namen von Baummeſſern oder Höhenmeſſern erfunden, die aber zu gegenwärtigem Gebrauche ſamt und ſonders entbehrlich ſind. Die Berechnung wird weit leichter

und richtiger, wenn einige Stämme einerlei Durchmeſſers gefället, ihre Höhe liegend gemeſſen, hieraus eine mittlere Höhe geſucht und hiernach ein Stamm körperlich berechnet wird. Wenn mit etlichen Bäumen von gleichem Durchmeſſer durch alle Klaſſen ſo verfahren wird, ſo erhält man für jede Klaſſe den körperlichen Inhalt eines Baums, und hieraus — wenn der Inhalt eines Baums mit der Summe aller Stämme aus dieſer Klaſſe multipliciret wird, den Inhalt einer jeden Klaſſe insbeſondere. Z. B. es hätten 65 Stämme Nadelholz, jeder 15 Zoll im Durchmeſſer, und von 3 gefälleten hätte der erſte 75, der zweite 72 und der dritte 68 Fuß Höhe, ſo iſt das arithmetiſche Mittel hieraus = 71, 7 Fuß. Alſo der körperliche Inhalt eines Baumes ſolcher Länge und 15 Zoll Durchmeſſer = 41, 6, Cubikfuß, und der cubiſche Gehalt aller 65 Stämme würde = 2704 Cubikfuß ſeyn.

Mit den hochſtämmigen Buchen geben einige Forſtmänner folgendes Verfahren an: Man klaſſifizirt ſie auf dem Probeſchlage nach ihrer Stärke, wie vorher bei den Nadelholzſtämmen angezeigt worden; betrachtet ſie alsdenn als Walzen von ſolcher Stärke, von der Wurzel bis zum Wipfel, und berechnet ſie als ſolche, ſuchet dann den Holzbetrag des ganzen Probeſchlags, und rechnet von ſelbigem $\frac{2}{3}$ für das Klafter- und $\frac{1}{3}$ für das Wellenholz.

Wäre dieſes Verfahren auf mehrere Verſuche gegründet, ſo würde es von vorzüglichem Nutzen ſeyn.

Der in Cubikfußen gefundene Holzbetrag eines Probehaues wird nun in Scheit-Klaftern verwandelt, wenn vorher das Verhältniß der Zwiſchenräume in den Klaftern beſtimmt worden iſt. Es ſoll hier allgemein angenommen werden, daß ſie in Nadelholz $\frac{1}{5}$ und in Laubholz $\frac{1}{4}$ des Ganzen ausmachen. Sonach verhalten ſich die Stamm- und Scheit-Klaftern bei erſtern wie 5 : 4, und bei letztern wie 4 : 3. Man darf alſo nur den im Cubikfuß gegebenen Holzbetrag bei erſtern durch $\frac{4}{5}$ und bei letztern durch $\frac{3}{4}$ des cubiſchen Klafter-Gehalts dividiren, ſo erhält man den Holzbetrag in Scheit-Klaftern. Z. B. ein Probehau in Nadel-

holz enthält 2704 Cubikfuß, ſo iſt der Betrag in Klaftern

$$=\frac{2704}{100\frac{3}{4}}=26,\ 8.$$

und in Laubholz $=\frac{2704}{94\frac{1}{2}}=28,\ 6.$

Wo Prügelklaftern herkömmlich ſind, werden im Nadelholz auf 8 Scheit-Klaftern 1 Prügelklafter gerechnet, und es iſt ſonach, wenn z. B. auf einem Probehau 328,5 Scheitklaftern ſtehen $\frac{328,5}{8}=41$ Prügelklaftern.

In ſtarkem Laubholze, wo der Afterſchlag noch mehr beträgt, rechnet man $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{3}$ auch $\frac{1}{4}$ Prügelholz, und an einer Klafter Prügelholz $\frac{1}{2}$ Abgang für die Zwiſchenräume. Es ſei nun z. B. der Holzbeſtand an Scheitholze $=18272$ Cubikfuß, ſo macht das Prügelholz 6091 Cubikfuß oder $\frac{6091}{58}=105$ Klaftern aus.

Aus dem bisherigen iſt erſichtlich, wie überhaupt der Holzbetrag eines Probehaues gefunden werden kann. Es giebt aber noch einige beſondere Fälle, welche in Erwägung kommen müſſen; nämlich:

1) Wenn Werk- und Brennholz, oder Stamm- und Schlagholz gemiſcht ſind.

2) Wenn Laubholz und Nadelholz gemiſcht ſind, und

3) Wenn Probemorgen von einem oder dem andern Beſtande fehlen.

Im erſten Falle iſt wegen der Separation des Werkholzes von dem Brennholze, ſchon vorher geſprochen worden; wenn aber Stamm- und Schlagholz gemiſcht iſt, da wird vorausgeſetzt, daß Hölzer von verſchiedenem Wachsthum und Alter nicht unter einerlei Umtrieb gebracht werden ſollen. Es wird alſo der Betrag des einen ſo wie des andern auf Probemorgen von verſchiedenem Beſtande beſonders beſtimmt, und bei der ganzen Taxation abgeſondert gelaſſen.

Im zweiten Falle wird der Holzbetrag eines Probemorgens für Laub- und für Nadelholz beſonders beſtimmt. Z. B. der Probemorgen von Laubholz halte a und der vom Nadelholze halte b Klaftern, das Laubholz nehme m und das Nadelholz n Morgen des Ganzen ein, ſo iſt der künſtliche Probemorgen, der den Maßſtab zur Abſchätzung des Ganzen leiſtet

$$= \frac{am + bn}{m + n}$$

Oder es ſey $a = 20$
$b = 25$
$m = 35$
$n = 50$

ſo hält der künſtliche Probemorgen

$$\frac{20.35 + 25.50}{35 + 50} = 22,9 \text{ Klaftern.}$$

Wenn Laubhölzer von verſchiedenem Wachsthum, oder Laub- und Nadelholz von verſchiedenem Alter und verſchiedener Haubarkeit gemiſcht ſind, da wird der Probemorgen, mittelſt Niederfällung eines Probeſchlages ausgemittelt, um auf dergleichen Diſtrikten nur den gegenwärtigen Ertrag zu bekommen, weil ſie Anfangs gleich abgetrieben und in egalen Beſtand geſetzt werden müſſen.

Im dritten Fall iſt zu unterſcheiden, ob

1) die Probemorgen nur in einem Diſtrikte, oder im ganzen Forſte,
2) ob ſie alle, oder nur von einem und dem andern Beſtande fehlen.

Im erſten Falle darf man nur, um den Probemorgen, der in einem Diſtrickte fehlet, zu ergänzen, den Nachwuchs eines andern Diſtrikts von ähnlichem Alter und Beſtand nehmen, und ihn an die Stelle des fehlenden ſubſtituiren.

Fehlen die Probemorgen von einem oder dem andern oder von allem Beſtand im ganzen Forſte, ſo nimmt man das arithmetiſche Mittel aus dem Ertrag anderer ſchon taxirter Forſte, und ſetzt ſie an die Stelle der fehlenden Probemorgen. Sind aber nicht ſo viele ſchon taxirte Forſte vorhanden, um ſolche Mittelzahlen daraus zu erlangen, ſo kann man ſich durch folgende Berechnung helfen:

Angenommen, daß das haubare Holz gänzlich fehlt, ſo wählt man Probemorgen aus dem Holze zweiter Klaſſe, welches nunmehr das älteſte iſt, und beſtimmt deren Betrag auf die gewöhnliche Weiſe. Aus dieſem Holze zweiter Klaſſe läßt man einige Bäume von den jüngſten fällen, und eben ſo viele von den älteſten eben der Klaſſe, beide einerlei Wachsthums, und berechnet ihren körperlichen Inhalt.

Den jährlichen Zuwachs berechnet man nun nach der Formel:

$$\log. m = \frac{\log. a - \log. - b}{n.}$$

wo b = dem körperlichen Inhalte der jüngern a = dem der ältern, n = der Differenz der Jahre zwiſchen beiden und m = dem jährlichen Zuwachs von 1000 iſt.

Z. B. einige Bäume von 60 Jahren halten 305,208, und eben ſo viele von 70 Jahren halten 360,583 Cubikfuß; ſo iſt

$$\begin{array}{l} \log. 360,583 = 2,5570052 \\ -\log. 305,208 = 2,4845959 \\ \hline \frac{0,0724093}{10} = 0,0072409 = \log. 1,017. \end{array}$$

oder, der jährliche Zuwachs von 1000 Klaftern, iſt 17 Klaftern.

Endlich berechnet man den fehlenden Probemorgen nach der Formel

$$\log. a = \log. b + n \log. m.$$

wo m = dem gefundenen jährlichen Zuwachs von 1000.

n = der Zahl der Jahre, welche das Holz zweiter Klaſſe noch ſtehen muß, bis es haubar wird

b = dem Betrag eines Probemorgens, aus dem Holze zweiter Klaſſe, und

a = dem Betrag des fehlenden Probemorgens iſt.

Z. B. es ſey der Betrag eines Probemorgens, aus dem Holze zweiter Klaſſe = 22,2 Klaftern, der jährliche Zu-

wachs = 17 von 1000, und das Holz habe noch 70 Jahre bis es haubar wird; ſo iſt

$$\begin{array}{rl} \log.\ 1,017 = & 0,0072409 \\ & \underline{\qquad\qquad 70} \\ & 0,5068630 \\ \log.\ 22,2 = & \underline{1,3463496} \\ & 1,8532126 = \log.\ 71,3. \end{array}$$

oder der fehlende Probemorgen hält 71, 3 Klaftern. Man kann hierzu auch noch eine von Rudolph gegebene Formel anwenden, welche mit der vorigen auf einerlei Reſultat führet. Nämlich wenn

b = dem vorhandenen Kapital, hier 22, 2 Klaftern

m = den jährlichen Zinſen = $\frac{q}{r}$ welche alle Jahre dazu geſchlagen werden

n = der Zahl der Jahre, nach deren Verlauf man die Größe des Kapitals wiſſen will, hier 70 Jahr.

a = dem Betrag dieſes Kapitals (oder hier des fehlenden Probemorgens)

und der jährliche Zuwachs = 17 von 1000 iſt, ſo beträgt er auf 100. 1,7 welche als jährlicher Zins angenommen werden und $\frac{1}{59}$ von 100 betragen; die Formel iſt nun

$\left(\frac{r+q}{r}\right)^n . a = x$ oder in Zahlen $\left(\frac{60}{59}\right)^{70} . 22,2 = x$ welches folgende Berechnung giebt:

$$\begin{array}{rl} \log.\ 60 = & 1,7781513 \\ -\ \log.\ 59 = & \underline{1,7708520} \\ & 0,0072993 \\ & \underline{\qquad\qquad 70} \\ & 0,5109510 \\ +\log.22,2 = & \underline{1,3463530} \\ & 1,8573040 = \log.\ 71,9. \end{array}$$

Es wird aber freilich vorausgeſetzt, daß das Holz, welches die 22, 2 Klaftern für jetzt liefert, die noch erforderlichen 70 Jahre glücklich und geſund erlebt.

Der Hr. Forſtmeiſter Hartig hat in ſeiner Anweiſung zur Taxation der Forſte, eine Erfahrungstabelle über den Ertrag eines Morgens Kiefern beigefügt, die gegen vorſtehende Formeln ein ſehr verſchiedenes Reſultat giebt. Es wird darin geſagt, daß auf 1 Morgen von 160 Quadrat-Ruthen Rhein. im zwanzigſten Jahre 2000 Stämme ſtehen, welche zuſammen 1200 Cubikfuß Holz oder 100 Cubikfuß für 1 Klafter gerechnet, 12 Klaftern geben ſollen, und für das hundertſte Jahr iſt noch ein Beſtand von 300 Stämmen, welche zuſammen 10200 Cubikfuß Holz, ohne die Wellen, enthalten ſollen, angegeben; dieſe würden alſo beim Umtrieb im hundertſten Jahre 102 Klaftern liefern müſſen. Nimmt man nun an, man hätte bei der Taxation nur zwanzigjährigen Kiefern-Beſtand gefunden, wovon 1 Morgen 12 Klaftern gäbe, und man wollte den fehlenden hundertjährigen Ertrag eines Morgens, durch die Rechnung nach obigen Formeln führen, ſo würde er nach der Formel

$$\log. a = \log. b + n \log. m.$$

folgender ſeyn:

$$\begin{array}{rl} \log.\ 1,017 = & 0,0072409 \\ & \underline{\qquad\quad 80} \\ & 0,5792720 \\ + \log.\ 12 = & \underline{1,0791812} \\ & 1,6584532 = \log.\ 45,5 \text{ Klaftern.} \end{array}$$

und nach der Formel

$$x = \left(\frac{r+q}{r}\right)^n . a$$

würde nachſtehender Ertrag erſcheinen.

$$\begin{array}{rl} \log.\ 60 = & 1,7781513 \\ - \log.\ 59 = & \underline{1,7708520} \\ & 0,0072993 \\ & \underline{\qquad\quad 80} \\ & 0,5839440 \\ + \log.\ 12 = & \underline{1,0791812} \\ & 1,663\,252 = \log.\ 46,5 \text{ Klaftern,} \end{array}$$

mithin in beiden Fällen kaum die Hälfte des von dem Hrn. Hartig angegebenen Erfahrungs-Ertrages.

Die Urſache dieſes auffallenden Unterſchiedes mag aber wohl darin liegen, daß 1) überhaupt erfahrne Forſtmänner einen Morgen haubares Nadelholz ſchon für gut beſtanden anſprechen, wenn auf eine Quadratruthe 1 Stamm gerechnet werden kann, daß mithin die Anzahl zu ſtark iſt, wenn 300 Stämme auf 160 Ruthen ſtehen ſollen; und daß 2) der Gehalt von 44 Cubikfuß im Durchſchnitt für jeden Stamm auf ⅔ der Anzahl derſelben, auch wohl zu hoch angegeben iſt, da es wohl an 40 genug geweſen wäre, worüber die Holzbeſtands-Tabellen in Hennerts Anweiſung zur Taxation der Forſten pag. 161 ff. nachgeſehen werden können.

Was alſo in Rückſicht der Probemorgen bei der Taxation zu thun iſt, das möchte aus dem bisher Geſagten wohl ſattſam dargethan worden ſeyn; nun iſt noch zu zeigen, wie nach der Art des Betriebes die Zeit des Umtriebes, zu Erhaltung eines nachhaltigen und möglichſt gleichen Ertrags, beſtimmt werden kann.

Die allgemeinen Beſtimmungsgrüude der Art des Betriebes ſind Anfangs ſchon mit angegeben worden; ſie ſind:

Holzart,

Lage und Boden,

Bedürfniß und Conſumtion, und

Servituten.

Soll ein Holz auf Stammholz betrieben werden, ſo iſt zu unterſcheiden, ob es zu Werkholz oder zu Brenn- und Kohlholz dienen ſoll. Zu erſterm muß es ſeine größte Vollkommenheit in Rückſicht der Länge und Stärke erreicht haben; zu letzterm aber kann es nicht länger mit Vortheil ſtehen bleiben, als bis es die Zeit des ſtärkſten Wachsthums erreicht hat.

Das Alter der gefällten Stämme zu erfahren, müſſen die Jahresringe gezählt werden. Da dieſe bei altem Holze oft ſehr nahe an einander liegen, ſo thut man wohl, wenn man den Stamm ſchief abſchneiden und glatt hobeln läßt,

und die Jahresringe von der Mitte aus zu beiden Seiten zählet.

Die Zeit zu finden, in welcher eine Holzart eine gewiſſe Höhe und Stärke erreicht, läßt man verſchiedene Stämme von der erforderlichen Länge und Stärke fällen, zählet die Jahresringe, und ſuchet daraus das mittlere Alter. Z. B. man habe gefunden, daß 5 Bäume von erforderlicher Länge und Stärke folgende Jahre alt geweſen:

$$\begin{array}{r} 141 \\ 124 \\ 108 \\ 92 \\ 95 \\ \hline 560 \end{array}$$

ſo iſt 560 die Summe der Jahre, welche ſie alt ſind,

und $\frac{560}{5} = 112$, dem mittlern Alter für ſelbige.

Um für das Brenn- und Kohlholz die Zeit des ſtärkſten Wachsthums nach Maasgabe der Holzart und des Bodens zu finden, kann man alſo erfahren:

1) Man läßt mehrere Bäume, die auf gleichem Boden ſtehen, zwiſchen 80 und 90, zwiſchen 90 und 100, zwiſchen 100 und 110, zwiſchen 110 und 120, zwiſchen 120 und 130 Jahren u. ſ. w. hauen.

2) Man addirt nun die Länge, Stärke und Zahl der Jahresringe aller Bäume einer Klaſſe, und ſucht daraus die mittlere Länge und Stärke, und das mittlere Alter.

3) Man multipliciret in jeder Klaſſe die mittlere Länge mit der mittlern Stärke, und dividiret das Produkt durch das mittlere Alter.

4) In welcher Klaſſe nun der größte Quotient erhalten wird, in derſelben iſt auch das Wachsthum des Holzes am ſtärkſten.

z. B. es haben 6 Bäume

Klaſſen	Länge	Stärke	Alter	Länge	mittlere Stärke	Alter	Quotient nach No. 3.
1ſte	438	81,9	505	73	13,6	84	$\frac{73 \cdot 13,6}{84} = 11,7.$
2te	444	95,5	511	74	15,9	95	$\frac{74 \cdot 15,9}{95} = 12,4.$
3te	466	109,9	629	81	18,3	104	$\frac{81 \cdot 8,3}{104} = 14,2.$
4te	534	125,7	680	89	20,9	113	$\frac{89 \cdot 20,9}{113} = 16,4.$
5te	513	131,1	755	85	21,6	125	$\frac{85 \cdot 21,6}{125} = 14,6.$

Da nun die Verhältniß-Zahlen bis in die vierte Klaſſe zu- in der fünften aber wieder abnehmen, ſo zeigt dieſes an, daß das Wachsthum zwiſchen 110 und 120 am ſtärkſten ſey; ſo daß dieſes Holz beläufig mit 115 Jahren zu Brenn- und Kohlholze am vortheilhafteſten abgetrieben werden könne.

Die Huth und Trift, als eine gewöhnliche Servitut der Forſten, hat auſſer dem Ruin, welcher dem jungen Holze durch ſie zugefüget wird, noch das nachtheilige, daß ſie keinen geringen Einfluß auf die Haubarkeit des Holzes hat. In einem Reviere, das keine Huthung hat, iſt es ſehr gegründet, das Holz nach Maasgabe des Bedürfniſſes ſo früh als möglich zu hauen. In einem Reviere aber, wo das Holz noch ſo ſchnell wächſt, das aber mit Huthung zu leiden hat, wird dieſe Freiheit, das Holz frühe zu hauen, ſehr eingeſchränkt, der Hau muß da oft auf lange Zeit hinausgeſetzt werden, damit nicht zu viel in Schonung kömmt.

Wenn vermöge des Rechts oder des Herkommens immer ein gewiſſer Theil des Ganzen zur Huth und Trift offen gelaſſen werden muß, da iſt es nothwendig, die Umtriebszeit auch mit in dieſer Rückſicht zu berechnen. Die Formel

zur Berechnung iſt: der zugleich in Hegung liegende Theil verhält ſich zum Ganzen, wie die Hegezeit zur Zeit des Umtriebes. Z. B. wenn in einem Reviere von 12000 Morgen 3000 Morgen in Hegung liegen dürfen, und 9000 Morgen für die Trift offen ſeyn müſſen, und die Hegezeit 25 Jahr beträgt, ſo iſt

$$3000 : 12000, \text{ oder } 1 : 4 = 25 : x,$$

$$\text{mithin } x = \frac{25 \cdot 4}{1} = 100.$$

d. h. die Zeit des Umtriebes kann ohne Einſchränkung der Huth, nicht länger als zu 100 Jahren angenommen werden.

Endlich iſt noch zu erwägen, daß durch die angenommene Umtriebszeit der Nachkommenſchaft kein Nachtheil erwachſe. Man hätte z. B. in einem Reviere den größten Theil mit Eichen beſtanden, die mit 250 Jahren abſtändig würden, die jüngſten geſunden ſeyen 200 Jahre, und der älteſte Nachwuchs ſey erſt 30 Jahre alt, ſo dauert der Umtrieb der haubaren Eichen nicht länger als 50 Jahre, und der Nachwuchs iſt alsdenn nur erſt 80 Jahre, mithin noch nicht haubar, hinfolglich der Mangel hieran für die Nachkommenſchaft unausbleiblich. Dieſes iſt der Fall an den meiſten Orten, weil die Reviere gewöhnlich ruiniret ſind, wenn zur Ordnung darin geſchritten werden ſoll.

Für die Umtriebszeit des Stamm-Schlagholzes gilt die Regel: es ſo ſpät abzutreiben, als es ohne Verluſt des Ausſchlages möglich iſt; weil es deſto langſchäftiger wird, je länger es ſtehet.

Bei dem Schlagholze gilt allgemein die Regel: es eher zu frühe als zu ſpät abzutreiben, weil in den früher abgetriebenen Schlägen der Ausſchlag ſtärker und ſicherer iſt.

Das Schälholz wird am früheſten, das Kohlholz etwas ſpäter, und noch ſpäter das Brennholz abgetrieben.

Die Vermeſſung iſt mit der Taxation zwar unmittelbar verbunden; es wird aber nicht nöthig ſeyn, das dahin gehörige zu wiederholen, da unter dem Artikel: Ausmeſſung alles, was dabei zu beobachten iſt, nachgeleſen wer-

den kann. Die Eintheilung des Forſtes iſt dabei ſchon vorläufig gemacht, welches die Taxation ſehr erleichtert und zur Berichtigung derſelben dient.

Das Perſonale bei der Taxation beſtehet in dem Geometer, dem Revierförſter und dem Taxator. Letzterer iſt bei dem Geſchäfte mit einer kleinen Forſtcharte verſehen, welche nicht illuminiret und worin die innern Theile des Forſtes nur der Kontour nach gezeichnet ſind, um bei der Taxation den verſchiedenen dreifachen Beſtand eintragen zu können.

Hierauf wird von allen dreien eine generale Beſichtigung vorgenommen, um ſich von dem Forſte und ſeinen Theilen einen allgemeinen Begriff und eine Ueberſicht zu verſchaffen, was für Hölzer nach Art, Alter, Beſtand und Betrieb durch alle Klaſſen des Alters vorhanden ſind, und welche bei der wirklichen Taxation als gut, mittelmäßig oder ſchlecht angegeben werden können, ingleichen ob alle Blößen, Holzwieſen und Hegungen verzeichnet ſind. Was dabei von alle dem bemerkt und beſchloſſen worden iſt, wird in der kleinen Forſtcharte ſowohl als in dem Protokoll angemerkt, um die Theile der Diſtricte, deren Beſtand als Norm einſtweilen angenommen worden, bei der Taxation und Auswahl der Probemorgen deſto eher wieder finden zu können.

Alsdann wird allenfalls durch eine zweite Special-Beſichtigung die Art des Betriebes und die Zeit des Umtriebes beſtimmt, nicht weniger die Wahl der Orte, wo die Probehaue gemacht werden ſollen, vorgenommen. Was hiebei bemerkt und beſchloſſen worden iſt, wird ebenfalls in die kleine Charte ſo wie zum Protokolle bemerkt.

Iſt dieſes alles geſchehen, ſo wird zu der wirklichen Taxation der Plan entworfen und die Ordnung feſtgeſetzt, nach welcher das Geſchäft angefangen und geendiget werden ſoll. An dem dazu beſtimmten Tage aber begeben ſich der Taxator mit Manual und Protokoll, der Geometer mit Charte und Meßinſtrumenten verſehen, in Begleitung des Revierförſters an Ort und Stelle, um die Taxation gemeinſchaftlich anzufangen, wozu der Deutlichkeit wegen ein Beiſpiel gegeben werden ſoll.

Der Diſtrikt C. der breite Berg genannt, enthalte 115 Morgen reines Nadelholz und 45 Morgen Nadelholz mit Birken melirt, und beſtehe in folgenden Unter-Abtheilungen:

No. 1. enthalte 34 Morgen ſchlagbare Fichten, wovon 11 M. auf der Anhöhe ſchlecht, 23 M. am Hange aber gut beſtanden ſind, und daß der vierte Theil davon als Bauholz anzubringen iſt. Der Taxator merkt dieſes in ſeinem Manuale an; der Geometer aber ſchreibt es in die Brouillon-Charte.

No. 2. An 46 Morgen iſt mit Fichten dritter Klaſſe mittelmäßig beſtanden.

No. 3. Enthält 35 Morgen Fichten der vierten Klaſſe, wovon 12 M. verbaizt, 23 M. aber gut beſtanden ſind. Auch ſtehen auf 1 Morgen im Durchſchnitt 5 Stück Saamenbäume, welche ſogleich mit ausgehauen werden, und pro Stück $1\frac{1}{4}$ Klafter Brennholz geben.

No. 4. an 45 Morgen groß iſt zu 2 Drittel mit Kiefern dritter Klaſſe ſchlecht beſtanden, 1 Drittel aber beſtehet in Birken von 5 — 10 Jahren, ſo horſtweiſe ſtehen.

Zu Hauſe wird nunmehr dieſer gefundene und aufgeſchriebene Beſtand in eine Tabelle nach dem Schema ſub A folgendermaßen eingetragen, wobei zu bemerken iſt, daß einmal unterſtrichen gut, zweimal unterſtrichen mittelmäßig und dreimal unterſtrichen ſchlechten Beſtand anzeigt.

A.

Holzbeſtands-Tabelle des N. N. Revieres, u. ſ. w. Im Nadelholze.

Namen und Litt. des Diſtrikts	Unterabtheilung	Klaſſen des Alters: von 70—140 Jahren		von 40—70 Jahren		von 15—40 Jahren		von 1—15 Jahren		Leere Schläge und Blößen		ſummariſcher Inhalt		Beſtand: gut		mittelmäßig.		ſchlecht		Anm.
		M.	R.	M.	R.	M.	R.	M.	R.	M.	R.	M.	R.	M.	R.	M.	R.	M.	R.	
C. der breite Berg.	1	23	—	—	—	—	—	—	—	—	—	34	—	23	—	—	—	11	—	
		11	—	—	—	—	—	—	—	—	—									
	2	—	—	—	—	46	—	—	—	—	—	46	—	—	—	46	—	—	—	
	3	—	—	—	—	—	—	21	—	—	—	35	—	23	—	—	—	12	—	
		—	—	—	—	—	—	12	—	—	—									
	4	—	—	—	—	30	—	—	—	15	—	45	—	—	—	—	—	45	—	
Summa		34	—	—	—	76	—	35	—	15	—	160	—	46	—	46	—	68	—	

In dieſem Diſtrikt hält 1 Probe = Morgen
im guten Beſtande = = = = 55 Klaftern.
= mittlern — = = = = 42 —
= ſchlechten — = = = = 22 —

In den Birken 1 Morgen 6 Schock Reißig.

Die in der Abtheilung No. 3 ſtehenden alten Saamenbäume geben 218 und 3 Viertel Klaftern Brennholz.

Von der Abtheilung No. 1. werden 23 Morgen einmal und 11 Morgen dreimal unterſtrichen, in die erſte Klaſſe geſchrieben, in der Rubrique Beſtand aber, erſtere unter gut, und letztere unter ſchlecht geſetzt.

Die Abtheilung No. 2. kömmt ganz mit zweien Strichen in die dritte Klaſſe, und hinten unter mittelmäßig.

Die Abtheilung No. 3. kömmt in die vierte Klaſſe und zwar 23 Morgen einmal und 12 Morgen dreimal unterſtrichen, und ſo auch in die gehörige Rubrique des Beſtandes.

Die Abtheilung No. 4. enthält zwar 2 Drittel Kiefern und 1 Drittel Birken; da aber bei der Beſichtigung reſolviret worden iſt, die Birken ſogleich heraushauen und ihre Stelle mit Fichten bepflanzen zu laſſen, ſo kommen 30 Morgen unter die dritte Klaſſe Nadelholz ſchlecht beſtanden, 15 Morgen aber unter die Blößen, und zwar auch als ſchlecht, weil der Boden dieſes Diſtrikts nicht der beſte iſt.

Was die Probemorgen gegeben haben, wird ſo wie der Klafter-Ertrag der einzelnen Saamenbäume unten mit bemerkt; alsdenn aber eine Recapitulations-Tabelle nach dem Formular ſub B. angefertiget, welche zugleich zu einer Probe dient, ob richtig gerechnet und die Holzbeſtände nach dem Regiſter richtig eingetragen worden ſind. Hierauf werden die Rubriquen der Holzbeſtände ſummiret, die Morgenzahl jeder Klaſſe aber mit der durch den Probemorgen gefundenen Klafterzahl multipliciret, und die Facta in die Rubriquen: gegenwärtiger haubarer Holzbeſtand, unter die Klaſſe, worin ſich der Multiplicandus findet, eingetragen, am Ende aber die Klaftern jeder Kolonne ſummiret.

B.

Rekapitulation des Holzbeſtandes in dem Diſtricte C.

Forſt

Forſt

Beſtand	Klaſſen	Inhalt der Holzbeſtände nach den Schlägen M.	R.	Flächen-Inhalt des gegenwärtigen haubaren Holzes nebſt dem Zuwachs und Blößen: 1. Kl. M.	1. Kl. R.	2. Kl. M.	2. Kl. R.	3. Kl. M.	3. Kl. R.	4. Kl. M.	4. Kl. R.	Blößen M.	Blößen R.
gut	1	—	—	23	--	—	--	—	--	—	--	—	—
	2	—	—	—	--	—	--	—	--	—	--	—	—
	3	—	—	—	--	—	--	—	--	—	--	—	—
	4	—	—	—	--	—	--	—	--	23	--	—	—
		46	—										
mittelmäßig	1	—	—	—	--	—	--	—	--	—	--	—	—
	2	—	—	—	--	—	--	—	--	—	--	—	—
	3	—	—	—	--	—	--	—	--	—	--	—	—
	4	—	—	—	--	—	--	46	--	—	--	—	—
		46	—										
ſchlecht	1	—	—	11	--	—	--	—	--	—	--	—	—
	2	—	—	—	--	—	--	—	--	—	--	—	—
	3	—	—	—	--	—	--	30	--	—	--	—	—
	4	—	—	—	--	—	--	—	--	12	--	—	—
	Blößen	—	—	—	--	—	--	—	--	—	--	15	—
		68											
Summa Summarum		160	--	34	—	—	—	76	—	35	—	15	—

Beſtand	Klaſſen	1 Probe-Morgen hat gegeben Klaftern	Gegenwärtiger haubarer Holzbeſtand und zu hoffender Nachwuchs in Klaftern: 1. Kl. Klft.	2. Kl. Klft.	3. Kl. Klft.	4. Kl. Klft.	Blößen Klft.
gut	1	55	1265	—	—	—	—
	2	—	—	—	—	—	—
	3	—	—	—	—	—	—
	4	55	—	—	—	1265	—
mittelmäßig	1	—	—	—	—	—	—
	2	—	—	—	—	—	—
	3	—	—	—	—	—	—
	4	42	—	—	1932	—	—
ſchlecht	1	22	242	—	—	—	—
	2	—	—	—	—	—	—
	3	22	—	—	660	—	—
	4	22	—	—	—	264	—
	Blößen	22	—	—	—	—	330
Summa Summarum		—	1507	—	2592	1529	330

Man ſiehet leicht ein, daß aller Nachwuchs ſo lange mit dem Hau verſchonet bleiben muß, bis er das Alter der erſtern Klaſſe erreicht hat. Es müßte alſo

100 Jahre in der 1ſten
— — — — 2ten
25 — — — 3ten
15 — — — 4ten

holzen, wenn die erſte Klaſſe ſo wie die Blößen wieder mit haubarem 140jährigem Holze beſtanden seyn ſollten. Dieſes giebt auch zugleich die Diviſores des Holzbeſtandes jeder Klaſſe, und die hieraus entſtehenden Quotienten zeigen wie viel Klaftern jährlich mit Nachhalt geſchlagen werden können.

Ehe aber dieſe Diviſion geſchiehet, muß vorher erſt der Betrag des Bau- und Nutzholzes unterſucht und von der Klafterzahl des Brennholzes abgezogen werden. Dieſes geſchiehet hier auf folgende Art:

Von dem Klafter-Ertrag des ſchlagbaren Holzes wird der vierte Theil, als ſo viel bei der Taxation zu Bauholze beſtimmt worden iſt, abgezogen; es bleiben daher von den 1507 Klaftern nur 1130¼ Klaftern. Da aber in der vierten Klaſſe auf 35 Morgen 175 Stück alte Saamenbäume ſtehen, welche à 1¼ Klft. 218¾ Klft. Brennholz geben, ſo ſind überhaupt in den erſten 100 Jahren 1349 Klftr. Holz zu benutzen.

Um die Nutzung des Bauholzes möglichſt aus der Connexion mit dem Brennholze zu bringen, wird der vierte Theil des ſchlagbaren Diſtrikts von 34 Morgen, mithin 8½ Morgen, ſogleich ausgezogen, und nach Maasgabe der Umſtände, an dieſem oder jenem Orte als Reſerve gelaſſen, wodurch die Diſpoſition in den jüngern Klaſſen nicht derangirt wird.

Hierauf wird die Fraction zu allen Klaſſen folgendermaßen angelegt:

1349 Klft. werden durch 100
2592 — — — 25
1529 — — — 15 dividiret,

woraus eine Abholzung.

in den erſten	100	Jahren	von	131	Klftrn.	jährlich
— — 2ten	25	—	—	$103\frac{2}{3}$	—	—
— — 3ten	15	—	—	102	—	—

erſcheint.

Wenn dieſes jährlich abzuholzende Klafter=Quantum auf Geldes=Werth geſetzt wird, ſo ſiehet man leicht ein, daß kein Etatfähiges Quantum, oder ein jährlich gleicher Ertrag herauskömmt, welches aber in verhauenen und übel bewirthſchaften Revieren nicht anders ſeyn kann. Betrachtet man aber den erſten Turnus nur als Mittel und Weg zu einer künftigen beſſern und egalen Holzwirthſchaft, ſo wird man das auch nicht daraus erlangen, was die Theorie giebt, aber phyſiſch unmöglich iſt. Die Ueberſicht des wahrſcheinlichen Holzwerthes in den jüngern Klaſſen giebt indeſſen Mittel an die Hand, die Abholzung ſo zu reguliren, daß wenn auch nicht ein gleicher Ertrag von *allen Klaſſen* bei dem erſten Turnus herauskömmt, der Ertrag der *erſten* Klaſſe doch möglichſt erhöhet und den Nachkommen bei dem zweiten Turnus der Weg zu einem gleichen Ertrag durch alle Klaſſen gebahnet werden kann. Gemeiniglich iſt in ausgehauenen Forſten die erſte Klaſſe in zu geringem Verhältniß gegen die übrigen, doch aber erfordert es die Nothwendigkeit, aus ſelbigen die Bedürfniſſe und den Etat zu befriedigen.

Die Sache iſt von Wichtigkeit, daß ſie alle Aufmerkſamkeit verdienet; um die Mittel dazu aufzufinden, ſo äquire man

1) Die Klafterzahl (ſowohl als das Geld) welche der Forſt durch alle Klaſſen nach einer gleichen Abholzung trägt. Man bekömmt dadurch einen Maasſtab für den künftigen wahrſcheinlich gleichen Forſtertrag.

2) Man unterſuche, ob die Zeit des Umtriebes überhaupt und was eine Folge davon iſt, der Hieb in der erſten Klaſſe insbeſondere vermindert werden kann.

3) Ob man zwei Klaſſen in eine zuſammen werfen, und den jährlichen Ertrag damit ausgleichen kann.

4) Ob — ohne die Umtriebszeit zu vermindern, der Hieb in der einen Klaſſe verkürzt, in den andern aber ver=

hältnißmäßig verlängert werden kann, wenn in ſelbigen der Holzbeſtand größer iſt.

5) Man verſuche es, ob etwa zwei Klaſſen zugleich angegriffen werden können.

Die Auswahl ſolcher Hülfsmittel aber ſetzet genaue Lokalkenntniß voraus, und muß beſonders dabei erwogen werden, daß der Nachwuchs nicht verhindert, der Forſt vom ſtarken Holze nicht entblößt und nicht zu junges Holz angegriffen wird.

Man muß zu dem Ende wiſſen, wie alt das haubare Holz ſeyn müſſe; und weil jede Klaſſe bald früher bald ſpäter angegriffen wird, und der Hieb bald länger bald kürzer dauert, als angenommen worden: ſo folgt, daß der Holzbeſtand verhältnißmäßig vermehret und vermindert werden müſſe, welches ohne Kenntniß des jährlichen Zuwachſes nicht geſchehen kann.

Da aber von dem Taxator nichts als höchſtens Vorſchläge, zu dieſem Endzweck zu gelangen, gefordert werden können, um höhern Orts den Forſtetat darnach zu reguliren, und überhaupt hiebei die Lokalumſtände zu ſehr ins Spiel kommen, als daß ein Beiſpiel auslangend ſeyn könnte; ſo wird ſolches um ſo mehr hier bei Seite gelaſſen, als man vorausſetzen muß, daß derjenige, der ſich zu einem ſo mühſamen Geſchäfte begiebt, die dazu dienlichen Formeln und Berechnungen anzuwenden wiſſen wird, wenn er das Vorhergeſagte verſtehet. In Hennerts und Däzels Anweiſung zur Taxation der Forſte, finden ſich lehrreiche Beiſpiele davon, die deßhalb nachgeleſen werden können, da es zu weitläuftig ſeyn würde, ſie hier anzuführen.

Mühe und Koſten verurſacht jede Taxation, beſonders wenn die dazu gehörigen drei Stücke, die Vermeſſung, Taxation und Bewirthſchaftung, durch eben ſo viel Perſonen beſorgt werden müſſen. Iſt aber der Geometer und Taxator, oder wohl gar der Geometer, Taxator und Förſter in einer Perſon vereiniget; ſo werden nicht allein viele Koſten erſparet, ſondern auch eine beſſere Forſtwirthſchaft möglichſt bald eingeführet ſeyn. Selbſt dadurch wird ſchon viel gewonnen werden, wenn das, was bisher gelehret worden, bloß nach dem Augenmaße geſchätzt und gerade ſo verfah-

ren wird, als es bei der ordentlichen Taxirung auf andere Weiſe richtiger, aber langſamer zu geſchehen pflegt.

Forſttechnologie. Iſt diejenige mathematiſche und zwar zur Mechanik gehörige Wiſſenſchaft, welche die verſchiedenen in den Waldungen vorkommenden Handthierungen und Arbeiten beurtheilen, verbeſſern und einrichten lehret. Dieſe Wiſſenſchaft iſt allerdings ein großer und weſentlicher Theil des Forſtweſens, indem ſich auf ſolche die beſte und nützlichſte Anwendung jedes Holzes, die Holztechnologie, gründet. Der Forſtbediente muß daher alle Werkzeuge, deren man ſich bei den Forſtgeſchäften und Waldhandthierungen überhaupt bedient, nach ihrer mechaniſchen Einrichtung kennen lernen, ſie nach ihren Vortheilen und Mängeln beurtheilen, auch ſelbſt die Art und Weiſe, wie ſich die Arbeiter derſelben bedienen, unterſuchen, damit er die allenfallſige ſo oft ſchädliche Vorurtheile beſiegen, und dagegen die beſten Mittel in Ausübung bringen laſſen kann.

Die zur Forſttechnologie gehörige Holztechnologie lehrt den Forſtmann, wie die verſchiedenen Holzarten ſeines Reviers ſowohl zum ökonomiſchen, als technischen, ingleichen merkantiliſchen und officinellen Gebrauch angewendet werden, um hiernach zu beurtheilen, wie er jedes Stück Holz gegen höchſtmöglichen Preis auf- und ausarbeiten laſſen kann.

Dieſe Holzarten werden ſämmtlich nach den Produkten eingetheilt, welche ſie als Manufakturbedürfniſſe, als Fabrikbedürfniſſe und als Materialwaaren liefern.

Als Manufakturbedürfniſſe liefern Produkte zum Gerben: die gemeine Birke, die Maſt- oder Rothbuche, der Kühnpoſt, die Gerbermyrthe, die gemeine Fichte, die Eichen, verſchiedene Arten von Sumach, die lorbeerblättrige Weide, die Bruchweide und weiße Weide.

Produkte zum Färben liefern: der Berbisbeerſtrauch, die gemeine Birke, die Eller, der Färbeginſter, die Eichenarten, der virginiſche große Sumach, der gemeine Kreutzdorn und die Heidelbeere.

Produkte zum Seidenbau und zur Spinnerei geben: der tartariſche Ahorn, der weiße Maulbeerbaum mit ſeinen Spielarten, und der Papiermaulbeerbaum.

Die hölzerne Flechtarbeit beſchäftiget fünferlei Gewerkſchaften. Holzarten zu gedrehten Peitſchenſtöcken ſind, der kleine deutſche Ahorn oder Maßholder; zu geflochtener Korb- und Koberarbeit, der Haſelſtrauch, die gemeine Kiefer, und faſt alle Weidenarten; zu Siebböden, die Saalweiden; zu Baſtmatten, die kleinblättrige Linde, die großblättrige Linde, die glatte Ulme und nordamerikaniſche weiße Ulme.

Holzarten zu Gewehrfabriken ſind: der gemeine Wallnußbaum, die nordamerikaniſchen Wallnußarten, die Heckenkirſche, der Hartriegel; auch werden allerlei Maſern von Rüſtern, Birken und Maßholder zu Schäften gebraucht.

Vielerlei Holzarten liefern noch insbeſondere rohe Produkte zu gangbaren Materialwaaren und Apotheker-Bedürfniſſen. So ſind zu Zucker und Syrup geſchickt: in Abſicht ihres Baumſaftes, die Ahornarten, in Abſicht der Früchte, der weiße Maulbeerbaum, der Birnbaum, der Stachelbeerſtrauch und der Weinſtock.

Zur Bereitung eines weſentlichen Oels, dienen die Saamen von dem gemeinen Mandelbaum, Haſelnußſtrauch, der Maſtbuche, dem Wallnußbaum, der Tanne und Fichte.

Wachs liefern die Blüthenzäpfchen der gemeinen Birke, und die Beeren vom nordamerikaniſchen Wachsbuſch.

Theer liefern die gemeine Kiefer und die nordamerikaniſchen Kieferarten — Pech, die Fichte — Terpentin, die Edeltanne, die Balſamtanne, der gemeine und der nordamerikaniſche ſchwarze Lerchenbaum. — Von eben dieſen Hölzern kömmt auch das Terpentinöl und Spieköl.

Wein und Cyder geben die Früchte vom Vogelkirſchenbaum, dem gemeinen Birnbaum und Apfelbaum, Quitten, Johannisbeeren, Brombeeren, und dem gemeinen Weinſtock.

Eſſig geben alle vorgenannte Früchte, und der Saft der Ahornarten, ferner die Beeren vom Berbisbeerſtrauch, der Saft der Birke, die Frucht vom Elzbeer- und Mehlbaum, der Holzaufguß der Traubeneiche, und der virginiſche große Sumach.

Branntwein geben ſämtliche vorher angeführte Produkte, und auſſer denſelben die Bauerpflaume, zahme Schlehen, Schleedorn, die Sauerkirſche, der Vogelbeerbaum und Spierlingsbaum.

Zu Conſerven, als innerliche und äußerliche Heilmittel, dienen die Früchte und Beeren vom gemeinen Hollunder, dem Vogelbeerbaum, der Heidelbeere und der Preuſelbeere.

Officinelle Produkte liefern außerdem folgende Holzarten: der Roßkaſtanienbaum, die Bärenbeere, die gemeine Birke, der Winterepheu, der gemeine Wacholder, der weiße Maulbeerbaum, die Krummholzkiefer, der Lerchenbaum, die Weißtanne, die Fichte, die Traubeneiche, die Lorbeerweide, die Bruchweide, der Eibenbaum, die Sommerlinde, Heidelbeere und der Weinſtock.

Zur Bereitung des Schießpulvers werden Kohlen von folgenden Holzarten angewendet: nämlich vom Haſelſtrauch, dem gemeinen Faulbaum, der Sommer- und Winterlinde.

Von allem dieſem, ſo wie auch von jedem andern techniſchen und Haushaltungs-Gebrauch der Hölzer ſelbſt, wird unter jeder Holzart beſonders geſagt.

Forſtunkraut. Hierunter verſtehet man ſolche Kräuter und Pflanzen in Wäldern, welche dem Wachsthume nöthiger Bäume und Pflanzen, die zu einem gewiſſen nöthigen Gebrauche angebauet werden, hinderlich ſind. Dergleichen ſind: der Ginſter, der Epheu, das Moos an Bäumen, das Farrenkraut, die Heide, die Brombeere, die Himbeere, die Heidelbeere, die Tollbeere, die Vogelkirſche u. a. m.

Forſtunterhaltung. Iſt das große Erforderniß von Seiten eines Forſtmanns, ſeinen Forſt in einem ſolchen Zuſtande zu erhalten, daß nach den Lokalumſtänden für die Zukunft nie ein Holzmangel entſtehen kann. Siehe Forſtpflege.

Forſtverbrechen, Fr. Excès de ce qui regarde les forêts. Sind diejenigen Vergehungen, welche ſowohl zum Schaden, als auch bloß in Anſehung der Forſte, man mag darunter Gehölze und Wälder oder Jagdgehege verſtehen, begangen werden. Folglich gehören hierher auch alle die

Vergehungen, wodurch dem Gehölze und Wildpret auf einige Art, es mag ſeyn auf welche es wolle, Schaden zugefügt wird; es mag durch Dieberei en geſchehen, und in den Forſtordnungen davon etwas beſtimmt ſeyn, oder nicht.

Die gewöhnlichſten beſtehen in folgenden: In Holz- und Wilddiebereien; im Nachhauen der Forſtgränzen, Ausreiſſen der Gränzſteine oder Niederhauung der Gränzbäume; in Erweiterung der Aecker und Wieſen, welche in und an den Forſten liegen; in Beſchädigung der Bäume, des jungen Anwuchſes, und des Gehölzes überhaupt, z. B. das Abſchälen der Rinde, Anplätzen oder Ringeln der Bäume, Anbohren der Birken u. ſ. w. in Holzholen außer den erlaubten und feſtgeſetzten Holztagen; in Abfahren des Bau- und Nutzholzes, ehe es mit dem Waldhammer geſchlagen und angewieſen worden; desgleichen des Brennholzes, ehe es abgepoſtet worden; in Betreibung der nicht huthbaren Wälder mit allerlei Vieh. Ferner iſt auch unter die Forſtverbrechen zu rechnen: das Fahren der Neben- und vergrabenen oder verſteckten Wege in den Forſten; das Laubſtreifeln; das unerlaubte Eichelleſen, Nußpflücken und Sammeln des wilden Obſtes; das Graſen ohne Graſezeddel, oder ſonſtige Erlaubniß, ſo wie auch das Moosrechen und Laubſammeln; das Abſchneiden des Beſenreißgs, Ausroden der wilden Obſtbäume, Abhauen der Maien (Birken), Ausſchneiden der Quirl, Entwenden der Nadelholzzapfen; das Feueranmachen und Tobaksrauchen in den Wäldern; das inſtruktionswidrige Benehmen der Holzmacher ꝛc.

Unter die Jagdverbrechen gehören: alle Wilddiebereien, ſie mögen beſtehen, worin ſie wollen, als Schießen, Netze, Schleifen, Dohnen, Fallen ꝛc. ſtellen; das Wildpret mit Hunden jagen und hetzen; Marder, Füchſe und Dachſe ausgraben; das Angreifen des jungen Wildes; Ausnehmen der Jungen und Eier der großen Vögel, als wilder Gänſe, Enten, Rebhühner, Auerhühner, Birkhühner, Trappen, Faſanen, wilder Tauben ꝛc. aus ihren Neſtern; das Auslöſen der gefangenen Vögel aus den Dohnen, Schlingen und andern Jägergeräthſchaften; das Verfolgen und Fangen des angeſchoſſenen Wildes; das Entwenden der abgeworfenen im Walde liegenden Gehörne; das Stöhren des Wildes, be-

ſonders zur Hegezeit. Auch gehört ſchon unter die Jagdverbrechen, wenn jemand nur darauf umgehet, z. B. ſich zu dieſem Endzweck mit dem geladenen Gewehr im Walde außer dem ordentlichen Wege treffen läßt, oder damit anſtellt und dem Wilde aufpaſſet. Jagdverbrechen iſt auch, wenn derjenige, dem das Recht zu jagen zuſtehet, ſolches zur verbotenen Zeit, oder andern zum Schaden, indem er etwa das Getraide verdirbt, ausübt; wenn derjenige, ſo nur die niedere Jagd hat, das zur hohen Jagd gehörige Wild erlegt, oder aber dergleichen, welches zu erlegen zu allen Zeiten verboten, z. E. ein Altthier, eine Bache ꝛc. Wenn Forſt- und Jagdverbrecher ſich den Forſtbedienten widerſetzen, oder auch wenn dieſe von andern in ihren Amtsgeſchäften gehindert werden. Auch kann ein Forſtverbrechen genannt werden, wenn ſich jemand vor der in der Jagdordnung beſtimmten Zeit zu jagen unterſtehet, ob ſchon dem Jagdgehege kein Schade dadurch zugefüget wird; ingleichen wenn den Eigenthümern in der Forſtordnung das Fällen der Bäume in ihren eigenen Wäldern, ohne Anweiſung oder Zuziehung der Forſtbedienten unterſagt wäre, und ſie gleichwohl fällen ließen.

Forſtvermeſſung, ſ. Ausmeſſung.

Forſtverwalter. Iſt an einigen Orten derjenige Forſtdiener, welcher in Ermangelung eines Oberforſtmeiſters, die Verwaltung der Forſten mit den Forſtbedienten gemeinſchaftlich führet, und zugleich die Forſtrechnung mit beſorget. An andern Orten verrichtet er die Stelle eines Forſtſekretairs oder Forſtſchreibers.

Forſtverwüſtung. War ehemals allgemein, und in jetzigen Zeiten wird ſie an ſolchen Orten noch wahrgenommen, wo unwiſſenden Jägern die Verwaltung der Forſte anvertrauet iſt. Sie beſtehet in Fehlern, die in der Abholzung, dem Anſäen, Anpflanzen ꝛc. begangen, und wodurch viele Plätze und ganze Diſtricte verödet werden. Ferner wird der Forſt verwüſtet durch unordentliche Forſtnutzungen oder unnütze Holzverſchwendungen, durch unerlaubte Huth und Trift, Unachtſamkeit auf die Forſtgränzen und überhaupt durch nicht beobachtete Forſtpflege in Rückſicht des Mangels guter Forſtbedienten.

Forſtweſen, Ce qui regarde les forêts. Hierunter werden die aus der Forſtwiſſenſchaft herzuleitenden, und die der Verfaſſung eines Landes oder einzelnen Revieres gemäßen Forſtgeſchäfte begriffen, ſo daß alſo das Forſtweſen in das innere und äußere zerfällt. Das innere Forſtweſen iſt die Anwendung der Forſtwirthſchaft im Walde, und begreift bei der wirklichen Ausübung alles, was zur Forſtpflege und Forſtnutzung gehört, wozu die Anſtellung beſonderer Diener (ſ. Forſtbeamten) in jedem Lande erforderlich iſt. Das äußere Forſtweſen begreift die allgemeine und beſondere Finanz- und Cameral-Direktion (ſ. Forſtcameralweſen) des innern Forſtweſens, durch die dazu beſtimmten Forſtgerichte.

Forſtwirthſchaft, Fr. L'économie foreſtière. Iſt derjenige Theil des Forſtweſens, welcher die praktiſche Ausübung der zur Forſtwiſſenſchaft gehörigen Kenntniſſe enthält, und die Erlangung des immer fortdauernden höchſt möglichen Nutzens zum Hauptendzweck hat, welcher aber ohne die genaue Beobachtung der Forſtpflege nicht möglich iſt, ſo daß daher dieſe ein noch nothwendigerer Zweck wird, welchen der Forſtwirth nie aus den Augen verlieren darf.

Forſtwiſſenſchaft, Fr. Science de ce qui regarde les forêts. Begreift die Kenntniß der Regeln oder Mittel, wie man mit dem ſparſamſten und zweckmäßigſten Koſtenaufwande das meiſte und nutzbarſte Holz erziehen, das erzogene warten, pflegen und ſchützen ſoll, damit ein höchſtmöglichſter und zugleich immer fortdauernder Ertrag oder Nutzen aus den Wäldern und Forſten gezogen werde.

Dieſe Kenntniß zu erlangen, dazu gehören mancherlei Vorkenntniſſe, und um ſolche gehörig zu faſſen, müſſen ihnen die gewöhnlichen Schulwiſſenſchaften vorangegangen ſeyn, mithin wird zu den ſämtlichen Studien der Forſtwiſſenſchaften ein eben ſo gebildeter junger Mann, als zu andern Studien, erfordert. So nöthig aber einem jeden Forſtbedienten die Erlernung ſämtlicher zu ſeinem Stande gehörigen Wiſſenſchaften iſt; eben ſo wenig darf man die Forderung übertreiben, und von einem jeden ohne Unterſchied gleiche Kenntniſſe fordern, ſondern man muß vorzüglich auf den wichtigen Unterſchied der befehlenden und gehor-

chenden Klaſſe der Forſtbeamten Rückſicht nehmen. Denn ſo kann man von einem untern Forſtbedienten unmöglich verlangen, daß er die Naturkunde, Mathematik ꝛc. nach ihrem Umfange kennen, und die ſämmtlichen Cameralwiſſenſchaften verſtehen ſoll, ſo gut es immer iſt, wenn er ſich in dieſen Wiſſenſchaften ausgedehnte Kenntniſſe erworben hat, und je nöthiger dieſelben dem höhern Forſtbeamten ſind.

Als die erſte und weſentlichſte Quelle der Forſtwiſſenſchaft hat ein Forſtmann ſich die Forſtnaturkunde bekannt zu machen, und ſich vermöge dieſer eine gründliche Kenntniß von dem Boden, den Gewächſen und ſämmtlichen Thieren zu verſchaffen.

Zum richtigen Denken und Urtheilen ſchon, ſo wie insbeſondere als eine Hauptſtütze der Forſtwiſſenſchaft, folgt demnächſt die Mathematik, und zwar aus ſelbiger die Rechenkunſt, Geometrie, Stereometrie und etwas aus der Civilbaukunſt, ſo wie auch die Forſttechnologie; man ſehe auch unter Ausmeſſung, Bauholz und Cubikrechnung. Und da die Forſtwiſſenſchaft einen Theil der Cameralwiſſenſchaft ausmacht, ſo muß auch ein Forſtmann in den wichtigſten Sätzen derſelben unterrichtet ſeyn. Ein gleiches gilt auch von der Polizeiwiſſenſchaft, ohne welche zum Theil auf das Forſtweſen (ſ. Forſtpolizei) angewendet, keine gute Forſtwirthſchaft beſtehen und ſtatt finden kann; und eben ſo nothwendig ſind dem Forſtbedienten einige Einſichten in die Rechtsgelehrſamkeit, beſonders in das eigentliche Forſt- und Jagdrecht, um ſeinem Herrn nicht gewiſſe Rechte verloren gehen zu laſſen, oder ihn doch in koſtſpielige Prozeſſe zu verwickeln.

Eine gute Schreibart iſt einem Forſtbedienten um deswillen nöthig, damit er ſeinem vorgeſetzten Chef oder Forſtamte, über die Vorfälle in ſeinem Reviere, einen deutlichen, in einem reinen Stil und in guter Ordnung abgefaßten Bericht einzuſchicken im Stande iſt: und vorzüglich muß er ſich das Rechnungsweſen des Landes bekannt machen, um die ihm in der Folge anvertrauten landesherrlichen Einkünfte nach der vorgeſchrieben Art und Form gehörig verrechnen zu können.

Neben Erlernung aller dieſer Wiſſenſchaften iſt es nun wohl mit Hauptſache, daß ein Forſtmann ſich zugleich mit

den Grundſätzen der Holzkultur, und der beſten Benutzung der Waldprodukte überhaupt, bekannt macht.

Außerdem hat er bei ſeiner Anſtellung, wenn es nicht ſchon vorher geſchehen, die beſondern Verfaſſungen und Einrichtungen des Forſtweſens im Lande, mithin die erlaſſenen Forſt- und Jagdordnungen und ſonſtige ſpecielle Geſetze, welche das Forſt- und Jagdweſen betreffen, ſich alsdann um ſo mehr bekannt zu machen.

Es verſteht ſich übrigens, daß die Forſtmänner, welche zu höhern Forſtbedienungen beſtimmt ſind, ſowohl in den Cameral- und Polizeiwiſſenſchaften, als in der Rechtsgelehrſamkeit, ausgedehntere Kenntniſſe beſitzen müſſen, als die untern Forſtbedienten; denn ſie ſollen nicht bloß wie dieſe verwalten, ſondern es wird auch von ihnen gefordert, daß ſie ſelbſt anordnen und einrichten ſollen.

Forſtzehnte, ſiehe unter Forſtgarbe.

Forſtzins, ſ. Forſtgeld.

Forſtzuſtand. Hierunter wird die Größe und Lage des Forſtes im Ganzen und in einzelnen Theilen, die Menge, Güte, Mannichfaltigkeit, das Alter und Wachsthum des Holzes, womit derſelbe beſtanden, und überhaupt alle die Umſtände begriffen, welche, wie immer, auf das Forſtweſen Einfluß haben können. Da nun wohl unſtreitig nöthig iſt, daß der Forſtmann dasjenige kennen muß, was er ſchützen und ſichern ſoll; ſo iſt ihm auch ſonach die Kenntniß von dem Zuſtande ſeines Forſtes mit zuerſt nothwendig, und die Unterſuchung deſſelben mit der Forſtpflege ſo weſentlich verbunden, daß dieſe ohne ſie nicht in Ausübung gebracht werden kann. Denn ſelbſt die Regeln der Holzkultur laſſen ſich nicht ſchicklich auf einen Forſt anwenden, von deſſen Zuſtand man keine Kenntniß hat, und ſo wird auch durch eine deutliche und ſinnliche Darſtellung des Forſtzuſtandes ein Forſtcollegium, oder die Cammer eines Landes in Stand geſetzt, über die wichtigſten Forſtangelegenheiten gründlich zu urtheilen, und die angemeſſenſten Befehle zu geben.

Um die Größe eines Forſtes kennen zu lernen, wird erfordert, daß er genau vermeſſen (ſ. Ausmeſſung) werde; von der Menge, Güte u. ſ. w. des Holzes wird man überzeugt durch die Taxirung (ſ. Forſttaxation); und die übrigen Umſtände und Beſchaffenheiten, die keiner Berechnung

oder geometriſchen Verzeichnung fähig ſind, lernt man durch eine zweckmäßige Beſchreibung (ſ. Forſtbeſchreibung) kennen.

Fortbaumen Fr. ſauter d'un arbre à l'autre. Wird geſagt vom Marder, wenn dieſer, nachdem er des Nachts die Wälder durchſuchet, und früh Morgens ſeinen Aufenthalt auf den Bäumen nimmt, nicht ſogleich auf dem erſten Baume ſtecken bleibt, ſondern von einem Baum zum andern, zuweilen 2 bis 300 Schritte ſpringet (baumet), auch wohl wieder zu Boden geht, wieder aufbaumet, und oben ſo fortfährt, ſo lange bis er ein Eichhornneſt oder einen hohlen Baum, oder aber ſonſt eine ihm anſtändige Gelegenheit findet, wo er des Tags über ſich aufhalten kann.

Fortpflanzung. Iſt die Vermehrung einer Sache, und in Beziehung auf das Forſtweſen die Vermehrung der Bäume und Sträucher, und dieſes wird theils durch die Natur, theils durch die Kunſt bewirkt.

Am natürlichſten und gemeinſten geſchieht die Fortpflanzung durch den Saamen, wiewohl auch die Wurzeln und Stöcke einiger kürzlich abgehauenen Bäume oder Sträucher, Lohden austreiben. Außerdem faſſen die Aeſte von einigen, wenn man ſie abſchneidet, und in die feuchte Erde ſteckt (ſ. Steckreiſer), und von andern, wenn man ſie dem Boden zubeugt, und in die Erde einlegt, Wurzel, und werden auf dieſe Art fortgepflanzt. Welche von dieſen Fortpflanzungsarten auf jedem Waldboden die zuträglichſte ſeyn möchte, gehört unter die wichtigſten Geſchäfte und Kenntniſſe eines Forſtmanns.

Franzholz. Wird eine Gattung Stabholz genannt, das bei dem Holzhandel auf der Elbe gebräuchlich iſt, und wovon 8 Schock 32 Stück, von 38 Zoll Länge, 5 bis 6 Zoll Tiefe, und 5 bis 6 Zoll Breite an der Binnenkante, für 1 Ring Stabholz gerechnet werden. Nach einer Holztaxe vom Jahr 1776 darf kein Preußiſcher Förſter dergleichen mehr verfertigen laſſen.

Fraß, Fraas, Fr. Mangerie. Nennt der Jäger das Hundefutter.

Frei, Vorlaut, Fr. avoir la parole en main. Wird bei den Jägern die allzugroße Voreiligkeit damit angezeigt, mit welcher einer gleich bei dem erſten Tritt, den ihm der

Leithund zeigt, anſpricht, und genau wiſſen will, was der Hund ſucht, oder wenn er beim Anblick einer einzigen Fährte den Hirſch ſogleich vom Thiere unterſcheiden will. Um ſich davor zu hüten, muß er daher mehre Fährten hinter einander beſehen, und nach den vorzüglichſten Zeichen derſelben alsdann erſt ſein Urtheil fällen. Von einem recht guten Hirſche, wenn die Fährte im Freien und guten Boden recht reine zu ſehen iſt, läßt ſich ſowohl aus der breiten und ſtarken Fährte als andern Hauptzeichen der Hirſch gegen das Thier anſprechen und von ſelbigem unterſcheiden; aber bei geringen Hirſchen, beſonders in gar feſtem, lockern oder ſandigen Boden muß man deſto vorſichtiger ſeyn, und aus genauerer Betrachtung mehrerer Fährten deren Zeichen wohl beurtheilen, um ſich nicht zu beſchimpfen.

Frei, oder ins Freie kommen, Fr. devenir libre. Wird von einem jeden Thier geſagt, das eingeſtellt geweſen, und dem Zeuge wieder entkommen iſt.

Freiholz, ſ. Leſeholz.

Freiſprechen, Wehrhaft machen, Fr. paſſer un apprenti, le déclarer ſorti d'apprentiſſage, émanciper. Iſt eine der wichtigſten Ceremonien bei den Jägern, und für die Zöglinge derſelben eine der merkwürdigſten Epochen ihrer gewählten Laufbahn, da ſie nach geendigten accordmäßigen Lehrjahren, in Beiſeyn ihrer Eltern, und mit Zuziehung einiger benachbarten Collegen, von ihrem bisherigen Prinzipal, unter Anzeige ihrer bisher bewieſenen Treue und angewendeten Fleißes, als tüchtig erklärt worden, und von ihm einen Hirſchfänger, unter der Verwarnung, ſolchen nicht zu mißbrauchen, überreicht bekommen, ſo wie ſie auch unter eigener Hand und Siegel des Principals ein Lehrattestat erhalten, welches zu mehrerer Beglaubigung von den anweſenden Collegen, nachdem es zuvor abgeleſen worden, als Zeugen mit unterſchrieben wird, worauf ſich die ganze Ceremonie mit einem Schmauß auf Koſten des neuen Jägerburſchen endiget.

Sollen dieſe Eleven bloß Jäger bleiben, ſo möchte dieſe Erziehungsart noch allenfalls hingehen; daß ſie aber in Rückſicht des mit dem Jagdweſen verbundenen Forſtweſens für jetzige Zeiten bei weitem unzulänglich iſt, davon ſehe man unter Forſterziehungsanſtalt.

Fremde Bäume, ausländiſche Bäume, Fr. Arbres exotiques. Sind ſolche Bäume, die in andern Ländern von der Natur von ſelbſt hervorgebracht werden, bei uns aber erſt durch die Kunſt angepflanzt, und gleichſam naturaliſirt werden müſſen. Um dieſen Zweig der Holzkultur haben ſich die Herren von Wangenheim und von Burgsdorf (ſ. unter Forſtlitteratur), am meiſten verdient gemacht.

Freſſen, oder auch Reißen. dévorer. Wird geſagt von vierfüßigen Raubthieren, als Wölfen, Luchſen, Füchſen u. d. gl. wenn ſie etwas fangen und verzehren.

Freſſer; wird die Baumkrankheit, die auch unter dem Namen Krebs bekannt iſt, genannt.

Frett, lat. Muſtela Furo Linn. Fr. le Furet Putois Buff. Engl. the Ferret Penn. auch genannt: Furett; Frettele; Frettchen; wilde Wieſel; weiße Wieſel; Kaninchenwieſel; Kaninchenjäger, Frettmarder. Dieſes Raubthier gehört als Säugthier unter die Gattung der Marder, und hat zum Kennzeichen ſeiner Art weißlichgelbe Haare des Körpers, und rothen Stern im Auge.

Das Frett wird in Deutſchland ſeines Nutzens wegen als ein zahmes Hausthier erzogen, iſt 1 Fuß 4 Zoll groß, und der Schwanz etwas über die Hälfte des Leibes lang. Dem Iltis iſt es am ähnlichſten, außer daß der Leib geſtreckter, ſchlanker, der Kopf ſchmäler, und die Schnauze ſpitziger iſt. Es hat, wie der Iltis, 34 Zähne. Die Augen ſind groß, trübe, und blaß- oder hellroth; die Ohren weit, rund und aufrecht; die Füße niedrig, und mit weißen Krallen verſehen. Die Farbe iſt im Grunde blaßgelb und oben mit weiß überlaufen; doch leidet ſie auch, wie bei den andern Hausthieren, Abänderungen. — Das Weibchen iſt merklich kleiner, als das Männchen.

Es iſt ein gelehriges aber zorniges Thier, hat ein boshaftes und feuriges Auge, große Leichtigkeit in ſeinen Bewegungen, viele Stärke, lernt aber ſeinen Herrn ſchwer kennen, ſchläft oft und tief, und riecht, beſonders im Affekte, ſtark nach Biſam. Es murrt, und lebt 12 bis 14 Jahre. Sein urſprüngliches Vaterland iſt Afrika; es wird aber jetzt in allen gemäßigten Ländern von Europa, wo es

wilde Kaninchen giebt, gefunden. Man hält es in Tonnen und Kiſten, worin man ihm ein Lager von Werg bereitet.

Sobald ſie nicht mehr an der Alten ſaugen, werden ſie mit Semmel, Brodt, Kleie und Milch gefüttert, und es frißt ſehr viel, denn es ſchläft entweder oder frißt. Man giebt ihm aber auch zuweilen einige Kaninchen und Vögel Preis, welchen es, beim ſie Halſe gewöhnlich faſſend, das Blut ausſauget, und kurz darauf ſehr böſe wird. In der Wildniß ſoll es kleine vierfüßige Thiere, Fiſche, Vögel, Schlangen und Honig verzehren.

Bei uns begattet es ſich zweimal im Jahre. Das Weibchen ſucht das Männchen in der Brunſt ſehr begierig, trägt 6 Wochen und bringt 5 bis 9 blinde Junge zur Welt, die es zuweilen gleich wieder verzehrt. Die Jungen öffnen die Augen erſt nach 3 Wochen. Es ſoll ſich auch mit dem Iltis vermiſchen, und eine braunhärige Baſtardart hervorbringen.

Ihr Nutzen ſchränkt ſich auf die Kaninchenjagd ein, da man ſie in den Bau derſelben mit einem Schellchen am Halſe, um dieſen eine deſto größere Furcht einzujagen, ſchicket, und letztere in vorgeſtellte Netze laufen läßt. Wenn die Kaninchen nicht weichen wollen, ſo ſind ſie auch im Stande, dieſelben todt zu beißen, da man denn die Kaninchen herausgraben muß. Wenn man aber weiß, daß das Frett die Kaninchen gern in ihren Höhlen frißt, verſieht man es mit einem Maulkorb. — In Frankreich hat man ſie gewöhnt, die Vogelneſter mit ihnen ausnehmen zu können. — Sie ſchaden dadurch, daß ſie allerhand nützliche Thiere fangen, und ihnen das Blut ausſaugen.

Frevel, ſ. Forſtfrevel.

Friſche Fährte, Fr, le Voie frais. Wird diejenige Spur oder der Tritt genannt, welcher erſt vor wenigen Stunden gemacht worden iſt.

Friſchen, wird von den wilden Sauen geſaget, wenn ſie hecken, oder ihre Junge bringen.

Friſcher Schnee, ſ. Neues.

Friſchling, Fr. Marcaſſin. Werden die jungen wilden Sauen ſo lange, bis ſie ein Jahr alt ſind, genannt.

Froſchgeier, ſ. Wespenfalke.

Froſt, Fr. la Gelée. Iſt eine ſtarke Kälte, wobei Waſſer und andere wäſſerichte Subſtanzen ihrer Flüſſigkeit beraubt werden; der gefrorne Theil nimmt einen größern Raum ein, und dehnt ſich mit einer erſtaunenden Gewalt aus. Durch dieſe Ausdehnung werden oft ſo viele Bäume ſchadhaft, indem ihre äußere Rinde zerſpringt, und dieſe nennt man eisklüftig, die auch, um ſie noch nach ihrem Werthe zu benutzen, ſogleich gefället werden müſſen.

Froſt und Kälte richtet ſich nach der Höhe der Oerter, und jeder Ort iſt deſto kälter, je höher er über der Meeresfläche liegt. Stärker iſt der Froſt in den Ländern, die dicht und weit ausgebreitete Wälder haben, ſo wie es in den ältern Zeiten in Deutſchland (ſ. Forſtgeſchichte) war.

Je fetter ein Baum ſtehet, je jünger er iſt, deſto mehr flüſſige Theile hat er, und eben deswegen leidet er auch vom Froſt bei einer ſchnellen Luftveränderung von der Wärme zur Kälte. Bäume, die Blätter tragen, und ſie alle Jahre verlieren, erfrieren nach der Erfahrung eher, als ſolche, die ſtets grün bleiben, denn jene haben einen weit flüſſigern Saft, als dieſe. Der Saft jener Bäume iſt wäſſericht, der Saft dieſer iſt fett und klebrig, fette Körper leiden wenig von Froſt, mehr dagegen wäſſerichte. Nach Sommern mit abwechſelnden Regen und Sonnenſchein behalten die Bäume wegen des vielen zuſtrömenden Saftes, die Blätter bis zum eintretenden Froſte. Der Saft hat da noch ſehr viele wäſſerige Theile, und hat ſich noch nicht wegen der durch die Blätter verurſachten ſchnellern Bewegung des Saftes gehörig verdicken und in ein mehr ölichtes Weſen verwandeln können. Daher friert er gleich beim Eintritt des Froſtes zu Eis, alle Ausdünſtung hört auf, ohnerachtet die Blätter noch an dem Baum ſitzen, und die bereits bis zur höchſten Spannung angefüllte Saftröhren zerſpringen.

Bei weniger fruchtbaren Herbſten haben die Bäume größtentheils zu Anfang des Oktobers den überflüſſigen Saft ausgedünſtet, ſo daß die Saftröhren ſich nach und nach zuſammen gezogen haben, auch der Saft bereits dicker geworden iſt; daher ſind ſie im Stande die ſtrengſte Kälte auszuhalten.

Bäume, die in weniger fruchtbarem Boden ſtehen, haben weniger Nahrung, folglich einen geringern Wuchs, welcher das zeitige Abfallen der Blätter und die Verdickung des Safts bewirkt, und an den Bäumen, die auf Bergen ſtehen, wird von den kalten Nebeln, die ſich da früher als in den Thälern einſtellen, das nämliche bewirkt, und daher leiden alle dieſe weniger vom Froſt. An der Mittags- und Morgenſeite erfrieren die Bäume leichter, als an der nördlichen, zumal wenn ſie nahe an Flüſſen und Bächen ſtehen, weil dort die Flüſſigkeit eher und länger bewirkt wird; eben deswegen ſind alle an der Sonne ſtehende Bäume den vom Glatteis entſtehenden Zufällen mehr, als andere, ausgeſetzt; deswegen vermindert alles, was trocknet, die Gefahr des Erfrierens; deswegen widerſtehen unſere inländiſche Gewächſe einer ſehr heftigen Kälte, wenn der Wind gehet; deswegen beobachtet man in den Weinbergen, daß die Stöcke auf den Höhen ſeltener erfrieren, als in der Tiefe, wo ſich bekanntlich die Nebel länger aufhalten. Deswegen werden in den Wäldern die jungen Schößlinge in den Thälern öfterer beſchädiget, als auf den Höhen.

Das Erfrieren der Bäume erfolgt, wie oben geſagt, durch das zu Eisfrieren des in den Saftröhren befindlichen Saftes. Denn ſo wie die Wärme eine Ausdehnung der Saftröhren bewirkt, eben ſo verurſacht die Kälte ein Zuſammenziehen derſelben, wodurch der Stamm für den darin befindlichen Saft verengt wird, ſo daß ſie der zu Eis werdende Saft zerſprengt. Je mehr oder weniger nun Saftröhren, woraus die Safthaut beſteht, zerſprengt worden ſind, deſto ſchneller oder langſamer erfolgt das Abſterben der Bäume.

Bekanntlich iſt auch die Feuchtigkeit die Haupturſache von allen durch die Kälte verurſachten übeln Folgen, ſo daß alles, was ſolche Feuchtigkeit veranlaſſen kann, den Ein-

druck des Froſtes im Gewächsreiche gefährlich macht, und alles was die Zerſtreuung dieſer Feuchtigkeit veranlaſſen kann, verhindert, ſo kalt es auch ſeyn mag, die ſchlimme Wirkung der ſtarken Fröſte. Hieraus erhellet, daß öfters nicht die ſtarke Kälte, ſondern die mit Feuchtigkeit begleitete Kälte die Pflanzen beſchädigt. Alles was trocknet, auch ſelbſt der Nordwind, vermindert die Gefahr des Erfeierens. Es ſtehen auch die Gewächſe ſehr heftige Kälte aus, wenn es nicht regnet, und ein Wind wehet, der, wie bekannt, ſtark trocknet. Aus allem dieſem ſiehet man, warum die Frühlings-Fröſte bisweilen an der Mittagsſeite mehr Schaden thun, als an der Nordſeite, obgleich die Kälte auf derſelben heftiger iſt.

Allzuheftige Kälte kann den Gewächſen hauptſächlich nur nach gewiſſen Lagen, worin ſie ſtehen, ſchädlich werden. Bekanntlich hat die Abwechslung von Wärme und Kälte auf die Gewächſe, ſo wie auch auf Thiere, beträchtlichen Einfluß, welches man hauptſächlich in ſolchen Ländern gewahr wird, die aus fruchtbaren Thälern und Bergen beſtehen. In mildern Wintern leiden zwar die Bäume in den Thälern nicht, um ſo mehr aber in ſehr kalten. In den Mittagsſtunden wird nämlich der Saft, wenigſtens auf der Mittagsſeite der Bäume, etwas flüſſiger. Wenn aber die Wirkung der Sonnenſtralen kurz darauf ſich vermindert, oder die Sonne, wie es der Fall iſt, zu ſchnell die Thäler verläßt, ſo verdickt ſich der Saft, gefriert und zerſprengt die Gefäße. In Thälern, welche von Bergen ſo enge eingeſchloſſen werden, daß die Sonne in den Wintermonaten nur die Sommerſeite beſcheint, wird die Luft nicht in einem ſolchen Grade erwärmt, daß ſie auf die Gewächſe einen ſchädlichen Einfluß haben könnte. Je gedrängter und dichter auch die Bäume in den Thälern ſtehen, deſto weniger hat man zu befürchten, daß ſie im Winter erfrieren, jedoch machen Flüſſe, wie oben erinnert, eine Ausnahme. Ueberhaupt aber iſt für einen freiſtehenden Baum weniger Nachtheil von der Winterkälte zu beſorgen, als für einen andern der nämlichen Gattung, der an einem beſchützten Ort ſteht, deſſen Holz von der ſtreichenden Luft oder dem Winde nicht trocken erhalten werden kann.

Weiter verdient bemerkt zu werden, daß nicht allezeit der hohe Grad des Froſtes im Anfang des Winters die Urſache des Erfrierens iſt, ſondern oft iſt ſie dem im Frühjahr eintretenden geringen Froſte zuzuſchreiben. Denn wenn durch eine im Februar oder März eintretende gelinde Witterung der Baumſaft ſich verdünnt hat, und flüſſig geworden iſt, ſo verdickt der ſpäter einfallende Froſt auf einmal den Saft, und zerſprengt die Saftröhren. Daher iſt die Wirkung des Froſtes da am ſchädlichſten, wo eine niedrige und warme Gegend und der Stand der Bäume in Beziehung auf Wind und Sonne, das Treiben des Saftes vorzüglich begünſtiget haben.

In Anſehung der Lage leiden die Bäume auch vorzüglich an der Mittagsſeite und nicht an der Nordſeite, der Nord- und Oſtwinde ungeachtet, indem die Sonne in den Mittagsſtunden heller Froſttage den in den Früh- und Abendſtunden durch den dicken Nebel häufig angeſetzten Reif aufthauet, wodurch ſich aus dem an den Bäumen herabfließenden Waſſer eine Eisrinde anſetzt, welche von dem kalten in Glatteis verwandelten Regen verdicket, und den Bäumen höchſt ſchädlich wird. Das Erfrieren der Safthaut unter der Rinde muß daher auf dieſer Seite um ſo eher erfolgen, weil ſie aus dem herabfließenden Waſſer zu viel Feuchtigkeit einſaugt; hiezu kommt noch, daß das Holz an der Mittagsſeite der Bäume ohnehin weniger hart iſt, als an der Nordſeite, mithin auch deswegen ſchon dem Froſte weniger widerſtehen kann. Auf der Mittagsſeite wird auch der Nebel weit eher als auf der entgegengeſetzten durch die Sonne vertrieben, und das Aufthauen geſchieht ſchneller, welches das Erfrieren ebenfalls befördert.

Endlich haben beide, der Forſtmann und Jäger, auch für ihre Perſonen die Wirkungen des Froſtes zu fürchten, da ſie vermöge ihres Berufs oft die ſtrengſte Kälte nicht ſcheuen dürfen, und zuweilen viele Stunden nach einander, ſowohl im Wald als im Freien, in ſelbiger auszuhalten genöthiget ſind. Am meiſten müſſen ſie auf ſich achtſam ſeyn, wenn ſie bemerken, daß ſie eine Müdigkeit und Schläfrigkeit überfällt, und wobei ſich zugleich eine faſt unwiderſtehliche Neigung zum Niederſetzen und Ausruhen einſtellt. Dieſer

Neigung müſſen ſie mit dem feſteſten Willen widerſtehen, und daher nicht nur den Körper immer in ununterbrochener Bewegung erhalten, ſondern auch durch möglichſte Anſtrengung ihrer Kräfte ihre Bewegungen verdoppeln, weil ſie ſonſt in der größten Gefahr ſind, daß ſie von der Ruhe eingeſchläfert werden, und dann erfrieren.

Sollten ſie an einem ihrer äußern Glieder eine widernatürliche Empfindung, als eine Steifigkeit, Hitze, Jucken und Schmerz empfinden, ſo dürfen ſie ſich bei der Nachhauſekunft ja nicht der Wärme nähern, ſondern müſſen das leidende Glied mit Schnee reiben, oder in kaltes Waſſer bringen, in welches dann und wann ein Stück Eis geworfen wird, und ſo lange damit anhalten, bis die Empfindung und Bewegung wieder hergeſtellet iſt. Alsdann kann man es mit Brandewein, Kampferſpiritus, Myrrheneſſenz, Salmiakgeiſt u. d. gl. kalt waſchen, worauf es gemeiniglich die natürliche Wärme gar bald wieder erhält.

Froſtbohrer, Fr. Perçoir par la terre qui a gelé. Iſt ein ſcharfer eiſerner Bohrer, deſſen ſich der Jäger ſowohl zur Winterszeit bei hartem Froſt, als auch im Sommer bei dürrem Wetter, und ſonſt auch überall, wo harter Boden iſt, bedienet, indem er damit beim Stellen der Garne geſchwinde eine Ecke vorbohret, und ſind beſonders da, wo es ſtille hergehen ſoll, ſehr gut zu gebrauchen, weil man nicht nöthig hat, durch das Einſchlagen der Furcheln Lärm zu machen.

Frucht, Fr. le Fruit. Iſt im Pflanzenreich der Saame der Pflanze, welcher zu ſeiner Verwahrung mit einer Decke verſehen iſt, daher die Frucht den Namen Steinfrucht, Kernfrucht, oder Beere erhält; ſ. unter Baum und Ausklempeln.

Fruchtbare Bäume, Fr. Arbres fructueuſes. Sind ſolche Bäume, deren Früchte Menſchen oder Vieh zur Nahrung dienen.

Fruchtbehältniß, ſiehe unter Baum.

Fuchs, lat. Canis Vulpes Linn. Fr. le Renard Buff. Engl. the Fox Penn. auch genannt: gemeiner Fuchs, Birkfuchs, Waldfuchs, Feldfuchs, Hundfuchs. Iſt ein Säugethier, welches unter die zweite Gattung der

Raubthiere, nämlich die Hunde gehört, von welchen es eine eigene Art ausmacht, und als Kennzeichen einen geraden Schwanz mit weißer Spitze hat. Der Fuchs hat ſich in allen Welttheilen verbreitet, und iſt eins der ſchlaueſten, aber auch boshafteſten Thiere, das eben ſo fürchterlich, als der Wolf, raubt, aber zu ſeiner Raubſucht nicht ſo viel Kräfte braucht, da es mit mehr Klugheit zu Werke geht. Sein Körper iſt etwas über 1 Fuß lang, 2 Fuß 2 Zoll hoch, und der Schwanz 1 Fuß 4 Zoll lang.

Sein ganzes äußeres Anſehen gleicht einem mittelmäßigen Schäferhunde oder einem Windſpiele, und hat überhaupt einen ſchlanken Körperbau. Der breite Kopf hat eine platte Stirn, und läuft in einer langen Schnauze ſpitzig aus. Der Mund hat ein ſehr ſcharfes Gebiß. Die ſechs obern Vorderzähne ſind größer und ſpitziger, als die untern. Die zwei obern größern gekrümmten Hundezähne (Fangzähne) ſtehen von den Vorderzähnen etwas ab, um den zwei untern Platz zu machen. Oben befinden ſich auf jeder Seite 6 und unten 7 Backenzähne, wovon die letztern nur wahre ſtumpfe Mahlzähne, die vordern aber dreieckig und ſcharf zugeſpitzt ſind. Die Zunge iſt lang, ſchmal und rauh. Die Naſe iſt, wie bei einem Hunde, eingekerbt und wittert weit. Die Augen liegen, wie beim Wolf, ſchief herab, ſind bläulicht und funkeln. Die Ohren ſtehen aufrecht, immer geſpitzt. Der übrige Körperbau iſt, wie beim Hunde, und der Bauch läuft, wie bei einem Windhunde, von der erhabenen Bruſt an ſchmal zu. Der Schwanz (ſ. Fuchsſchwanz) iſt dick, mit weichen Haaren beſetzt, zottig, liegt beim Gehen auf der Erde auf, und wird nur beim Laufen ausgeſtreckt.

Die Farbe des Kopfes, der Schultern bis zur Hälfte des Rückens iſt roſtfarbig, oder dunkelroth mit gelbem Grunde, und der übrige Theil des Rückens bis zur Schwanzſpitze (Blume) iſt noch überdies, wegen der weißen Spitzen der Haare, mit weiß überlaufen. Die Seiten laufen nach dem Bauche zu weiß aus. Lippen, Backen, Kehle und ein Streif an den Beinen herab ſind weißlich. Die Haare der Bruſt und des Bauchs haben einen blauen Grund, und nur die Spitzen ſind weiß, daher dieſe Theile ins aſchgraue fallen. Die Schwanzſpitze iſt weiß. Am Obertheil des

Schwanzes befindet ſich die ſogenannte Fuchsblume. Die röthlichen Vorderfüße enthalten 4 Zehen, welche, ſo wie die Ohrſpitzen, ſchwarz gezeichnet ſind, und die Hinterfüße fünfe. Sie ſind alle mit unbeweglich langen Nägeln verſehen. Ein alter Fuchs wird von Jahr zu Jahr grauer, die Bruſt wird weißer, und die Haare um die Spitze ſeines Zeugungsgliedes (Ruthe) werden endlich ganz weiß. — Die Füchſin (Betze) iſt etwas ſchlanker gewachſen, als der Fuchs, ihre Kehle fällt von Jugend auf mehr ins Weiße, und ihr Kopf iſt ſpitziger; im übrigen aber ihm vollkommen gleich. — Die Stimme der Füchſe iſt kurz kleffend, doch ſchreien ſie auch, wie ein Pfau, und zwar, wie man ſagt, wenn ſich das Wetter ändert, und heulen und knurren, wenn ſie böſe oder in Gefahr ſind. Sonſt laſſen ſich die Alten zur Zeit ihrer Begattung hören, und die Jungen, wenn ſie hungrig ſind, und die Alten mit der Nahrung zu lange zögern. Er wird 14 Jahre alt.

Ihre Wohnung wird der Fuchsbau genannt, worin ſie ſich aber, außer der Begattungszeit, und wenn ſie Junge haben, nicht gern aufhalten, ſondern ſich lieber in dickem Gebüſch und im Schilfe trockener und gefrorner Teiche verbergen. Die Sonnenwärme lieben ſie gar ſehr, und man findet ſie oft vor ihrem Bau auf einem alten Stock oder auf einem Steine ſich ſonnen. Sie retiriren ſich auch im Nothfall, wenn ſie in der Verfolgung ihren Bau nicht erreichen können, auf die Bäume, wenn ſie ſchief genug ſind, um Anlauf nehmen zu können. — Im Winter halten ſie ſich, wegen des tiefen Schnees im hohen Walde, ihrer Nahrung halber gern um die Dörfer auf.

Der Fuchs nährt ſich vorzüglich von lebendigen Thieren. Im Sommer ſchleicht er bei Tage um die Dörfer in dem Getraide herum, und ſtielt die Hühner vor den Augen des Landmanns weg. Im Winter iſt er zwar nicht ſo dreiſte, aber wenn er ſich des Nachts in einen Hof ſchleichen kann, ſo würgt er alles Hausgeflügel, wie es ihm aufſtößt, und trägt es auch, wenn er nicht geſtört wird, ein Stück nach dem andern in einen nahen Buſch, oder verbirgt es im Getraide, Gras und unter dem Mooſe, und trägt es von da alsdenn in ſeinen Bau. Noch begieriger aber iſt er auf

das wilde Geflügel und junge kleine Wildpret. Er ſucht die Neſter der Vögel auf der Erde und in niedrigem Gebüſche auf, raubt die jungen Vögel und Eier aus denſelben, geht durch die ganze Schneuße, und nimmt die Vögel aus. Er fängt faſt den ganzen Sommer hindurch junge Rehe, Haſen, Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner, Feldhühner, Wachteln, Lerchen u. d. gl. und beſchleicht auch von dieſen Vögeln die alten. Er hat einen ſehr feinen Geruch, und verſteht geſchickter, als eine Katze, dem Winde entgegen, auf dem Bauche an ein Thier zu kriechen, und daſſelbe durch einen ſchnellen geſchickten Sprung zu fangen, ſo daß das flüchtige Rebhuhn oft noch in der Luft von ihm ergriffen wird. Gelingt ihm zuweilen ein ſolcher Sprung nicht, ſo ſoll er, nach der Sage der Jäger, langſam und beſchämt auf ſeiner Spur zurück gehen, und gleichſam alle Schritte zählen, um zu ſehen, um wie viel er ſich verſprungen habe. Das meiſte Wildpret fängt er auf der Lauer und durch Liſt. Sieht er z. B. einen Haſen längſt einer Hecke herkommen, ſo legt er ſich dicht an dieſelbe auf die Erde nieder, und verfehlt ſelten, wenn ihm dieſer zum Sprung kommt, ſeinen Fang. Er kennt die Lager des Wildes nach ſeiner Natur ganz genau, und durchſchleicht ganz langſam und bedächtlich jede Gegend um kein Stück zu übergehen oder aufzujagen, ſo daß auf dieſe Art ihm nach und nach alle im Lager ſitzenden Haſen, und alle brütenden Feld- und Waldhühner zu Theil werden. Aus Furcht entdeckt zu werden, raubt er niemals in der Nähe ſeines Aufenthalts, daher man ſagt: der Fuchs jagt niemals auf ſeinem Bau. Im harten Winter fängt er auch in Geſellſchaft alte Rehe, wenn dieſe nämlich bei tiefliegendem Schnee, der eine harte Rinde oder Kruſte bekommen hat, in ihrem ſchnellen Laufe aufgehalten werden. Der Fuchs frißt auch Bienenneſter aus, und gräbt den Erdhummeln des Honigs wegen nach. Er bedient ſich dabei ſeines Schwanzes zu Wegtreibung der Bienen und Hummeln, und diejenigen, welche ſich an ſeinen Körper ſetzen, ſucht er durch Reiben an Steinen und Bäumen und Wälzen auf der Erde zu tödten. Den Igel, ſein herrlichſtes Gericht, ſucht er durch Bepiſſen zur Aufwickelung zu bewegen, und dadurch betäubt muß er ihm wirklich zur Beute werden. Er geht in Waldbächen auch den Krebſen nach.

Hierbei mag ſich vielleicht einmal ein Krebs an ſeinen zottigen Schwanz gehängt haben, woraus man ihn hat beſchuldigen wollen, daß er zum Krebsfang ſeinen Schwanz bloß ins Waſſer hienge, in welchen ſich dann alle Krebſe in der Gegend anklemmten, und ihm dieſes Leckermahl bereiteten. Er muß übrigens, wenn es an kleinem Wildpret in ſeinem Reviere mangelt, ſich auf die Mäuſe- Waſſerratten- Maulwurfs- Froſch- und Krötenjagd legen, oder mit Aas vorlieb nehmen (ludern). Er zieht den Feldmäuſen ordentlich nach, und man trift ihn, wenn ſich dieſelben in Jahren, wo es viel Eicheln, Buchecker und Tannenſaamen giebt, in die Wälder begeben, auch in Wäldern, und wenn ſie im Felde bleiben, auch im Felde an. Er frißt im Nothfall auch Schnecken, Heuſchrecken, Ringelnattern, Feld- und Gartenfrüchte, und im Winter Menſchenkoth. Die Weintrauben liebt er gar ſehr. Vor ſeinem Baue und in demſelben findet man gewöhnlich die Skelette und Knochen von erwürgten Thieren, indem er, wenn er nicht ganz ſicher iſt, mehrentheils ſeinen Raub darin verzehrt. Die Zeit über, da er ſich nicht in dem Bau aufhält, vergräbt er auch den Ueberfluß von ſeinen Nahrungsmitteln, indem er mit ſeinen Pfoten und Schnauze ein Loch in die Erde macht, die Beute hinein legt, und ſie ſorgfältig mit Erde und Moos bedeckt. Der Sicherheit halber iſt er dabei ſo behutſam, daß er allzeit erſt, ehe er den Raub vergräbt, nach allen Gegenden wittert und ſich umſieht, dieß nach Endigung ſeiner Arbeit abermals, und in einiger Entfernung zum letztenmal thut.

Der Fuchs und die Füchſin bleiben da, wo ſie ungeſtört leben können, mehrentheils das ganze Jahr beiſammen. Die Zeit der Begattung (Ranzzeit) iſt im Februar, und die Füchſin wird nur einmal des Jahres läufiſch. Sie ruft alsdann ihren Gatten mit einer heiſern Stimme, womit ſie auch ihre Jungen um ſich zu locken pflegt, zum Genuß der Liebe. Zuweilen antworten ihr in eben der Sprache noch ein oder zwei andere Männchen ſtatt ihres eigentlichen Mannes, und kriechen mit ihr, wenn ſie der Tag bei ihren Liebesangelegenheiten übereilt, in den Bau, in welchem man daher zuweilen den Gatten

nebſt zweien Nebenbuhlern bei ihr ruhig antrift. Sie hängen in der Vermiſchung wegen der wulſtigen Ruthe zuſammen. Das Weibchen trägt 60 Tage oder 9 Wochen, und wirft gewöhnlich zu Anfang des Maies in der Kammer eines friſch angelegten oder neu aufgegrabenen tiefen Baues auf ein von Moos und zuweilen von ihrer eigenen Wolle zubereitetes Bett 3 bis 9 Junge, welche blind zur Welt kommen und es 14 Tage bleiben. Wenn ſie einen Monat alt ſind, ſo führt ſie die Mutter vor den Eingang des Baues, und ſäugt ſie an der Sonne. Um dieſe Zeit fangen auch Vater und Mutter an für ihre Jungen auf den Raub auszugehen, und tragen ihnen junges Wildpret und Federvieh zu. Unterdeſſen lagern ſich bei ſchönem Wetter die jungen Füchſe vor den Bau, ſonnen ſich und ſpielen mit einander oder mit der lebendigen Beute, die ihnen die Eltern herbei gebracht haben. Haben ſie ſich lange genug mit einem ſolchen lebendigen Thiere, z. B. einem Rebhuhn, vergnüget, ſo tödten ſie es, und ein jeder reißt ein Stück ab, trägt es in einen Winkel, und läßt es ſich von den andern unter beſtändigem Knurren, wie die Hunde, nicht nehmen. Die Füchſin liebt ihre Jungen zärtlicher als der Fuchs, indem ſie ihnen weit mehr Nahrung bringt, und ſie auch, wenn ſie Menſchen oder Hunde, die bei ihrem Bau geweſen ſind, wittert, am Halſe fortträgt, entweder in einen andern leeren Bau, oder in dickes Gebüſche oder ins Getraide.

Die Jungen ſind, wenn ſie im Junius ausgegraben werden, dick, plump, wollig, wie junge Hunde und weißgelb. Im dritten Monat (um Jacobi) laufen ſie ſchon mit den alten zu Felde, machen luſtige Sprünge nach den Heuſchrecken, ſchnellen die erhaſchten Feldmäuſe in die Luft, und fangen ſie mit dem Munde wieder auf. Im Herbſte, wenn ſie die Alten abjagen, müſſen ſie ſich eigene Baue aufſuchen oder graben. Sie ſind im 15ten Monate völlig ausgewachſen, begatten ſich aber nicht immer ſchon im erſten Jahre. Sie laſſen ſich einigermaßen zähmen, verlieren aber ihre Wildheit nicht ganz, daher man ihnen, um Schaden zu verhüten, die Zähne ausfeilt. Alte Füchſe behalten ihre

Tücke ſtets an ſich. Sehr ſelten fallen weiße Füchſe. Zahme Füchſe paaren ſich nicht leicht mit den Hunden; jedoch haben ſie ſogar fruchtbare Baſtarden mit ihnen gezeugt.

Die Füchſe ſind vielen Krankheiten ausgeſetzt, mit denen die Hunde befallen werden. Sie bekommen die Wuth, und das Weibchen wird beſonders zur Heckzeit raudig, und behält gewöhnlich dieß Uebel bis in Oktober. Bittere Mandeln verurſachen ihnen Zuckungen und den Tod.

Die größte Verfolgung haben ſie von den Hunden auszuſtehen, und die größte Plage von den Flöhen. Um ſich der letztern zu entledigen, nehmen ſie, nach der gewiſſen Behauptung der Jäger, den Mund voll Moos, gehen rücklings ins Waſſer, tauchen nach und nach den ganzen Leib bis zur Mundſpitze in daſſelbe, und wenn ſich dann die Flöhe alle in das Moos geflüchtet, geben ſie daſſelbe den Fluthen Preis. Die Krähen und Raben verrathen ſie durch ein beſtändig wiederholtes Geſchrei, wobey ſie über ihnen herum fliegen, und dadurch auch andere Thiere warnen, ſich vor ihnen zu retten. Oft werden ſie auch vom Bandwurm, Blaſenwurm und Spulwurm peinlich geplagt.

Wegen des großen Schadens, welchen der Fuchs als Raubthier der Wildbahn verurſacht, wird ihm von den Jägern Sommer und Winter nachgeſtellt, in letzterer Jahreszeit am meiſten, weil da die Bälge gut ſind, die den Jägern, ſtatt des Fanggeldes, an vielen Orten gelaſſen werden. Wegen ſeiner Liſt und feinen Sinneswerkzeuge aber, muß der Jäger bei jeder Art Nachſtellung ſehr behutſam zu Werke gehen; denn alle ſeine Schritte ſind mit der größten Vorſicht und Behutſamkeit gezählt. Er iſt ſtets auf der Lauer, und äugelt und horchet ohn Unterlaß, wittert alle Fallſtricke, die ihm geleget werden, und nimmt überhaupt alle nur mögliche Maßregeln zu ſeiner Sicherheit. Wenn man ihn im dickſten Gebüſche im Walde glaubt, ſo liegt er in einer Hecke am Dorfe und lauert auf die Hühner, und wenn man ihn kaum im Felde ſpürt, ſo liegt er bei näherer Unterſuchung ſchon wieder im Walde verborgen.

Im Junius beſuchet der Jäger die Baue, die er in ſeinem Reviere weiß, alle, und ſieht ob die Fährten von alten, oder von jungen Füchſen, die vor denſelben ſpielen, zu ſpüren ſind. Die Fährte iſt einer Hundefährte nicht unähnlich. Der Fuß iſt länglich, die Klauen ſind vorne hinaus zuſammen gezwungen, und man ſpürt beinahe gar keine Ballen. Wenn er gelaſſen trabet, ſo ſchnürt er ganz gerade, d. i. er ſetzt den Hinterfuß (Lauft), der kleiner iſt, als der vordere, allezeit gerade in die vordere Fährte, und die Spuren gehen in einer geraden Linie fort. Nur in der Flucht greift er aus einander. Er iſt alſo in ſeinem Gange dem Wolf ähnlich. Von den verſchiedenen Arten, den Fuchs zu fangen oder zu ſchießen, ſehe man unter Fuchsjagd.

Dadurch, daß die Füchſe die oft ſo ſehr ſich vermehrenden ſchädlichen Feldmäuſearten ausrotten, thun ſie einen nützlichen Beitrag zur Erhaltung des Gleichgewichts in der Natur. Deshalb hat es auch Beiſpiele gegeben, daß man in ſolchen Revieren, wo man die Füchſe zuvor gänzlich ausgerottet hatte, ſie wieder mit Mühe angezogen hat. Das gebratene Fleiſch benutzt der Jäger bei der Abrichtung der Hunde, welche Füchſe jagen und fangen ſollen. Von vielen rohen Völkern wird es ohne Ekel genoſſen, und wer es nicht weiß, wird auch von uns ohne Bedenken einen gut zubereiteten Fuchsbraten für Haſenbraten verzehren. Von dem Nutzen der Haare und Bälge überhaupt, ſehe man unter Fuchsbalg; von der Lunge, unter Fuchslunge. In den Apotheken hat man anch die Zunge und das Fett deſſelben. Mit Fuchsfett beſtreichen die Perſer die Hände, damit ſie ihnen nicht erfrieren. — Der Schaden des Fuchſes ergiebt ſich aus ſeiner Nahrung, und wo ſie häufig werden, findet man in kurzer Zeit keine Haſen und Feldhühner mehr.

In Thüringen kennt man außer dieſem gemeinen Fuchs, zwei Spielarten, nämlich den Brandfuchs, und den Kreuzfuchs.

Fuchsbalg, Fr. Peau de renard. Iſt die Haut oder das Fell eines Fuchſes, wovon im Sommer, vom 1ſten

Mai bis 1. September der Hutmacher die Haare braucht, die übrigen Monate aber und im Winter, verarbeitet der Kürſchner den Balg zu Pelzen, Müffen und Mützen. Die Fuchsbälge der alten Füchſe mit ſchönen weißen Kehlen bezahlt der Kürſchner theuer, weil er dieſe Kehlen zu Verbrämungen und Pelzfutter verbraucht. Der Schwanz wird im Winter zur Erwärmung des Halſes getragen, und zu rauhen Handſchuhen genutzt, auch beſtreicht man den Elektrophor, aus welchem man Funken locken will, mit demſelben. — Man hält den Fuchsbalg auch in Umſchlägen, oder in Stiefeln gefüttert, beim Podagra, für ſchmerzlindernd.

Fuchsbau, Fr. Renardière. Werden die Hölen in der Erde genannt, worin ſich die Füchſe aufhalten, und die ſie ſich entweder ſelbſt graben, oder den Dachſen abjagen. Der Umfang eines ſolchen Baues hält bisweilen 50 Fuß, die Tiefe 3 bis 6 Fuß, und hat gewöhnlich folgende Einrichtung. Alle äußere Oefnungen gehen in langen Gängen (Röhren) fort, die ſich innerhalb vielmal durchkreuzen, und auf dieſe Art Gemeinſchaft mit einander haben. In dieſen Gängen aber ſucht das Thier ſeine Sicherheit und Bequemlichkeit nicht, ſondern dazu hat es beſondere unterirrdiſche Wohnungen und Verſchanzungen (Kammern und Keſſel) angelegt, wo es bei Ungewittern, Stürmen, bei den Angriffen ſeiner Feinde hinflüchtet, ſich daſelbſt mit der größten Heftigkeit vertheidiget, und wo die Mutter ihre Jungen gebiert. Die Kammern, deren Anzahl nach der Größe des Baues verſchieden iſt, liegen vor den Keſſeln, und jede hat mehrentheils 3 Fuß im Durchmeſſer, iſt mehr oval als rund, und hat wiederum durch eine Röhre, welche mitten durchgeht, mit der nächſten Kammer Gemeinſchaft. In einer ſolchen bereitet ſich gewöhnlich die Mutter ihr Wochenbett. An der letzten Kammer befindet ſich dann eine überaus enge Röhre, welche etwa 3 bis 3½ Fuß lang iſt, meiſt erſt ſenkrecht in die Erde geht, und dann wiederum in einem Bogen aufwärts ſteigt, und zum Keſſel führt. Es befinden ſich in einem Bau höchſtens zwei ſolcher runden Plätze, welche etwa 2½ Fuß Höhe und 3 Fuß Breite haben, und ohne fernern Ausgang ſind. Sie ſind die letzten Zufluchtsörter und die

Schlafgemächer des Fuchſes. Zuweilen findet man auch nur eine Röhre, welche vom Eingang bis zum Ausgang, ohne eine beſondere erweiterte Wohnung inwendig zu erhalten, gerade durchläuft (Fluchtröhre). Dieſe Wohnungen nun trift man mehrentheils in dicken Hölzern, ſelten im platten Felde, wo Feldhölzer in der Nähe ſind, und welche die Jäger Nothbaue nennen, an, und die Füchſe machen in Anſehung des Bodens, wenn er nur nicht gar zu ſteinig iſt, keine Auswahl.

Fuchsblume, Viole. Fr. petite Veſſie du Renard, la Violette. Wird die Drüſe genannt, welche ſich am Obertheil des Schwanzes eines Fuchſes, ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Zoll von der Wurzel in Geſtalt eines Leichdorns mit einer kleinen Oefnung befindet, welche eine geronnene Feuchtigkeit enthält, die ſo angenehm, wie Viole riecht, und die borſtenartigen Haare, welche um dieſelbe ſtehen, hochgelb färbt. Nach dieſer Drüſe beißt der Fuchs, wenn er verwundet wird; vielleicht daß der Geruch und Geſchmack dieſer Fettigkeit ſchmerzlindernd iſt, oder daß er durch dieſen Balſam ſeine Wunde heilen will.

Fuchseiſen, Fr. Traquenard. Sind die eiſernen Fallen, womit die Füchſe gefangen werden, nämlich die ſogenannten Schwanenhälſe und Tellereiſen; ſ. unter Fuchsjagd.

Fuchsgarten. Iſt ein in großen Waldungen und Gehölzen umzäunter Platz, um in ſelbigen die Füchſe zu locken, und mittelſt aufgeſtellter Schlagbäume zu fangen.

Zu einem ſolchen Garten wählet man ſich im Walde einen recht dicken Ort, oder ein ſogenanntes Dickigt und jungen Holzſchlag von 100 Ellen im Quadrat, ſo daß dieſer Platz auf allen Seiten 100 Ellen hat, umzäumet ihn mit einem Zaume von $2\frac{1}{2}$ Ellen hoch, leget darauf gute tüchtige Dornen-Bunde in die Quer und Länge, damit er recht verwildert ausſieht, macht an zwei Seiten einen Thorweg gegen über, daß alſo ein Thorweg auf der einen Seite gegen den andern auf der andern Seite gleich zu ſtehen kömmt.

Zu einem dieſer Thorwege ſchleppet man das Luder, welches man vorher im Walde hat abdecken laſſen, und eine

Ecke herum geſchleifet hat, bis auf die Mitte des Gartens hinein, woſelbſt man es liegen läßt, und zum andern Thorwege wieder hinaus reitet oder gehet. In dem Zaune auf den andern beiden Seiten oder Wänden werden in jeder fünf Löcher gelaſſen, ſo 1¼ Elle hoch ſind, unten aber werden die Löcher entweder ½ Elle hoch verzäunet, oder Stücken Holz daſelbſt hinein geleget, damit die Füchſe darüber ſteigen, und eher an den Drath ſtreichen müſſen.

Vor dieſen Löchern nun werden Schlagbäume (ſ. unter Fuchsjagd), die aber etwas höher ſeyn können, ¾tel Elle weit vom Zaune geſtellet. Jedoch muß der Schlagbaum dem Zaune gleich, welcher oben auch geflochten ſeyn muß, gleich oben über das Loch geſtellet, und gleichſam vom Zaune verdecket werden, damit er nicht ſogleich ſichtbar iſt, indem ſonſt der Fuchs, wenn er ihn gewahr würde, wieder umkehren und nicht in den Schlag gehen möchte. — Unten muß der Zaun um deswillen ſeyn, damit der Fuchs bei offenem Wetter ſich bemühen muß, darüber zu ſteigen, und auch die Löcher bei Schnee noch hoch genug bleiben. Um nun Nutzen von dergleichen Garten zu haben, muß man die Schlagbäume fleißig aufſtellen und täglich beſuchen.

Fuchshetzen, Fr. haler les chiens après le renard. Iſt diejenige Art Fuchsjagd, wenn ſich der Jäger mit Windhunden früh vor Holze ſtellet, und abwartet, bis die Füchſe aus dem Felde zu Holze gehen, da er denn die Hunde entgegen ſchickt, und die Füchſe würgen läßt, wobei ſie ſich aber tapfer wehren. Oft aber entledigt ſich der Fuchs glücklich der Verfolgung ſeiner Feinde mit Laſſung ſeines übelriechenden Harns, deſſen Geruch die meiſten Hunde verabſcheuen, ſich daher zurück ziehen und den Fuchs nicht packen.

Fuchshütte, Fr. Hutte, Cabane où l'on guette le renard. Iſt eine auf einem Baum oder noch beſſer in die Erde gebaute Hütte, in welcher der Jäger zur Winterszeit, in hellen und kalten Nächten, nachdem er zuvor dahin Aas oder eine andere Lockſpeiſe, z. B. eine gebratene Katze, ſchaffen laſſen, den Füchſen auflauert, und ſie aus ſelbiger erſchießt.

Fuchsjagd, Fr. Chaſſe aux renards. Sie wird auf verſchiedene Art angeſtellt, und jede erfordert viele Behutſamkeit, weil auch niemanden beſſer, als dem Jäger, die Wahrheit des Sprichworts: Schlau wie ein Fuchs, bekannt iſt.

Wo Wildbahnen und Gehege ſind, iſt es vorzüglich nöthig, die jungen Füchſe zu tilgen, zu welchem Ende der Jäger im Junius die Baue in ſeinem Reviere beſuchen, und ſehen muß, ob die Fährten von alten oder von jungen Füchſen zu ſpüren (ſ. unter Fuchs) ſind. Wenn die friſchen Fährten in einen Bau führen, ſo wird der Fuchs entweder in Netzen gefangen oder gegraben.

Um ihn zu fangen, belegt man die gangbaren Röhren mit kleinen viereckigen Decknetzen, die im Quadrat etwa drei Ellen halten, von dünnem feſten Bindfaden ſind, und an jeder Ecke eine Bleikugel haben. Wenn ein Dachshund den Fuchs ſtark treibt, ſo fährt derſelbe ſchnell zur Röhre heraus, das Netz giebt nach, die Kugeln umſchlagen ſich, und er verwickelt ſich darin. Wenn er auf dieſe Art ſich nicht fangen läßt, ſo wird er, wo es wegen des Bodens gut angeht, gegraben.

Man ſchickt nämlich zwei oder mehrere Dachshunde in den Bau, verſtopft einige Röhren, wenn er mehrere hat, und bedeckt die andern mit einem Garne, oder ſtellt einen Jagdhund oder Schützen mit einer Flinte davor. Sobald der Fuchs die Hunde wittert, ſo begiebt er ſich ſogleich in eine Kammer und erwartet den Angriff. Bemerkt ihn hier der erſte Dachshund, ſo zeigt er es durch Bellen an, und der Fuchs muß ſich bald, indem die andern Hunde herbeieilen, in eine andere Kammer zurückziehen. Erheben die Hunde ein allgemeines Bellen, ſo iſt er beſetzt, und hat dann keinen andern Zufluchtsort mehr, als den Keſſel, in welchen er ſich durch die enge Röhre begeben muß. Zu dieſem können ihm die Hunde nicht leicht wegen des engen und krummen Weges, der zu demſelben führt, folgen, der Jäger muß ſich alſo mit dem Ohr auf die Erde legen, den Ort genau bemerken, wo die Hunde liegen und bellen, und ihnen durch Aufgraben zu Hülfe kommen. Iſt erſt die Röhre

abgeſtochen, ſo ſuchen ſie die Hunde durch Wühlen zu erweitern und zu dem Keſſel zu gelangen, unterdeſſen er mehrentheils ſo ſtille liegt, daß Jäger und Hunde nichts von ihm bemerken. Die Hunde würgen ihn dann entweder ſelbſt ab, oder der Jäger ergreift ihn mit einer eiſernen Zange, und ſchlägt ihn todt. Sonſt behielt man ſie lebendig, und veranſtaltete die grauſame Luſt ſie zu prellen; ſiehe Fuchsprellen.

Auch kann man die jungen Füchſe in Tellereiſen, die man vor die Röhren legt, mehrentheils wegnehmen, nur muß dieſes in Zeiten geſchehen; denn wenn die Füchſe ſchon zu alt ſind, ſo kriechen, ſobald ſie einer gefangen, die andern heraus, und die Alte führt ſie alsdenn weiter. Will man ſie mit der Flinte wegnehmen, ſo ſtellt man ſich zum Baue, oder man ſetzt ſich, welches noch beſſer iſt, auf einen Baum, wenn einer in der Nähe iſt. Da die Alte gemeiniglich gegen Abend oder Morgens früh zu ihren Jungen kommt, ſo verſchont man lieber anfangs die Jungen, und ſchießet erſt die Alte weg, da man denn nachher die Jungen alle auch ſchießen kann. Man darf aber nicht vom Baue gehen, weil die Jnngen, ohne daß eins zurück bleibt, heraus kommen, und ſich nach der Alten ſehnen, ſo daß man wohl ein Paar, und mehr auf einen Schuß erlegen kann. Nur muß der Jäger Geduld haben, wenn er auch ein Paar Tage daran wenden muß.

Auf eine andere, als obige, aber etwas grauſamere Art kann man ſich noch des Fuchſes im Bau bemächtigen. Man verſtopft nämlich alle Röhren bis auf eine einzige, die dem Winde entgegen liegt, ſehr feſt. Jn dieſe ſteckt man einen Fuß tief ein Stückchen Tuch, das mit Schwefel überzogen iſt, zündet es an, wirft Blätter und anderes Geniſte darauf, damit ein großer Dampf entſteht, welchen der Wind in den Bau treibt. Iſt der Bau voller Dampf, welches man daran erkennt, wenn derſelbe ohngeachtet des entgegen geſetzten Windes wieder herausquillt, ſo verſtopft man auch dieſe Röhre. Den folgenden Tag wird man den erſtickten Fuchs bei der Oefnung des Baues dicht am Eingang einer Röhre hingeſtreckt finden.

Im Winter wird er, wenn ihn die Kreiſer, die bei einem friſchgelegten Schnee jederzeit das Revier umgehen müſſen, und an der Fährte in einer gewiſſen Gegend geſpürt haben, entweder eingelappt, oder geklappert, oder im freien Felde mit Hunden gejagt; ſiehe Verlappen, Klapper- und Haſenjagd, auch Fuchshetzen. Der Jäger kann ihn auch auf dem Anſtand ſchießen, wenn er ſich unter dem Winde an diejenigen Wechſel hinſtellt, die der Fuchs gewöhnlich nimmt, wenn er ſie eine Zeitlang ſicher gegangen iſt. Wiederum lauert man auf ſie aus einer Hütte; ſiehe Fuchshütte.

Vorzüglich werden die Füchſe auch in Schwanenhälſen oder Berliniſchen Eiſen gefangen, wozu aber viele Genauigkeit erfordert wird. Die Eiſen ſelbſt, und worauf das meiſte ankommt, müſſen recht rein geputzt und recht ſauber gehalten werden, auch muß man darauf ſehen, daß kein Oel oder Schmiere daran iſt. Sehr gut iſt, daß man bei angehendem Fuchsfang dürren Pferdemiſt mit reinem Waſſer in einen Keſſel bringt, das Eiſen aus einander nimmt, und es recht wohl ausſiedet; hierauf putzt man es vollends mit klarem Sande, und reinem Waſſer ab, ſäubert alle Schrauben, Gewürbe und Löcher mit reinem Sande aus, und läßt alle Stücke abtrocknen. Nächſtdem gehört hiezu eine gute Witterung, welche auf folgende Art bereitet wird.

Die einfachſte iſt, daß man ein halbes Pfund Gänſefett in einem neuen Tiegel auf Kohlen zerſchmelzen läßt, ſodann Violenwurzel und Süßholz, von jedem ein Loth, gepülvert hinzumiſcht. Wenn das Gänſefett nicht mehr heiß und etwas erkaltet iſt, wird noch zwei Erbſen groß Kampfer, in Brandtwein aufgelöſt, darunter gerührt. Iſt aber ein Fuchs ſchon verpönet oder auf dieſe Witterung mißtrauiſch worden, ſo verändert man ſie folgender Geſtalt.

Man läßt rein ausgelaſſenes Schweineſchmeer auf Kohlfeuer zergehen, und eine klein zerſchnittene Zwiebel darin braten, bis die Miſchung braungelb wird, welche man durch einen leinenen Lappen ſeihet; der Steifigkeit halber ſchabt man etwas weniges Wachs hinein. Hiezu gehören

nun die Brocken oder die Körrung. Man läßt ein Pfund friſches Schweinefett in einem neuen Tiegel, welchen man zuvor mit reinem Waſſer ausgeſotten hat, ſchmelzen, wirft alsdann drei zerſchnittene Zwiebeln hinein, und wenn dieſe braun gebraten ſind, ein Stückchen Kampfer eines kleinen Fingers lang. Wenn der Kampfer ſich aufgelöſet hat, legt man kleine Stückchen Brodt in der Gröſſe der Haſelnüſſe in dieſe Maſſe, und wenn dieſe röthlich werden, thut man endlich zwei Löffel voll Honig hinzu. Wenn alles dieſes zuſammen bei fleißigem Umrühren einigemal aufgekocht hat, ſo nimmt man die Stückchen Brodt heraus, und dieſe Brocken kann man etliche Wochen gut behalten. — Auch ſind hiezu die Heeringsköpfe gut, weil ſie die Füchſe und kleinen Raubthiere lieben, und auch von den Mäuſen, falls dieſe ſich auf den Plätzen einfänden, nicht ſo leicht als das Brodt, weggetragen und gefreſſen werden. In dieſem Fall kann man auch Fleiſch oder Wildpret, ingleichen von Krähen, Hehern, Tauben oder dergleichen die Brüſte heraus ſchneiden, und in Butter und Kampfer braten.

Wenn man die Vorbereitung zum Fange machen will, iſt es gut, wenn man die Lager, in welche die Eiſen zu liegen kommen, vor Eintretung des Froſts einhauet. Hiezu braucht man eine Hacke, die auf beiden Seiten Schneiden hat, deren eine die Länge und die andere in die Quere ſtehet, auf die Art wie die Querart der Zimmerleute. Das Lager macht man ſowohl in den Wieſen und Gründen, oder auf den freien Plätzen und alten Lehden, in und zwiſchen dem Walde, indem die Füchſe auf den Feldern und Wieſen des Nachts nach Mäuſen, oder nach ſonſtigem Raube, gern zu ſchleichen pflegen. Das Eiſen ſpannt man auf, ſtellt es feſte, und legt es auf die auserſehene Stelle, jedoch ſo, daß die Feder allezeit gegen den Wind liegt. Denn da der Fuchs gegen den Wind zum Eiſen geht, ſo fängt er ſich beſſer, wenn er vorne gerade zwiſchen die Bügel, als wenn er die Quer oder über die Feder kömmt. Da man aber nicht wiſſen kann, wo der Wind zu der Zeit, wenn man das Eiſen legen wird, herkommt, ſo haue man das Lager ſo ein, daß die Feder gegen Nordweſt komme; auch kann man noch ein Lager etliche Schritte davon mit der Feder in Morgen bringen.

Wenn das Eiſen auf dem Boden abgezeichnet iſt, ſo haut man eine drei Finger breite Rinne in die Erde, und bringt das Erdreich heraus, wo die Feder, desgleichen wo die Bügel hinkommen. Wo das Schloß zu liegen kömmt, muß es fein geräumig und ſo tief eingehauen ſeyn, daß das Eiſen nicht über dem Boden heraus zu ſehen iſt, und daß es überall gleich tief liegt. — Mühſamer iſt das Lager im Froſte zu machen, auch giebt es da mehr Unreinigkeiten um das Eiſen herum; räumet man aber dieſe weg, ſo ſchadet es dem Fange nichts, denn hat der Fuchs die Brocken auf den Plätzen erſt weggenommen, ſo legt oder hauet man das Eiſen ein, da er ſich gemeiniglich in der erſten Nacht fängt.

Wenn man nun den Fuchs fangen will, ſo macht man die Plätze an ſolchen Orten, wo man glaubt, daß die Füchſe des Nachts heran traben, auf folgende Art. Man hackt mit der Hacke ein rund Fleckchen in den Erdboden ſo groß, daß ein Eiſen liegen kann, ein wenig auf, oder ſcharret nur mit dem Fuß etwas weg. Im Schnee muß man aber nur den Schnee etwas wegſtreichen und nicht aufhauen, weil er ſonſt nicht gern dran will. Dergleichen Körrungsplätze macht man wenigſtens 3, auch 4 = 5 bis 6, indem er durch mehrere Plätze dreiſter und confuſer wird. Auf jeden legt man 2 bis 3 Körrungsbrocken, und macht an mehreren Orten Plätze, damit ſich mehr Füchſe darzu gewöhnen, und ſo ſchleift man auch vor dem Holze, und von einem Orte der Plätze zum andern.

Zu einer Körrung oder Schleppe nimmt man ein Hammelgekröſe, tunkt es in die Miſchung, in welcher die Brokken gebraten werden, und beſtreicht es damit, und ſchleppt es an einem reinen Leinchen hinter ſich her, bis zum Anſtand (wenn man ſchießen will), oder bis zu dem Eiſen, und läßt von Zeit zu Zeit ein Stückchen von dem gebratenen Brodt einzeln auf die Schleppe fallen, bis zu den Plätzen, und ſo fort bis zum Eiſen.

Zur Schleppe kann man ſich auch ſehr wohl einer Katze bedienen, die man ganz bratet, nur muß das Geſcheide weggeſchmiſſen werden. Von dieſer kann man nicht nur einige Stücken zu Brocken auf den Körrungsplätzen hinwerfen, ſondern auch ein Knöchelchen davon zu den Abzugsbiſſen anwenden. Der Fuchs frißt die Katze ſehr gern, und

geht kein Hund, Wieſel, Maus, Krähe an dieſen Biſſen, die ſonſt oft dem Jäger den Verdruß erregen, das Eiſen abzuziehen. Man kann ſie auch mit Gänſefett, und ein klein wenig mit der Witterung, auch wohl mit Butter und ein wenig Kampfer beſtreichen; am beſten aber mit Honig, und ſo dient ſie vielen Jägern als die beſte Schleppe. Auch gehen die Füchſe gut dran, wenn man mit Geſcheide von Rehen, Haſen oder Wildpret ſchleppet.

Wenn nun der Fuchs auf die Schleppe kömmt, folgt er ſelbiger nach bis an die Plätze, wo er denn die Brocken wegnimmt. Man legt auch, ohne wieder zuſchleppen, eine oder zwei Nächte wieder etwas hin, und wenn er nun fleißiger kömmt, ſo legt man gegen Abend das Eiſen, da man denn an dem Abzuge ein von Zwirn geflochtenes Schnürchen, und an daſſelbe einen Brocken, oder etwas davon, womit man ihn angekirret, befeſtiget. Den Brokken muß man aber nicht allzulang vom Schloſſe heraus machen. Hierauf wiſcht man das Eiſen rein ab, und ſtellt es auf. Hinter dem Abzuge aber muß man entweder etwas von Holz, oder ein dazu gemachtes kleines rundes Eiſen vorſtecken, damit es ſich im Legen nicht aufziehen kann.

Unter den Bügeln auf jeder Seite, wie auch unter der Feder, legt man einen kleinen breiten Stein, dieſes giebt im Losſchlagen dem Eiſen mehr Gewalt, daß es nicht unter ſich in den Boden drücken kann. Sodann legt man über das Schloß, und vorne über die Würbel, auch wohl über die Bügel (letzteres iſt aber nicht allezeit nöthig) reines und weiches Papier, und füttert und bedeckt das Eiſen überall mit reiner Spreu. Vorher muß aber auch auf den Plätzen davon geſtreuet geweſen, und ſie der Fuchs ſchon gewohnt ſeyn. Auch iſt es ſehr gut, wenn man es mit etwas von Ameiſenhaufen einfüttert.

Dabei muß man nicht vergeſſen, daß, wenn man das Eiſen in das Lager legen will, von einer der obigen Witterungen einer Erbſe groß auf ein reines leinenes Tuch geſchmieret und wohl eingerieben, und alsdann mit demſelben das reine Eiſen wohl beſtrichen werden muß, jedoch weder zu ſtark noch zu wenig. Denn im letzteren Fall geht der Fuchs nicht daran; iſt es aber zu ſtark geſchehen, ſo fängt er an vor dem Eiſen zu graben, und bis auf das Eiſen, da er denn, ſo-

bald er daſſelbe gewahr wird, nicht an den Brocken geht, ſondern Unrecht vermerkt, und davon geht. — Zuweilen thut es auch gut, wenn man das Eiſen bloß in Schnee legt, ohne das Schloß einzufüttern. Wenn man es aber überall einfüttert, ſo muß man auch mit einer kleinen Ruthe ein wenig Schnee darüber ſtäuben, in der Erde aber einzuhauen, iſt alsdenn nicht nöthig.

Wenn auch der Fuchs nicht ſogleich auf das Eiſen kömmt, ſo muß man doch allezeit des Morgens nachſehen, und mit einem Reiße nur den Brocken zudecken, damit die Krähen, Raben ꝛc. das Eiſen nicht losziehen. Des Abends aber muß man das Reiß wieder wegnehmen.

Hiebei iſt noch zu gedenken, daß neben dem Abzugs-Brocken noch ein oder zwei dergleichen hingelegt werden, wie denn auf den Nebenplätzen gleichfalls Brocken ſeyn müſſen. Da auch einige Füchſe ſo liſtig ſind, die Brocken von den Nebenplätzen wegzunehmen, zu den aber an dem Eiſen keine Luſt haben, ſo muß man, wenn dieſes 1, 2 oder drei Nächte geſchieht, das Eiſen lieber ein Paar Tage wegnehmen, den Fuchs aber fort ankirren, und alsdenn das Eiſen neben den erſten Platz legen, da er ſich eher betrügen läßt. Sie käuen auch wohl den Brocken von der Schnur ab, und in dieſem Fall muß das Eiſen nicht zu feſte ſtehen.

Auch wollen ſie ſich zuweilen an den rechten Brocken nicht wagen, ſondern nehmen bloß die von der Seite weg, und laſſen den rechten liegen. Wenn man dieſes merkt, ſo ſticht man einen ſtarken Faden durch die Nebenbrocken, und hängt ſie an den mittelſten an, wodurch ſie doch endlich irre und betrogen werden.

Weniger Arbeit macht es, wenn man die Füchſe in Tellereiſen fängt, indem man keine Witterung braucht, außer zu den jungen Füchſen. Wenn man dieſe vor dem Bau fangen will, muß man das Eiſen mit obiger Witterung verwittern.

Um alte Füchſe zu fangen, legt man das Tellereiſen da, wo Quellen oder Springbrunnen im Walde ſind, die ablaufen, in die Quelle ohne Witterung, aber ſo, daß das Waſſer darüber läuft. Auch ſchneidet man ein Stückchen von dem in der Quelle befindlichen dünnen oder mooſigten Graſe aus, ſo groß, daß es über das Eiſen reicht.

Wenn dergleichen Gras nicht vorhanden, ſo legt man ein dünnes belaubtes Zäckchen, und ſtreuet vor dieſem dürres Laub darauf, daß es das Waſſer nicht wegſchwemme. In die Quelle ſteckt man eine Gabel, und hängt etwas von Wild- oder Reh-Geſcheide neben das Eiſen, und um die Quelle wirft man alt Holz und allerhand Reiſig, ſo daß der Fuchs über das Eiſen muß, wenn er zum Geſcheide will.

Kömmt er nun nach dem Geſcheide, ſo wird er ſich in das Eiſen fangen. Bei ſtarkem Froſt, wenn er ſich mit dem Eiſen im Waſſer überſchlägt und naß macht, wird ihm der Pelz bald ſteif frieren, und er nicht weit laufen. Bei gelindem Wetter reiſen ſie wohl eine Ecke weg; wenn aber Schnee iſt, kann man ſie bald ausfindig machen. Auf dieſe Art fangen ſich die Füchſe ſehr gut, beſonders die, welche mit andern Eiſen verprellet worden, indem ſie keine Witterung vom Eiſen haben, da ihnen das Waſſer die Witterung benimmt. Wenn ſich der Fuchs gefangen hat, und man nicht bald hinzu kommt, ſo beißt er ſich oft das Bein, oder den Schwanz, womit er ſich gefangen hat, los, und entgeht ſo verſtümmelt den Nachſtellungen des Jägers und ſeinem Tode.

Wenn man die Füchſe mit Schlagbäumen fangen will, ſo nimmt man zwei Stücke von einer ſtarken Stange, und macht davon zwei Unterſtangen, jede 4 Fuß lang, welche nur ſo weit von einander zu liegen kommen, daß noch eine dergleichen ſtarke Stange dazwiſchen liegen kann. Dieſe werden feſt angepflöckt, und in die Erde ganz gleich eingegraben, daß nichts davon herausgehe. Die Unterſtangen dienen dazu, daß, wenn ſich etwa ein Fuchs fängt, er recht feſt liege, und ſich nicht in der Erde ausreiben könne. Sie werden auch ſodann gleich todt geſchlagen, und die Haare von den Bälgen können ſich nicht abreiben. Zu den Ober- oder Schlagbäumen wird eine etwas ſtärkere, 5½ Fuß lange Stange genommen, welche ſehr gleich ſeyn muß, auch muß in ſelbige nicht gehauen worden ſeyn, ſonſt zerbricht ſie.

Nun muß man auch zwei ſtarke Stützen haben, mit ſtarken Gabeln, welche neben den beiden in der Erde liegenden Stangen von außen daran in die Erde feſt eingeſchlagen werden, welche ¾ Ellen hoch über die Erde ſtehen,

und worauf eine Stange gelegt wird, welche ¾ Ellen lang iſt.

Dann iſt ein 12 Zoll langes Querholz erforderlich, und ein von Eichen, Haſeln oder andern Weiden, oder auch von Wachholderreißig recht feſt geflochtener Kranz; hinten kommen zwei Pfähle hin, ſo weit die Stellung gehet, welche man an dieſen hinterſten Pfählen anmacht, wohinter, gerade der Fallſtange, noch ein breiter Pfahl geſchlagen wird, daß dieſelbe nicht hinterwärts weichen kann. Hierauf nimmt man eine meſſingene Clavierſaite, dieſe reichet von den hinterſten Pfählen bis an die vorderſten Stützen, es iſt ein meſſingener oder eiſerner, glatt und rund gefeilter Ring, daß man mit einem Daumen hineinfahren kann. Dann muß man ein Schnürlein haben, welches zwiſchen den unten in der Erde verborgen liegenden Stangen, mit einem Häkchen eingeſchlagen iſt, bis an den Ring gehet, und ſelbigen niederhält, daß er ſich nicht in die Höhe ziehen kann. Endlich kömmt ein 6 Zoll langes Stellholz, wovon ein von Haaren gemachtes kleines Strickchen bis zu dem Querholz gehet. Noch iſt ein Häkchen erforderlich, an welches das Leinchen, woran der Ring iſt, gebunden wird, und ein Kerb in der einen vordern Stütze, in welche das Stellholz kommt.

Ehe aber dieſer Schlagbaum aufgeſtellet wird, ſo beſchweret man den obern, oder Schlagbaum gegen die Mitte, mit einigen Stücken Holz oder Steinen, damit der Fuchs denſelben nicht aufheben kann, und verwittert ihn neben her, und darüber mit grünen Reißern. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſtellt man ihn folgendermaßen auf.

Erſtlich bauet man ſich eine Stütze, und ſetzet ſie unter den Schlagbaum, nimmt das Querholz, ſteckt es in den Kranz über die auf Stützen liegende Stange, mit einem Ende kurz von inwendig heraus; an dem andern Ende iſt das härene Leinchen angebunden, an welches in der Mitte das Stellholz angemacht wird. Dieſes Stellholz nimmt man, und ſetzet es in den in der vordern Stütze befindlichen Kerb, und ſtecket den Ring an das Stellholz, ſo genau und knapp es immer ſeyn kann, worauf die Stellung fertig iſt.

Solche Schlagbäume kann man vor allen Bauen, Fluchtröhren und unter Bäumen, die hohl ſind, anwenden, ſie auch bei Zeiten verfertigen, und den Schlagbaum auf eine Stütze aufſtellen, damit die Füchſe gewohnt werden, darunter aus- und einzugehen, weil ſie ſonſt in der Röhre bleiben und hungern, ehe ſie ſich der Gefahr ausſetzen, gefangen zu werden, daher man ſie alsdenn allzeit wie ſkeletirt bekömmt. Man läßt ſie im Sommer und Winter alſo ſtehen, und nimmt die Beſchwerung herunter, damit die Bäume nicht krumm werden.

Iſt nun der Fuchs am Balge gut, und gehet bei Regen oder ſonſt ſchlimmen Wetter in den Bau, ſo muß man erſtlich ſehen, ob er hinein gekrochen, und wenn dieſes geſchehen, ſo ſtellet man alle Schlagbäume auf, und er wird ſich ganz leicht fangen. Man ſtellt ſie auch an die zwiſchen den Wieſen hin fließenden kleinen Bäche. Daſelbſt muß man ſie ſtark verwildern, und Reißig darumwerfen, auch auf beiden Seiten Brocken oder Heeringsköpfe legen, es müſſen aber ſodann zwei beiſammen geſtellt werden. Wer ein eignes Revier hat, kann ſich derſelben bequemer bedienen. Sie dauern wenigſtens 10 Jahr, und koſten weiter nichts, als daß man ſich die Mühe gebe, und die Beſchwerung herunter nehme, wenn man keine Füchſe mehr fangen will, weil die Schlagbäume ſonſt krumm laufen. — Auf gleiche Art kann man die Füchſe mit Schlagbäumen fangen, wenn man ſie in einen ſogenannten Fuchsgarten lockt.

Bei dem Fang mit Krähenaugen, welches aber wohl ſelten noch geſchieht, muß man vorzüglich verhüten, daß kein guter Hund darüber kommt. Zu dieſem Fang, der aber nicht eher, als bei Froſt, vorzunehmen iſt, ſchneidet man dünne Scheibchen von Fleiſch, ſtreuet eine Meſſerſpitze voll Krähenaugen darauf, und wickelt das Fleiſch zuſammen in ſo große Kügelchen, als eine Schnellkugel iſt, und legt ſie ſogleich an die Luft, daß ſie zuſammen frieren. Es dürfen aber keine Krähenaugen auswendig dran kommen, weil es der Fuchs ſonſt ſchmeckt, und ſie liegen läßt.

Wenn man nun den Fang vornehmen will, ſo kirret man die Füchſe an, auf Plätzen, und wenn er die Kirrung ein- oder zweimal von den Plätzen weggenommen hat, ſo werden die Kugeln mit den Krähenaugen erſt an dem Tag, da man ſie hinaus legen will, gemacht. Wenn ſie ſteif gefroren ſind, beſtreicht man ſie mit zerlaſſenem Gänſefett oder Butter, legt auf 2 oder 3 Plätzen, 8 bis 9 Stück von den Fleiſchkugeln, wovon er, wenn er ſie nimmt, bald krepirt. Am beſten iſt dieſer Fang, wenn Schnee iſt, damit, wenn er zu wenig eingenommen, und noch weit geht, man ihn nach und nach ausmachen kann. Dergleichen gefangene Füchſe müſſen aber bald geſtreift werden, weil ihnen ſonſt die Haare abgehen.

Die Füchſe aufs Reitzen zu ſchießen, geſchieht auf unterſchiedliche Art, entweder auf das Geſchrei eines Haſen, oder einer Droſſel, oder auch einer Maus, nur muß das Reitzen recht rein gemacht werden, weil es ſonſt der ſchlaue Fuchs gleich merkt, und ſich vom Schützen entfernt.

Auf den Haſen-Ruf zu reitzen, nimmt man den einen Daumen, legt den Nagel mit der Hälfte zwiſchen die Lippen, oder die Spitze von dem Zeigefinger wird zwiſchen die Lippen, oder auch die Hand an das Maul gehalten, und an den Fingern oder der Hand ſtark angeſäuget, daß es einen Laut giebt, wie ein Haſe, wenn er gefangen wird. Auch kann man den Laut des Haſens angeben, wenn man in die zugemachte Hand bläſet. Noch bedient man ſich eines Horns, welches abgedrehet iſt, und einen Anſatz, wie ein Hiefhorn, hat, und eines Fingers lang iſt. Dieſes hält man mit einem Ende in die Hand, und bläſet darauf, indem man die Hand auf und zu macht. Hiermit kann man unter allen Reitzen den ſtärkſten Laut, wie ein Haſe, geben, und ſind daher weit zu hören. — Mit der Vogelpfeife reitzet man wie eine Droſſel, wenn ſie gefangen wird. Mit dem Munde ſpitzet man wie eine Maus.

Gegen Abend oder des Morgens mit anbrechendem Tage, ſtellt man ſich an den Ort, wo man vermuthet, daß Füchſe heraus oder hinein traben, und reitzt dann und wann einmal, aber nicht oft. Bekommt man ihn aber

eher zu ſehen, ſo iſt es deſto beſſer; denn reizt man nun, ſo wird er bald darauf hören, und auf nochmaliges Reizen wieder geſchwinde auf ſelbiges los laufen. Vorher aber muß man zum Schuſſe fertig ſeyn, weil er ſehr geſchwinde kömmt, und eben ſo ſchnell wieder davon eilet.

Fuchslunge, Fr. Poumon de renard. Mit der Lunge des Fuchſes, wenn ſie getrocknet worden, ſind Jäger und Waldbewohner mehrentheils immer verſehen, in der irrigen Meinung, daß ſie ſich und andern Nebenmenſchen in der Schwindſucht und andern Bruſtkrankheiten helfen könnten.

Fuchsprellen, Fr. Berne de renard. War vormals ein öfterer grauſamer Zeitvertreib an Höfen, wenn eine Anzahl Füchſe, ingleichen Haſen, Dachſe, Biber, Fiſchottern, wilde Katzen, Marder, Iltiſſe, ingleichen Friſchlinge eingefangen, und in Gewölben und Behältniſſen zum Prellen aufbewahret wurden.

Wenn das Prellen angehen ſoll, ſo werden die Thiere in Kaſten geſetzt, alsdenn wird ein länglich viereckigter Platz auf dem Schloßhofe mit einem hohen Tuche umſtellet, und mit Sande dick befahren. Man ſetzt auch etliche kleine Tannen, die unten glatt ſind, in den Platz; die Kaſten mit den Thieren aber ſind an einem Ende auswendig am Tuche hingeſchafft.

Iſt nun der Platz zum Prellen völlig eingerichtet, und ſind die Thiere in Bereitſchaft, da man auch wohl vorher den Haſen, Kragen, Leiern, Violinen, und allerhand muſikaliſche Inſtrumente vorſtellende Figuren, auch ſonſt unterſchiedliche Portraits von ſtarker Pappe an- und aufmacht; ſo ſtellen ſich die Jäger vor dem Schloßhofe in Ordnung, nach ihrem Range, und ziehen ſo paarweiſe zum Schloßhofe hinein, nach dem eingerichteten Platze, woſelbſt das Tuch geöffnet iſt, erſt um ſelbiges herum, und alsdann hinein.

Wenn die Jägerei ſich nun in Ordnung geſtellet hat, ſo kommen die Cavaliers Paar und Paar in den Platz, woſelbſt die Prellen geſteckt ſind, die auf zweierlei Art gemacht werden können.

Man macht ſie entweder von Gurt, wie man ihn zu Bauchgurten an die Pferdeſättel nimmt, ſie müſſen aber

einer ſtarken Hand breit, und 9 bis 10 Ellen lang ſeyn. An beiden Enden wird ein Knebel gemacht, woran man mit beiden Händen anfaſſen kann. Oder man macht ſie auch von Leinen, die eines Fingers dick, und 10 bis 12 Ellen lang ſind. Hiezu kommen hölzerne Knebel, in welchen 4 Löcher ſind, deren jedes 4 Zoll von einander entfernt iſt. Durch dieſe Löcher werden die Leinen gezogen, und mit einem halben Knoten geknüpft. Die Knebel kommen auch 1½ Elle weit aus einander; an beiden Enden aber werden zwei Knebel angemacht, damit man ſie an beiden Seiten angreifen kann, und mit dieſen Leinenprellen geht es beſſer, als mit den erſtern von Gurt.

Wenn nun die Cavaliers an ihre Prellen getreten ſind, ſo werden etliche von den Füchſen und Haſen aus den Kaſten in den Platz gelaſſen. Laufen dieſe nun über die Prellen, ſo ſtehen die Herren ſchon in Bereitſchaft, und rücken beide zugleich, daß die Thiere zuweilen etliche Ellen hoch in die Luft fliegen. Kaum aber kommen ſie wieder herunter und wieder auf die Prelle, ſo werden ſie ſchon wieder in die Luft geſchickt, wovon ſie denn anfangen zu taumeln und zu kriechen. Etliche krepiren auch, oder man ſchlägt ſie vollends todt. Auf dieſe Art wird mit allen vorräthigen Thieren fortgefahren. Die Dachſe und Friſchlinge ſind wegen ihrer Schwere nicht ſo leicht zu prellen; die Katzen aber bleiben öfters an den Prellen kleben.

Wenn denn nun alle Füchſe, Haſen und andere Thiere geprellet und todt geſchlagen, auch nach ihrer Ordnung rangiret ſind, ſo zieht die Jägerei wieder aus dem Platze, bläſet auch wohl mit Hiefhörnern, und läßt das Waldgeſchrei hören.

Das Fuchsprellen ſoll eigentlich das grauſame Vergnügen eines Kampfjagens vertreten, und hat vor dieſem um deswillen Vorzüge, weil es nicht ſo beträchtliche Koſten erfordert, da keine ausländiſche fremde Thiere dazu angeſchafft zu werden brauchen, auch in allen Gegenden Deutſchlands Füchſe und andere dergleichen ſchädliche Raubthiere vorhanden und zu erhalten ſind. Die zwei Perſonen, welche mit einander an einer Prelle ſtehen, müſſen aber einander recht verſtehen, und zugleich rücken, da

ſie denn den Fuchs 6 bis 8 Ellen in die Höhe bringen können. Rücken ſie aber nicht in einem Tempo, ſo überſchlagen ſie ſelbige nur, daß ſie von einer Prelle auf die andere kommen. Der einzige Nutzen des Fuchsprellens beſteht in einer guten Leibesbewegung, denn es gehört dazu ſowohl Stärke als Geſchicklichkeit, und wer die Vortheile nicht recht in Acht nimmt, kann von dem andern umgerückt werden, oder ſich doch verrenken.

Fuchsſchwanz, Fr. Queue de renard; auch Standarte, Stange, Ruthe, Lunde genannt; ſiehe unter Fuchsbalg.

Fuder, Fr. Charretée de bois. Iſt ſo viel als Klafter, nämlich ein beſtimmtes Maß, womit das Brennholz in einigen deutſchen Gegenden, z. E. im Hollſteiniſchen, gemeſſen wird, und beträgt etwas über die Hälfte eines Fadens.

Fuderzeug, Fr. Charretée avec toiles. Hierunter verſtehet man einen Wagen mit Jagdzeugen nebſt allen übrigen dazu gehörigen Geräthen. S. Zeugwagen.

Führig, Fr. eſt à dreſſer. Sagt der Jäger von einem jungen Leit- oder Jagdhund, wenn er ein Jahr alt geworden iſt, ſo daß er nun mit aus- und eingeführet werden kann.

Funfzigſchuhiges Holz. Wird bei dem Künziger Floßweſen im Würtenbergiſchen ein Stamm Tannenholz genannt, der in der Länge völlig 36 Schuh und 5 bis 7 Zoll am kleinen Ende hat.

Furcheln, Forkeln, Fr. perche fourchée. Sind runde Stäbe von Holz, welche zu Aufſtellung der Netze gebraucht werden. Man hat ſie von zweierlei Art. Bei der einen Art iſt oben ein ganz gerader ausgewachſener Aſt, und bei der andern, welche neben erſtere geſtellt wird, werden oben nur Kerben eingeſchnitten. Sie ſind dauerhaft, und kann auch leicht damit geſtellet werden, obſchon nicht ſo geſchwind, weil die Leinen gar leicht aus der Kerbe wieder herausfallen: deſto leichter aber ſtehen ſie auch zum fangen.

Fürſtenruf, Fr. Appel à la chaſſe. Sind gewiſſe muſikaliſche Strophen, welche bei der Parforcejagd von

den Piquirs geblaſen werden, um den Herrſchaften davon ein Zeichen zu geben, wohin die Jagd gehet.

Fuß, Schuh, Fr. Pied. Iſt die Benennung eines Maßes, wornach die Größen der Dinge angegeben werden. Ein ſolches Maß, welches an verſchiedenen Orten verſchiedentlich angenommen wird, macht mehrmals genommen, ein größeres Maß, als eine Ruthe, ein Klafter u. ſ. w. aus, und wird in kleinere Maße, die Zolle, abgetheilt. Dieſes Maß hat den Namen von dem Fuß eines Menſchen, deſſen Länge es ungefähr hält, und da man es immer bei ſich hat, ſo kann man es zum Ausmeſſen der Linien gebrauchen, indem man ſehr bequem einen Fuß vor den andern ſetzen kann, bis man die ganze Linie abgetreten hat.

Der Fuß hat, ſo wie die Ruthe und Zolle, nicht einerlei Größe. Die Klafter, Lachter, Faden haben wohl an den meiſten Orten die Länge von 6 Fuß, allein die Ruthe hat bald 12, bald 14=16=18 Fuß, und der Fuß entweder 12 oder 10 Zoll. Der Feldmeſſer nimmt den Fuß an, der an dem Orte gilt, wo er mißt, theilet jede Ruthe in 10 Fuß, und macht 10 Zolle aus einem Fuß, ſo daß er ſich um alle andere Eintheilungen nicht kümmert. Er bedienet ſich alſo des Decimalmaßes, und dieſes thut er der Bequemlichkeit halber, mit welcher er theilen und ausrechnen kann. Es wäre auch zu wünſchen, daß dieſe Abtheilung überall eingeführt wäre, weil ſie überhaupt die Verwandlung größerer Dinge in kleinere, und kleinerer in größere ſehr erleichtert. Will er das, was er nach ſeiner Ruthe gemeſſen, in 12, 14, 16 oder 18 füßigen Ruthen ausdrücken, ſo hängt er an ſeine Ruthen eine Nulle an, um ſie in die Schuhe zu verwandeln, und dividiret mit 12, 14, 16 oder 18, wodurch er das verlangte Maß erhält. Dieß betraf den Längenfuß.

Der Flächenfuß aber oder derjenige, womit man Flächen ausmißt, iſt zweierlei, nämlich der Quadratfuß oder Kreuzfuß, und der Riemfuß. Der erſte iſt ein wirkliches Quadrat, das 1 Fuß lang und eben ſo breit; der andere aber ein Rechteck, das 1 Fuß lang und ein Zoll breit iſt. Es gehen alſo der Riemenfuße ſo viele auf einen Quadratfuß, als Längenzolle auf einen Linienfuß. Wenn alſo 12 Zolle einen

Fuß ausmachen, ſo verwandelt man die Quadratfüße durch die Multiplication mit 12 in Riemenfüße, und dieſe durch die Diviſion mit 12 in jene.

Der körperliche Fuß wird eingetheilt in Cubikfuß, Schachtfuß und Balkenfuß. Der erſte iſt ein wirklicher Würfel, der 1 Fuß lang, breit und hoch iſt. Der andere iſt ein flaches Parallelepipedum, das 1 Fuß lang und breit, aber nur 1 Zoll hoch iſt. Es gehen alſo ſo viele Balkenfüße auf einen Schachtfuß, desgleichen ſo viele Schachtfüße auf einen Cubikfuß, als Längenzolle auf einen Längenfuß.

Zur Meſſung der Flächen bedient man ſich vorzüglich der Quadratfüße und zur Meſſung der Körper der Cubikfüße. Aus dem Geſagten erhellet, daß wenn der Längenfuß 10 Zoll hält, der Quadratfuß 100 Quadratzoll, und der Cubikfuß 1000 Cubikzoll in ſich faſſet; hingegen wenn der Längenfuß 12 Zoll hält, der Quadratfuß 12 mal 12 oder 144 Quadratzoll, und der Cubikfuß 12 mal 144 oder 1728 Cubikzoll in ſich begreift. Die Beſtimmung der Riemen-Schacht und Balkenſchuhe kann man hieraus vor ſich ſelbſt machen.

Fußſcheiter, Fr. Buches de fourneau oder d'Alumelle. Heißen bei den Köhlern jene Holzſcheiter, die bei einem geſetzten Meiler an der untern Schicht in die Quer auf einander gelegt werden, damit die geſtübten Meiler oder Kohlhaufen unten auf der Stätte zum Feuerziehen Luft behalten.

Füttert. Iſt bei einem Bordtfloz mittlerer Gattung ein Nebenanhang von Ramſchenkel, Latten und Bauholz.

Folgender Artikel iſt noch nachzuholen:

Ball hetzen, auf den Ball hetzen, Fr. lâcher les chiens. Wird geſagt, wenn man bei einem Streifjagen die Saufinder voran in die Dickigte ſchickt, und wenn dieſe die Sauen ſtellen und ſolche verbellen, daß man ſie hört, hierauf mit den Hatzhunden, ſo nahe als möglich, im Stillen heranziehet, bis ſie den Saufinder deutlich hören, und wahrnehmen können wo es zu gehet, und alsdann läßt man die Hatzhunde ſtreichen, ſo daß ſie auf den Saufinder losgehen und das Schwein packen. S. Streifjagen.

Ende des erſten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Daniel Kno

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Handbuch für praktische Forst- und Jagdkunde in alphabetischer Ordnung

Bd.: 1

Leipzig 1796

Oecon. 779-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295648-2
VD18 90381378